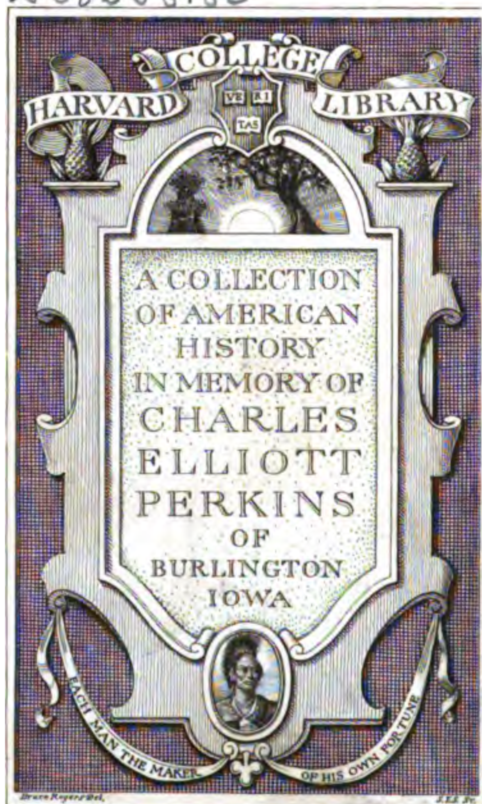


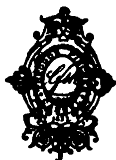

HARVARD COLLEGE LIBRARY
VE RI TAS
A COLLECTION OF AMERICAN HISTORY IN MEMORY OF CHARLES ELLIOTT PERKINS OF BURLINGTON IOWA
EACH MAN THE MAKER OF HIS OWN FORTUNE

Californische Kulturbilder.

Von

Theodor Kirchhoff

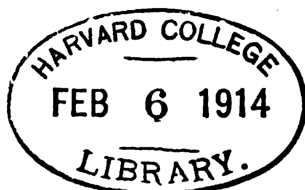
(in San Francisco).



Cassel.

Verlag von Theodor Fischer.

1886.



Druck von Gebr. Gotthelft in Cassel.

Seinen hochgeschätzten Landsleuten,

den deutschen

Schriftstellern, Dichtern und Reisenden,

welche während der letzten Jahrzehnte das sonnige

Goldland besucht haben,

in Freundschaft gewidmet.

Vorwort.

Die vorliegende Sammlung von californischen Kulturbildern macht nicht Anspruch darauf, eine erschöpfende Darstellung des Volkslebens und der mannigfaltigen Eigentümlichkeiten des sogenannten „Goldstaats" zu bringen. Es sind kaleidoskopisch aneinander gereihte Schilderungen von Land und Leuten, wie sie im Laufe eines zwanzigjährigen Aufenthalts an dieser Küste frisch der Wirklichkeit entnommen wurden. Manches in diesem Werke ist im Laufe der Jahre bereits in den Zeitschriften Gartenlaube, Daheim, Globus und Die Gegenwart erschienen, der größte Teil desselben tritt jedoch mit seinem Inhalt hier zum erstenmal vor die Öffentlichkeit. Da in einem so reißend schnell wie Californien sich entwickelnden Lande das, was gestern neu war, oft schon in kurzer Zeit veraltet ist, so fand ich es für nötig, bei jedem der älteren Artikel sozusagen aufs neue Vaterschaft zu stehen, jeden derselben mit zahlreichen Ergänzungen zu versehen und, wo erforderlich, den neuesten Zeitverhältnissen anzupassen. Namentlich ist dies bei den Reiseschilderungen der Fall gewesen. Eine Reihe derselben wird den Leser in die verschiedenartigsten, weit voneinander entlegenen Gegenden des an Naturschönheiten so überreichen Californiens führen, wodurch ihm das Gesamtbild dieses interessanten Landes möglichst klar vor das geistige Auge gebracht werden soll. Die abnorme Sonderstellung des chinesischen Volkselements und seine Beziehungen zu der kaukasischen Bevölkerung sind auf eingehende Weise geschildert worden.

Nach einem bekannten Ausspruch wird es zwei Klassen von Schriftstellern, welche sich mit kulturhistorischen Arbeiten befassen, am schwierigsten,

eine richtige Darstellung über ein von ihnen zu beschreibendes Land und dessen Bevölkerung zu geben, — solchen, die gleichsam im Fluge ein Land durcheilen und solchen, die lange Zeit dort ansässig gewesen sind. Erstere werden, bei dem großen Vorteil, neue Eindrücke zu empfangen und fesselnd darstellen zu können, doch oft das sie angenehm oder abstoßend Berührende allzusehr auf sich einwirken lassen und selten Irrtümer vermeiden; letzteren wird es schwer fallen, in der Begeisterung für das ihnen lieb gewordene Land unparteiische Schilderungen zu entwerfen und namentlich nur das für den auswärtigen Leser Interessante hervorzugreifen. Möge es mir gelungen sein, beider Fehler zu vermeiden und dieses seltene Land und seine Bewohner mit objektiver Feder und auf eine ansprechende Weise gezeichnet zu haben.

San Francisco, 1. August 1886.

Theodor Kirchhoff.

Inhaltsverzeichnis.

Seite.

Vorwort . . . . V.
California . . . . 1.
San Francisco im Jahre 1885 . . . . 3.

1. San Francisco, eine viel verleumdete Stadt. — Das Urteil der Touristen — Kulturgeschichtliche Erinnerungen. — Mannigfache Schicksale und rasches Emporblühen der Stadt. — Statistisches. — Günstige Handelslage. — Die Bai von San Francisco. — Panorama von Stadt und Bai . . . . 3.
2. Abnorme Terrainverhältnisse. — Architektonischer Anblick der Stadt. — Der dem Wasser abgewonnene Stadtteil. — Die Marketstraße. — Die Hügelstraßen. — Die Paläste auf „Nob Hill“. — Kabelbahnen. — Das Chinesenviertel . . . . 11.
3. Hervorragende Bauten. — Das neue und das alte Stadthaus. — Das Palace-Hotel. — Prächtige Holzgebäude der Reichen. — Physiognomie des Straßenlebens. — Globe trotters. — Die Frauenwelt. — Händler, Experte und Astronomen. — Festliche Umzüge. — Hotelgarnis . . . 17.
4. Eine kosmopolitische Großstadt. — Typus der Californier. — Californische Gastfreundschaft. — Leichtsinn beim öffentlichen Verkehrswesen. — Trinklokale. — „Free lunch.“ — Hoodlums. — Annehmlichkeiten des geselligen Umgangs. — Eigentümliche Witterungsverhältnisse . . . . 25.
5. Theater, Musik und Kunstbegeisterung. — Gesellschaftliches Leben. — Picknicks. — Vereinswesen. — Woodwards Garten . . . . 34.

Städtische Bilder aus San Francisco . . . . 41.

I. Die „Stock“-Börse . . . . 42.
II. Die Kabelbahnen . . . . 58.
III. Die Feuerwehr und der Distrikt-Telegraph . . . . 65.
IV. Wandernde Häuser . . . . 71.
V. Stiefelputzer-Ateliers . . . . 73.
VI. Die „Allgemeine deutsche Unterstützungsgesellschaft“ . . . . 76.
VII. Norton der Erste, Kaiser der Vereinigten Staaten und Protektor von Mexiko . . . . 81.
VIII. Der Doktor Li-po-tai und seine Kollegen . . . . 88.
IX. Ein Spaziergang durch die Chinesenstadt . . . . 92.
X. Das Kliffhaus, der Golden-Gate-Park und die Sutro-Höhe . . . . 106.

Das californische Deutschtum und seine patriotischen Feste . . 114.

Seite.

Kreuz und Quer . . . . 133.
I. Die Wunder des Yosemite-Thales und die Mammutbäume von Mariposa 134.
II. Ein Ausflug nach dem Napathale und den Geysers . . . . 153.
III. Im Bereiche des Mount Shasta . . . . 170.
IV. Das Santa-Clara-Thal und die Umgebungen der Bai von Monterey . 177.
a. Von San Francisco über San José nach Santacruz . . . . . . 177.
b. Das Hotel del Monte, eine Strandfahrt nach der Carmelo-Bai und die Mission San Carlos . . . . 192.
V. Nach Santa Barbara und nach San Buena Ventura . . . . . . 200.
1. Von Soledad über San Luis Obispo nach Santa Barbara . . . 200.
2. Santa Barbara . . . . 209.
3. Von Santa Barbara nach San Buena Ventura . . . . 216.
VI. Los Angeles und seine Umgebungen . . . . 220.
VII. San Bernardino und die Kolonie Riverside . . . . 232.
VIII. San Diego . . . . 246.
Ein Ausflug nach den Gebirgsseen in der Sierra Nevada . . 260.
I. Der westliche Aufstieg der Sierra Nevada. — Eisenbahnfahrt von Colfax nach Truckee. — Am Donnersee. — Die Donner-Gesellschaft und ihr entsetzliches Schicksal. — Durch das Truckeethal nach dem See Tahoe. — Das Abholzen der Sierra und die Verwüstung der Wälder . . . 260.
II. Lage und Eigentümlichkeiten des See Tahoe. — Das Gebirgspanorama am See. — Dampferfahrt von Tahoe City nach Tallác. — Das „Talláchouse“ und dessen Umgebungen. — Die feindlichen Nachbarn. — Bootfahrten im Mondschein. — Am Cascade-See. — Ausflug nach der Emerald-Bucht . . . . 268.
III. Besteigung des Mount Tallác. — Der „Fallen-Leaf“-See und sein Spiegelbild. — Eine Indianer-Romanze. — Das Cañon von Glen Alpine. — Der „trail“ auf den Mount Tallác. — Herrliches Bild des Hochgebirges. — Eine Herde von Angoraziegen. — Der Gilmore-See. — Wirbelwinde. — Kletterübungen auf dem Felsgrat. — Panorama vom Gipfel des Mount Tallác. — Dampferfahrt nach Glenbrook und Hot Springs. — Die große Flößrinne nach Carson City. — Umgebungen von Hot Springs. — Eine Karawanserei der Holzhacker . . . . . 277.
Vermischtes . . . . 287.
Die californischen Indianer und der Modoc-Krieg . . . . 288.
Ein Schneesturm in der Sierra Nevada . . . . 301.
Der erste transkontinentale Schnellzug . . . . 306.
Ein Autoren-Karneval . . . . 312.
Der Piratenschatz auf der Cocosinsel . . . . 317.
Der große Diamantenschwindel . . . . 325.
Anhang . . . . 335.
Die Chinesen in Californien, die Geschichte der Antichinesenbewegung in San Francisco und der gegenwärtige Standpunkt der Chinesenfrage 336.

California.

Warum du mir lieb bist, du Land meiner Wahl? —
Dich liebt ja der warme Sonnenstrahl,
Der aus Aetherstiefe, azurrein,
Deine Fluren küßt mit goldenem Schein!
Dich liebt ja des Südens balsamische Luft,
Die im Winter dir schenket den Blütenduft,
Deine Felder schmückt mit smaragdenem Kleid,
Wenn's friert im Osten und stürmet und schneit!
Dich liebt ja das Meer, das „Stille“ genannt,
Das mit Silber umsäumt dein grünes Gewand,
Das dich schützend umarmt, mit schwellender Lust
Dich wonniglich preßt an die wogende Brust! —
Wie dein Meer, wie der Lüfte Balsamhauch,
Wie die Sonne dich liebt, so lieb' ich dich auch.
Deine Söhne zumal, — ihr rasches Blut,
Pulsierend in frohem Lebensmut,
Deine Töchter, mit Wangen frisch und gesund,
Die Seele im Auge, zum Küssen der Mund.
Warum du mir lieb bist? — Nicht ist es dein Gold,
Du Land, wo die westliche Woge rollt.
Ich wählte zur Heimat diesen Strand,
Weil ich offene, warme Herzen hier fand,
Weil fremd hier der niedere, kleinliche Sinn,
Der nur strebt und trachtet nach kargem Gewinn,
Weil die eigene Kraft hier den Mann erprobt,
Nicht ererbtes Gut den Besitzer lobt.
Eine Welt für sich, voll Schönheit, trennt
Dich die hohe Sierra vom Kontinent:
Doch schlugst du mit eiserner Brücke den Pfad
Ueber wolkentragender Berge Grat
Und täglich vernimmst du am goldenen Port

Von den fernsten Gestaden der Völker Wort.
Du bewahrtest das Feuer der Jugend dir,
Den Geist, dem Arbeit des Lebens Zier,
Der wagt und ringet und nie verzagt,
Und, wo es sich zeiget, das Glück erjagt.
Ja! ich liebe dich, blühendes, westliches Land,
Wo die neue, die schöne Heimat ich fand.
Wer früge wohl noch, der dich Herrliche sah,
Warum du mir lieb, California?

San Francisco im Jahre 1885.

1. San Francisco, eine viel verleumdete Stadt. — Das Urteil der Touristen. — Kulturgeschichtliche Erinnerungen. — Mannigfache Schicksale und rasches Emporblühen der Stadt. — Statistisches. — Günstige Handelslage. — Die Bai von San Francisco. — Panorama von Stadt und Bai. —

Wohl über keine Stadt auf dem Erdboden sind so viele falsche Berichte von sensationssüchtigen Schriftstellern in die Welt hinaus gesandt worden und finden die fabelhaftesten Beschreibungen so leicht ein gläubiges Publikum, wie über San Francisco. Schon der Name des Goldlandes Californien webt einen Nimbus des Außerordentlichen, des Romantisch-halbbarbarischen um alles und jedes, was auf diese Stadt Bezug nimmt.

Daß vielerseits, namentlich in Europa, die californische Metropole auch heute noch für ein irdisches Pandämonium gehalten wird, ist leider eine nicht wegzuleugnende Thatsache, wenn man auch nachgerade dort weiß, daß sich die Leute in San Francisco heutzutage nicht mehr in rote Hemden kleiden, daß nicht jedermann hier einen geladenen Revolver im Gürtel und ein fußlanges Dolchmesser im Stiefelschaft trägt, und daß das Gold hier nicht mehr wie ehedem sozusagen in den Gossen liegt. Aber auch in den älteren Staaten der Union begegnet man immer noch hin und wieder recht sonderbaren Ansichten über diese Stadt und ihre Bewohner. Die Welt kann sich aber nicht an den Gedanken gewöhnen, daß das San Francisco von heute nicht mehr die „große Goldgräberstadt" ist, wie sie in Romanen verherrlicht zu werden pflegte.

Allerdings ist San Francisco in den letzten Jahren von vielen gewissenhaften Reisenden besucht worden, die es sich zur Aufgabe machten ein getreues Bild von dieser Stadt zu entwerfen, und es hat infolge

dessen das Ausland eine weit bessere Kenntnis hiesiger Verhältnisse erlangt, als dies früher der Fall war. Wenn ein geistvoller Schriftsteller seine Eindrücke über das ihm fremdartige Leben in einer Stadt, die er zum erstenmal betritt, in der Presse wiedergiebt, ohne dabei eine absprechende Meinung über Verhältnisse auszusprechen, welche er in der ihm kurz zugemessenen Zeit seines Aufenthaltes unmöglich erschöpfend zu beurteilen vermag (z. B. bei einer Behandlung der verwickelten Chinesenfrage), so werden solche Mitteilungen auch hierorts stets mit Interesse gelesen werden. Mancher wird gern gestehen, daß er anders im Spiegel aussieht, wie er's sich gedacht hatte und doch nicht böse darüber werden, wenn das Bild nicht so sehr schmeichelhaft für ihn ausfällt.

Das Urteil solcher Reisenden, deren Bleiben unter uns sich auf wenige Tage beschränkte, mußte aber notwendigerweise durch die Umgebung beeinflußt werden, in welche sie zufällig gerieten. Zudringliche, oft unberufene neue Bekannte, die sich an den berühmten Landsmann herandrängten, gaben nicht selten wunderbare Erörterungen zum besten, die den Anschein von Glaubwürdigkeit hatten; Zufälligkeiten im Leben und Verkehrswesen galten als Regel und trübten den sonst klaren Blick des Reisenden. Während diesen die große Gastfreundschaft der neuen Freunde in eine rosige Feststimmung versetzte und er Land und Leute sozusagen nur im Sonntagsschmuck kennen lernte und er dementsprechend seine Schilderungen entwarf, verfolgte jenen vielleicht ein Mißgeschick, dessen Schatten er nicht von seiner Feder verbannen konnte. Und so verschieden wie der Anblick dieser Stadt an einem hellen Sonnentage von dem an einem Nebeltage ist, ebenso ungleichartig sind auch die Schilderungen über dieselbe aus fremdländischen Federn gewesen.

Ich will jetzt versuchen, San Francisco mit kurzen Federstrichen so zu schildern, wie dasselbe heutzutage in Wirklichkeit aussieht, muß aber zunächst etwas in die Vergangenheit zurückgreifen, um die phänomenale Entwickelung dieser Stadt zu kennzeichnen.

Die ersten Nachrichten über Ansiedelungen an den Gestaden der Bai von San Francisco und auf dem Gebiete, wo jetzt die californische Handelsmetropole steht (37° 48′ nördl. Br.), reichen bis in das vergangene Jahrhundert zurück. Die Bai von San Francisco wurde im Jahre 1769 von einer Gesellschaft Kundschafter, die von San Diego aus auf dem Landwege nordwärts zog, um die Bai von Monterey zu suchen, entdeckt. Am 5. August 1775 lief das erste Schiff, „San Carlos" genannt, durch das Goldene Thor in die Bai ein. Im Jahre 1776 wurde die Mission San Francisco, auch Mission Dolores genannt, von Franciskaner-Mönchen in der Nähe des heutigen San Francisco ge-

gründet. Wie traurig es dazumal in dieser Gegend aussah, davon erzählt der Bericht eines gewissen Don Pedro de Alberni, der im Jahre 1796 im Auftrage der mexikanischen Regierung das Land bereiste, um die Hülfsquellen desselben zu erforschen. Er meldete dem Gouverneur, „daß im Distrikt Presidio (wo sich jetzt im Nordwesten der Stadt die Militärkasernen befinden) und in der eine Legua davon entfernten Mission Dolores der schlechteste Platz für eine Stadt in Californien sei“. Noch vor 36 Jahren stand an der Stelle, welche jetzt die „Königin des Pacific“ einnimmt, ein armseliges spanisch-mexikanisches Dorf.

Da ging die Kunde von den Goldentdeckungen in Californien durch die Welt. Zu Zehntausenden strömten Abenteurer aus allen Zonen nach dem neuen Dorado und schlugen am öden westlichen Gestade der Bai von San Francisco ihre Zelte auf. In endlosen Zügen wanderten sie über die pfadlosen Ebenen und erklommen die bis dahin noch nie überstiegenen Felsengebirge und Sierras, mit Mühsalen kämpfend, deren Beschreibung dem Reisenden, der heute dieselben Landstriche im Dampfwagen durchfliegt, wie ein Märchen vorkommt. Zur See und über den Isthmus von Panamá kamen sie in dichten Scharen, nie gezählte Gräber an den Ufern des Chagresflusses zurücklassend, wo Tausende am Fieber umkamen, denen es nicht beschieden war, das neue Gelobte Land zu erreichen. Es waren dies die sogenannten 49er (die Männer des Jahres 1849), die Pioniere und Gründer des Goldstaats am Stillen Meer. Den amtlichen Namen San Francisco erhielt die junge Ansiedelung, welche ursprünglich Yerba Buena (d. h. gutes Kraut) hieß, am 30. Januar 1847, laut einer von dem amerikanischen Marinelieutenant W. A. Bartlett erlassenen Verordnung.

Die Geschichte des Emporblühens von San Francisco (in Californien oft kurzweg „Frisko“ genannt) liest sich wie ein Märchen. Während der ersten Jahre nach ihrer Gründung wurde die Stadt mehrere Male ganz eingeäschert, erhob sich aber jedesmal wieder schnell aus den Ruinen. Das wilde, zügellose Leben in ihren Mauern; die unermeßlichen Goldschätze, welche hier zusammenströmten; die Hunderte von öffentlichen Spielhöllen, wo das edle Metall wie wertloser Plunder verschleudert wurde; die Aera der „Slugs“ (50 Dollar-Goldstücke), während welcher die kleinste gangbare Münze $1/4$ Dollar war; die bestechliche städtische Verwaltung mit ihrem Gefolge von moralischer Verderbtheit; die Herrschaft von den aus allen Zonen hierher zusammengeströmten Abenteurern der schlimmsten Sorte, und der endliche Sieg der besseren Volkselemente durch das Vigilanzcomité in den Jahren 1856/57: solcher

Art waren die wüsten Anfänge, aus denen sich die jetzigen geordneten Zustände dieses blühenden Gemeinwesens nach und nach entwickelt haben. Im September 1850 zählte San Francisco bereits 25,000 Einwohner, im Jahre 1860 gab der V.-St.-Census eine Bevölkerungszahl von 56,802 — im Jahre 1870 von 149,473 — im Jahre 1880 von 223,956 Einwohnern an, die sich bis 1885 auf etwa 300,000 vermehrt hat, so daß die californische Metropole jetzt die neunte in der Reihe der Großstädte Amerikas ist.

Im Jahre 1858 verödete die Stadt fast infolge des Fraserfluß-(in Britisch Columbia) Goldfiebers; 1869 wurde die erste Pacificbahn eröffnet, nachdem der Überland-Telegraph die Stadt schon früher mit dem Osten der Union verbunden hatte. Zwei andere Eisenbahnlinien, die „Südpacific"- und die „Atlantic- und Pacificbahn", haben seitdem die Verbindung mit den älteren Unionsstaaten verdreifacht, während sich ein Netzwerk von Schienenwegen über ganz Californien ausbreitete. Dampferlinien nach Honolulu, nach China, Japan und Australien vereinigten den Handel der Südsee am Goldenen Thor, wo bereits der größte Teil des Waren- und Personenverkehrs der Küstengebiete des Großen Oceans, von Panamá bis nach Oregon und Alaska, seinen Brennpunkt in San Francisco, dem New-York der pacifischen Küste, gefunden hatte. Die Silberschätze der Comstock-Ader, welche hierher strömten, ließen Millionäre gleichsam aus der Erde wachsen und verursachten eine tolle Spekulationssucht, die erst in neuerer Zeit durch die drohende Erschöpfung jener Minen ihr zeitweiliges Ende gefunden hat. Glänzende Geschäftsjahre und Jahre des Niedergangs, mit Schwindelperioden und Bankfalliten, wechselten miteinander ab, und nichts blieb der jungen Goldstadt in ihrem kurzen Dasein von 3½ Jahrzehnten erspart, was andere Großstädte in der alten Welt — die Kriege abgerechnet — in so vielen Jahrhunderten durchlebt haben. Dabei versetzte der Alp der Chinesenüberschwemmung die Bevölkerung während mehr als zwanzig Jahren in eine fortwährende fieberhafte Aufregung und ließ das Gespenst des Aufruhrs und blutiger Kämpfe — die gottlob bis jetzt vermieden wurden — unablässig drohend vor sie hintreten. Daß sich San Francisco nach diesen mannigfachen Schicksalen in einer so beispiellos kurzen Zeit zu dem Range emporgeschwungen hat, den es heute unter den Großstädten der Erde einnimmt, das kann man füglich als eins der Wunder der Neuzeit bezeichnen.

Die folgenden, dem „San Francisco Journal of Commerce" entnommenen Notizen für 1885/86 werden einen deutlicheren Begriff über

den phänomenalen Aufschwung dieser jungen Groß- und Handelsstadt geben*).

Die Waren-Einfuhr betrug im vergangenen Jahre in runder Summe 35½ Millionen, die Waren-Ausfuhr zur See 36, die auf Eisenbahnen 24 Millionen, die Ausfuhr zur See von Waren und edlen Metallen zusammen 56 Millionen Dollars. Die drei Hauptstapelartikel Californiens, Weizen, Wein und Wolle, welche ihren Hauptmarkt in San Francisko finden, beliefen sich im Jahre 1886 auf ca. 60 Millionen Bushel Weizen (doppelt so viel als die irgend eines anderen Staates der Union), 20 Millionen Gallonen für die Weinernte und 36½ Millionen Pfund als Produkt für die Wollschur. Im Jahre 1885 wurden 15,537,116 Cantals Weizen und Mehl ausgeführt. Die von etwa 40,000 Arbeitern erzeugten Fabrikate repräsentieren einen Wert von 90 Millionen Dollars.

Aus fremden Ländern liefen 727 Segelschiffe, mit einem Tonnengehalt von 825,530 Tonnen, und 225 Dampfer, mit 329,667 Tonnen ein; nach fremden Häfen segelten 761 Schiffe, mit einem Tonnengehalt von 905,113 Tonnen, und 227 Dampfer, mit 318,071 Tonnen Gehalt. Hierbei ist zu bemerken, daß die Segelschiffe, welche San Francisco besuchen, fast ausschließlich zu den größten Klippern gehören. Der Schiffsverkehr mit den atlantischen Häfen der Union ist hierin nicht eingeschlossen. Erwähnenswert ist, daß sich ein starker Rückgang im Handel mit Oregon und dem Territorium Washington, namentlich in solchen Zweigen, welche schwere und umfangreiche Güter zu verschiffen haben, durch die Konkurrenz der Nordpacificbahn fühlbar gemacht hat. Die im Jahre 1887 zu erwartende Vollendung der „California und Oregon“-Eisenbahn wird aber eine direkte Schienenverbindung zwischen San Francisco und dem westlichen Oregon eröffnen, wodurch diese Stadt ohne Zweifel einen großen Teil des verlorenen Handels zurückerobern muß.

Der Umsatz in Grundeigentum betrug im verflossenen Jahre über 13 Millionen, der Wert der neu errichteten Gebäude belief sich auf ca. 9 Millionen Dollars. Im laufenden Jahre (1886) werden sich diese Zahlen ohne Frage noch bedeutend höher stellen, denn noch nie wurden so viele und so großartige Bauten, als gegenwärtig der Fall ist, in

---

*) Wenn hier und bei späteren Gelegenheiten große Summen genannt werden — sei es als statistische Notizen, oder bei der Beschreibung von hervorragenden Bauten 2c., oder als freiwillige Gaben für gemeinnützige Zwecke 2c. — so möge der Leser diese Großzahlen nicht als prahlerisch, sondern in der von mir gemeinten Absicht auffassen: daß durch Dollars und Cents mehr als auf irgend eine andere Weise die Kulturstufe und der Anteil, welchen die Bevölkerung dieses jungen Landes an Bestrebungen der verschiedensten Art nimmt, veranschaulicht werden kann.

San Francisco unternommen. Das steuerpflichtige Eigentum der Stadt wurde für das Fiskaljahr 1885/86 auf 228 Millionen, für das kommende Jahr auf 232 Millionen, das der Stadt Oakland, die als Vorstadt von San Francisco gelten kann, auf 30 Millionen Dollars abgeschätzt — ungefähr $^2/_3$ des wirklichen Wertes. Die Schulden der Stadt betragen nur etwa $1^1/_2$ Millionen Dollars. Das Bank-Kapital des Staates, welches größtenteils in San Francisco konzentriert ist, beläuft sich auf etwa 55 Millionen Dollars. Acht Sparbanken haben $57^1/_2$ Millionen Dollars Depositen. In der V.-St.-Münze wurden im Jahre 1885 Gold- und Silbermünzen im Werte von 23,508,869 Dollars geprägt (seit 1854 im ganzen 796,717,147 Dollars, aus einem Gesammtertrag der Gold- und Silberminen an der pacifischen Küste von 2,607,006,786 Dollars. —

San Francisco hat jedoch seinen außerordentlich schnellen Aufschwung fast mehr noch seiner günstigen geographischen Lage als den californischen Goldentdeckungen zu verdanken; auch steht seine neuere Entwickelung mit der Umwandlung Californiens aus einem Minenlande in einen der produktivsten Ackerbaustaaten der Union in engem Zusammenhang. An dem einzigen größeren und sicheren Hafen an einer Tausende von Meilen langen Küste, auf dem geraden Verbindungswege zwischen Ostasien, Nordamerika und Europa gelegen, bietet diese Stadt dem Handel Vorteile, die kaum zu überschätzen sind. San Francisco bildet den natürlichen Ausweg für die mannigfaltigen Produkte Californiens auf die Weltmärkte. Ein Kranz von reichen Thälern breitet sich fächerartig um die Stadt aus, auch die beiden Hauptflüsse des Staates, der Sacramento und der San Joaquin, münden in die Bai, und außerdem liegt das Ziel sämtlicher größerer Eisenbahnlinien Californiens und von drei Überlandbahnen bei der Handelsmetropole am Goldenen Thor.

Der prächtige Hafen bildet ein großartiges, lebendiges Bild. San Francisco liegt bekanntlich auf einer Halbinsel zwischen dem Stillen Ocean und der sich an zehn deutsche Meilen in südlicher Richtung ins Festland hineinschiebenden großen Bai, welche von der Stadt ihren Namen nimmt und ihre Verbindung mit dem Meere durch das weltbekannte goldene Thor (golden gate) findet. Den Namen „das goldene Thor" trug diese Einfahrt bereits lange vor der Entdeckung der Goldschätze Californiens. Wahrscheinlich hat es seinen Namen von den herrlichen, geschliffenem Golde vergleichbaren Sonnenuntergängen erhalten, die — von der Bai aus betrachtet — mitunter jenseits des Bergportals am Horizonte aufflammen. Gen Norden verzweigt sich die Bai von San Francisco in die malerische San Pablo-Bai, durch welche die Ge-

wässer des Sacramento meerwärts strömen. Am westlichen Ufer der großen Bai und nahe beim goldenen Thore baut sich die moderne Siebenhügelstadt in weitem Bogen am bergigen Gelände staffelweise empor.

Wer nach einer, eine volle Woche dauernden Eisenbahnreise über den Kontinent endlich das San Francisco gegenüber liegende Ufer bei der Stadt Oakland erreicht hat, alsdann auf dem sich $1^3/_4$ engl. Meilen weit in die Bai hinauserstreckenden mächtigen neuen Steinmolo, dem westlichen Ausläufer der Transkontinentalbahnen, entlangdonnernd in die weite Halle des dort errichteten Bahnhofsgebäudes eingefahren ist und einen der großen zwei Stockwerke hohen Trajektdampfer bestiegen hat, und nun, auf der überdachten Gallerie des oberen Kajütenverdecks stehend, während der 18 Minuten dauernden Überfahrt über das hier sechs englische Meilen breite Inland-Gewässer Umschau hält, dem bietet sich eine überaus prächtige Rundschau. Wenn ihm am Tage seiner Ankunft bei der westlichen Metropole das Glück hold ist und keine Seenebel vom Meere hereinziehen, und einer von den in diesen Breiten nicht selten wunderbar klaren Tagen die Stadt, Bai und Umgebungen in mächtigem Panorama beleuchtet, so wird ihm diese erste Begrüßung der „Königin des Pacific“ sicherlich unvergeßlich bleiben.

Zur Rechten des goldenen Thores liegt der lang hingestreckte Bergrücken des 2597 Fuß hohen Tamalpais; gen Osten, im Hintergrunde der ansehnlichen Städte Berkeley, Oakland und Alameda, mit ihren weißen Häusern und immergrünen Eichenhainen, bauen sich die malerischen Höhenzüge von Contra Costa empor, in weiter Ferne übergipfelt von der dunkelblauen Doppelkuppe des 3856 Fuß hohen Mount Diablo. Inmitten der Bai liegt, als natürlicher Schutz der Hafeneinfahrt, die mit Festungswerken gekrönte kleine Felseninsel Alcatraz, deren rote Mauern in der Sonne schimmern, auf halbem Wege zwischen Oakland und San Francisco, die in ihren Umrissen dem Rücken eines gewaltigen Walfisches ähnliche größere Ziegeninsel (Goat Island). Von rechts herüber grüßt die Angelsinsel (Angel Island), während der Blick durch die einer Meerenge gleichende Wasserstraße des goldenen Thores, an der sich linker Hand das Festungswerk „Fort Point“ erhebt, in den Ocean hinausschweift.

Eine ansehnliche Flotte von hochmastigen Klippern ankert zerstreut auf der Bai; einer der mit Weizen schwer beladenen Dreimaster wird vielleicht gerade von einem kleinen mächtig puffenden Schleppdampfer nach dem Goldenen Thore bugsiert, damit er seine Fahrt um den Erdball nach Albion antrete; fremde Panzerkolosse liegen friedlich in der Bai vor Anker; große, Flußdampfern ähnliche, von Menschen wimmelnde

Dampffähren kreuzen hin und her, und Segelböte mit fliegenden Wimpeln gleiten über die grün und bräunlich schimmernde Flut; an den Werften der Stadt liegen zahlreiche Segelschiffe und stattliche See-Dampfer, welche letzteren den Verkehr mit den schon vorhin erwähnten überseeischen und Küstenländern vermitteln: ein bewegtes, großartiges Gemälde! Wären die Inseln und die Höhenzüge mit grünem Baumwuchs geschmückt, so könnte kein Hafen der Welt den von San Francisco an malerischer Schönheit übertreffen. Aber auch ohne eine solche Zierde bildet derselbe ein überaus prächtiges Rundbild. Bei der großen Ausdehnung der Bai vermißt man an den mit einem bläulichen Dufte bedeckten fern gelegenen Höhenzügen nicht die Waldungen, während bei klarem Wetter ein wahrhaft italienischer Himmel das lebendige Hafen- und Städte-Panorama, die malerischen Inseln und die weiten Gewässer der herrlichen Bai überwölbt, deren Gestade von tausend weiß schimmernden Häusern garniert sind.

Jenseits Goat Island durchkreuzt die Dampffähre den zweiten engeren Arm der Bai, der jene Insel von der Stadt scheidet. An der Uferfront erhebt sich als Landmarke vor der Stadt der mit grauer Felsbrüstung fast 300 Fuß aufragende Telegraphenhügel, der von einem mächtigen Holzgebäude, dem sogenannten „Observatory" gekrönt ist, einem Vergnügungsplatze mit entzückend schöner Aussicht auf Stadt und Hafen. Die steile Höhe des „Telegraph Hill" wird jetzt leicht vermittelst einer Kabelbahn erstiegen. In „alter Zeit" stand dort ein Signaltelegraph, der mit seinen langen beweglichen Holzarmen den Bewohnern der jungen Goldstadt die Ankunft eines Panamá-Dampfers ankündigte, damals nebst der Überland-Pony-Expreß die einzige regelmäßige Verbindung zwischen San Francisco und der fernen civilisierten Außenwelt. An der Stelle des einsamen, längst vom Sturmwind und Alter niedergestürzten Signaltelegraphen steht jetzt neben dem stattlichen Aussichts- und Wirtschaftsgebäude ein hoher Mastbaum mit einer elektrischen Sonne, die nachts ihr Strahlenfeuer weithin entsendet, während am Tage die Waggons der Kabelbahn den Berg hinaufgleiten. In jüngster Zeit wurde dort auch eine „Zeitkugel" über dem Observatory errichtet. Dieselbe fällt genau um zwölf Uhr mittags nach Sonnenzeit, um den Kapitänen der im Hafen liegenden Schiffe Gelegenheit zu geben, ihre Chronometer zu regulieren. Getrennt vom Telegraphenhügel erhebt sich der 360 Fuß hoch ansteigende langgestreckte „Russian Hill".

Die nahe am Hafen liegenden schroffen Felsabhänge von den teilweise weggesprengten Bergen sind mit Gebäuden besetzt, die sich, wenn der Dampfer der Stadt näher kommt, als häßliche alte Bretterhäuser

entpuppen und den Reisenden unangenehm enttäuschen. Trotzdem imponiert die ausgedehnte von einem Mastenwalde umsäumte Stadtlinie, vom Dry Dock bei Hunters Point bis zu der schon oben erwähnten Militärstation Presidio bei Black Point, und die überdachte lange Werfte des „Sea Wall“ dem Fremden, und die mächtigen Bauwerke auf den entlegeneren Hügeln lassen beim Einblick in die sich fächerartig nach der Bai hinunterziehenden Straßen ahnen, daß hinter dem unansehnlichen Vorhang der Hafenfront eine große Handelsstadt verborgen liegt.

---

2. Abnorme Terrainverhältnisse. — Architektonischer Anblick der Stadt. — Der dem Wasser abgewonnene Stadtteil. — Die Marketstraße. — Die Hügelstraßen. — Die Paläste auf „Nob Hill.“ — Kabelbahnen. — Das Chinesenviertel. —

Die Halbinsel, auf deren gen Norden vorgeschobener Spitze San Francisco liegt, bot in ihrer vormaligen Gestaltung für den Bau einer Stadt ein außerordentlich schwieriges Terrain. Ursprünglich war der ganze Grund und Boden, auf dem die Stadt steht, eine Wüste von Dünen und nackten felsigen Hügeln. Die Dünen hat man im Laufe der Zeit mühsam abgetragen: über die Hügel, welche innerhalb des Weichbildes der Stadt bis über 300 Fuß ansteigen, wurde diese nicht in Bogenlinien um die Anhöhen herum, sondern mit schnurgeraden Straßen darüber hinweg und mitunter tief in dieselben einschneidend angelegt. Terrassen, steile Abhänge, gewaltige Stützmauern, wie man sie oft in italienischen Städten sieht, sind in manchen Stadtteilen nichts Seltenes. Privathäuser, die wie Adlerhorste hoch auf einem Berge thronen, kann man nur vermittelst langer Treppen erreichen. Von den Straßen, welche quer über die Höhenrücken oder auf dem Kamm derselben entlang laufen, erfaßt das Auge die wunderbarsten Fernsichten über Stadt und Bai, wie ich Ähnliches nur in Genua geschaut habe.

Der architektonische Anblick der Stadt San Francisco ist von dem der meisten amerikanischen Großstädte grundverschieden. Helle Farben geben den Gebäuden hier ein freundlicheres Aussehen, als es die älteren, fertigeren Städte des Ostens mit ihren vielen roten Ziegelbauten zur Schau tragen. Anstatt der wie mit dem Messer glattgeschnittenen Häuserfronten in den meisten Wohn- und Geschäftsvierteln jener Städte, findet man in San Francisco an zahlreichen Gebäuden in allen Straßen weitvorstehende Ausbaufenster (bow windows), reich verzierte Gesimse, Säulenvorbauten und Ecktürmchen, was den Straßen das langweilige Einerlei nimmt,

das die östlichen Großstädte kennzeichnet. Alle möglichen Baustile sind in San Francisco vertreten. Es erfordert nur einen geringen Grad von Einbildungskraft, sich bei einer Wanderung durch die Stadt nach Spanien, Italien oder China und wieder zurück in das moderne Amerika versetzt zu dünken. Ein Spaziergang von Rincon Hill, mit seinen steilen Treppenfluchten, hochumwallten Grundstücken und schier hundert Jahre alt schauenden grauen Gebäuden, hinab über die Marketstraße mit ihren Prachtbauten und den hin und her sausenden schmucken Waggons der Kabelbahnen, die geschäftige Kearnystraße entlang, durch das barocke Chinesenviertel mit seinen düstern menschenwimmelnden Gängen, sonderbaren asiatischen Schnörkeleien und grellem Farbenputz, und hinaus in die sonnigen Straßen der vornehmen Privatquartiere, mit ihren modernen Villen und niedlichen Blumengärten, wird einem ein Gemisch von Baustilen vor die Augen führen, das in der Welt seinesgleichen sucht.

Das Nebeneinander von prächtigen Privatwohnungen, stattlichen Geschäftshäusern und halbverfallenen Holzbaracken ist als Zugabe dieser Stilmischung ein Unikum dieser Stadt. Allerdings verschwinden die altertümlichen Holzbauten allmählich, aber es giebt noch genug davon in San Francisco, um die Bevölkerung einer ansehnlichen Mittelstadt darin beherbergen zu können. In den älteren Quartieren und in vielen Nebenstraßen sieht man vielerorts lange Reihen von verwahrlosten Bretterhäusern, die, namentlich im Sommer, wenn Monate lang kein Regen gefallen ist, von grauem Staub überzogen sind und so uralt und häßlich aussehen, als ob sie einer in den ärmsten Verhältnissen lebenden Arbeiterbevölkerung zum Aufenthalte dienten, wogegen sie doch von einer ganz gut gestellten Mittelklasse bewohnt werden. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken, als jene elenden Holzbaracken der älteren Stadtteile und die prachtvollen Holzgebäude in den neueren Quartieren. Gewiß werden noch Jahrzehnte darüber hingehen, bis jene Baracken sämtlich vom Erdboden verschwunden sind und modernen Bauten Platz gemacht haben.

Der am wenigsten malerische Stadtteil wird von den an die Bai grenzenden Straßen eingeschlossen, die ganz in der Ebene liegen. Ursprünglich befand sich an Stelle dieses Häuserkomplexes, der eine Länge von etwa einer englischen Meile und eine Breite von einer halben Meile hat, ein Teil des Hafens. Mit ungeheurer Arbeit wurden die dem Hafen zunächst liegenden Dünen durch Schaufelmaschinen abgetragen und in der Bai abgelagert, und wo früher hochmastige Schiffe ankerten, entstanden lange geradlinige gepflasterte Straßen. Das Wegschaffen der Sandberge wird im westlichen Stadtgebiete noch immer fortgesetzt.

Folgt man den nach Westen führenden Straßen, so wird man am Ende derselben allemal in ein ödes Sandmeer geraten. Im Laufe der Zeit werden aber auch die letzten Dünen verschwinden oder durch Anpflanzungen in feste Hügel umgewandelt werden, und freundliche Häuser werden in die Welt hinausschauen, wo jetzt noch nackte Sandberge liegen.

Als vor einigen Jahren das im unteren Stadtteil liegende Niantic-Hotel abgebrochen wurde, kam während der Arbeit ein beim Auffüllen der Bai im Sande verborgen gebliebener Schiffsrumpf allmählich wieder hervor. Derselbe war das Überbleibsel des alten Fahrzeugs Niantic, nach welchem das Gasthaus seinen Namen genommen hatte. Tagtäglich wurde die Baustätte von vielen tausend Neugierigen besucht, die dort mit Staunen ein Merkzeichen des alten San Francisco gleichsam aus dem Grabe wieder auferstehen sahen. Beim Fortschaffen von alten Gebäuden findet man in jenem Stadtteil mitunter noch die Überreste von Tabakkisten, die jenen als Grundlage gedient hatten. Tabak wurde zur Zeit der Goldära von Spekulanten in solchen Unmassen nach San Francisco geschickt, daß man denselben als ganz wertlos und unverkäuflich mit den Kisten, worin er enthalten war, fortwarf; und da Bausteine damals schwer zu erlangen waren, so benutzten die „Pioniere" solche Tabakkisten mit ihrem Inhalt oft als billige Unterlage für ihre Häuser.

Als sich die Stadt mit Riesenschritten vergrößerte, erweiterte man ganze Straßen, die für den Verkehr zu eng geworden waren, wie es z. B. mit der Kearnystraße und einem Teil der Dupontstraße geschah. Eine neue, jetzt schon mit einer Kabelbahn versehene Straße, die Montgomery Avenue, wurde, quer durch die älteren Quartiere hindurchschneidend, angelegt, um eine bessere Verbindung mit den Geschäftsstraßen der unteren Stadt und dem nördlichen Stadtgebiet herzustellen. Alle Hauptstraßen sind während der letzten fünfzehn Jahre durch stattliche Neubauten verschönert worden, und gen Westen dehnt sich die Stadt stetig aus und erobert nach und nach einen Grund und Boden, den man noch vor einem Jahrzehnt als sozusagen ganz außerhalb der Welt liegend ansah. Das elende Straßenpflaster und die zum größten Teil aus Bretterbohlen verfertigten Gehwege bilden aber leider nicht nur in jener Stadtgegend, sondern auch in den älteren und vornehmeren Quartieren oft eine recht unerquickliche Zugabe. Dazwischen sieht man dann mitunter ein vorzügliches Trottoir aus Asphalt oder aus künstlich angefertigten Steinplatten, welches jeder Residenzstadt in Europa zur Zierde gereichen würde.

Die breite Marketstraße durchschneidet die Stadt in schräger Linie von Osten nach Westen, so daß alle von Norden kommenden Straßen

mit einem spitzen Winkel in jene einmünden. Von der entgegengesetzten, der südlichen Seite laufen dagegen die Straßen rechtwinklig in die Marketstraße, welche einem großen Strome gleicht, dem die Seitengassen das lebendige Menschengewühl zuführen. Die Hauptstraßen an der Südseite sind in Reihenfolge nach Zahlen benannt, die an der Nordseite führen Specialnamen. Die Marketstraße ist bereits die Hauptverkehrsader von San Francisco geworden; am unteren Teil derselben hat der Großhandel, am mittleren, westlichen Abschnitt hat der feinere Kleinhandel Fuß gefaßt.

Schnurgerade erstreckt sich die Marketstraße, bei einer Breite von 125 Fuß, an drei englische Meilen vom Landungsplatze der Dampffähren quer durch die Stadt. Die beiden 905 Fuß hohen Berggipfel der „Twin Sisters“ (die Zwillingsschwestern — auf spanisch Los Pechos de la Choco, d. h. die Brüste, genannt) stehen als prächtige Staffage gen Westen gerade in der Linie jener großartig angelegten Avenue und begrenzen das lebendige Bild auf malerische Weise. Unausgesetzt rollen die stattlichen Waggons verschiedener Kabelbahn-Linien die lange, breite Straße auf und ab und begrüßen sich alle paar Minuten beim Begegnen jedesmal mit zweimaligem Schellengeläute. Auch eine Anzahl von Pferdebahnen durchfahren dieselbe und bringen ihre Wagen aus den Seitengassen auf besonderen Geleisen nach dem Landungsplatze. Am unteren Ende der Marketstraße befinden sich nicht weniger als vier Doppelgeleise. Auf dem weiten Platze vor den Quais der Trajektböte gewährt das unablässige Kommen und Abfahren der Kabel- und Pferdebahn-Wagen und das Gewühl der Passagiere, welche entweder die Dampffähren verlassen oder diese zur Überfahrt benutzen wollen, ein außerordentlich lebendiges Bild. Das weltberühmte Palace-Hotel, das Baldwin-Hotel und der mächtige Komplex des neuen Stadthauses stehen an jener Straße. Die alten, sie noch hie und da verunzierenden Bretterhäuser verschwinden nach und nach und geben neuen stattlichen Steinbauten Platz, welche bald hier, bald dort emporwachsen. Die an den neuen Gebäuden angebrachten Ecktürme nehmen sich in der langen Vista der Marketstraße schon jetzt prächtig aus und werden ihr bei vergrößerter Zahl zum ganz eigentümlichen Schmuck dienen. Daß San Francisco eben erst seinen Kinderschuhen entwachsen ist, fällt dem Fremden hier besonders ins Auge; aber gerade das Abweichen von dem Alltagsgewande ihrer älteren Schwesterstädte gewährt dieser frisch und fröhlich emporwachsenden jüngsten Tochter unter den Großstädten Amerikas einen ganz besonderen Reiz.

Die von der Hafenfront nach dem nordwestlichen Stadtteil führenden Straßen steigen jenseits des aufgefüllten, dem Wasser abgewonnenen Gebiets eine von Süden nach Norden querdurch laufende ansehnliche Hügelreihe empor, von deren höheren Punkten man eine entzückende Aussicht über die Stadt und die weiten Gewässer der Bai bis nach Oakland hinüber genießt. Die schönste dieser Straßen ist die Californiastraße. An derselben stehen auf dem sogenannten „Nob Hill“ (Nob-Noblesse) die Paläste der californischen Eisenbahn- und Minenfürsten, wohl die prächtigsten nur aus Holz und Eisen aufgebauten Privatwohnungen in der Welt, die sich wie Schlösser ausnehmen und in ihren inneren Räumen mit fast unglaublichem Prunk und Luxus ausgestattet sind. Mehrere von diesen imposanten Bauten, z. B. die Wohnhäuser der Eisenbahnfürsten Stanford und Crocker, der Witwe Hopkins, des Generals Colton u. a. m. haben von einer halben Million bis über eine Million Dollars gekostet. Der Minen-Millionär J. C. Flood hat sich dort abwechselungshalber neuerdings einen Palast aus Stein erbauen lassen, dessen Material (den im Osten beliebten „brown stone“) er aus New-York einführte. Die innere Einrichtung dieser fürstlichen Wohnung hat, ohne die vielen darin enthaltenen kostbaren Gemälde, 700,000 Dollars gekostet! Auf dem benachbarten Grundstück, das Raum genug für ein ganzes Häuserquadrat hat, wird sein Kollege, der Senator Fair aus Nevada, nächstens mit dem Bau eines sieben Stockwerke hoch werdenden prächtigen Logierhauses beginnen, dessen Material ebenfalls aus Stein bestehen wird und das 900,000 Dollars kosten soll. Mit menschenfreundlicher Fürsorge will Herr Fair dort auch den weniger Bemittelten die Gelegenheit bieten, auf dem Nob Hill wohnen und von ihren fürstlich möblierten Zimmern die wundervolle Aussicht auf Stadt und Bai genießen zu können. Der Logierpalast soll den Namen „The Nevada“ führen und wird mit einem von Gallerien umgebenen und mit Springbrunnen geschmückten großen Binnengarten versehen sein.

Vor jenen prächtigen Wohnungen liegen Gärten und hellgrüne Grasteppiche, wie es überhaupt in San Francisco gebräuchlich ist, vor den Privathäusern kleine Gärten anzulegen, in denen ein Blumenflor und exotische Gewächse einen reizenden Schmuck bilden. Die Leichtigkeit, mit der die Pflanzen bei genügender Bewässerung, und wenn die Lage den Seewinden nicht zu sehr ausgesetzt ist, in diesem Klima fortkommen, tritt einem bei einer Wanderung durch die Stadt deutlich vor das Auge. In den Parkanlagen gewahrt man zahlreiche halbtropische Gewächse; Bäume, die zur Species der Palmen gehören, sind in San Francisco durchaus nichts Ungewöhnliches. Der Eukalyptus hat sich in Californien

vollständig akklimatisiert und gedeiht auf diesem Boden und in diesem Klima so gut wie in seiner australischen Heimat.

Durch alle Hauptstraßen der Stadt sind doppelte Schienengeleise gelegt worden, auf denen schmucke Pferdebahn-Wagen fahren, die bei der großen Ausdehnung des Platzes für den Personenverkehr unschätzbar sind. Außer diesen Straßenbahnen bilden die bereits öfters erwähnten Drahtseilbahnen (cable roads) einen Charakterzug von San Francisco. Erst infolge der Anlage von Kabelbahnen sind die Bauplätze für Privatwohnungen auf den Hügeln die wertvollsten in der Stadt geworden. Für die geringe Auslage von fünf Cents kann man meilenweit von einem Ende der Stadt nach dem anderen fahren. Die von jedermann viel benutzten Pferde- und Kabelbahnen haben den Gebrauch von Droschken in San Francisco sehr beschränkt, welche hier weit weniger, als in den meisten Großstädten der Fall ist, zur Beförderung dienen. Eine Fahrt mit der Kabelbahn die Californiastraße hinauf ist ein Genuß, wie ihn keine Stadt der Welt in ähnlicher Weise bietet. Der Anblick der Paläste auf dem „Nob Hill" und die prachtvolle Rundschau von der Höhe sind beide in ihrer Art ganz unvergleichlich. Nach eingetretener Dunkelheit gewährt die sich in der dämmernden Tiefe mit langen Reihen von Gasflammen und elektrischen Lichtern ausbreitende Stadt ein feenartiges Bild.

Für den Fremden ist die mindestens 30,000 Kopfe zählende Chinesenbevölkerung jedenfalls das Interessanteste in dieser Stadt. In allen Straßen sieht man die bezopften Söhne des himmlischen Reiches in Menge auf- und abwandern, in jedem Stadtteil kann man chinesische Waschhäuser wahrnehmen, wo die in weiße lose Gewänder gekleideten Asiaten vom frühen Morgen bis spät in die Nacht thätig sind, den Kaukasiern ihr Linnen zu bügeln. Wer die hiesigen Fabriken besucht, findet dort die Zopfträger zu hunderten beschäftigt und muß über ihren unermüdlichen Fleiß und das Geschick, womit sie alle Industriezweige bemeistern, erstaunen. In zahlreichen Wohnungen der gut gestellten Weißen sind sie „das Mädchen für alles". Mit katzenartiger Geräuschlosigkeit bewegen sich die bezopften Diener durch das Haus und halten alles darin in schönster Ordnung. Sie kochen, warten bei Tisch auf, putzen die Fenster, reinigen die Zimmer, machen die Betten auf und sind mit einem Wort nie müssig und ganz vorzügliche Dienstboten.

Aber nur im engeren Chinesenviertel, wo die Asiaten massenweise zusammen leben, kann man sie in ihrer Volkstümlichkeit beobachten. In jenem unsauberen Stadtteil mit seinen düsteren Höfen und Gängen, der sich, eine unverfälschte Mongolen-Niederlassung, inmitten des modernen San Francisco eingenistet hat, herrscht stets ein Gedränge, als befände

man sich auf einem Jahrmarkt. Eine unbeschreibliche Atmosphäre erfüllt dieses Quartier. Dasselbe bildet eine Kolonie für sich und setzt mit seinen wunderlichen Bestandteilen, den mit chinesischen Schriftzeichen bemalten Gebäuden, den grotesk ausgeputzten, mit großen bunten Papierlaternen behängten Theehäusern und Restaurationen, den Tempeln und Theatern, den auf offener Straße beschäftigten Handwerkern, den Barbierstuben und unappetitlichen Schlächterbuden, den Spiel- und Opiumhöhlen, den unbeschreiblich schmutzigen Logierhäusern, in denen die bezopften Himmlischen in unglaublich beschränkten Räumen zusammengepfercht hausen, den Läden voll mit tartarischen Absonderlichkeiten und der sich in den Gassen drängenden fremdländischen Bevölkerung jeden Touristen in Erstaunen.*)

---

8. Hervorragende Bauten. — Das neue und das alte Stadthaus. — Das Palace-Hotel. — Prächtige Holzgebäude der Reichen. — Physiognomie des Straßenlebens. — Globe trotters. — Die Frauenwelt. — Händler, Experte und Astronomen. — Festliche Umzüge. — Hotelgarnis. —

Zu den hervorragendsten Bauten in San Francisco gehören, nebst den schon früher genannten Palästen der Minen- und Eisenbahnfürsten, die prächtigen Bankgebäude an der California-, Montgomery- und Sansomestraße; das „Safe Deposit"-Gebäude, dessen Herstellung eine Million Dollars gekostet hat und welches inmitten eines mächtigen Stahlgewölbes 4600 diebssichere eiserne Geldschränke zum Aufbewahren von Gold, Kostbarkeiten und Wertpapieren enthält; die in dorischem Stil erbaute neue Münze, wo die Schätze Californiens und Nevadas in Gold- und Silbermünzen umgewandelt werden; die Gebäude der „Pioniere" an der 4. Straße, des „Union-Klubs" an der Post- und der Odd Fellows an der Marketstraße; die Minenbörse an der Pinestraße und die, namentlich an der Marketstraße, in rascher Reihenfolge entstehenden stattlichen Kaufmannshäuser. Die zahlreich in der Stadt zerstreut liegenden Kirchen zeichnen sich dagegen in keiner Weise durch architektonische Schönheit aus.

Unter den im Bau befindlichen Gebäuden nimmt das neue Stadthaus (new City Hall) den ersten Platz ein. Dasselbe liegt an der

*) Eine ausführliche Beschreibung des Ghettos der Mongolen und eine eingehende Erörterung der „Chinesenfrage" enthalten die Kapitel „Ein Spaziergang durch die Chinesenstadt" und das Schlußkapitel.

oberen Marketstraße und wird, wenn vollendet, eine Front von 650 Fuß mit zwei je 140 Fuß langen Flügeln haben. Das Hauptgebäude ist mit einem halbrunden Portiko und Doppelreihen von 48 Fuß hohen korinthischen Säulen geschmückt. Ein domartiger Bau von 134 Fuß Höhe (Hall of Records), der bis auf die Verzierungen seiner unteren Teile fertig ist und die östliche Façade abschließt, erinnert durch seinen von Säulen getragenen Rundbau und die Kuppel im byzantinischen Stil an italienische Strukturen. Zwei Seitentürme von je 150 Fuß Höhe und ein 270 Fuß hoher Mittelturm sollen das Gebäude überragen. In seinem gegenwärtigen unvollendeten Zustande gleicht das neue Stadthaus einem Konglomerat von massiven halbfertigen Bauten, Säulengängen und niedrigen Türmen, von deren zukünftigem architektonischen Gesamtbilde sich der Laie keine rechte Vorstellung machen kann. Dazu kommt, daß einzelne unvollendete Teile des Gebäudes, an welchen seit Jahren wegen Mangels von Geldbewilligungen seitens der sparsamen Stadtbehörde gar nichts geschah, arg verfallen sind, was einen sehr unerquicklichen Anblick bietet. Endlich wird man sich aber doch dazu verstehen müssen, das Riesengebäude, dessen Herstellung auf mindestens sechs Millionen Dollars veranschlagt ist, fertig zu bauen!

Das alte Stadthaus liegt an der Plaza, einem kleinen Park an der oberen Kearnystraße, der ehemals den Mittelpunkt der Stadt bildete. In jenem Gebäude befanden sich in dem flotten Jahre 1850 das Union-Hotel, die Eldorado-Spielhölle und das Jenny Lind-Theater; heute umschließt es das städtische Gefängnis, das Hauptquartier der Polizei und kleinere Gerichtssäle in seinen Mauern. In „alter Zeit" drängte sich das ganze wüste Leben der Goldstadt an der Plaza zusammen; jetzt ist mehr als die Hälfte von den sie umgebenden Straßen im Besitz der Chinesen, den übrigen Teil haben Auktionäre und zweideutige Lokale inne.

Die zahlreichen Gasthöfe in San Francisco, unter denen das Lick-House, das Occidental-, Grand-, Baldwins- und Palace-Hotel die bedeutendsten sind, stellen sich den berühmten Gasthöfen in den östlichen Unionsstädten ebenbürtig an die Seite. Baldwin's-Hotel enthält eines der schönsten Theater San Franciscos innerhalb seiner seiner Mauern.

Das Palace-Hotel, welches der größte Gasthof in der Welt sein soll, hat, ohne den Grund und Boden, worauf es steht, dreieinhalb Millionen Dollars gekostet. Das Möblement desselben repräsentiert einen Wert von einer halben Million Dollars. Das Gebäude hat eine Front von 350 Fuß, bei einer Tiefe von 275 Fuß. Mein hochgeschätzter Freund Paul Lindau hat das Palace-Hotel ein hölzernes Gebäude

genannt und wird mir gütigst verzeihen, daß ich für die Ehre dieses Riesenbauwerks, das der Stolz jedes loyalen Bewohners dieser Stadt ist, hier eine Lanze breche. Die Decken und Fußböden, sowie die Vorbaufenster sind im Palace-Hotel allerdings aus Holz, ebenfalls die den inneren Hofraum einschließenden breiten Gallerien; dagegen sind sowohl die Außenmauern (mit einer Mächtigkeit von 12 Fuß im Fundament) wie die Zwischenwände und die Binnenmauern der Höfe dieses sich sieben Stockwerk, 120 Fuß, erhebenden Riesenbaues aus Stein, die Stützpfeiler des ersten Stocks aus Eisen angefertigt.

Man hat unzweifelhaft bei der inneren Ausstattung des Gebäudes bedeutend mehr Holzwerk verwendet, als bei ähnlichen Bauten in Europa der Fall ist; aber ein siebenstöckiges Gebäude aus Holz aufzuführen wäre selbst in San Francisco eine Unmöglichkeit! Die Feuersgefahr ist durch die in jedem Stockwerk angebrachten ausgezeichneten Löschanstalten auf ein Minimum verringert worden. Die Mauern, Zwischenwände Decken und Böden sind durch Eisenstangen und Bolzen verklammert und so fest, daß keins der hier nicht seltenen Erdbeben je einen Riß darin verursacht hat.

Nebst den vielen breiten Treppenfluchten befinden sich fünf durch Dampf getriebene Fahrstühle (Elevators) im Palace-Hotel, die von morgens früh bis spät in die Nacht unausgesetzt in Bewegung sind und den in den oberen Stockwerken wohnenden Gästen den Zutritt zu ihren Zimmern so bequem machen, als befänden sie sich dort auf ebener Erde. Sämtliche Gepäckstücke werden ebenfalls durch Elevators in die oberen Stockwerke befördert. Vom flachen Dache, wo ein Promenadengang um das ganze Riesengebäude herum angelegt ist, den eine Unzahl von aus Blech angefertigten Schornsteinen einfassen, genießt man eine prachtvolle Aussicht. Die „hängenden Gärten der Semiramis", welche sich nach der Angabe einiger phantasiereichen Touristen auf dem Dache des Palace-Hotels befinden sollen, habe ich jedoch dort nicht entdecken können. Der Niederblick in die von Menschen, Fuhrwerken, Kabelbahnen &c. lebendigen Straßen, die Aussicht auf die Paläste auf dem „Nob Hill", auf den Telegraphen- und Rincons-Hügel, die grünen Berge, welche die Stadt umschließen, die weiten Gewässer der Bai mit ihren malerischen Inseln und Ufergeländen und die fernen in duftiges Blau gehüllten Höhenzüge bilden zusammen ein großartiges Panorama.

Der mit einem Glasdach bedeckte Hofraum (144×84 Fuß) ist von sieben wie die Ränge in einem Theater rings herum laufenden, von Säulen getragenen breiten Gallerien eingefaßt. Der Blick von der oberen, mit tropischen Gewächsen geschmückten und durch eine Brustlehne

aus schwerem Glas geschützten Gallerie ist abends bei elektrischer Beleuchtung, wenn der weite Hofraum wie von silbernem Mondlicht beschienen in der Tiefe daliegt, ganz einzig in seiner Art. Wenn derselbe am Montag Abend, zu welcher Zeit dort regelmäßig ein Konzert stattfindet, und bei festlichen Gelegenheiten von einer dicht gedrängten Menschenmenge angefüllt ist, nimmt sich diese, von oben gesehen, wie das Puppenspiel in einem Marionettentheater aus.

Außer den vielen mit wahrhaft fürstlichem Aufwand ausgestatteten Parlors befinden sich 755 Zimmer im Palace-Hotel, jedes derselben mit einer Badestube nebenan. Es logiren dort selten weniger als tausend Gäste, und viele reiche San Franciscoer wohnen daselbst mit ihren Familien. Die Zahl der Dienerschaft und der im Gasthof Angestellten beläuft sich auf 400. Übrigens ist die Bedienung im Palace-Hotel nichts weniger als mustergültig. Die dort bei Tisch aufwartenden Neger zeichnen sich durch Trägheit und freches Benehmen aus und würden in jedem vornehmen europäischen Gasthause sofort den Laufpaß erhalten. Im Palace-Hotel giebt es, wie in jedem großen amerikanischen Gasthofe Telegraphenbureaux, Verkaufsstände für Eisenbahnfahrkarten, Tabak und Cigarren, Buch- und Zeitungsläden, Barbier- und Friseurstuben, warme und kalte Bäder, Magazine für fertige Anzüge, Leibwäsche, Reiseutensilien &c., eine mit einem Regiment von blitzenden Flaschen ausgestattete „bar" (Trinkstand), Lesekabinette, Billardsäle und alles und jedes, was zur Unterhaltung und zur Bequemlichkeit der Gäste dienen mag. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß sich in dieser Mammut-Karavanserei stets nie weniger als hundert Pianos befinden, welche den dort für längere Zeit häuslich eingerichteten Gästen von hiesigen Pianohändlern leihweise überlassen wurden. Die Wände sind aber so vollständig schallsicher, daß niemand im Gebäude durch Klaviergeklimper belästigt werden kann. Als Monumentalbau kann das Palace-Hotel mit seinen in langen Linien ringsherum vom ersten Stockwerk bis ans Dach hinaufreichenden Vorbaufenstern allerdings nicht gelten; aber dasselbe imponiert durch seine kolossalen Verhältnisse und durch die ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt entfaltete Pracht seiner weiten Räumlichkeiten.

Wie das Palace-Hotel irrtümlicherweise als ein hölzernes Gebäude bezeichnet worden ist, so haben nicht selten Reisende, sogar in jüngst verflossener Zeit, San Francisco eine „hölzerne Stadt" genannt, eine Bezeichnung, welche heute nur noch auf einen Teil der älteren Bezirke und auf die allerdings sehr ausgedehnten Quartiere, in denen die Privatwohnungen stehen, paßt. Im Geschäftsteil der Stadt dürfen seit mehr als zehn Jahren gar keine Holzgebäude mehr errichtet werden. Jeder

dort entstehende Neubau wird aus Stein und Eisen konstruiert. Die ehemals übliche Bauart von niedrigen Häusern, welche in der Furcht vor Erdbeben ihren Grund hatte, ist in neuerer Zeit, seit man jene als einen überwundenen Standpunkt betrachtet, in das Gegenteil umgeschlagen. Vier Stockwerk hohe Steingebäude sieht man jetzt in Menge in allen Stadtteilen.

Für den Bau von Privatwohnungen zieht man das californische Rotholz (das der „Red-Wood-" Bäume — sequoia sempervirens) einem Material aus Ziegeln oder Stein unbedingt vor, indem sich die Temperatur bei dem hiesigen veränderlichen Klima gleichmäßiger in Holzgebäuden erhält, als in Steinhäusern der Fall ist. In sonnigen Zimmern, die in San Francisco sehr gesucht sind, kann man in Holzhäusern ein Kaminfeuer im Winter leicht entbehren, was in steinernen Gebäuden nicht thunlich ist. Die aus Holz erbauten Wohnungen der wohlhabenderen und reichen Bürgerklasse sind von außen so bemalt und cementiert, daß sie schönen Steingebäuden täuschend ähnlich sehen. Die prächtigen Façaden und Säulenportikos gewähren oft einen großartigen Anblick. Das Innere solcher Wohnungen ist nicht selten mit verschwenderischer Pracht und mit allen denkbaren Bequemlichkeiten der Neuzeit eingerichtet. An der breiten Van Neß Avenue, wo viele der in San Francisco zahlreich vertretenen reichen jüdischen Kaufleute wohnen, und in den fashionablen Straßen des westlichen Stadtgebiets reiht sich ein solches prächtiges Heim an das andere. Für dekorative Architektur läßt sich das Holzmaterial leichter als Stein verarbeiten und wird, wenn der Eigentümer sein Besitztum ab und zu durch Anmalen gegen Wind und Wetter schützen läßt, immerhin an zwei Menschenalter dem Verfall widerstehen. Die Enkel der heutigen Millionäre würden es heute freilich wohl lieber sehen, daß ihre Ahnen steinerne statt hölzerner Familienschlösser erbaut hätten. Aber in Amerika sorgt man mehr für die Gegenwart als für die Zukunft, die selbst zusehen möge, wie sie zurechtkommt. —

Das Leben in den Straßen San Franciscos bietet ein mannigfaltiges, fesselndes Bild. An der Grenze des Occidents liegend, ihre goldene Pforte den Völkern Ostasiens geöffnet, bildet diese Stadt, deren Bevölkerung etwa zur Hälfte aus Fremdgeborenen, zur Hälfte aus Amerikanern besteht, und wo die uralte stagnierende Civilisation des Reiches der Mitte mit dem frisch pulsierenden europäisch-amerikanischen Leben in enge Berührung tritt, mit ihrem Völkergemisch einen höchst interessanten Beobachtungsort für den Ethnologen. Auf Schritt und Tritt begegnet man, auch in den ausschließlich von Weißen bewohnten

Stadtteilen, den fremdartigen Gestalten der Chinesen, die unbeachtet und mit eiligen Schritten ihren Geschäften nachgehen. Gelegentlich kann man einen bezopften Lumpensammler bemerken, der zwei große Körbe an den Enden eines Bambus auf der Schulter balanciert. Mit einem Stock, an dessen unterem Ende sich ein hervorstehender Nagel befindet, untersucht er, langsam hinschreitend, den Kehricht, altes Papier 2c. und praktiziert das ihm darunter wertvoll Erscheinende geschickt in einen seiner Tragkörbe hinein. Eine schnell durch die Straßen fahrende Reihe von Kutschen, aus denen kleine mit tartarischen Schriftzeichen bedruckte Papierstreifen (Sprüche des Confuzius) flattern, die auch an einem Fenster jeder Kutsche angeklebt sind, während aus dem vordersten und dem letzten Wagen der lärmende Schall von Blechbecken und Metallfideln ertönt, ist ein chinesisches Leichenbegängnis. Die aus den Kutschenfenstern blickenden Mongolen scheinen alle in froher Feststimmung zu sein. Typische Gestalten aus den westlichen Territorien und Minendistrikten, gebräunte breitschulterige Männer, mit ernsten Gesichtszügen und kühnem Blick, in Schlapphut und salopper Kleidung, bringen Abwechselung in die bürgerlich nett gekleidete städtische Bevölkerung. Unter dieser sind neben den bekannten europäischen Nationalitäten und den Chinesen ab und zu Mexikaner und Farbige vertreten.

Unter den Fremden, welche die Stadt besuchen, sind die sogenannten „Globe trotters“ (die Weltenbummler), meistens Engländer, sofort zu erkennen. Als Kopfbekleidung tragen sie gern den bekannten ostindischen Helm und zeichnen sich durch blasierte Mienen aus. Alle Globe trotters müssen durch San Francisco reisen. Die australische und die chinesisch-japanische Dampferlinie konvergieren hier, und sämmtliche Eisenbahnen, welche den nordamerikanischen Kontinent queren, bringen den von Osten kommenden Globe trotter unfehlbar zuletzt nach San Francisco. Im allgemeinen sind die Weltenbummler verschlossenen Charakters; sie vermeiden es, neue Bekanntschaften zu machen und bringen es fertig, auf einer Reise um die Welt so wenig wie nur möglich von der Welt zu sehen. Auf dem Programm für eine Bummelreise um die Welt steht San Francisco mit ganzen zwei Tagen verzeichnet. Sehenswürdigkeiten: Das Chinesenviertel und die Seelöwen! Sonst steht darauf für Californien nur noch das Hotel del Monte bei Monterey, das Yosemitethal und Los Angeles verzeichnet. In neuerer Zeit reisen die Globe trotters gern in Herden als sogenannte „Cookies“ (sprich: Kuhkies), die mit Welt-Rundreisebilletten von dem Engländer Cook versehen sind. In San Francisco logieren die „Cookies“ selbstverständlich allemal im Palace-Hotel, wo sie gern gesehene Gäste sind.

Das Leben in den Straßen San Franciscos hat ein südliches Gepräge. Die Hauptstraßen sind auch spät in der Nacht von Menschen lebendig, was in amerikanischen Großstädten, mit Ausnahme von New-Orleans, nur selten der Fall ist. Viele Restaurationen und Vergnügungsplätze bleiben die halbe Nacht hindurch offen, und manche werden gar nicht geschlossen. Die breiten Asphalttrottoirs an der Kearny- und Marketstraße sind der Lieblingsspaziergang der schönen Welt. Am Sonnabend Nachmittag und abends, wenn die zahlreichen elektrischen Lichter Tageshelle verbreiten, herrscht dort ein Gedränge von hin und her flanierenden Spaziergängern, als befände man sich auf dem Korso in Rom. Die blühende Schönheit der Frauen, die einem dort begegnen, ist nicht minder auffällig wie ihre in Farben schillernde Tracht. Es ist eine wahre Musterkarte von anmutigen Frauengestalten, bildschönen Gesichtern und eleganten Toiletten, wie man sie in anderen Städten nur in feiner Gesellschaft oder allenfalls im Theater schaut, die sich hier vor jedermanns Augen zeigt und die man nicht müde wird zu betrachten. Kostbare Schmucksachen, selbst Diamanten, tragen die Damen San Franciscos auch auf offener Straße. Dabei sieht man, sogar im Sommer, neben Damen, die in Sammet und Seide einherrauschen, andere, welche mit kostbaren Jacken und Roben aus Seehundspelz bekleidet sind, was in dem sich hier fast an jedem Tage fühlbar machenden starken Witterungswechsel seine Ursache hat. Die prächtigen Schaufenster, die reichen Warenmagazine und namentlich die überaus zahlreichen Läden der Juweliere und Uhrenhändler, mit den hinter den großen Spiegelscheiben aufgehäuften Edelsteinen, Uhren und Schmucksachen, erinnern an Rom und Florenz. Die in jenen Städten aus Mosaik angefertigten Schmucksachen finden in San Francisco an solchen aus Goldquarz — eine Spezialität californischer Industrie — ein treffendes Seitenstück.

An den Straßenecken gewahrt man, nachts von Fackeln beleuchtet, häufig unternehmende Händler, die ihre Waren und Kuriositäten mit der größten denkbaren Reklame feilbieten: Rechnen-Experte, die mit einem Stück Kreide in der Hand einer sie dicht umstehenden Menschenmenge die wunderbarsten Additionen, Divisionen und Zinsberechnungen mit fabelhafter Geschwindigkeit auf großen schwarzen Tafeln anschaulich machen und hinterher ihre Bücher, welche eine praktische Anleitung zur Bemeisterung jener Geheimnisse enthalten sollen, wie warme Semmeln verkaufen; Tausendkünstler die allerhand Hokuspokus treiben und für den Verkauf ihrer Waren auf die Gutmütigkeit eines Publikums angewiesen sind, dessen Lachmuskeln sie durch allerlei Kurzweil und Anekdoten zu erregen verstehen; Jünger exakter Wissenschaften, die das Gewicht, die

Muskel- oder Lungenkraft der Bürger vermittelst blankgeputzter Meßapparate und elastischer Puffer für eine geringe Vergütung in kleiner Münze feststellen; Physiker und Astronomen, die tags den Bacillus unterm Mikroskop zeigen und nachts ein großes Teloskop an einer lebhaften Straßenecke aufstellen und die Ringe des Saturn, die Monde des Jupiter oder die Ringgebirge des Erdtrabanten den Wißbegierigen vor die Augen führen. Blumenverkäufer, welche im Winter wie im Sommer die herrlichsten Sträuße feilbieten, sind an den Hauptstraßen stets in Menge zu finden. Meistens sind es Italiener und Knaben derselben Nationalität, welche diesem einträglichen Geschäfte obliegen. Die in der Stadt zahlreich vertretenen Blumenhandlungen gehören dagegen fast alle deutschen Gärtnern. Was die vielen buntfarbigen Anzeigen, Reklamebilder und Schilder anbetrifft, welche manche Gebäude verunzieren, so ist San Francisco in dieser Beziehung nicht besser und nicht unvorteilhafter herausgeputzt als seine östlichen Schwesterstädte. Bemerkenswert ist das häufige Vorkommen der Aushängeschilder von Astrologen und Wahrsagerinnen, ein Geschäftszweig, welcher im Goldlande besonders zu blühen scheint.

Bei festlichen Umzügen, die der schaulustige Amerikaner mit einer Art von kindlicher Freude liebt, gewährt namentlich die Marketstraße ein außerordentlich anziehendes Bild. Während der letzten Präsidentenwahl-Campagne veranstalteten abwechselnd die Republikaner und Demokraten abends großartige Umzüge, die allemal mit einem Kontramarsch an jener Straße zum Abschluß kamen. Wenn nach Dunkelwerden eine derartige Prozession in buntscheckigen Uniformen und weißen mit Inschriften bemalten Mantelkrägen, mit Fackeln, Bannern und Fahnen, aufgeputzten Festwagen, Dampffeuerspritzen und den wunderbarsten Paraphernalien dahinzog, vor der Tausende von Anhängern der entgegengesetzten Partei reihenweise bis weit in die Straße hinein Spalier machten und dem feindlichen Aufzug ohne Groll zuschauten; wenn dabei Hunderte von Schwärmern und Raketen in die Luft sausten und ihre bunten Sterne im blauen Nachthimmel zerstreuten, die elektrischen Lichter blitzten und mächtige bengalische Feuer die Gebäude an der meilenlangen breiten Straße mit Glut überströmten, während Musikbanden, Dampfpfeifen, lange Blechtrompeten (sogenannte Fischhörner) und Lärm aller Art höllisch durcheinander tönten, — so gab das ein Gesamtbild von barbarischem Gepränge und republikanischer Wahlfreiheit, das nur von einer so durchaus kosmopolitisch angelegten Bevölkerung, wie die in San Francisco, ohne Ruhestörungen zur Schau gestellt werden kann.

Auffallend sind die sich in allen Straßen außerordentlich häufig an den Fenstern bemerkbar machenden Anzeigen „rooms to let“ (hier sind

Zimmer zu vermieten). Diese möblirten Wohnungen, welche meistens nur ein einzelnes Vorbaufenster haben und aus einem Vorderzimmer mit dahinter liegendem Schlafgemach bestehen, sind vornehmlich auf die Kundschaft von der in San Francisco überaus zahlreich vertretenen Klasse von Junggesellen berechnet. Den Tag über sind jene Herren im Geschäft, ihre Mahlzeiten (auch den Morgenkaffee) nehmen sie meistens in einer Restauration ein, abends sind sie, falls sie es nicht vorziehen, Besuche zu machen, in den Klubs, in Bierhäusern oder im Theater zu finden. Ihre Wohnung, welche von den Vermietern in der Regel durch einen Chinesen in Ordnung gehalten wird, dient jenen sorgenlosen Junggesellen nur als bequemes Absteigequartier und Nachtlogis. Die Miete für ein solches Doppelzimmer beträgt, je nach der Lage der Wohnung (wobei die Sonnenseite der Straße die bevorzugte ist) und der Eleganz des Mobiliars zwischen 15 und 40 und mehr Dollars den Monat.

---

4. Eine kosmopolitische Großstadt. — Typus der Californier. — Californische Gastfreundschaft. — Leichtsinn beim öffentlichen Verkehrswesen. — Trinklokale. — „Free lunch." — Hoodlums. — Annehmlichkeiten des geselligen Umgangs. — Eigentümliche Witterungsverhältnisse.

Die Bevölkerung von San Francisco ist mehr kosmopolitisch als die irgend einer anderen Stadt in Amerika. — Nach dem V.-St.-Census vom Jahre 1880 betrug die Zahl der hiesigen registrierten Stimmgeber 44,765 — von denen 20,769 in Amerika und 23,996 im Ausland geboren waren. Letztere kamen aus 47 verschiedenen Ländern. Obenan steht Irland mit 10,467 Stimmgebern; dann folgen Deutschland mit 6704, England mit 1751, die übrigen europäischen Staaten und Canada mit Ziffern, die zwischen 239 (Norwegen) und 805 (Frankreich) abwechseln, während Mexiko, Central- und Südamerika, Asien, Afrika und Polynesien mit Zahlen von 1 (Philippinen) und 175 (Australien) den Rest bilden. Unter den in den Vereinigten Staaten geborenen Stimmberechtigten sind nur 2527 aus Californien, während 5301 aus New-York und 3046 aus Massachusetts gebürtig sind. Der Rest verteilt sich auf sämtliche Staaten und Territorien der Union. Nach einer im Juli 1885 von den städtischen Behörden San Franciscos unter-unternommenen Zählung giebt es in dieser Stadt 90,400 Kinder bis zum Alter von 19 Jahren; darunter 50,973, deren beide Eltern hier

eingewandert sind, 15469, deren Eltern einer Seite Fremdgeborene sind, und nur 23,958 Kinder, deren beide Eltern hier geboren sind. Zählt man zu der aus aller Herren Ländern zusammengeströmten Bevölkerung noch die (nicht stimmberechtigten) Chinesen, so möchte schwerlich eine zweite Großstadt auf der Erde zu finden sein, welche ein mannigfaltigeres Bild der Volksarten aufweisen kann als die Metropole am Goldenen Thor. Das Verhältnis der Stimmgeber zur Gesamtbevölkerung der Weißen wird wie 1 zu 5 angenommen.

Die kaukasische Bevölkerung der Stadt San Francisco hat zum weit überwiegenden Teil den unverkennbaren Typus der Bewohner des neuen Dorados Californien angenommen. Ein gewisser allen gemeinsamer Zug hat sich ihren Mienen und ihrer Haltung, ihrer Redeweise und ihren Sitten eingeprägt. Ein bischen Gernegroßthun, unskrupulöse Handhabung des Revolvers als Sühne für wirkliches oder eingebildetes Unrecht oder Beleidigungen, Renommisterei über das unvergleichliche Californien ist ihnen als Anhängsel westlicher Kultur bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Bewohner San Franciscos haben dieselbe leidenschaftliche, leicht erregbare Natur in ihrem ganzen Denken, Thun und Handeln, wie sie sich stets in neuen Ländern vorfindet. Im geschäftlichen Leben herrscht hier eine Fahrlässigkeit und Vertrauensseligkeit, die den Yankees unbegreiflich dünkt. Kleinlicher Sinn liegt nicht im Charakter des Californiers, der in Geldangelegenheiten namentlich oft ganz unvernünftig freigebig ist und die linke Hand nie wissen lassen wird, was die rechte thut. Die Sucht zum Spekulieren ist dabei dem ganzen Volke gleichsam in Fleisch und Blut übergegangen. Ein ruhiges Genießen ist nicht die Sache der Bewohner des Goldstaats, denen im Gegenteil nichts lieber ist, als sich von einer Aufregung in die andere zu stürzen.

Bei dem ausgesprochen männlich-trotzigen Sinn der Bevölkerung spielt das Geldprotzenthum und die Bewunderung des Mammons eine für den intelligenteren Teil der Einwohner beschämende Rolle. Nirgends in der Welt findet der allmächtige Dollar eine höhere Verehrung, als in der Metropole am Stillen Meer. Daß Tausende von wohlerzogenen Menschen zu den oft nicht gerade durch geistige Vorzüge glänzenden Millionären mit Ehrfurcht hinaufblicken, bloß weil diesen Fortuna ihr Füllhorn in den Schoß geleert hat, ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Seltsam dabei ist es, daß die Klasse der Reichen bei weitem weniger anmaßend ist, als die ihnen entgegengebrachte Huldigung vermuten lassen sollte. Es giebt unter denen, welche in dieser Stadt die obersten Sprossen der Glücksleiter erklommen haben, eine ganz erkleckliche

Anzahl von sehr ehrenwerten Männern, die sich ihres durch Geschick und Fleiß erworbenen Reichtums ohne Ueberhebung erfreuen, Wohlthätigkeit und Unterstützung gemeinnütziger Unternehmungen auf anspruchslose Weise ausüben und wackeren emporstrebenden Bekannten und Verwandten stets gern mit Rat und That zur Seite stehen.

Ein schöner Charakterzug der Bewohner von San Francisco ist ihre Gastfreundschaft, welche nicht minder wie ihre Freigebigkeit sprichwörtlich geworden ist. Das Reich der Trinkgelder hat im westlichen Nordamerika nur geringe Eroberungen gemacht und findet hier meistens nur von fremden Reisenden in den großen Gasthöfen eine das Licht scheuende Vertretung. In der Famlie sowohl wie im öffentlichen Verkehrsleben merkt man von der Unart des Trinkgeldergebens hierzulande fast gar nichts. Wollte ein in einer Familie zu Gast geladener Fremder oder Hausfreund es sich erlauben, den Dienstboten ein Trinkgeld anzubieten (wie es in Deutschland leider oft geschieht), so würde dies in den meisten Fällen ohne Frage mit Entrüstung zurückgewiesen werden. Erführe der Hausherr ein derartiges Attentat seines Gastes, für die ihm dargebotene Gastfreundschaft Zahlung leisten zu wollen, so könnte es diesem leicht begegnen, daß jener sich den Besuch einfürallemal ganz gehorsamst verbäte.

Im öffentlichen Verkehrswesen herrscht hier eine Sorglosigkeit, die den Fremden in Erstaunen setzt, aber fast nie gemißbraucht wird. Auf den Sammelkasten für Briefe liegen oft eine Menge von mit Postmarken versehenen Zeitungen, Büchern &c., die der Postbote, wenn er die Runde macht, mitnimmt; niemandem wird es einfallen, sich daran zu vergreifen. Jüngst gewahrte ich ein Paar allerliebste Kinderschuhe, die Adresse auf der Sohle und auf jedem Absatz eine Postmarke, ganz offen auf einem Briefkasten an der lebhaften Kearnystraße daliegen, von wo der nächste Postbote sie mitnehmen sollte. Wie lange wohl die Schuhe in einer anderen Stadt eine solche ausgesetzte Lage eingenommen haben würden, ehe sie ein Vorübergehender eingesteckt hätte? — Die Passagiere auf den Fährböten legen ihr Handgepäck und ihre Ueberröcke auf die erste beste Bank und spazieren, bis der Dampfer landet, ruhig umher, ohne sich um ihr Eigentum zu kümmern, und noch nie habe ich gehört, daß jemandem dort etwas abhanden gekommen sei. In den Eisenbahnwagen und Gasthöfen, in Restaurationen und im Theater herrscht dieselbe Sorglosigkeit bezüglich der Überzieher, Schirme, Spazierstöcke &c., ohne daß jemand dadurch Schaden leidet. Am sogenannten „Steamertag“ (dem 13. und 28. jeden Monats — sobenannt, weil in „alter Zeit“ die Panamá-Dampfer, welche die Rimessen nach New-York mitnahmen, an

jenen Tagen abführen), an welchem Tag die laufenden Rechnungen eingefordert werden, sieht man Hunderte von jungen Männern und Knaben mit Geldsäcken in der Hand oder auf der Schulter durch die Straßen wandern, und noch nie ist es vorgekommen, daß ein solcher Geldträger beraubt worden wäre. Die mit Wertpacketen beladenen Expreßwagen machen tagtäglich die Runde bei den Engrosjuwelieren, meistens nur mit einem Kutscher, der auch die Packete im Laden abliefert und dann gemüthlich weiter kutschiert. In den Banken liegen Hunderttausende von Dollars in Zwanzig-Dollar-Goldstücken offen da und die Geldanweisungen werden ohne jegliche Vorsichtsmaßregeln ausbezahlt. Große, mit Silberbarren beladene Frachtwagen stehen mitunter vor den Banken ganz unbewacht auf der Straße; Juwelen und selbst Diamanten werden in den Läden den Kunden auf eine Weise gezeigt, als ob es nur ehrliche Leute in San Francisco gäbe. Genug, es herrscht in dieser Stadt eine Sorglosigkeit im Handhaben von Geld und Wertsachen, die, wäre sie nicht für die Eigentümer so ganz und gar straflos, als unverzeihlich bezeichnet werden müßte. Und doch fehlt es in San Francisco durchaus nicht an Dieben, Einbrechern und abgefeimten Spitzbuben!

Trinklokale sind in San Francisco so zahlreich wie die Spatzen und erfreuen sich samt und sonders eines lebhaften Zuspruchs. Während die Deutschen der vaterländischen Sitte des Biertrinkens treu geblieben sind und dem Gambrinus in bescheiden ausgestatteten Räumen in geselligem Zusammensein opfern, lieben es die Amerikaner, im prunkenden Gemach an der „Bar“ ein Gemisch der stärksten Getränke stehend hinter die Binde zu gießen; aber nie allein, sondern stets in Gemeinschaft mit Freunden oder beliebigen Zechkumpanen, wobei einer die gerade anwesenden Bekannten oder Fremden frischweg einladet, mitzutrinken. Befindet sich der nach einem Labsal Dürstende zufällig allein vor dem Schanktisch, so wird er in der Regel den dienstthuenden Ganymed zu einem gemeinschaftlichen Trunk einladen. Viele jener „Bar rooms“ sind aufs prächtigste mit Marmorsäulen, großen goldgerahmten Spiegeln, Fresken und Bildern ausgestattet. Unter letzteren sind es namentlich nackte und halbnackte Frauengestalten, die in verführerischer Stellung den Zecher mit freundlichem Blick aus dem Goldrahmen anschauen und ihn gleichsam auffordern, es sich gut schmecken zu lassen.

In jedem Trinklokal steht ein mit Käse, Brot, Wurst und dergl. angerichteter Tisch, von welchen Speisen die Gäste nach Belieben umsonst genießen können, nach dem Grundsatz, daß ein kleiner Imbiß den Durst anregt. Mittags werden warme Speisen aufgetischt: in den feineren Trinksalons Ochsenschwanz- und Muschelnsuppe, Braten erster

Qualität, Lachs, abgekochter Schinken, Geflügel, Häringssalat ꝛc., nebst einer großen Auswahl von Gemüsen und schmackhaften Nebenschüsseln; in den Trinklokalen zweiter Klasse, deren Besucher mehr auf die Quantität als auf die Qualität der dargereichten Speisen sehen, giebt es Nudeln- und Erbsensuppe, Braten von geringerer Qualität, aber in größeren Schnitten, Störfisch, Speck und Bohnen, Kartoffelsalat ꝛc. Jedermann kann bei diesem sogenannten „free lunch“ (freien Frühstück) ungeniert zulangen; kosten thut es nichts. Der Wirt erwartet nur, daß jeder, den er so regaliert, zum Schluß der Mahlzeit seinen üblichen Leibtrunk, wofür er den gewöhnlichen Preis zahlt, hinter die Binde gießt, was auch ohne Ausnahme geschieht. Das freie Frühstück wird aber, mit wenigen Ausnahmen für bevorzugte Gäste, im Stehen vertilgt. Die Ausgabe für dasselbe wird den Wirten durch den vergrößerten Absatz der Getränke mit hohen Prozenten wieder eingebracht. Die durstigen Gäste gewöhnen sich an das Lokal, wo der Herr Wirt mit den Speisen nicht knausert, und dieser zieht sich so eine zuverlässige Schar von Stammgästen heran, die nach dem Lunch oft mit frischem Mut wieder zu trinken anfangen. In den Trinksalons erster Klasse werden die Gäste durch sauber gekleidete höfliche Aufwärter bedient. Die sich um die reichlich gedeckte Tafel drängenden San Franciscoer wahren den in der Goldstadt gewohnten feinen Anstand und warten jeder seine Zeit ab, bis die Reihe an ihn kommt, sich sein Lunch darreichen zu lassen. In den Trinklokalen zweiter Klasse werden weniger Komplimente gemacht; aber auch dort wird stets der Anstand gewahrt.

Wer seine Dollars zu Rate halten muß, der ist imstande beim „free lunch“ seinen knurrenden Magen mit einer tüchtigen Mahlzeit zu beruhigen. Doch geschieht dies nur in seltenen Fällen, da man nirgends in Amerika so billig speisen kann wie in San Francisco. Der Überfluß und die Billigkeit der Produkte des Pflanzen- und des Tierreichs wird den Fremden durch einen Besuch in einer der zahlreichen großen Markthallen am besten veranschaulicht. Durchschnittlich sind die Mahlzeiten in New-York doppelt so teuer wie in San Francisco. Verteuert wird das Leben in der californischen Großstadt durch die Kostspieligkeit der Wohnungen und der Kleider, sowie durch die Extravaganz der San Franciscoer, viel Geld für kleinere Bedürfnisse und für Vergnügungen aller Art auszugeben. —

Einen schlimmen Bestandteil der Bevölkerung San Franciscos bilden die sogenannten „Hoodlums“, halb ausgewachsene Tagediebe und Bummler, welche Feigheit mit Gemeinheit paaren und zu jeglicher hinterlistigen Schandthat stets bereit sind. Bietet sich ihnen die Gelegenheit,

einen wehrlosen Chinesen am Zopf zu zerren oder mit Steinen zu werfen, so sind sie sicher bei der Hand; und wenn sie in später Nacht einen vereinzelten Weißen in einer abgelegenen Straße hinterrücks überfallen können, ohne sich dabei persönlicher Gefahr auszusetzen, so werden sie eine derartige Heldenthat mit Vergnügen unternehmen. Die Mehrzahl dieser nichtswürdigen Bengel, welche besonders an der „barbary coast“ — der Piratenküste, an der oberen Kearnystraße und in der Nähe des Chinesenviertels gelegen —, im sogenannten „tar flat“ (in der Hafengegend) und in den entlegeneren Stadtdistrikten herumlungern, sind irischen oder amerikanischen Geblüts. Mit der Polizei stehen sie auf unausgesetztem Kriegsfuß und bilden mit den chinesischen „highbinders“ das zahlreichste und auserlesenste Kontingent unter den Insassen der städtischen Gefängnisse.

Wie aber bei viel Sonnenlicht stets dunkle Schatten zu finden sind, ohne daß diese den Glanz des Bildes beeinträchtigen, so sind auch die schlechten Volkselemente nicht imstande, dem Kern der gesitteten Bevölkerung das Dasein in dieser heiteren Stadt zu verleiden. Es scheint etwas in der californischen Luft zu liegen, was selbst den verstocktesten Menschenfeind veranlaßt, gesellig zu werden. Was den gesellschaftlichen Umgang anbelangt, so kann sich jeder leicht einen ihm zusagenden Kreis von Bekannten wählen. Nirgends in der Welt wird weniger auf Förmlichkeiten Gewicht gelegt, als in San Francisco. Ein wohlerzogener Mann findet überall in dieser Stadt in anständigen Familien Zutritt und ist, auch uneingeladen, dort stets ein willkommener Gast. Diejenigen Familien, welche sich eines größeren Bekanntenkreises erfreuen, pflegen einen bestimmten Abend in der Woche als Empfangsabend anzusetzen, an dem sie für ihre Freunde zu Hause sind. Aber auch an anderen Tagen wird sich ein Vereinsamter nicht im mindesten genieren, selbst uneingeladen zum Essen zu erscheinen, und es wird ihm dort stets an der Tafel ein Platz mit Freuden angeboten werden.

Nichts spricht mehr für die Annehmlichkeit des hiesigen Lebens, als die große Anhänglichkeit der von auswärts hergezogenen Bewohner San Franciscos an diese ihre neue Heimat. Nur in seltenen Fällen entschließt sich jemand dazu, wieder von hier fortzuwandern; wer einige Jahre in dieser Stadt gelebt hat, der wird in neun Fällen unter zehn, selbst wenn er mit der ausgesprochenen Absicht fortgeht, nach den „Staaten“ (so werden die östlichen Unionsgebiete kurzweg in Californien bezeichnet) oder nach Europa überzusiedeln, über kurz oder lang wiederkommen. Es ist belustigend, solche Murrköpfe, denen nichts in San Francisco gut genug war, nach längerer Abwesenheit wieder in der Straße zu

treffen, wo sie jetzt mit heiterer Miene im goldenen Sonnenschein spazieren gehen und schwören, daß Californien doch das beste Land in der Welt sei.

Neben der freien „westlichen" Lebensweise ist es besonders dieser Sonnenschein, der den San Francisco-Müden wieder hierherzieht, obgleich es auch mit dem ewigen Sonnenglanz seinen Haken hat. Das „glorious climate of California" (das gloriose Klima Californiens), auf das die Bewohner des Goldstaats so stolz sind, hat in San Francisco, welches ein Separatklima an der pacifischen Küste besitzt, seine bedenklichen Schattenseiten.

Fast jeder Fremde, der sich nur kurze Zeit in San Francisco aufhält, wird das hiesige Wetter verschieden beschreiben. Mitunter herrscht hier, namentlich im Winter, in den heiteren Intervallen der Regenzeit, die vom Oktober bis in den April dauert, ein wahrhaft himmlisches Wetter — oft viele Wochen anhaltend. Wer San Francisco zu solcher Zeit besucht, wird dessen Klima aus voller Brust einen Lobgesang singen. Wer dagegen im Sommer zufällig während der hier alsdann sporadisch drei oder vier Tage herrschenden Hitze weilt, der wird in seiner Beschreibung von einem Tropenklima reden. Wäre er drei Tage länger hier geblieben, so hätte er von eisigem Lufthauch und Staubwolken erzählt und würde seinen Artikel anstatt in Hemdsärmeln vielleicht beim Kaminfeuer zu Papier gebracht haben. Ein anderer, der bis Mittag im warmen Sonnenschein in den Straßen herumschlenderte und das herrliche Klima lobte, empfindet gegen Abend ohne Ueberzieher eine Kühle, als ob er plötzlich in ein Eishaus geraten sei, und wird seine Ansicht über das Klima der berühmten Goldstadt bedeutend ändern müssen.

Der eine sieht San Francisco, namentlich zur Zeit der Sommer-Rückpassatwinde, die von Juni bis September unregelmäßig aus Nordwesten blasen, von Nebelwolken eingehüllt, die wie eine wilde Jagd vom Ocean über die Häuser hineilen, oder bei fröstelndem Nordwind, der den Staub durch die Straßen wirbelt, und begreift nicht, wie ein vernünftiger Mensch solche Witterungsverhältnisse lobpreisen kann, während ein anderer, der die Stadt in einem anderen Jahre genau um dieselbe Zeit besucht, über die milde Luft und den italienischen Himmel vor Entzücken außer sich gerät. Wer aber in San Francisco jahrelang gelebt hat, der gewöhnt sich daran, stets wollene Ober- und Unterkleider zu tragen und jedesmal, wenn er ausgeht, den Überzieher über den Arm zu hängen. Ihm behagt das windige Wetter und der häufige Temperaturwechsel in den Sommermonaten tausendmal besser, als die Glüh-

hitze mit drohendem Sonnenstich in den östlichen Unionsstädten, wo man nachts vor Hitze nicht schlafen kann, während man hier das ganze Jahr über unter einer leichten wollenen Decke eine erfrischende Nachtruhe genießt. Wer im Sommer aus den heißen Inlandthälern Californiens nach der Stadt zurückkehrt, atmet mit Lust die kühle Luft, welche sich bemerkbar macht, sobald die Gewässer der großen Bai erscheinen, und lebt wie neugeboren wieder auf. Wenn im Osten der Union zur Winterzeit das ganze Land unter Schnee und Eis begraben liegt und die Zeitungen von Schneeblockaden berichten, von einem Kältegrad, wobei das Quecksilber gefriert, so wird der San Franciscoer seine Heimat rühmen, wo im Winter die Fuchsien und Veilchen im Freien blühen, wo es seit Menschengedenken nur einmal (am 31. Dezember 1882) geschneit hat, wo man im Februar Spargel ißt und sich während zehn Monaten im Jahr an Erdbeeren erlaben kann. Liest er von Orkanen und schweren Gewittern, die an der anderen Seite des Kontinents entsetzliche Verheerungen anrichten, so wird er Californien und besonders San Francisco hochpreisen, wo solche atmosphärische Kraftstücke zu den größten Seltenheiten gehören, und wird die kleinen Erdbeben, die hier niemandem ein Leid anthun, gern als Austausch dafür annehmen.

Die frischen Seewinde reinigen die Luft und machen San Francisco zu einer der gesündesten Städte auf dem Erdball (die Sterberate belief sich im vergangenen Jahre nur auf 18[18] das tausend). Infolge des vorhin erwähnten Sommerpassats erfreut sich diese Stadt während der heißen Jahreszeit eines kühlen Durchschnittsklimas, das, so unangenehm die Witterungsverhältnisse mitunter sind, doch der Gesundheit sehr zuträglich ist. Das Klima wird auch durch den von Japan über Alaska hierher gelangenden Kuro-Siwo beeinflußt, welcher ursprünglich warme Meeresstrom durch die arktische See abgekühlt wird und den Küstenstrichen Californiens nördlich vom Kap Point Conception im Sommer ein weit gemäßigteres Klima, als sonst in diesem Breitengrade der Fall sein würde, verschafft. Daß der Kuro-Siwo, wie zu behaupten gang und gäbe geworden ist, an der californischen Küste eine warme Strömung sei, ist grundfalsch, wovon sich jeder, der einmal bei San Francisco oder Monterey ein Seebad nimmt, leicht überzeugen kann. Der unregelmäßige Nordwestpassat, der aus den oberen Luftschichten herabfällt, beschränkt sich auf die Küstengegend und hüllt diese, sobald er mit der überhitzten Luft des Innern in Berührung gerät, in dichte und kalte Nebel ein. Oft lagern zu jener Jahreszeit Nebelbänke über San Francisco, wenn das Wetter einige Meilen von dort wunderschön ist. Nachts stört alsdann das ewige Blasen der Nebelhörner die Schläfer

aus ihrer Ruhe, als befände man sich auf den Bänken von Neufundland oder an der oregonischen Küste, anstatt in der Stadt mit dem „schönsten Klima der Welt“. Ich will noch erwähnen, daß San Francisco besser als sein Ruf und nicht, wie man anzunehmen pflegt, die windigste Stadt in der Union ist. Nach den statistischen Aufstellungen des V.-St-Signal-Bureaus steht Milwaukee mit 90,482 jährlichen Windmeilen obenan, es folgen New-York mit 88,621, Galveston mit 86,731 und erst in vierter Reihe San Francisco mit 84,896 jährlichen Windmeilen.

Die Vorzüge des San Francisco-Wetters überwiegen die Unannehmlichkeiten desselben in bedeutendem Grade. Während des ganzen Jahres herrscht hier eine Temperatur, die nicht zu heiß und nicht zu kalt ist (eine Mitteltemperatur von 58° Fahr. im September, dem wärmsten Monat, und von 49° Fahr. im Januar, dem kältesten Monat), und die es jedem ermöglicht, geistige und körperliche Arbeit ohne Abspannung vollbringen zu können. Bleibt der Sonnenschein im Sommer gelegentlich etwas länger aus, als den Bewohnern angenehm dünkt, so brauchen diese vor den Seenebeln nur nach Oakland oder Alameda, oder nach den in der Nähe dieser Städte reizend gelegenen Sommerfrischen über die Bai zu flüchten, um binnen 20 Minuten in ein wärmeres Klima zu gelangen, oder eine Stunde weiter nach San Rafaél, Menlo Park rc. zu kutschieren, in ein Klima, das an den Lenz von Nizza und Mentone erinnert. Die Morgenstunden sind in San Francisco fast zu jeder Jahreszeit wunderschön. Nur die Langschläfer wissen nichts davon. Dagegen ist man genötigt, am Abend während mindestens 350 Tagen im Jahr einen Überzieher zu tragen. Im allgemeinen ist die Regenzeit, der californische Winter, in San Francisco die angenehmste Jahreszeit.

Das ewige Einerlei des Wetters übt aber in Californien und namentlich in San Francisco, trotz seiner mannigfachen Vorzüge, einen ermüdenden Einfluß auf das körperliche und geistige Wohlbefinden aus. Das Leben nimmt hier infolge der geringen klimatischen Abwechselung scheinbar einen viel schnelleren Verlauf, als in anderen Ländern der gemäßigten Zone, wo die Jahreszeiten als so viele Haltepunkte im menschlichen Dasein dienen, und namentlich der Winter das Zusammensein im engeren Familienkreise fördert. Der Gegensatz zwischen der nassen und trockenen Winterungsperiode in Californien läßt sich nicht mit dem poetischen Erwachen des Frühlings nach der Winterszeit in Deutschland, oder mit dem sogenannten „Indianersommer“, jenen unvergleichlich schönen Herbstestagen im Osten der Union, nach der vorhergegangenen erschlaffenden Hitze vergleichen. Besonders tadelnswert ist in San

Francisco die fast gänzliche Abwesenheit von hübschen Anlagen für längere Spaziergänge innerhalb des Weichbilds der sehr ausgedehnt gebauten Stadt. Wenn sich dies schon bei schönem Wetter unangenehm bemerkbar macht, so ist es mehr eine Strafe als ein Genuß, an windigen Tagen auf den Trottoirs auf und ab zu spazieren und dabei den lästigen Staub einatmen zu müssen. Der Golden Gate Park liegt, obgleich derselbe leicht vermittelst der Kabelbahnen zu erreichen ist, zu weit vom Mittelpunkt der Stadt entfernt, als daß man jeden Tag dort hinaus gehen möchte. Daß das Facit über das Angenehme und Unangenehme des San Francisco-Wetters unter so bewandten klimatischen und lokalen Verhältnissen bei verschieden angelegten Naturen, namentlich unter den Fremden, so verschieden ausfällt, läßt sich nicht verwundern. Nur die Gewohnheit vermag das Unangenehme zu mildern; doch das Endresultat ist, daß die Vorzüge des hiesigen Klimas von der überwiegend großen Mehrzahl der Bevölkerung als das schönste Erbteil Californiens angesehen werden.

---

5. Theater, Musik und Kunstbegeisterung. — Gesellschaftliches Leben. — Picknicks. — Vereinswesen. — Woodward's Garten.

Das öffentliche nicht minder wie das gesellschaftliche Leben bewegt sich in San Francisco in viel freieren Formen, als in den älteren Städten des Ostens der Fall ist. Die Bevölkerung ist in hohem Grade vergnügungssüchtig und benutzt jede sich ihr darbietende Gelegenheit sich zu amüsieren mit dem größten Eifer, wobei sich alle Gesellschaftsklassen in gleicher Weise beteiligen. Die Mehrzahl der Einwohner betrachtet den Sonntag als einen Tag der Erholung und Freude; selbst in den englischen Theatern wird auch am Sonntag gespielt, was sonst in Amerika, so viel mir bekannt ist, nirgends geschieht. Es giebt ein halbes Dutzend größere und eine Anzahl kleinere Theater in der Stadt, darunter ein sogenanntes „Tivoli", wo für das bescheidene Eintrittsgeld von nur ¼ Dollar Opern und Schaustücke ganz annehmbar in Scene gesetzt werden. Programme, welche in der Regel noch eine große Anzahl von Geschäftsanzeigen enthalten, bekommt man in allen Theatern Amerikas umsonst.

Die californische Metropole rühmt sich gern ihres hervorragenden Kunstsinns und hat den Namen erworben, daß in ihren Mauern für Künstler goldene Berge zu finden sind. Für die Koryphäen der englischen

Bühne ist dies im allgemeinen zutreffend; auf musikalischem Gebiet dagegen ist der Geschmack des hiesigen Publikums ganz unberechenbar. Die Primadonnen Christine Nilsson, Etelka Gerster und namentlich Adeline Patti erzielten hier unerhörte Erfolge. Um beim Vorverkauf von Billetten, der am Vormittage stattfand, zeitig am Platze zu sein (nachdem die besten Plätze im Opernhaus für die ganze Saison bereits mit Prämienpreisen verauktioniert worden waren!), stellten sich Hunderte schon am Abend vorher in der Straße in Reih und Glied, oder saßen dort auf Stühlen die ganze Nacht hindurch und warteten geduldig, bis die Kasse am nächsten Morgen geöffnet wurde. Im Grand Opera House (einem der größten Theater Amerikas) war ein geradezu lebensgefährliches Gedränge. Die Toiletten- und Juwelenpracht des Damen-Publikums, das sich dort versammelte, kann sicherlich weder in Paris noch sonstwo in der Welt bei ähnlichen Gelegenheiten übertroffen werden. Leider war aber das Gesehenwerden bei den meisten die Hauptsache! Wenn ich erwähne, daß die Patti-Oper unter dem Impresario Mapleson in zwei aufeinander folgenden Jahren (für 20 Abende) eine Kasseneinnahme von 140,000 und 150,000 Dollars zu verzeichnen hatte — außer den Summen, welche die Händler (scalpers) für Eintrittskarten, mit 10 bis 20 Dollars Zuschlag, erzielten, — so wird sich der Leser einen Begriff von dem damals hier herrschenden Kunsttaumel machen können! Was soll man nun dazu sagen, daß im Frühjahr 1885 Frau Materna und die berühmte Kapelle von Theodor Thomas aus New-York vor demselben Publikum mit einem Deficit schlossen — und daß es im Frühjahr 1886 der nicht minder vorzüglichen italienischen Oper, abermals unter dem Impresario Mapleson, mit Minnie Hauk als Primadonna, nicht besser erging? Da ist der so hoch gerühmte Kunstsinn der San Franciscoer doch wohl, ehrlich gestanden, nur Modesache! — Die Kunstbegeisterung der Theaterbesucher dieser Stadt bewegt sich gern in Extremen. Silberne und goldene Lorbeerkränze und die herrlichsten Blumenspenden werden den Künstlern unter einem so donnernden Beifall auf der Bühne überreicht, wie ihn nur californische Lungen und Kehlen hervorzubringen vermögen.

Das von Frau Ottilie Genée im Jahre 1867 eröffnete und bis 1883 von ihr geleitete deutsche Theater in San Francisco erfreute sich trotz der umsichtigen Geschäftsführung jener Direktrice leider nur eines scheinbaren Gedeihens. Die Unkosten, eine gute Truppe hierher zu bringen, waren außerordentlich groß, und die Einnahmen — indem nur am Sonntag (selten noch einmal in der Woche) und während der Wintersaison gespielt wurde — standen in keinem Verhältnis zu dem

Risiko. Allerdings pflegte sich fast das gesamte gebildete deutsche Publikum dieser Stadt an jenen Abenden in den weiten Räumen des schönen California- und des Baldwin-Theaters zu versammeln, und Künstler wie Friedrich Haase, Carl Sontag, Magda Irschick, Francisca Elmenreich, Marie Geistinger und andere spielten hier stets vor überfüllten Häusern; aber es stellte sich im Laufe der Jahre die Unmöglichkeit heraus, in dieser Stadt bei den großen Ansprüchen, die das hiesige deutsche Publikum macht, ein ständiges gutes deutsches Theater ohne Subvention erfolgreich zu leiten. Hierzu haben sich die Deutschen in dieser Stadt aber bis jetzt nicht bequemt, und da auch die heranwachsende deutsch-amerikanische Jugend lieber ins englische als ins deutsche Theater geht, so ist die Folge davon gewesen, daß die deutsche Bühne in San Francisco in jedem Jahre mehr und mehr eine Aschenbrödelrolle spielt.*)

Die Deutschen im Goldland sind sonst den geselligen Freuden der alten Heimat treu geblieben. Eine in der praktischen Schule des Weitgereistseins und des engeren Zusammenlebens mit fremden Nationalitäten erworbene kosmopolitische Lebensanschauung hat hier keineswegs dem deutschen Nationalgefühl Abbruch gethan, welches vielmehr stark ausgeprägt ist und in zahlreichen geselligen Klubs, in Gesang-, Turn-, Schützen- und anderen Vereinen offenbar wird. Berühmte deutsche Reisende, welche San Francisco besuchten, wurden hier ohne Ausnahme hoch gefeiert. Jedem derselben wird das herzliche, gastfreie Entgegenkommen der durch ihr Hiersein sich hoch geehrt fühlenden californischen Deutschen eine liebe Erinnerung geblieben sein. Robert v. Schlagintweit, Gerhard Rohlfs, Wilhelm Jordan, Fr. v. Bodenstedt und andere errangen durch ihre Vorträge einen größeren pekuniären Erfolg in San Francisco als sie in irgend einer anderen Stadt in Amerika verzeichnen konnten. — Unter den zahlreichen deutschen geselligen Vereinen sind der „San Francisco-," der Thalia-" und der „Deutsche Verein" besonders hervorzuheben. Der „San Francisco-Verein," in welchem das deutsch-jüdische Element, mit Bevorzugung des englischen Idioms, vorherrscht, besitzt eines der schönsten Klublokale in den Vereinigten Staaten. Ein gemütlicherer Ton herrscht in den beiden letztgenannten, in der Sprache ganz deutsch gebliebenen Vereinen, in denen das Leben und Treiben einen so durchweg deutschen Charakter behalten hat daß durchreisende Landsleute bei einem Besuch wähnen, sie seien wieder in der Heimat. Die

*) Das Gastspiel des Herrn Mitterwurzer im Spätsommer 1886 bildete hiervon eine rühmliche Ausnahme. Während der 12 Theaterabende war das Haus jedesmal ausverkauft.

von jenen Klubs regelmäßig veranstalteten sogenannten „Gesellschaftsabende", an denen ernste und humoristische Vorträge gehalten werden, die Herren Poeten ihr Flügelroß wacker tummeln, und mit Gesang und Musik ganz Anerkennenswertes geleistet wird, erfreuen sich eines städtischen Rufes, während der Ruhm der alljährlich wiederkehrenden Faschings- und Kostümfeste des „Deutschen Vereins" bereits über den Kontinent gedrungen ist. Fast alle bedeutenderen deutschen Journale und Monatsschriften sind in den Lesezimmern jener Klubs zu finden.

Die Amerikaner besitzen eine Anzahl von geselligen Vereinen mit glänzend eingerichteten Klublokalen. Die bedeutendsten darunter sind der „Pacific"-, „Union"- und „Bohemian"-Klub. Der 500 Mitglieder zählende „Bohemian-Klub (Bohemian im Sinne von Litteraten, Künstler rc.) ist eine wahre Hochschule von Geist und Witz und repräsentiert die Elite des Amerikanertums in dieser Stadt. Die dort jeden Monat stattfindenden sogenannten „High Jinks" (Gesellschaftsabende mit Reden, Gesang, humoristischen Vorträgen rc.) sind in ihrer Art mustergültig. Der „Savage-Klub" in London, den der Prince of Wales regelmäßig besucht, hat die High Jinks des Bohemian-Klubs zum Muster genommen und dieselben unter dem Namen „annual sprees" bei sich eingeführt. — Die „Academy of Sciences" ist ein wissenschaftliches Institut und besitzt wertvolle naturhistorische und ethnologische Sammlungen und eine ansehnliche Bibliothek von wissenschaftlichen Werken. Die „Academy" gilt auswärts als Autorität über solche Fragen, die sich auf die Geologie und Naturkunde der pacifischen Staaten beziehen. — Zur Gesellschaft der „Pioniere" gehören nur solche, die bis zum 31. Dezember 1849 nach Californien eingewandert sind, sowie deren Söhne. Die „Pioniere" bilden in mancher Beziehung eine bevorzugte Klasse der Bevölkerung Californiens, von welcher die meisten zu spät in das gelobte Land kamen, um in ihren Bund aufgenommen werden zu können. Den beiden letztgenannten Gesellschaften wurden von dem verstorbenen Millionär James Lick, der von deutsch-pennsylvanischer Abstammung ist, großartige Schenkungen vermacht. Lick, der californische Peabody, vermachte sein ganzes etwa 3½ Millionen Dollars betragendes Vermögen gemeinnützigen Zwecken. —

Die deutschen Gesellschaften und Militärcompagnien ziehen im Frühling und Sommer allsonntäglich mit klingendem Spiel und wehenden Bannern durch die Hauptstraßen der Stadt nach den Dampffähren und begeben sich über die Bai nach den umliegenden reizenden Landstädten Oakland, Alameda, Saucelito, San Rafaél u. s. w., oder nach einer der zahlreichen Sommerfrischen, z. B. nach dem in den Hügeln jenseits

Oakland mit wunderbar schöner Aussicht auf die Bai gelegenen Piedmont Springs, um dort Picknicks abzuhalten und sich sonst im Freien nach vaterländischer Sitte zu erheitern. Gesellschaften anderer Nationalitäten stehen nicht hinter den Deutschen zurück, und Tausende, welche weiter in die Ferne schweifen wollen, besuchen die an der Nordpacific-Küstenbahn liegenden prächtigen Rotholzwaldungen bei Camp Taylor, die Weinberge in den Thälern von Sonóma und Napa und die idyllischen Parks an der Linie der südlichen Pacificbahn zwischen San Francisco und der californischen Gartenstadt San José, oder sie benutzen die Exkursionszüge nach Santa Cruz und Monterey, dem Newport der pacifischen Küste. Die Dampffähren und Eisenbahnzüge sind zur Picknickzeit so gedrängt voll mit Menschen, daß es den Anschein hat, als ob die halbe Stadt einen Exodus mache. Bei der Heimkehr sind die Naturfrischler meistens mit Blumen förmlich beladen.

Unter den Vergnügungsorten in der Stadt ist Woodward's Garten der beliebteste Tummelplatz, den die Deutschen namentlich gern besuchen. Dort findet die Jugend alles, was das Herz sich wünschen kann: einen riesigen Saal und Skating Rink, größer als die Alhambra in London, in welchem Akrobaten und Tausendkünstler das Wunderbarste leisten; Wasserkarussels, Turnapparate, ein ansehnliches Kunst- und Naturalienkabinett, ein Aquarium, eine Menagerie, Springbrunnen und Rasenplätze, Dromedare zum Reiten und tausend andere Anziehungsobjekte. Sonntags ist dort auf den sauber gehaltenen Asphaltwegen, auf den Terrassen und in den Grotten zwischen tropischen Gewächsen und Federvolk aller Art ein dichtes Gedränge von Familien mit Kind und Kegel. Aber im höchsten Glanze strahlt Woodward's Garten bei den Maifesten der „Allgemeinen deutschen Unterstützungsgesellschaft", die in der Regel dort abgehalten werden. Diese Feste sind wahre Volksfeste. Es gehört nur wenig Einbildungskraft dazu, sich beim Anschauen derselben vom Gestade des Stillen Meeres nach Deutschland versetzt zu dünken. Keine anderen deutschen Feste in San Francisco erfreuen sich einer so allgemeinen Beteiligung, wie diese. Bei ihnen findet sich alles zusammen, was in dieser Stadt deutsch redet und deutsch fühlt. —

Hiermit will ich meine allgemeine Schilderung von San Francisco, in dem auch deutsche Sitte und deutsche Sprache eine Heimstätte gefunden hat, — diesem jüngsten Kinde unter den Großstädten auf der westlichen Hemisphäre und dem äußersten Vorposten amerikanischer Kultur auf dieser Seite des Kontinents, zum Abschluß bringen. Es ist noch ein junger Riese, voll von Uebermut, der frisch und fröhlich in die Welt hinausschaut, dessen Manieren freilich mitunter noch etwas rauh sind,

der aber ein warmes Herz hat und jedem, der bei ihm heimisch werden will oder sein schmuckes Haus besucht, ein gastfreundschaftliches Willkommen bietet. Ein gesegnetes Klima, eine großartige Umgebung sind sein Erbteil; seine Zukunft als Gebieter des Stillen Meeres und eines der gesegnetsten Länder der Erde winkt ihm im rosigsten Lichte, ja er möchte das, was ein gütiges Geschick ihm bereits gegeben hat, gewiß nicht mit den Errungenschaften irgend eines Rivalen in der weiten Welt vertauschen.

Städtische Bilder aus San Francisco.

I.

Die „Stock“-Börse.

Ihre glänzende Vergangenheit und ihr Niedergang.

Die Minenbörse (Stock Exchange) in San Francisco ist ein Glücksstempel, in welchem während eines Zeitraums von zwei Jahrzehnten mehr Vermögen gewonnen und verloren worden sind, als in irgend einer anderen Spielhölle der Welt. Mindestens 3/4 von den hundert und mehr Millionären in dieser Stadt haben dort den Grund zu ihrem kolossalen Reichtum gelegt, und mehr als 3/4 von den hier nach Tausenden zählenden geknickten Existenzen sind innerhalb der Mauern jener granitenen Hofburg Fortunas zuerst auf den abschüssigen Weg geraten, der zu ihrem Ruin geführt hat. Doch ist jenes Institut einer der Hauptgrundsteine beim Aufbau dieser jungen Großstadt gewesen, und es haben vor allem die Spekulationen in Minenwerten dem Charakter der Bevölkerung der californischen Metropole den Stempel eines unberechenbaren Leichtsinns aufgedrückt. In neueren Jahren findet das Börsenspiel in Minenaktien (Stocks) hier allerdings im Vergleich mit früheren Jahren nur sehr wenige Teilnehmer, was in der befürchteten Erschöpfung der Comstock-Minen seinen Grund hat; aber es bedürfte nur einer einzigen Entdeckung eines neuen reichen Erzlagers in jenen Minen, die durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, und es würden sich die tollen Zeiten von ehedem in verbesserter Auflage wiederholen. Die Bevölkerung San Franciscos ist keineswegs durch Schaden gewitzigt worden und wird sich, wie die Motte das Licht sucht, ohne Zweifel

sofort wieder in den Strudel des Minenaktienschwindels hineinstürzen, wenn die Gelegenheit dazu günstig ist.

Fast jedermann in dieser Stadt hat schon einmal in „Stocks" spekuliert. Jahrelang mochte sich einer gegen den Spielteufel gewehrt haben, zuletzt faßte er ihn doch, und wen derselbe einmal in den Zauberkreis seiner Verführungskünste gezogen hatte, den ließ er gewiß so leicht nicht wieder entwischen. Unter den weiblichen Bewohnern San Franciscos herrscht heute noch dieselbe eingefleischte Spielwut, wie unter dem stärkeren Geschlecht, obgleich jene ihre Stockspekulationen mehr im stillen auszuführen gezwungen sind, und nicht wie die Männer im Lärm der Minenbörse verkehren können. Die in Seidenroben und Biberpelze gehüllten und im Juwelenschmuck prangenden Damen der reichen Welt stehen in dieser Beziehung auf derselben Stufe mit ihren deutschen und irländischen Dienerinnen, und der Arbeiter und Handwerker wagt alles, was er besitzt, ebenso leicht wie der Kaufmann und wohlhabende Bürger.

Andere Großstädte haben auch ihre Börsen, wo lustig in Wertpapieren aller Art spekuliert wird. Aber das Börsenspiel hat daselbst einen gesetzlichen Anstrich, während hier das Kapital den Räuberhauptmann spielt und das Publikum ungestraft ausplündert. Der Hauptunterschied zwischen der Stockbörse in San Francisco und anderen Börsen besteht erstens darin, daß hier zum größten Teil in Papieren spekuliert wird, die wenig oder gar keinen wirklichen Wert haben, zweitens in den fast unglaublich schnellen Schwankungen der Aktienpreise. Den flüchtigen Nutzen von 1/4 oder 1/2 Prozent bei einer Kapitalanlage in Wertpapieren würde ein San Franciscoer mit stiller Verachtung betrachten. Die Stocks dagegen haben die verführerische Angewohnheit, mit rasender Schnelligkeit im Preise auf- und abzusteigen, und da lohnt es sich schon, etwas zu wagen.

Wird in einer Mine ein reicher Erzkörper entdeckt, so springen ihre Aktien zwanzig bis fünfzig und mehr Point per Tag und ziehen alle anderen Papiere mit in den Strudel hinein. Zu solchen Zeiten ist San Francisco wie ein Tollhaus, das von Millionären voll ist. Jedermann in seinen Mauern denkt, redet und träumt alsdann nur von Stocks. Was Wunder, daß zu solchen Zeiten auch der phlegmatischte Mensch von der Spielseuche angesteckt wird! Man müßte seine Natur verleugnen, um mit dem gewöhnlichen hausbackenen Verdienst zufrieden zu sein, wenn die Millionen wie reife Äpfel auf dem Baum hängen, den man nur zu schütteln braucht, um sie abfallen zu lassen und aufsammeln zu können.

I.

Die „Stock“-Börse.

Ihre glänzende Vergangenheit und ihr Niedergang.

Die Minenbörse (Stock Exchange) in San Francisco ist ein Glückstempel, in welchem während eines Zeitraums von zwei Jahrzehnten mehr Vermögen gewonnen und verloren worden sind, als in irgend einer anderen Spielhölle der Welt. Mindestens $^3/_4$ von den hundert und mehr Millionären in dieser Stadt haben dort den Grund zu ihrem kolossalen Reichtum gelegt, und mehr als $^3/_4$ von den hier nach Tausenden zählenden geknickten Existenzen sind innerhalb der Mauern jener granitenen Hofburg Fortunas zuerst auf den abschüssigen Weg geraten, der zu ihrem Ruin geführt hat. Doch ist jenes Institut einer der Hauptgrundsteine beim Aufbau dieser jungen Großstadt gewesen, und es haben vor allem die Spekulationen in Minenwerten dem Charakter der Bevölkerung der californischen Metropole den Stempel eines unberechenbaren Leichtsinns aufgedrückt. In neueren Jahren findet das Börsenspiel in Minenaktien (Stocks) hier allerdings im Vergleich mit früheren Jahren nur sehr wenige Teilnehmer, was in der befürchteten Erschöpfung der Comstock-Minen seinen Grund hat; aber es bedürfte nur einer einzigen Entdeckung eines neuen reichen Erzlagers in jenen Minen, die durchaus nicht zu den Unmöglichkeiten gehört, und es würden sich die tollen Zeiten von ehedem in verbesserter Auflage wiederholen. Die Bevölkerung San Franciscos ist keineswegs durch Schaden gewitzigt worden und wird sich, wie die Motte das Licht sucht, ohne Zweifel

sofort wieder in den Strudel des Minenaktienschwindels hineinstürzen, wenn die Gelegenheit dazu günstig ist.

Fast jedermann in dieser Stadt hat schon einmal in „Stocks“ spekuliert. Jahrelang mochte sich einer gegen den Spielteufel gewehrt haben, zuletzt faßte er ihn doch, und wen derselbe einmal in den Zauberkreis seiner Verführungskünste gezogen hatte, den ließ er gewiß so leicht nicht wieder entwischen. Unter den weiblichen Bewohnern San Franciscos herrscht heute noch dieselbe eingefleischte Spielwut, wie unter dem stärkeren Geschlecht, obgleich jene ihre Stockspekulationen mehr im stillen auszuführen gezwungen sind, und nicht wie die Männer im Lärm der Minenbörse verkehren können. Die in Seidenroben und Biberpelze gehüllten und im Juwelenschmuck prangenden Damen der reichen Welt stehen in dieser Beziehung auf derselben Stufe mit ihren deutschen und irländischen Dienerinnen, und der Arbeiter und Handwerker wagt alles, was er besitzt, ebenso leicht wie der Kaufmann und wohlhabende Bürger.

Andere Großstädte haben auch ihre Börsen, wo lustig in Wertpapieren aller Art spekuliert wird. Aber das Börsenspiel hat daselbst einen gesetzlichen Anstrich, während hier das Kapital den Räuberhauptmann spielt und das Publikum ungestraft ausplündert. Der Hauptunterschied zwischen der Stockbörse in San Francisco und anderen Börsen besteht erstens darin, daß hier zum größten Teil in Papieren spekuliert wird, die wenig oder gar keinen wirklichen Wert haben, zweitens in den fast unglaublich schnellen Schwankungen der Aktienpreise. Den flüchtigen Nutzen von 1/4 oder 1/2 Prozent bei einer Kapitalanlage in Wertpapieren würde ein San Franciscoer mit stiller Verachtung betrachten. Die Stocks dagegen haben die verführerische Angewohnheit, mit rasender Schnelligkeit im Preise auf- und abzusteigen, und da lohnt es sich schon, etwas zu wagen.

Wird in einer Mine ein reicher Erzkörper entdeckt, so springen ihre Aktien zwanzig bis fünfzig und mehr Point per Tag und ziehen alle anderen Papiere mit in den Strudel hinein. Zu solchen Zeiten ist San Francisco wie ein Tollhaus, das von Millionären voll ist. Jedermann in seinen Mauern denkt, redet und träumt alsdann nur von Stocks. Was Wunder, daß zu solchen Zeiten auch der phlegmatischte Mensch von der Spielseuche angesteckt wird! Man müßte seine Natur verleugnen, um mit dem gewöhnlichen hausbackenen Verdienst zufrieden zu sein, wenn die Millionen wie reife Äpfel auf dem Baum hängen, den man nur zu schütteln braucht, um sie abfallen zu lassen und aufsammeln zu können.

Die große Schatzkammer der Stockspekulanten in San Francisco ist, wie schon angedeutet wurde, die weltbekannte Erzader (ledge) der Comstock-Minen bei Virginia City im benachbarten Silberstaate Nevada. Man denke sich eine etwa zwei englische Meilen lange, im schrägen Winkel herabfallende unregelmäßig gebildete Erdspalte, mit einer Breite von 100 bis 200 Fuß und von unergründlicher Tiefe, die sich in der Urzeit öffnete und später durch hineinstürzenden Schutt und Felstrümmer wieder füllte. Das plutonische Feuer trieb Gold- und Silberdämpfe von unten herauf, welche sich in zerstreuten Quarzmassen, bald in reicherer, bald in geringerer Menge, als Erz hier und da festsetzten; nach und nach verhärtete sich das Ganze zu einer festen Masse — das ist die heutige Comstock-„Ledge". Die Erzablagerungen liegen zwischen dem Gestein zerstreut, „wie Rosinen in einem Pudding", bald große, bald kleine. Die Schwierigkeit besteht für unsere Bergbaukundigen darin, diese „wertvollen Rosinen" zu finden.

In den Hauptminen ist die Comstockader bis zu einer Tiefe von 3200 Fuß von Schachten und Stollen durchzogen, die durch den harten Fels gesprengt und durch Balken und schwere Bretterbohlen vor dem Einstürzen geschützt werden mußten — eine Riesenarbeit, die alles ähnliche in der Welt weit in den Schatten stellt und die der Mensch mit Hülfe des Dampfes in etwa 20 Jahren zu Stande gebracht hat. Die untersten Teile der meisten Minen hat man jedoch in jüngster Zeit wieder verlassen und dem einströmenden Wasser preisgegeben, weil in dieser Tiefe kein hinreichend reiches Erz gefunden wurde, um das mit ungeheuren Kosten verbundene Herausschaffen desselben mit Nutzen betreiben zu zu können. In früheren Jahren wurden vermittelst Dampfmaschinen von 500 bis 1000 Pferdekraft das Erz und die zersprengten Felsmassen auf die Oberfläche gehoben und das Wasser heraufgepumpt; jetzt werden die Minen durch den Sutro-Tunnel, der, vom Carsonthale ausgehend, die „Ledge" 1750 Fuß unter der oberen Öffnung der Gruben erreicht hat, entwässert und wird das weiße Erz und Gestein durch den Tunnel herausgeschafft. Aber es sind immer noch eine Menge von mächtigen Dampfmaschinen in Thätigkeit, die zum Teil dazu benutzt werden, die kalte Luft der Oberwelt durch Röhren in die Glutatmosphäre dort unten hinunterzutreiben, wo die Arbeiter bei einer Hitze von 120 Graden Fahrenheit sonst schon längst ihre Thätigkeit hätten einstellen müssen. Der von einem Deutschen mit Namen Adolph Sutro erbaute Sutro-Tunnel hat mit Einschluß seiner zwei mit der „Ledge" parallel laufenden Querschnitte eine Länge von etwa 2½ engl. Meilen. Die Entfernung von seiner Mündung bis zum Comstockgang beträgt

20,145 Fuß. Die innere Höhe des Sutro-Tunnels beträgt 12 Fuß; an der Sohle hat er eine Breite von 14, oben eine von 13 Fuß.

Die bedeutendsten Erzlager fand man in den Jahren 1859 bis 1863, gleich nach der Entdeckung des in eine Anzahl von selbständigen Minen eingeteilten Comstockgangs, an der Oberfläche desselben und bis zu einer Tiefe von 400 Fuß in der Ophir-, Mexican-, Gould und Curry-, Savage-, Yellow Jacket- und anderen Minen; dann im Jahre 1871 in den Belcher- und Crown-Point-Minen, welche zusammen etwa 30 Millionen Dollars erzeugten, in einer Tiefe von 1100 bis 1400 Fuß, — bis im Jahre 1875 in einer Tiefe von 900 Fuß das sogenannte „Bonanza"-Lager in der Consolidated Virginia- und der California-Mine aufgedeckt wurde, woraus in fünf Jahren mehr als 100 Millionen Dollars gewonnen und den Aktionären ein Reingewinn von 81 Millionen und 350,000 Dollars ausgezahlt wurden. Der letzte große Aufruhr in „Stocks" fand im Jahre 1878 bei der Erforschung der über 2000 Fuß tief liegenden Teile der Union- und der Sierra-Nevada-Minen statt. Seitdem hat man wieder mit dem Durchbohren der höher gelegenen Schichten der „Ledge" oberhalb des Sutro-Tunnels begonnen, um in dem dort noch vielfach unerforschten Terrain womöglich neue Bonanzas zu entdecken; ob mit Erfolg, daran hängt die Zukunft der Minenbörse in San Francisco wie an einem seidenen Faden. Geschlossen werden übrigens die Comstockminen noch in langer Zeit nicht, da sich in den oberen Lagen der „Ledge" ungezählte Massen von geringwertigem Erz (low grade ore) befinden, das den Besitzern der Pochwerke, bei möglichst verringerten Kosten und verbessertem Reduktionsprozeß, jetzt einen genügenden Nutzen abwirft, um ihre Mühlen in Gang zu halten. Für die Spekulanten hat das geringwertige Erz aber gar keine Bedeutung, da sich damit kein Minenaufruhr in Scene setzen läßt. Daß der Gesammtertrag der Comstockminen auf etwa 400 Millionen Dollars geschätzt wird, ist eine grandiose Zahl, die manchem braven Stockspekulanten als ein Hohn des Schicksals erscheinen möchte!

Das vorhin genannte Wort „Bonanza" ist dem Spanischen entnommen und bedeutet „ein großes Erzlager". Den Bonanzaminen am Comstockgang verdankt die Millionärfirma Flood, O'Brien, Mackey und Fair, sämmtlich irischer Abkunft, ihren kolossalen Reichtum, der vor zehn Jahren bereits auf 100 Millionen Dollars geschätzt wurde. Von dem vierblätterigen Kleeblatt segnete O'Brien im Jahre 1879 das Zeitliche. Der bekannteste und reichste von dem überlebenden Trio ist Mackey. Im Jahre 1849 kam er als Schiffszimmermann nach San Francisco. Vor zwei Jahrzehnten war er ein einfacher Minenarbeiter; heute ist er ein

Nebenbuhler des Herzogs von Westminster und der Rothschilds, und hat in Gemeinschaft mit Bennett, dem Eigentümer des New-Yorker Herald, ein transatlantisches Kabel legen lassen. Seine Gemahlin, die einst Lehrerin in Virginia City war, ist eine geborene Französin. Sie lebt jetzt in Paris nnd London und bemüht sich vergebens, ihres Eheherrn überflüssige Millionen klein zu machen, während dieser ein einfacher Mann geblieben ist und am liebsten unter seinen alten Kameraden verweilt, von denen er mitunter diesen und jenen durch einen kleinen Wechsel von 10,000 oder 20,000 Dollars glücklich macht. Mackeys Tochter hat der italienische Prinz Colonna geehelicht, der seine etwas zerrütteten Vermögensverhältnisse durch die Millionen seines Schwiegerpapas zu ordnen wünschte, über dessen plebejische Herkunft er großmütig ein Auge zugedrückt hat. Flood, der früher in Gemeinschaft mit O'Brien Schnaps verzapfte, ist zum Präsidenten und Haupteigentümer der Nevada Bank in San Francisco vorgerückt, eines der reichsten Geldinstitute in Amerika; sein Kollege Fair, der ein Mineningenieur ist, versteht sich vorzüglich anf das Manipulieren von „Stocks“; er ist Präsident verschiedener Minengesellschaften und residiert gleichfalls in San Francisco.

Das Kolossalvermögen der Bonanzakönige soll sich übrigens in den letzten fünf Jahren infolge des Niedergangs der Comstockminen bedeutend verringert haben, indem jene das Fallen der „Stocks“ jahrelang auf zweifelhafte Weise vergeblich zu verhindern suchten. Dem Pariser Rothschild wird sogar die Behauptung nachgesagt, daß Mackey nur noch 12 Millionen Dollars wert sei! — Doch scheinen namentlich Mackey und Flood (der in San Franciszo viele großartige Bauten aufführen läßt) immer noch in ganz guten Verhältnissen zu sein, obgleich es wohl nicht in Frage zu stellen ist, daß die Eisenbahnmatadore Stanford, Crocker, Huntington, Wittwe Hopkins 2c. sie als Dutzendmillionäre weit überflügelt haben.

Die Bonanzakönige beherrschen die Stockbörse in San Francisco heute noch gerade so wie zu den Zeiten des wildesten Aktienschwindels und spielen mit dem Publikum bei jedem Minenaufruhr, wie die Katze mit der Maus. Das Ziel der meisten beim Handel in Minenaktien Beteiligten ist, billig einzukaufen und hoch zu verkaufen: allerdings sehr relative Begriffe bei Stocks, von denen in der Regel nur die Bonanzakönige sagen können, wann sie hoch und wann sie niedrig stehen. Eine geringere, auserlesene Zahl von Börsenleuten spekuliert auf einen fallenden Markt, indem sie sich verpflichten, nach einer bestimmten Zeit Aktien (shares) zu dem oder jenem Preise in dieser oder jener Anzahl zu liefern, oder den Betrag dafür zu entrichten (hier „short“, kurz speku-

lieren genannt) — ein gefährliches Spiel bei einem so wetterwendischen Markte, wie dem auf der San Francisco-Stockbörse!

Die allergefährlichste Art des Spekulierens in Minenaktien ist auf sogenannte „margins“ (Grenzen). In diesem Falle hinterlegt der Spekulierende bei seinem Makler (broker) eine Summe Geld, wofür dieser ihm gestattet, die doppelte bis fünffache Anzahl von irgendwelchen Shares zu kaufen, die er, der Makler, in Händen behält. Steigen die Aktien, so erzielt der Spekulierende rasch einen großen Nutzen; fallen sie, so hat der Makler das Recht, entsprechenden Zuschuß zu verlangen oder die Shares zu verkaufen, um sich vor Verlust zu sichern. Daß der normal geltende Begriff vom Werte des Geldes bei derartigen Spekulationen ganz und gar abhanden kommt, ist eine der schlimmsten Folgen des Spiels in Minenaktien. Selten begnügt sich einer damit, nur mit seinem eigenen Kapital zu arbeiten und für das, was er kauft, selbst bar zu bezahlen. Wer seine eigenen Dollars sonst klug in acht nimmt, besinnt sich nicht, wenn er einmal in den Strudel des Hazardspiels mit Stocks geraten ist, mit fremdem Gelde zu wirtschaften, als ob die Zwanzigdollarstücke auf der Straße lägen, und denkt nicht daran, daß er den etwaigen Verlust über kurz oder lang doch decken muß.

Das Schlimmste für die Spekulanten in Minenaktien sind die unausbleiblichen „Assessments“ (Schatzungen für Minen-Betrieb). Selbstverständlich nimmt es ungeheure Summen in Anspruch, um Gruben von der Ausdehnung und Tiefe am Comstockgang bergmännisch zu bearbeiten. Wenn diese kein Erz oder solches nicht in genügender Menge fördern, so müssen die Aktionäre mit dem nötigen Kleingeld herausrücken, um die notwendigen Ausgaben zum Minenbetrieb zu decken, natürlich in der Hoffnung, ihre Zuschüsse bei dem nächsten reichen Erzfunde durch Dividenden oder durch Preiserhöhung ihrer Aktien hundertfach zurückzuerhalten. Das wäre nun schon in der Ordnung, wenn sämtliche Aktionäre einer Mine dabei auf gleichem Fuße ständen. Statt dessen sind einige sehr reiche Spekulanten allemal im Besitze von etwas über der Hälfte von der Aktienzahl einer Mine, und da die Mehrzahl der bei einer Wahl vertretenen Aktien bei allen Bestimmungen zum Minen-Betrieb allein rechtsgültig ist, so thun und lassen jene wenigen so ziemlich alles, was sie wollen. Diese, die sogenannten „insiders“ kontrollieren die Wahl der Beamten, die selbstverständlich mit im „Ring“ sind und die Assessments anordnen, und erwählen sich selbst zu Präsidenten und Direktoren der Gesellschaft; ihnen gehören die Poch- und Amalgamationswerke, wo das edle Metall aus den Erzen gewonnen wird; sie nehmen alle Kontrakte, wobei etwas zu verdienen ist, und alles Geld

geht durch ihre Hände. Jederzeit sind sie imstande, die Aktien einer von ihnen kontrollierten Mine hinauf- oder heruntergehen zu lassen. Die „outsiders“ haben mit der Geschäftsleitung einer Mine gar nichts zu thun.

Ohne einen Grund anzugeben, wird bald von dieser, bald von jener Mine ein Assessment ausgeschrieben, von 5 Cents bis zu mehreren Dollars die Aktie, was nicht selten drei und viermal im Jahre von derselben Gesellschaft wiederholt wird und sich für sämtliche Minen schon auf sechs Millionen Dollars in einem Jahre belaufen hat. Neuerdings schrieben z. B. sieben Comstock-Minen in einem Monat ein Assessment aus, darunter die „Best- und Belcher-“Mine ihr 32stes, die „Gould und Curry“-Mine ihr 52stes, die „Sierra Nevada“-Mine ihr 82stes, die „Hale und Norcross“-Mine sogar ihr 85stes, jede von ihnen zu 50 Cents per Aktie, was für jede der genannten Minen 50,000 bis 60,000 Dollars ausmacht. Die Aktien dieser Minen wurden zur selben Zeit mit 1,50 bis 2,50 notiert. Bei Minen, deren Shares voraussichtlich nicht bald steigen werden, wird das Assessment nicht zu hoch geschroben; aber trotzdem keine einzige Mine am Comstockgang seit Jahren eine Dividende gezahlt hat, werden die Aktionäre immer noch regelmäßig mit Assessments beglückt. Wird das Publikum kopfscheu und bezahlt es die Schatzungen gar zu lässig, so bringt ein kleiner Minenaufruhr dasselbe schnell wieder zur Vernunft. Wer trotzdem ein Assessment auf die ihm gehörenden Shares nicht vor der Verfallszeit bezahlt, dem werden von diesen ohne weitere Flausen so viele zu irgend einem Preise verkauft, als zur Deckung des verfallenen Betrags nötig ist.

Um den Marktwert der Aktien hinauf oder hinunter zu schrauben, kommen mancherlei geniale Kniffe und Manipulationen in Anwendung. Das einfachste Mittel zum Hinuntertreiben der Shares sind allemal die Assessments (im Galgenhumor gewöhnlich „irländische Dividenden“ genannt), mit deren öfterem Wiederholen, nebst den hohen für Vorschuß von den Maklern erhobenen Prozenten und monatlichen Abrechnungen mit Zinseszins, das Publikum zuletzt so mürbe gemacht wird, daß es seine ihm das Herzblut aussaugenden Wertpapiere, falls dieselben ihm nicht bereits überm Kopfe verkauft wurden, zu irgend welchem Preis losschlägt, — ein Verfahren, welches man mit dem technischen Namen „ausfrieren“ bezeichnet. Andere vortreffliche Mittel sind „Wasser in einer Mine“ oder die Schreckensbotschaft „ein Porphyrpferd!“ das heißt: ein im Erdkörper liegender Porphyrfelsen, der die Aussicht nahe stellt, daß das Erz bald alle sein wird; ferner die Notwendigkeit, Maschinen oder Schachte auszubessern und neue Gänge zu sprengen, Gebäulichkeiten

anzuschaffen, Stampfmühlen zu errichten und andere kostspielige Maßnahmen. Um die allgemeine Entmutigung noch zu vermehren, werfen die Bonanzaprinzen kolossale Massen von Aktien in den Markt. Die Panik läßt natürlich nicht lange auf sich warten; jeder will verkaufen. Tausende von Shares, die von den Maklern auf „Margin" gehalten wurden, werden von diesen losgeschlagen, um Verlust zu vermeiden, und die „Insiders" kaufen ihre vorhin entäußerten Papiere zu Spottpreisen wieder zurück.

Jetzt kommt die Zeit, den Markt wieder zu heben. Mit geheimnißvoller Miene erzählen die Eingeweihten diesem und jenem unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß ein neuer Erzkörper entdeckt sei. Die Bonanzafürsten Flood und Mackey würden nächstens in „Ophir" oder in „Yellow Jacket" ein riesiges Steigen loslassen. Die guten Freunde beginnen „Points" (guten Rat) zum Ankauf zu geben, bald für Aktien dieser, bald jener Mine. Man wisse ganz genau, daß der Diamantbohrer (womit man das Gestein anbohren und etwa darin verborgene Erzkörper, lange ehe ein Stollen sie erreicht, entdecken kann) auf reiches Erz gestoßen sei u. s. w. Es dauert denn auch nicht lange, so eröffnen die Aktien einer bevorzugten Mine den Reigen und fangen an zu „springen" — 10, 20, 30 Dollars an einem Tage, — und die gesamte Reihe der Comstocks folgt nach. Der Himmel hängt wieder voller Geigen, und jedermann, der bei der letzten Panik nicht bankerott wurde, legt sich ein neues Assortiment von Stocks ein, in der Hoffnung eines schönen Morgens als Millionär aufzuwachen. Wer „Mexikaner" zu 15 kaufte und sich fest vornahm, es zu verkaufen, sobald es auf 20 stiege, thut dies sicher nicht und denkt, wenn es schon auf 25 steht, er will nun doch lieber warten, bis es auf 50 oder 100 geht. Auf einmal fallen wieder die Shares mit fabelhafter Schnelligkeit. Der Millionäraspirant denkt immer noch an den nur in der Einbildung vorhandenen Gewinn und kann sich nicht entschließen, rasch zu verkaufen. Sein Kartenhaus bricht zusammen; seine Glücksträume schwinden dahin wie Schnee an der Julisonne.

Bei einem echten Minenaufruhr (stock excitement) tauchen stets eine Menge ganz obskurer Aktien auf, die sogenannten wild cats — die wilden Katzen. Es sind dies die Namen von Minen, welche nicht den geringsten wirklichen Wert besitzen, und sonst entweder gar nicht oder zu einem sehr niedrigen Kurse an der Stockbörse notiert sind. Wer nicht genug Geld oder Kredit hat, um in Comstocks spekulieren zu können, der versucht sein Glück mit Wildkatzen. Sobald der Markt wieder fällt,

verschwinden die meisten dieser „Wertpapiere“ wieder von der Stockbörse und sinken in ihr Nichts zurück.

Steigen die Shares einer reichen Mine zu solcher Höhe, daß Leute mit beschränkten Mitteln nicht mehr imstande sind, darin ein Sümmchen anzulegen, so pflegt man aus bloßer Menschenliebe diese Wertpapiere zu verteilen. Aus einer Aktie werden fünf oder zehn gemacht, um jedem Gelegenheit zu geben, sich an dem Nutzen zu beteiligen. In der guten alten Zeit gab es nur „Füße“, das heißt: jede Mine schrieb soviele Aktien aus, als sie Längenfuß am Comstockgang besaß. Jetzt ist eine Mine von 600 bis 1200 Längefuß in 100,000 und mehr „Shares“ eingeteilt, die natürlich unendlich viel billiger als die „Füße“ sind. Als die Aktien der Consolidated Virginia- und der California-Minen (der Bonanzas) auf 700 Dollars stiegen, zerteilte man jede dieser Minen in 540,000 Shares. Diese fielen, als im Laufe der Jahre das Erz verschwand, allmählich auf 30 Cents für California und auf einen Dollar und sechszig Cents für Consolidated Virginia. In jüngster Zeit wurden nun diese beiden Minen konsolidiert und zusammen in 216,000 Shares eingeteilt. Die Aktien derselben wurden im April 1886 mit 1,35 notiert. Wer aber im Kopf ausrechnen kann, wie sich dieser Preis zu den früheren Preisen verhält, der verdient jedenfalls ein Diplom als ein vollendeter Rechenmeister! Im allgemeinen ist der Spekulierende heutzutage nie sicher, ob er billig oder teuer einkauft oder verkauft, ob er niedrige oder hohe Assessments bezahlt, und ist überhaupt ein solcher Wirrwarr in den relativen Werten der Bergbau-Aktien eingetreten, daß sich, mit Ausnahme der Makler, niemand mehr darum kümmert.

In früheren Jahren pflegte der Frühling stets einen Stock-Aufruhr zu bringen. Wenn die ersten Blumen sproßten, fingen auch die Shares an sich zu rühren. Man nannte dies den „Spring rise“ — die Frühlingserhebung. In neuerer Zeit ist aber gar kein Verlaß mehr auf die Frühlings-Erhebung. Das Publikum ist zeitweilig so vernünftig geworden, daß es nur durch das gegen jeden Zweifel erwiesene Vorhandensein eines reichen Erzlagers zum Spekulieren in Stocks angeregt werden kann, was selbstverständlich der Stockbörse in San Francisco zum unberechenbaren Nachteil gereicht hat. —

Die letzte Hochflut einer wilden Spekulation in Minenaktien auf der Stockbörse in San Francisco war eine verspätete Frühlingserhebung und begann im Juni 1878. In vier Monaten stiegen 27 Hauptminen am Comstockgang im Marktwert von 29 auf 125 Millionen Dollars; drei Monate später waren dieselben Aktien auf mehr als ein Drittel ihres höchsten Preises wieder herabgesunken. Schon seit geraumer Zeit

hieß es, daß wohl der Boden, nämlich die Metallschätze, aus dem Comstock herausgefallen seien. Man zweifelte daran, daß in einer Tiefe von über 2000 Fuß daselbst noch reiche Erzkörper gefunden werden könnten. Allerdings bezahlten die beiden Bonanzaminen jede noch immer ihren Aktionären die üblichen Dividenden von 1,080,000 Dollars den Monat, aber der Marktpreis dieser Minen, deren Erschöpfung bei einem Raubsystem, wie es am Comstock stattfand, unmöglich lange auf sich warten lassen konnte, war bereits von 700 Dollars auf 20 Dollars den Share gefallen (von denen jedoch fünf auf eine frühere Aktie gingen), und von Erzfunden in anderen Minen ward nichts gehört. Der Börsenwert sämtlicher Comstockminen, welcher im Jahre 1874, vor der Entdeckung der beiden Riesenbonanzas, nur etwa 5 Millionen Dollars betrug, und der sich zur Zeit der „großen Entdeckung" auf 271 Millionen Dollars gehoben hatte — mehr als das gesamte Grund- und Personaleigentum der Stadt San Francisco beträgt — war im Mai 1877 auf 11 Millionen gesunken und stand im Sommer 1878, wie schon bemerkt wurde, trotz aller Manipulationen, ihn zu heben, erst wieder auf 29 Millionen Dollars. Anstatt Dividenden zu erhalten, mußten die Aktionäre, mit Ausnahme der Glücklichen, welche Bonanza-Shares besaßen, fast fortwährend mit Assessments herausrücken. Wahrhaftig, es war an der Zeit, daß wieder einmal eine anständige Entdeckung am Comstock gemacht wurde, wenn den biederen Bewohnern der großen Goldstadt nicht alle Lust zum Spekulieren in Stocks verleidet werden sollte!

Endlich brach im Sommer 1878 die neue Glücks-Ära an. Man hatte in der Sierra Nevada-Mine reiches Erz gefunden — 2200 Fuß tief unter der Erde! — Sierra Nevada, welches jahrelang nur „irländische Dividenden" bezahlt hatte und zu 1¼ Dollars den Share betteln ging, machte sofort einen kühnen Sprung auf 15, dann auf 25, dann auf 30 Dollars den Share. Seine Nachbarmine Union Consolidated blieb nur eine Pferdelänge dahinter zurück. In allen Comstocks ging die Skala der Aktienpreise sofort raketenmäßig in die Höhe, so daß die Makler Tag und Nacht im Comptoir und auf der Börse arbeiten mußten, um den an sie gestellten Forderungen des nach Comstock-Shares förmlich hungrigen Publikums nur einigermaßen gerecht werden zu können.

Die Nachrichten von den Erzfunden in der Sierra Nevada-Mine ließen nichts zu wünschen übrig. Man führe einen Schacht an der Seite der Bonanza hinunter, hieß es; später werde man zusehen, wie breit sie sei — und dann solle man sein blaues Wunder erleben! Sierra Nevada stieg auf 50, auf 100, auf 150 Dollars; Union Consolidated

folgte auf 100. In San Francisco war eine Aufregung, als hätte der Erzengel Gabriel den lieben Herrgott in Person zu Besuch angemeldet. Immer höher stiegen die lustigen Zwillingsbrüder. Sierra Nevada erreichte 300, Union Consolidated 200 Dollars den Share. Man erzählte sich, daß die Bononzafürsten Flood und O'Brien 5000 Shares Union zu 200 Dollars den Share — eine runde Million! — für Schatzscheine der Vereinigten Staaten auf einmal ausgetauscht hätten, um jene Mine kontrollieren zu können. Vorläufig hatte man aber noch nicht eine Schaufel voll Erz aus der Union Consolidated hervor geholt und in der Sierra Nevada nur Anzeichen von einem Erzlager gefunden. Der Marktwert der Sierra Nevada-Mine war mittlerweile von 200,000 Dollars auf 27 Millionen, der von der Union Consolidated von 350,000 Dollars auf 19½ Millionen Dollars gestiegen, während die anderen Comstockminen sich alle im Preise verdoppelt bis verzehnfacht hatten.

In einer Tiefe von 2300 Fuß sollte endlich ein Querstollen durch Sierra Nevada geschlagen werden, um den Thatbestand einer wirklichen Bonanza in dieser Mine gegen jeden Zweifel festzustellen. Es war ein Unglückstag für die vielen Hunderte von Millionär-Aspiranten in San Francisco, so verhängnisvoll wie der berüchtigte „Schwarze Freitag" der New-Yorker Börse, als dieser Querschnitt (cross cut) vom Seitenwalle des Comstock-Ganges durch die „Ledge" geschlagen wurde. Wie mancher hätte wohl daran gethan, seine Aktien, die ihm 5, oder auch 50 oder 150 Dollars gekostet hatten, zu 200 oder 250 loszuschlagen, ehe der Telegraph die Schreckensbotschaft aus Virginia City brachte: der „cross cut" sei auf ein Porphyrpferd gestoßen! Das Resultat dieser Nachricht war eine Panik auf der ganzen Linie der Comstocks. Es nutzte nichts, daß man sagte, das „Pferd" sei nur ein kleiner Pony. An einem Tage purzelten die Sierra-Nevada-Aktien hundert Point, und Union Consolidated und sämmtliche Comstocks folgten hinterdrein. Man verlachte jetzt die Leichtgläubigen, welche Stein und Bein darauf geschworen hatten, daß Sierra Nevada um Weihnachten runde 1000 Dollars den Share wert sein werde. Niemand glaubte mehr an die schönen Geschichten von längst entdeckten, aber immer noch geheim gehaltenen fabelhaft reichen Erzlagern in dieser oder in jener Mine — z. B. an die „eiserne Thür" in der Gould und Curry-Mine, welche eine dort etwa 2000 Fuß unter der Erde liegende Riesenbonanza verschließe, bis Herr Flood es für gut befinden würde, den Riegel vor Aladins Schätzen zum Nutzen der Menschheit zu öffnen. Man glaubte an gar nichts mehr, und jeder suchte zu retten, was er konnte.

Seit jenen Schreckenstagen scheint ein böses Verhängniß über den Comstocks zu schweben, und die Gemüter der leidtragenden Stock-Spekulanten in San Francisco finden nur wenig Trost in der Zukunft. Mit Ausnahme eines Sprunges, den Union Consolidated im Herbste 1879 auf 100 machte, um bald darauf auf 40 zurückzufallen (mit einem Verluste am Marktwerte dieser Mine von 6 Millionen Dollars in einem Monat!), ist nur ein fast stetiges Schwinden der Preise von Comstockaktien zu verzeichnen gewesen. Wenn ich sage, daß „Hale und Norcross" heute (im April 1886) und mit $2^1/_2$ Dollars den Share obenan in der Liste der Comstocks steht, so wird sich der Leser wohl nicht darüber wundern, daß der großen Mehrzahl der San Franciscoer aller Glaube an Minenaktien verloren gegangen ist. Das geringwertige Erz, welches im Betrage von ungefähr 100 Tonnen den Tag aus sämtlichen Comstockminen zusammen genommen gefördert wird, kommt — wie bereits erwähnt wurde — den Mühlenbesitzern allein zugut und bringt dem in Minenwerten spekulierenden Publikum keinen Cent ein. Im ersten Quartal des Jahres 1886 wurden aus der Comstock-Ledge im Ganzen 68,288 Tonnen Erz gefördert, die bei einem Durchschnittswert von nur 12 Dollars die Tonne, 816,465 Dollars realisierten; der Ertrag des zweiten Quartals 1886 wird auf 1 Million Dollars geschätzt. Der Durchschnittswert der Erze hat sich infolge ihres größeren Silbergehalts stetig vermindert und zahlt jetzt kaum noch die Kosten des Reduktionsprozesses. Und doch kann die ominöse Windstille, welche heute auf der Stockbörse in San Francisco herrscht, jeden Augenblick durch einen neuen Sturm unterbrochen werden. —

Ehe wir von dem märchenhaften Glanze der Bonanzas und den tönenden Worten gewonnener und verlorener Millionen Abschied nehmen, wollen wir noch der weltberühmten Stockbörse in San Francisco einen Besuch abstatten, wo die Würfel fallen, welche, trotz tausendfach zu Grabe getragener Hoffnungen, für das leichtgläubige Volk dieser schönen Stadt immer noch einen so verführerischen Klang haben.

Das an der Pinestraße liegende stattliche Gebäude, mit der Vorderseite und den hohen Säulen aus Granit und der rings von einer breiten Gallerie umgebenen prächtigen inneren Rotunde, ist das Hauptquartier der Bullen (welche auf das Steigen der Stocks spekulieren) und der Bären (denen das Fallen der Stocks Lebensaufgabe ist) und von morgens bis abends der Sammelplatz einer erregten Menge. Von hier aus senden die Drucktelegraphen — eine Erfindung des genialen Edison — ihre unsichtbaren elektro-magnetischen Sendboten aus, welche in jedem Maklerbureau, in den Gasthöfen, den feinen Trinksalons und

an anderen vielbesuchten Plätzen der Stadt die Stock-Kurse auf den langen, sich selbstabrollenden Papierstreifen für die Belehrung des stets wissensdurstigen Publikums notieren.

Jeden Morgen — mit Ausnahme des Sonntags und der wenigen nationalen Feiertage — um elf Uhr beginnt die erste Hauptsitzung des „großen Board“ des Kollegiums der „Stockbroker“ (Makler), welcher eine zwanglose Sitzung in der Hauptbörse selbst, sowie andere „auf der Straße“, wie der technische Ausdruck lautet, und in den kleineren Minenbörsen vorangehen. Die breiten Asphalttrottoirs in der Pinestraße und den nahegelegenen Straßen sind bereits lange vor der Eröffnung der Hauptbörsensitzung voll von Menschen, worunter viele vom zarteren Geschlecht, denen die Aufregung in jedem Gesichtszuge zu lesen ist. Die an zahlreichen Schaufenstern ausgehängten Bogen, mit den letzten Stock-Kursen darauf, werden stets von jung und alt kritisch betrachtet.

Wir wollen uns das Leben und Treiben innerhalb der Mauern jenes granitnen Palastes etwas näher betrachten. Es ist halb elf Uhr morgens, als wir die große Rotunde betreten. Die oben die Halle rings umgebende Gallerie, mit den amphitheatralisch darauf angebrachten Sitzen, ist bereits von Zuschauern beiderlei Geschlechts gedrängt besetzt, weil heute ein besonders lebhafter „Markt“ in Aussicht steht; es hat sich nämlich das Gerücht verbreitet, daß der Diamantbohrer in der Hale und Norcross-Mine auf Erz gestoßen sei.

In dem offenen Binnenraum der großen Halle entwickelt sich ein Lärm, ein Schreien und Durcheinanderrennen von einer wild gestikulierenden Schar, als ob die Insassen eines Tollhauses dort herum tobten. Es sind dies die Makler des „großen Board“, welche vor dem Beginn der regelmäßigen Sitzung ein kleines Geschäft unter sich abmachen. Von der Gallerie und den unten rings um die Wände laufenden Sitzen blickt das Publikum mit gespannter Ängstlichkeit in das wilde Gewühl der Stockbroker, um die schrillen Worte der sich gegenseitig überschreienden Börsenmänner zu erhaschen.

Ein Uneingeweihter versteht absolut kein Wort in dem Schallen und Getöse, das, von den Wänden der Rotunde zurückhallend, aus dem wilden Knäuel hervordringt, der sich dort unten hin und her wälzt. Man kommt in Versuchung, diese Börsenhelden für eine zügellose Bande von Schülern zu halten, welche sich in der Zwischenpause des Klassenunterrichts im Hofe eines Gymnasiums herumbalgen. Die Broker, jeder mit einem Notizbuch in der Hand, schreien, bellen und grunzen sich gegenseitig an, lachen, schlagen sich die Hüte vom Kopfe, stecken einander Papierschnitzel in den Rockkragen, stoßen und schieben sich hin und her,

zerren sich an den Kleidern, als ob jeder von ihnen darauf versessen sei, den Verrückten zu spielen. Mitunter schreit einer ein halbverständliches Wort, womit er eine Anzahl von Minenaktien zum Kaufen oder Verkaufen anbietet, worauf sofort der ganze Knäuel auf ihn eindringt und unter einem Bedlam-Skandal dieses oder jenes Geschäft mit ihm abschließt. Telegraphenjungen, an ihren goldberänderten Kappen und uniformierten Röcken erkennbar, stürzen hinaus und herein, Boten von den Maklerbureaux ellenbogen sich durch die lärmende Menge und bringen den Ausschreiern neue „Orders“.

Würdevoll betritt jetzt der Präsident des großen Kollegiums der Stockbrokers seinen erhabenen Herrschersitz, an dem rechts und links von ihm die Sekretäre Platz genommen haben, um die gekauften oder verkauften Stocks stenographisch zu notieren. Der ganze Schwarm drängt sich nahe an das Pult heran, von dessen Höhe der Präsident, sich weit vornüberlehnend, mit unverwüstlicher Ruhe in das Getümmel herniederblickt. Sein Amt ist es, die Stocks der Reihe nach zu rufen und die Angebote sozusagen zu verauktionieren, Streitigkeiten zu schlichten und die wilde Bande der Broker im Zaum zu halten.

Die tiefe Metallstimme einer stationären Glocke bezeichnet den Beginn der Sitzung, welche allen parlamentarischen Regeln geradezu Hohn spricht, und bei welcher Ruhe und Stillsitzen namentlich verpönt zu sein scheinen. Der Präsident ruft zuerst, „Ophir“ aus, das allemal den Vorrang hat. Ophir ist die älteste Mine am Comstockgang und gehört zu den sogenannten „Nordendern“, denjenigen Minen, die am nördlichen Abschnitt der Erzader in Virginia City liegen. Die „Südender“ liegen bei Gold Hill, der Schwesterstadt von Virginia City; zwischen beiden die „Wasserstocks“, das heißt diejenigen Minen, welche besonders viel mit dem Zufluß von Wasser zu kämpfen haben. Die Bonanzas gehören zu den Nordendern; die berühmtesten Südender sind oder vielmehr waren Belcher und Crown Point.

Wenn die Nordender hoch stehen, fallen die Südender in der Regel, und umgekehrt hat eine rege Nachfrage nach Südendern meistens einen deprimierenden Einfluß auf die Nordender, während die Wasserstocks gleichsam den Vermittler spielen. Auf alle aber übt Ophir stets eine Art von sympathischem Einfluß aus. Ophir stand schon auf 300 und stand schon auf $1^1/_2$ — je nach Zeit und Umständen! — In letzter Zeit hält es sich auf der sehr bescheidenen Stufe von etwa 2 Dollars den Share.

Kaum ist aus dem Munde des Präsidenten das Wort Ophir ertönt, so erhebt sich unter den ehrenwerten Stockbrokern ein förmliches

Gebrüll, ein Durcheinanderrasen, das jeder Beschreibung spottet. Die Tollheiten von vorhin, das Schreien, Grunzen, Bellen, Schieben, Stoßen, Hin- und Herzerren rc. wiederholen sich in erhöhter Potenz. Einzelne Makler fahren auf einander los, als wollten sie sich zerreißen. Wenn jemand ein Angebot macht, fallen die andern über ihn her und zerren ihn hierhin und dorthin, schlagen ihn mit der flachen Hand vor die Brust und schreien ihm mit verzweifelter Miene wilde Worte zu, als ob es gelte, einem ewig Verdammten die arme Seele zu retten, während alle Augenblicke dieser oder jener mit hochgeschwungenem Notizbuch an das Pult springt und den Präsidenten anbrüllt, der, mit der Ruhe eines Bonaparte im Schlachtgetümmel, die Angebote weiter ausruft. Wie es möglich ist, daß eine Gesellschaft von sonst vernünftigen Menschen ein solches wahnwitziges Treiben jeden Tag viele Stunden lang mitmachen kann, ohne dabei wirklich verrückt zu werden, ist ein psychologisches Rätsel. Es erfordert aber auch Leute mit wahrhaft eisernen Nerven und einem intensiv schnell denkenden Verstande, um ein derartiges Amt auf die Dauer versehen zu können, ohne dabei körperlich und geistig zu Grunde zu gehen. Die Broker der Bonanzaprinzen sind unter der wüsten Gesellschaft die Tonangeber. Der Nimbus ungezählter Millionen ist von den Herren auf die Diener übergegangen. Mit Kleinigkeiten geben sich diese nicht ab und kaufen und verkaufen stets en gros.

Zweitausend Shares Ophir finden zu $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ Dollars den Share Käufer, was unter den Brokern eine wilde Aufregung verursacht, da hiermit ein steigender Markt angedeutet ist, in welchem Hale und Norcross seinen Schatten vorauswirft. Die Namen der Minen, welche zunächst auf Ophir folgen, werden verhältnismäßig mit Lauheit entgegengenommen, bis Hale und Norcross gerufen wird. Wenn es menschlichen Lungen und Kehlen möglich wäre, noch lauter als vorhin zu schreien und zu brüllen, so brächte es das Kollegium der Stockbroker beim Ausrufen jenes Namens gewiß fertig. Man sollte glauben, daß die ewige Seligkeit eines jeden Brokers davon abhängig sei, einige Shares dieser Mine einzuheimsen. Plötzlich verklingt das Geheul wie die Nachwehen eines Sturmwinds. Der Vertreter der Bonanzafirma bietet Hale und Norcross — in irgend welcher Quantität! — zu herabgesetztem Preis an. Das hatte niemand erwartet. Ob es mit dem Erzfunde in jener Mine seine Richtigkeit hatte? Das war die Frage! — Vorläufig war Hale und Norcross tot — mausetot; denn die anderen Broker trauten dem Bonanzakollegen nicht und schienen nicht recht zu

wissen, ob er mit seinem Angebot den Markt hinauf- oder hinuntertreiben wollte.

Mittlerweile fährt der Präsident fort, die Comstocks der Reihe nach mit fabelhafter Zungenfertigkeit zu rufen, und beim Namen jeder Mine wiederholt sich der vorhin geschilderte Bedlamlärm. Nach der Zahl der oft hereinstürzenden Maklerboten und Telegraphenjungen und dem höllischen Getöse unter den Stockbrokern zu urteilen, ist das Publikum außerhalb der Börse heute in bedeutender Aufregung. Dieses ist jedenfalls durch die Drucktelegraphen über den Stand der Börse besser unterrichtet als wir, die gar nicht daraus klug werden können, ob der Markt hinauf- oder heruntergeht. Doch ich will den Verlauf der „Sitzung“ nicht weiter verfolgen, die sich in ihren Grundzügen ziemlich gleich bleibt. —

Die Zahl der Stockbroker, welche in der San Francisco-Minenbörse einen Sitz haben und dadurch berechtigt sind, dort Geschäfte zu machen, ist auf hundert beschränkt. Heute sind jedoch nur 60 aktive Mitglieder im „Board.“ Im Jahre 1877 erhöhte man die frühere Zahl der Broker im großen Board von 80 auf 100 und verkaufte 20 Sitze à 25,000 Dollars — eine runde halbe Million! — welches Geld beim Bau der neuen Stockbörse, die 650,000 Dollars gekostet hat, Verwendung fand. Der höchste Preis, welcher für einen Sitz im großen Board bezahlt wurde, betrug 40,000 Dollars; heute ist ein solcher Ehrenplatz für 3000 Dollars zu haben.

Die großen Stockbroker-Firmen gebieten selbstverständlich über bedeutende Geldmittel und verdienen bei lebhaftem Umsatz in Minenaktien ein enormes Geld. Wenn eine Hochflut im Markt ist (a booming market), so beläuft sich der Gesamtbetrag der Käufe und Verkäufe einer solchen Firma oft auf vier bis fünf Millionen Dollars in einem Monat. Bei den gegenwärtigen „schlechten Zeiten“ auf der Stockbörse ist eine Broker-Firma aber sehr zufrieden, wenn sie nicht Geld zusetzt. Außer den Brokern im großen Board giebt es noch eine Menge von Maklern in San Francisco, welche in den kleineren Stockbörsen und „auf der Straße“ Geschäfte machen.

Für das Kaufen und Verkaufen von Stocks wird $1/2$ Prozent vom realisierten Werte berechnet. Viele Kunden lassen ihre Aktienscheine im Besitze der Makler, und da fast fortwährend und gleichzeitig Käufe und Verkäufe von denselben Stocks gemacht werden, so pflegen die größeren Maklerfirmen nach der Börsenzeit solche Aktien diesem Kunden ab- und jenem zuzuschreiben — jedem derselben aber die üblichen Prozente zu notieren. Nur solche Spekulanten, welche für den ganzen

Betrag der erworbenen Aktien bar bezahlen, erhalten das Recht, dieselben in Besitz zu nehmen. Für Vorschuß berechnen die Broker anderthalb Prozent den Monat, und es wird am ersten jedes Monats das Conto mit Zinseszins neu vorgeschrieben.

II.

Die Kabelbahnen.

San Francisco hat das Verdienst, zuerst Kabelbahnen in das städtische Verkehrswesen eingeführt zu haben. Schon früher gab es Drahtseilbahnen, die von feststehenden Dampfmaschinen in Bewegung gesetzt wurden und für verschiedene Zwecke Verwendung fanden. Bei diesen Bahnen lief das Seil aber allemal auf Rollen über der Erde, was ihren Gebrauch im städtischen Verkehr, wobei andere Gefährte notwendigerweise das Geleise oft kreuzen müssen, von vornherein ausschloß. Der bekannte General der konföderierten Südstaaten P. J. Beauregard machte die ersten Versuche mit Kabelbahnen zur Personenbeförderung und brachte dieselben zur größeren Vollkommenheit. Es blieb jedoch einem Deutschen Namens Wilhelm Eppelsheimer vorbehalten, das erste Drahtseil unter der Erde zu legen und durch einen von ihm erfundenen Greifapparat mit dem Triebwagen in Verbindung zu setzen, und damit die Verwertung des Kabels im Straßenverkehr zur praktischen Lösung zu bringen.

Leider ist unserm Landsmann der Ruhm, als Erfinder der städtischen Kabelbahnen zu gelten, durch seine eigene Nachlässigkeit verloren gegangen. Ein gewisser A. S. Halledie, in dessen Diensten der Ingenieur Eppelsheimer stand, vervollständigte die Erfindung und patentierte den neuen Greifapparat, der jetzt in der ganzen Welt als „Halledie's Patent" bekannt ist. Unter Eppelsheimers Leitung ließ jener die erste Kabelbahn in San Francisco erbauen, welche den Hügel der Claystraße ersteigt und im September 1873 dem Verkehr übergeben wurde. Später übernahm dann Halledie selbst den Bau von Kabelbahnen, die er neuerdings auch in Melbourne (Australien) eingeführt hat.

Der Greifapparat wurde im Laufe der Jahre nach verschiedenen Plänen, die teils auf Hebel-, teils auf Schraubenvorrichtung beruhen, angefertigt, und heute giebt es in San Francisco bereits zwölf Kabel-

bahnen, welche, mit einer Gesamtlänge von über 55 englischen Meilen, diese Stadt nach allen Richtungen durchschneiden, teils hochansteigende Hügel erklimmen, teils in der Ebene fahren und dem Verkehrswesen ein ganz eigentümliches Gepräge verleihen. Sogar einander kreuzend und im Bogen nach anderen Straßen laufend hat man sie erfolgreich gelegt. In den östlichen Städten der Union ging namentlich Chicago mit der Einführung von Kabelbahnen in größerem Maßstabe voran, obschon die Chicagoer Bahnen noch nicht die Hälfte der Länge von den Kabelbahnen in San Francisco erreicht haben. Außerdem giebt es bis jetzt im Osten der Union nur noch in Kansas City und in New-York Drahtseilbahnen in beschränktem Gebrauch. Im Ausland ging, wie bereits erwähnt wurde, Melbourne mit dem Bau von Kabelbahnen voran. Es befinden sich daselbst bereits 34 engl. Meilen Drahtseilbahnen, deren Herstellung fünf Millionen Dollars gekostet hat. Vor den östlichen Unionsstädten, in denen der Winter mit großer Strenge auftritt und mitunter die offene Rinne zwischen Drahtseil und Ziehwagen (dummy) durch Schnee und Eis verstopft wird, hat San Francisco mit seinem das ganze Jahr über sich gleich bleibenden gemäßigten Klima den großen Vorteil, daß keine durch die Elemente hervorgebrachten Zufälligkeiten den Betrieb der Kabelbahnen hier zu irgend einer Jahreszeit verhindern können.

Die Triebkraft für die auf diesen Bahnen laufenden Wagen liegt bekanntlich in einem doppelten endlosen Stahlkabel, das von einer mächtigen feststehenden Dampfmaschine in fortwährender gleichmäßiger Bewegung gehalten wird. Vor jedem Waggon befindet sich ein offener Ziehwagen, in dessen Mitte ein eisernes Dreh- oder Hebelwerk aufgestellt ist. Durch eine gerade über dem Drahtseil an der Oberfläche der Bahn befindliche schmale Rinne faßt jener Mechanismus das im Boden auf leicht beweglichen eisernen Rollen in Abständen von je etwa 20 Fuß ungefähr zwei Fuß unter der Straßenfläche in einer kleinen gemauerten Höhlung fortlaufende Kabel wie mit einer Zange, wodurch sich selbstverständlich der Wagen in derselben Geschwindigkeit mit dem festgeklammerten Seil fortbewegt. Läßt der Greifapparat das Drahtseil wieder los, so kommt der Wagen durch gleichzeitiges Mitwirken der Bremsen fast augenblicklich zum Stillstand, während sich das Seil lose auf zwei Rollen durch den Apparat weiter bewegt. Beide Bewegungen, das Loslassen der Verkuppelung und das Bremsen, führt der Maschinist (gripman) mit zwei schnell einander folgenden Bewegungen an zwei von einander getrennten Hebeln fast im Augenblick aus. Soll ein Wagen ohne Aufenthalt von einem Kabel auf ein anderes übergehen, wo zwei

Kabellinien Anschluß haben, so wird der Greifapparat auf kurze Zeit losgelassen. Der Wagen rollt vermittelst seiner lebendigen Kraft und durch künstlich angebrachte Senkungen des Geleises über die betreffende Stelle und packt das neue Kabel, das ihm durch eine mechanische Vorrichtung in den Greifapparat geschoben wird.

Bei den Hügelbahnen sind unter dem „Dummy" noch flache Holzblöcke angebracht, die durch Hebelkraft auf die Schienen gepreßt werden können, um bei einem Unfall auf abschüssigen Stellen die Wagen leichter zum Stillstand zu bringen. Durch eine vereinte Anwendung des Greifwerks und der Bremsen ist es leicht möglich, den Wagen sowohl in der Ebene, als auf abschüssigem Boden in eine langsamere Gangart zu versetzen. Die hin und her fahrenden Wagen werden an beiden Enden der Kabelbahn durch eine Weiche oder Drehbrücke wieder auf das andere Geleise gebracht.

Bei der den steilen Telegraphenhügel erklimmenden Drahtseilbahn, die nur zwei Schienen hat, wird die Fahrt von einem Maschinisten geleitet, der sich oben auf dem Berge in einem Häuschen aufhält. Gleichzeitig fährt auf dieser Bahn immer ein Wagen hinauf und einer herab, von denen der abwärts laufende auf einer auf halber Höhe des Berges angebrachten Weiche vermittelst seiner durch die Senkung den Abhangs beschleunigten eigenen lebendigen Kraft vor dem bergan fahrenden Wagen ausbiegt und weiter nach unten wieder auf das Hauptgeleise gelangt. Einem sich auf dem Gipfel aufhaltenden Maschinisten giebt der Zugführer vermittelst eines inmitten des Kabels fortlaufenden Drahts, der mit dem Wagen in Verbindung steht, ein elektrisches Zeichen, wann der Waggon abfahren, wann derselbe unterwegs anhalten und wieder weiter fahren soll, was von jenem augenblicklich ausgeführt wird. Nur mit dem Druck an einem Knopf leitet der Zugführer den Wagen, als wäre es eine Zauberei.

Die auf den Kabelbahnen fahrenden Wagen sind teils offen, teils geschlossen und mit Fenstern versehen. Der Boden ist nur zwölf Zoll überm Fahrweg erhaben, so daß die Passagiere bequem aus- und einsteigen können. Der „Dummy"-Wagen ist allemal an den Seiten offen, aber überdacht. Ringsum sind Bänke für den Gebrauch der Passagiere angebracht, während der Maschinist an seinem Greifapparat in dem zwischen den äußeren Längssitzen freigelassenen inneren Raum steht. Bei der Kabelbahn an der Marketstraße und ihren Zweiglinien bilden Dummy und Hinterwagen zusammen ein einziges langgestrecktes Gefährt. Auf mehreren Linien fahren hinter dem Dummy große ringsum offene überdachte Wagen, die mit Quersitzen versehen sind, wodurch den Passagieren

eine freie Umschau geboten wird. Nachts wird vorne am Triebwagen eine große Laterne ausgehängt, die das Geleise weithin erleuchtet. Beim Begegnen begrüßen sich die Züge allemal durch ein zweimaliges Glockensignal.

Von unsichtbarer Kraft bewegt, rollen die Wagen in gleichmäßigem raschen Zeitmaß, das jedoch, wie schon bemerkt wurde, von dem Maschinisten nach Belieben verlangsamt werden kann, in den ebenen Straßen hin und her, schwingen sich um die Kurven herum, wenn sie in Seitengassen abbiegen müssen, erklimmen die Hügel und kommen diese gleichsam herabgesegelt. Nur das eintönige sausende Geräusch des sich unter der Erde ununterbrochen fortbewegenden Stahlkabels giebt die Erklärung von der unsichtbaren Triebkraft. Die bergauf- und bergabfahrenden Wagen verschwinden, wenn man sie vom unteren Bahnende betrachtet, allemal an der Stelle, wo eine Querstraße das Geleise in einer Ebene kreuzt, tauchen dann, sich malerisch wie der Bug eines Schiffes in wogender See emporhebend, wieder auf, um am nächsten Abhang herab- oder hinaufzugleiten, bis sie an der nächsten Querstraße auf kurze Zeit wieder unsichtbar werden: ein ganz eigenartiges Schauspiel! Zu jeder Zeit kann man an den bis zu 300 Fuß ansteigenden Hügelbahnen eine Anzahl solcher bergauf und bergab eilenden Wagen gewahren. In den ebenen Straßen halten die Züge mitunter auch zwischen den Querstraßen auf den Wunsch der Passagiere, setzen sie ab, oder nehmen neue an Bord; bei den Hügelbahnen wird dagegen nur an den Querstraßen angehalten, da sich das Ein- und Aussteigen an den abschüssigen Stellen von selbst verbietet.

Eine häßliche Unart ist das Überfüllen der Wagen mit Passagieren, was bei den Kabelbahnen nicht minder wie bei den gewöhnlichen Straßenbahnen gäng und gäbe ist. Da hier kein Gesetz eine bestimmte Anzahl von Passagieren für jeden Wagen vorschreibt, so ist das Gedränge, namentlich bei Regenwetter und gegen Abend, wenn die Geschäftsleute heimkehren, oft ganz unbeschreiblich. Im inneren Längsgang stehen alsdann die Männer dicht zusammengeschachtelt zwischen den Sitzen und halten sich an den herabhängenden Lederriemen fest (den Damen, insbesondere den jungen, hübschen, und den Müttern mit kleinen Kindern, werden die Sitzplätze in der Regel freiwillig eingeräumt; hinten und vorn hängen sich die Mitfahrenden förmlich an die Plattformen, so daß dort kein Apfel zur Erde fallen kann. Der das Fahrgeld einnehmende Kondukteur hat oft die größte Mühe, sich zwischen den Passagieren hindurch zu drängen.

Die Bediensteten, auf jedem Zuge ein Maschinist und ein Kondukteur, sind hübsch uniformiert und höfliche, zuverlässige Leute. Es werden für diesen verantwortlichen Posten fast ausschließlich geborene Amerikaner angestellt, weil diese bei der hiesigen kosmopolitischen Bevölkerung mehr Autorität als die fremdgeborenen besitzen. Namentlich an der sehr belebten Marketstraße bedarf es bei der großen Zahl von Fuhrwerken, die dort jeden Augenblick die Geleise kreuzen, der unausgesetzten Aufmerksamkeit und eines entschlossenen Auftretens von seiten des Wagenlenkers, der die Augen überall haben muß und statt Zügels und Peitschen den Greifapparat und die Dummy-Bremse in der Hand hält. Der Kondukteur bedient im Notfall die an dem hinteren Passagierwagen angebrachten Bremsen.

Mit Schellengeläute ermahnt der Maschinist die vor ihm auf dem Geleise mit der größten Unverfrorenheit fahrenden Kutschen und Frachtwagen, freie Bahn zu geben, ein Befehl, dem teils rasch, teils lässig Folge geleistet wird. Wenn Wagen oder Fußgänger vor ihm die Spur kreuzen, so muß er langsamer fahren, um einen Zusammenstoß zu vermeiden. Das Dummy leitet er, als sei es ein belebtes Wesen, das seiner kleinsten Handbewegung sofort gehorcht. Ereignen sich trotzdem mitunter Unglücksfälle, so haben in der Regel solche Personen schuld daran, die jegliche Vorsicht außer acht lassen und entweder von einem Zuge, der sich in voller Fahrt befindet, hinunterspringen, oder vor einem soschen tollkühn vorüberlaufen. Man schätzt den Menschentransport jeder der zwölf Kabelbahnen, welche gegenwärtig in San Francisco vorhanden sind, auf mindestens 10,000 den Tag während der Woche. An Sonntagen steigert sich der Verkehr um ein Bedeutendes. Während z. B. die Drahtseilbahnen an der Clay-, California- und Sutterstraße an Sonntagen jede von ihnen 12,000 bis 18,000 Passagiere befördern, benutzen nicht weniger als 20,000 bis 30,000 Passagiere an denselben Tagen die nach dem Golden Gate Park führenden Linien. Wenn bei einem solchen Massenverkehr alle paar Wochen einmal jemand zu Schaden kommt, so ist das wohl kaum nennenswert.

Ich will hier erwähnen, daß die Kabelbahnen zu den sich am besten zahlenden Unternehmungen in San Francisco gehören. Die vereinigten drei Linien der Market-Valencia-, Mc.-Allister- und Haightstraße beförderten z. B. im Jahre 1884 zusammen 15,733,337 Passagiere, was, bei einem Fahrpreis von 5 Cents die Person über die ganze Länge jeder Bahn, einer Einnahme von 786,666$^{85}/_{100}$ Dollars gleichkommt, die sich in den nächsten Jahren noch um ein Erkleckliches vermehrt hat. Die Betriebskosten für jene drei Linien können hoch gerechnet

die Summe von 35,000 Dollars im Monat nicht übersteigen; der Rest der Einnahme ist Reinverdienst. Die in Deutschland übliche Berechnung, das Fahrgeld je nach der Länge der zu benutzenden Strecke höher oder geringer zu stellen, findet auf Straßenbahnen in Amerika nirgends statt. Wer einsteigt, muß das volle Passagegeld entrichten (in San Francisco 5 Cents), einerlei wie weit er mitfahren will — genau nach dem Prinzip des einheitlichen Briefportos.

Die von den Eigentümern der Centralpacific-Eisenbahn ohne Rücksicht auf den Kostenpunkt erbaute Kabelbahn an der Marketstraße bildet mit ihren vier Zweiglinien, den Mc.-Allister-, Haight-, Valencia- und Hayesstraße-Drahtseilbahnen, wohl das bedeutendste Kabelbahnsystem in der Welt. Die Länge des Doppelgeleises der Market-Valencia-Linie beträgt $4^5/_8$, die der Haightstraße $3^3/_4$, die der Mc.-Allister- und der Hayesstraße jede von ihnen fast 4 englische Meilen; also zusammen nahezu $16^3/_8$ engl. Meilen. Das Anlagekapital jener vereinigten Linien beläuft sich auf etwa $2^1/_2$ Millionen Dollars. Als finanzielles Unternehmen haben sich solche Bahnen, wie vorhin begründet wurde, trotz des zu ihrer Herstellung verwendeten sehr bedeutenden Kapitals, so gut bewährt, daß bereits verschiedene neue Kabelbahnen in der Stadt geplant wurden, mit deren Bau schon in nächster Zeit begonnen werden soll.

Obigen Verhältnissen entsprechend, sind auch die Dampfwerke, welche die Stahlkabel in Bewegung setzen, auf der Basis des Kolossalen angelegt worden. Die Market-, Valencia- und Haightstraße-Linien werden zusammen durch eine Dampfmaschine von 500 Pferdekraft die Mc.-Allister- und Hayesstraße-Linien jede durch eine eigene am westlichen Endpunkte ihrer Bahn aufgestellte Maschine von 300 Pferdekraft betrieben. Diese drei Maschinen ziehen an schönen Sonntagen mehr als 120 Züge auf einmal. Wo die Marketstraße, in Verbindung mit ihrem vom Landungsplatze der Trajektböte schnurgerade gen Westen laufenden Stahlkabel, ein neues Drahtseil links nach der Valenciastraße und rechts im scharfen Winkel die Haightstraße hinauf entsendet, steht das größte Dampfwerk jener Kabelanlagen, welches auch noch die von der Mc.-Allister- und Hayesstraße auf das Hauptkabel hinüberlaufenden Wagen vom Verbindungspunkte bis nach dem Landungsplatze befördern muß.

Durch Vermittelung eines mir befreundeten deutschen Maschinen-Ingenieurs ward mir jüngst der Zutritt in das Labyrinth jenes gewaltigen unterirdischen Dampf-Triebwerks gestattet. Das Gewirr von riesigen Rädern, über welche sich die verschiedenen Kabel, um dieselben straff zu halten, beim Hereinkommen und Hinauslaufen im Maschinenraum bewegen, der damit verbundene Lärm und das Arbeiten des

Dampfwerks sind geradezu sinnverwirrend. Vertikale und horizontale Räder, über welche die Stahltaue ihre verschiedenen Drehungen und Schwenkungen machen müssen, wechseln miteinander ab. Da an jenen Kabeln nie weniger als 80 bis 100, oft bis 120 stets mit Menschen dicht besetzte lange Wagen hängen, die sich bald lösen, bald festklammern, bald langsam hinrutschen, und auf einer Strecke von über 8 englischen Meilen verteilt sind, so muß die Dampfmaschine, welche dies alles so fest wie am Gängelband hält, von titanischer Kraft sein. Die vorhin erwähnten kleinen gemauerten Kanäle, in denen sich die Drahtseile unter dem Geleise auf Rollen hinbewegen, laufen an der Stelle, wo an der Marketstraße jenes Maschinenwerk aufgestellt ist, zusammen und bilden ein wahres unterirdisches Labyrinth, einen Hohlraum, in dem es durcheinander wirbelt und rollt, um die drei vereinten Kabelsysteme in Zucht und Ordnung zu halten, daß nur ein Ingenieurverstand es begreift, wie eine Verwirrung dort vermieden werden kann.

Jedes Seil läuft beim Hereinkommen in den Maschinenraum zunächst über zwei vertikale Räder, die mit der Maschine in direkter Verbindung stehen und sich in entgegengesetzter Richtung drehen. Nur durch diese Vorrichtung ist es möglich, das Seil vom Schlüpfen zu bewahren und die Kraft der Maschine auf das Seil zu übertragen. Von hier aus läuft es über ein weiteres Rad, dessen Standpunkt zu jeder Zeit verändert werden kann und dazu dient, dem Kabel, ehe es seine Wanderung durch die Stadt antritt, die nötige Spannung zu geben.

Wie wir weiter in den Hohlraum dringen, der sich unter der ganzen Breite der Marketstraße erstreckt, und vorsichtig unter einigen sich nur wenige Fuß über dem Boden schnell hinbewegenden Stahlseilen durchschleichen, blicken wir in mehrere lange mit Gasflammen erleuchtete niedrige Tunnels — die vorhin genannten ausgemauerten Kanäle. Hier rennt ein Tau in einem solchen Tunnel die Haightstraße hinauf, dort kommt ein anderes Kabel von dem anderthalb englische Meilen entfernten Landungsquai die Marketstraße hinauf, verändert seinen Lauf vermittelst eines horizontalen Rades fast unter einem rechten Winkel, verschwindet im Maschinenraum, taucht wieder hervor und wandert, nachdem es nochmals um eine Anzahl Räder spaziert ist, in entgegengesetzter Richtung wieder nach der Bai hinunter. Das Drahtseil der Valenciastraße, welches eine Schwingung seitwärts machen muß, um in die entsprechende Richtung jener Straße zu gelangen, scheint es just so eilig zu haben wie seine Brüder. Die Dampfmaschine wirbelt ein gewaltiges Schwungrad herum, welches dazu dient, die Kraftvermehrung oder -Verminderung — hervorgebracht durch das beständige Anhalten

und Eingreifen der Wagen — auszugleichen, als ob der Teufel selbst dahinter her peitsche und unter den Kesseln eingeheizt hätte. Dabei herrscht überall die musterhafteste Ordnung. Die Ingenieure beobachten alles mit unerschütterlicher Ruhe und liegen ihren Pflichten mit dem größten Gleichmut ob, stets darauf vorbereitet, sofort einzugreifen, wenn eins der Stahlseile, was ab und zu, obgleich selten, vorkommt, reißen sollte.*)

III.

Die Feuerwehr und der „Distrikt-Telegraph“.

Unter den städtischen Einrichtungen, auf welche San Francisco mit Recht stolz sein kann, verdient die Feuerwehr in erster Linie genannt zu werden. In einer Stadt mit so zahlreichen Holzbauten, wie sie hier zu finden sind, ist die Tüchtigkeit der Löschanstalten von der größten Wichtigkeit, und es wurde ihnen deshalb von jeher besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Feuerwehr von San Francisco, welche nach dem Muster derjenigen in New-York eingerichtet wurde, hat denn auch einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht und steht ihrem östlichen Vorbilde in nichts nach. Dampf und Elektricität und eine aufs Beste geschulte Löschmannschaft verrichten hier zusammen Wunderthaten im Bekämpfen des feurigen Elements, die jeden, der sie gesehen hat, in Erstaunen setzen.

Die Stadt ist in 187 Feueralarm-Stationen, mit Nummern von 2 bis 385, eingeteilt, bei denen man, um Verwirrung der Signale zu vermeiden, alle Doppelnummern fortgelassen hat. In jedem Distrikt

*) In neuerer Zeit läßt die Gesellschaft ihre eigenen Kabel durch eine von unserem berühmten Landsmann Roebling, dem Erbauer der New-York- und Brooklyn-Hängebrücke, erfundene kunstvolle Maschine anfertigen, die in der Nähe des soeben beschriebenen Dampfwerks aufgestellt ist. Früher wurden die Kabel teils vom Osten und aus Deutschland eingeführt, teils in einer hiesigen Drahtfabrik hergestellt. Da sich ein solches Stahlseil in etwa sechs Monaten abnutzt und eine Erneuerung desselben jedesmal eine bedeutende Ausgabe verursacht, so ist diese jetzt auf ein Minimum eingeschränkt worden. Das Drahtseil hat einen Durchmesser von 1¼ Zoll und wird aus 113 Drähten, die jeder die Dicke von einer Stricknadel haben, zusammengedreht. Im günstigsten Falle können ungefähr 1200 Fuß Kabel in zehn Arbeitsstunden angefertigt werden.

liegen, brauchen nur die neben ihrer Schlafstätte stehenden weiten Gummistiefel, an deren Schäfte die heruntergeklappten Beinkleider befestigt sind, anzuziehen, die Hose aufzukrämpen und am Gürtel zusammen zu schnüren, und sind geschwinder marschfertig als ich eine Zeile zu schreiben vermag. Sie springen, jeder von ihnen, auf eine von den im oberen Schlafraum befindlichen Fallthüren, und gleiten an den dort errichteten glatten Metallsäulen pfeilschnell in den unteren Raum, meistens direkt auf die Wagen herab. Die Röcke werden erst auf dem Wagen angezogen, und wer nicht rasch genug mit dem Ankleiden fertig wurde, der vervollständigt seinen Anzug während der Fahrt nach der Brandstätte. In genau acht Sekunden nach dem ersten Signal fliegt die große Doppelthür auf und die fire patrol jagt — alle Mann an Bord — im Galopp in die Straße hinaus. Bei Tage, wenn die Mannschaft angekleidet ist, wurde das Mobilmachen schon in 3½ Sekunden bewerkstelligt.

Das ganze Gewese wird elektrisch betrieben. Nur ein einzelner Oberaufseher wacht bei Nacht und verweilt in seinem Bureau, das mit den zahlreichen elektro-magnetischen Leitungen, Telephonen ꝛc. ruhig im Halbdunkel daliegt, bis ein Druck an einem Knopf an der Wand sämtliche Gasflammen im Gebäude entzündet und die unsichtbaren Diener in Bewegung setzt. Der urplötzliche Lärm von Signalen und Glockenschlägen, der Tumult der Männer und Gespanne ist ganz unbeschreiblich und ein Wunder für jeden Fremden, dem der „Chief“ (Oberkommandierende) dort spät in der Nacht einmal das Schauspiel einer Mobilmachung der fire patrol zu vergönnen beliebt.

Aber nicht nur die Feuerpatrouille, auch die Dampfspritzen in den städtischen Spritzenhäusern werden bei Tag und bei Nacht zum sofortigen Abfahren bereit gehalten. Das Anspannen ꝛc. der Spritzen geschieht auf ähnliche Weise wie das bei der fire patrol. Jeden Tag um zwölf Uhr Mittags findet in allen Spritzenhäusern und bei der Feuerpatrouille ein Exercitium statt. Daß bei einer so ausgezeichneten Feuerwehr, wie sie San Francisco besitzt, auch größere Brände in dieser Stadt nur äußerst selten weiter um sich greifen, ist nicht zu verwundern. Es ist ein Ausnahmsfall, wenn, selbst bei den hier so häufigen starken Winden, bei einer Feuersbrunst mehr als ein Gebäude niederbrennt, in den meisten Fällen wird nur ein Teil eines in Brand geratenen Hauses durch die Flammen beschädigt werden. Im allgemeinen sind die hölzernen Häuser weit leichter als große Steingebäude zu löschen, was seinen Grund mit darin hat, daß das hierorts fast ausschließlich bei Bauten zur Verwendung kommende Rotholz nicht so schnell in Brand gerät, wie z. B. das in den östlichen Städten vorwiegend gebrauchte Fichtenholz.

Aber selbst ein lichterloh brennendes größeres Holzgebäude wird vor dem blitzschnellen Angriff der Feuerwehr und vor den auf es einstürmenden gewaltigen Wasserströmen selten auf längere Zeit sein Flammengewand zur Schau tragen. — Ich will noch erwähnen, daß es 15 Dampfspritzen (Steamers) in San Francisco giebt, die jede ca. 5000 Dollars gekostet haben, und daß die letzte Jahresabrechnung der Feuerwehr (die Ausgaben für die fire patrol nicht mitgerechnet) 283,650 Dollars betrug.

Der elektrische Telegraph, welcher bei der Mobilmachung der Feuerwehr in San Francisco eine so bedeutende Rolle spielt, wird hier auf die mannigfachste Weise benutzt. Schon die überaus zahlreichen roten Mastbäume, mit ihren Querstangen für telegraphische und Telephon-Leitungen und das Gewirr von Drähten an allen Hauptstraßen, geben den augenscheinlichen Beweis, daß jene in das Leben der neueren Civilisation tief eingreifende Erfindung auch in der jungen Metropole am Goldenen Thor eine Heimstätte gefunden hat. In den belebteren Straßen begegnet man jeden Augenblick den uniformierten „messenger boys“ (Knaben, welche Botendienste 2c. thun), die von den bequem zur ebenen Erde liegenden Bureaux des „Distrikt-Telegraphen“ ausgesandt werden.

Außer telegraphischen Dienstleistungen werden in den Bureaux des Distrikt-Telegraphen, die bei Tag und bei Nacht geöffnet sind, durch jene Knaben alle möglichen Aufträge besorgt, und von dort auch Telephon-Verbindungen vermittelt. In den central gelegenen Bureaux herrscht, namentlich an Festtagen, ein außerordentlich lebendiges Treiben von fortwährend aus und ein rennenden Botenjungen, die sich der alsdann massenhaft einlaufenden Aufträge mit Schnelligkeit und Zuverlässigkeit erledigen. Kleine Packete, Briefe u. dergl. m. werden für eine geringe Taxe, die sich je nach der Entfernung auf 10 bis 25 Cents beläuft, schnell an ihre Adresse befördert; für 25 Cents kann man eine telegraphische Depesche nach irgend einem Stadtteil senden. Es ist dies eine in ihrer Wirksamkeit vielseitige Einrichtung die in das Leben zahlreicher Bewohner San Franciscos praktisch eingreift. Die geschäftliche Leitung wird zum großen Teil von weiblichem Personal besorgt, das seinen mannigfachen Pflichten mit großer Pünktlichkeit nachkommt.

Die größeren Juwelierläden, die Banken und solche Geschäfte, welche ein besonders wertvolles Warenlager besitzen, pflegen mit einem jener Bureaux in telegraphischer Verbindung zu stehen und werden

nachts durch Special-Polizisten, deren Ueberwachung die Telegraphenanstalt übernimmt, vor Einbrechern geschützt. Jede halbe Stunde muß der Wache habende Polizist das zu sichernde, während der Nacht stets erleuchtete Lokal durch die Spiegelscheiben beobachten und sich vergewissern, ob alles dort in Ordnung sei. Alsdann schließt er einen außen am Gebäude befestigten kleinen eisernen Kasten auf, den kein Dietrich eines Unberufenen zu öffnen vermag, und dreht einen darin befindlichen mit der elektrischen Leitung verbundenen Hebel, wodurch sich Stunde und Minute seiner Anwesenheit sofort im Telegraphenbureau selbst einzeichnet. Bleibt das Zeichen zur festgesetzten Zeit aus, so wird unverzüglich ein zweiter Polizist nach dem zu schützenden Geschäftsplatz entsandt, der, falls dort nicht alles in Richtigkeit ist, sofort den Eigentümer durch einen Botenjungen herbeiruft, oder in dringenden Fällen mehr Polizeimannschaft zur Stelle schafft. An jedem Morgen erhält die Firma einen Bericht von dem entsprechenden Bureau des Distrikt-Telegraphen, worin genau angezeigt wird, wann und wie oft das Lokal während der Nacht in Augenschein genommen wurde; eine ganz vortreffliche und praktische Einrichtung, welche jedem professionellen Diebe ein Dorn im Auge ist.

Sogar in das Heim der Familien ist der Distrikt-Telegraph eingedrungen und gehört dort, nicht minder wie in vielen größeren Geschäftshäusern, sozusagen zur Hauseinrichtung. In zahlreichen Wohnungen (in allen Gasthöfen und Apotheken zum öffentlichen Gebrauch angebracht) gewahrt man einen nach ihm benannten Apparat an der Wand, entweder im Hausflur oder in einem der Zimmer, der wie eine offene Uhr mit Zeiger und Zifferblatt aussieht. Anstatt der Ziffern liest man am äußeren Rande die Worte: Messenger — Coupé — Doctor — Transfer or Express — Telegraph — Coal — Grocery — Police — Fire. Wünscht man nach obigem Schema einen Boten, eine Droschke, den Hausarzt, einen Wagen für Gepäck, einen Telegraphenjungen, den Steinkohlenhändler, einen Ladendiener aus einer Materialwarenhandlung, einen Polizisten oder die Feuerwehr, so rückt man den Zeiger auf das entsprechende Wort und giebt ein Zeichen mit einem schnell zurückspringenden kleinen Hebel. Gelangte die Anfrage richtig an das Bureau des Distrikt-Telegraphen, so erschallt in einigen Sekunden ein Glockenton am Apparat; bleibt das Glockensignal zehn Sekunden lang aus, so muß die Botschaft, die vielleicht nicht gehört wurde, wiederholt werden, oder die elektrische Leitung ist in Unordnung geraten. Einen Laufburschen schickt das Bureau sofort, den man für 10 Cents die halbe Stunde und für 5 Cents auf jede weiteren zehn Minuten, oder für 20 Cents die Stunde in Dienst nehmen

und irgendwohin schicken darf. Eine Droschke, einen Wagen oder einen Jungen kommen zu lassen, kostet nichts; Polizei und Feuerwehr, die man ebenfalls ohne extra Gebühr herbeirufen kann, sind binnen weniger Minuten zur Stelle. Die anderen Aufträge, denen für besondere Zwecke noch fernere hinzugefügt werden können, werden nach vereinbarter Adresse schleunigst und billig besorgt. Auf diese Weise vermag man sich für eine geringe Auslage jederzeit schnell Hülfe in der Not oder eine bequeme Dienstleistung zu verschaffen, ohne nur einen Schritt aus dem Hause zu thun.

IV.

Wandernde Häuser.

Wer einen Spaziergang durch die neuen Stadtteile von San Francisco macht, dem werden dort nicht selten die inmitten der Straßen stehenden oder sich langsam fortbewegenden Häuser auffallen. Alte, aus Holz gebaute Rumpelkasten sind es, oft mehrere Stockwerke hoch, die auf Walzen und vermittelst Hebel und Flaschenzüge nach einem unbekannten Ziele befördert werden. Kommt eins dieser wandernden Gebäude an einem Hauptstraßenübergange vorbeispaziert, oder nimmt es seine Marschlinie durch eine enge Quergasse, so erleidet dadurch die freie Bewegung von Fuhrwerken und Fußgängern begreiflicherweise eine höchst unangenehme Störung. Diese wandernden Häuser standen ursprünglich in den älteren Stadtteilen. Von dort wurden sie vertrieben, weil die Grundbesitzer neue Gebäude auf ihren wertvoll gewordenen Bauplätzen errichten wollten, oder sie mußten einer neuen Hauptstraße Platz machen, welche durch einen enggebauten Stadtteil breit und schön hindurchgeführt werden sollte. Nicht selten werden solche Gebäude von steilen Hügeln nach der nächsten Straße hinuntergeschafft, ehe sie ihre Wanderung auf ebener Erde fortsetzen, ohne daß sie durch die Reise zu Thal Schaden erleiden und aus dem Leim gehen.

Im Fortbewegen der Häuser und Hinzubauen neuer Stockwerke leisten die Amerikaner Unglaubliches. Es ist hier zu Lande durchaus nicht auffällig, selbst Steingebäude fünfzig und mehr Schritt zurückschieben zu sehen, wenn eine Straße erweitert werden soll. Durch eine Menge gleichmäßig unter dem Grundbau verteilter hydraulischer Schrauben wird das zu entfernende Haus erst etwas emporgehoben, und dann auf Walzen rückwärts befördert. Soll ein Gebäude ein oder mehrere Stockwerk erhöht werden, so wird man nicht etwa das Dach erst abnehmen

sondern dies allmählich in die Höhe schrauben und dann ein neues Stockwerk nach dem andern zwischen die unteren Stockwerke und das Dach hineinbauen: die einfachste Sache von der Welt!

Betrachtet man nun die wandernden Häuser genauer, die das hier zu Lande ehrwürdige Alter von zwei oder gar drei Jahrzehnten unverkennbar zur Schau tragen, so erstaunt man zuerst über die rührende Liebe, welche die Bewohner der großen Goldstadt zu den alten Scharteken hegen, als wären sie heilige Vermächtnisse ruhmreicher Ahnen, die späteren Geschlechtern hinterlassen werden sollen, oder als wollte man sie als eine Erinnerung an die gute alte Zeit der Zerstörung entreißen. Aber in diesem Falle trügt der Schein. Es ist keineswegs fromme Liebe zu den väterlichen vier Wänden, die den San Franciscoer auszeichnet; die Dollars und Cents der Transportkosten und der Wert der alten Familien- oder Junggesellenwohnung werden von ihm wohl erwogen, ehe das Haus in Bewegung gesetzt wird, in dem er vielleicht jahrelang gewohnt und von „Stocks“ und ungezählten Goldklumpen geträumt hat. Der normale San Franciscoer läßt das Haus seiner Väter so lange stehen, bis es nicht mehr bewohnbar ist, oder bis der Grund und Boden, auf dem sein Eigentum liegt, zu wertvoll wird, um jenem Rumpelkasten dort länger einen Platz zu gönnen.

Statt wie in anderen Ländern und Städten die fortzuschaffenden Gebäude niederzureißen, versteigert man sie hier ganz und heil, und der meistbietende Spekulant in alten Häusern läßt sein kaum erst erworbenes Eigentum sofort die Reise durch die Stadt nach den neuen an den äußersten Grenzen von San Francisco liegenden und verhältnismäßig geringen Wert habenden Bauplätzen antreten. Dort wird er es oberflächlich auffrischen und neu anmalen oder mit Kalk übertünchen lassen, den darin wohnhaften Schmarotzertierchen den Aufenthalt in den alten Bretterwänden zeitweilig verleiden und es an furchtsame Gemüter, die wegen der hier ab und zu vorkommenden kleinen Erderschütterungen eine besondere Abneigung gegen hohe Steingebäude hegen, als erdbebensichere Villa billig vermieten.

Ein so auf der Wanderung begriffenes Haus kommt aber in San Francisco schwer ganz zur Ruhe. Die Stadt vergrößert sich so rasch, daß das traulich abgelegene Plätzchen „draußen vorm Thor“ (das Thor muß man sich hinzudenken), wohin der Händler in alten Häusern seine Villa heute spazieren führt, schon binnen weniger Jahre eine wertvolle Baustätte in der werdenden Weltstadt sein wird, und sein Haus eine neue Reise aufs Land antreten muß. So lange die Nägel halten oder der Flammengott sich nicht des alten Hauses erbarmt hat, wird dieses

sein unstätes Leben fortsetzen und alle paar Jahre nach jedesmal vollbrachtem Umzug einen neuen Micter in seinen verschönerten Räumen begrüßen dürfen.

V.

Stiefelputzer-Ateliers.

In San Francisco hört das Reich der Stiefelputzerjungen, die die Straßen Londons, New-Yorks und anderer Großstädte der alten und neuen Welt so unsicher machen, auf. Hier, in der großen Goldstadt am Stillen Meer ist der Stiefelputzer ein Mann und zählt zu den Künstlern. Er ist ein Kollege der noblen amerikanischen Barbiere, welche, wie bekannt, fürstliche Eleganz mit der Höflichkeit eines Lord Chesterfield in ihren Salons zu vereinigen wissen. Der Neger, welcher die höchste Potenz der Vollkommenheit unter den amerikanischen Barbierkünstlern repräsentiert, nimmt jedoch nicht den ersten Rang unter den Stiefelputzern von San Francisco ein, sondern hat in diesem kosmopolitischen Gemeinwesen an den kunstsinnigen Söhnen des klassischen Italien und namentlich an den Irländern Mitbewerber gefunden, die ihm jene angesehene Stellung mit Erfolg streitig gemacht haben. Wurde doch dem Irländer Joe Murphy bei einem Wettstreit der hiesigen Stiefelputzer um den Rang des Ersten unter ihrer Gilde ein prächtiger Gürtel aus russischem Leder, mit kostbarer ciselierter Silberschnalle verziert, als Ehrenpreis von seinen Kollegen von der Bürste zuerkannt!

Da nach der Landessitte den Hotelgästen ihr Fußzeug nur auf besonderen Wunsch von den Bedienten geputzt wird, und eine solche Fußverschönerung auch in Privathäusern durchaus nicht zur Regel gehört, so haben die Stiefelputzer von San Francisco schon zur Zeit der Goldära die Initiative ergriffen, Wichs-Geschäfte, die der hohen Kulturstellung des Goldlandes würdig sind, einzurichten, und es auf eine gentile Weise sowohl den Einheimischen als den Fremden zu ermöglichen, in der Öffentlichkeit mit blank geputzten Stiefeln zu erscheinen. An den belebtesten Straßen der Stadt gewahrt man zahlreiche Ateliers, wo die Vorübergehenden durch die Ankündigung „Boots neatly polished“ (hier werden Stiefel elegant poliert) eingeladen werden, näher zu treten. Nie wird einer der Wichskünstler seine Ehre soweit vergessen, einen an seinem Geschäftsplatze vorbeischreitenden Gentleman professionell anzureden und zum Eintreten aufzufordern, mögen dessen Stiefel auch noch so sehr der Verschönerung bedürfen. Höchstens wird der „Artist“, mit der Bürste in der Hand, vielsagenden Blicks das verwahrloste Fußzeug des Vorüber-

gehenden mustern. In den hier sprichwörtlich schmutzigen Straßen sieht man infolge der hervorragenden Leistungen und der geachteten Stellung der Wichskünstler, denen das Publikum den schuldigen Tribut nur ungern verweigert, mehr saubere Stiefel als selbst auf den Boulevards in Paris. Auf welche Weise das schöne Geschlecht in San Francisco seine Schuhe und Stiefeletten stets so hübsch geschniegelt zu halten vermag, habe ich leider nicht in Erfahrung bringen können. Dasselbe muß hierfür jedenfalls andere und bessere Auskunftsmittel als die Herren der Schöpfung haben, da es die Stiefelputzerateliers bis jetzt noch nicht mit seinem Besuche beehrt.

Die Einrichtung der Wichshallen ist sauber und einfach, aber praktisch. An der Rückseite des langen und schmalen, nach der Straße zu offenen Raumes der entweder als überdachte Holzbude an der Außenmauer eines Gebäudes steht, oder ein Zimmer zur ebenen Erde einnimmt, befindet sich eine in zwei, vier oder sechs Sessel abgeteilte und mit grünem oder rotem Marokkoleder überzogene hohe gepolsterte Sitzbank, deren Bequemlichkeit die Vollendung selber ist. Vor jedem Sitze sind zwei kleine hölzerne Gestelle angebracht, auf welche die Sohlen und Absätze der Stiefel eines Platz nehmenden Kunden genau passen. Im übrigen besteht das Mobiliar der Kunsthalle, nebst den nötigen Bürsten und der in einem Porzellanteller oder in einem Steinkrug aufgelösten Wichse und verschiedenen Strohwedeln zum Reinmachen der Kleider, nur aus einem großen Spiegel und etlichen primitiven Schmuckstücken. An der Hinterwand hängen Bilder, meistens Darstellungen aus der griechischen oder römischen Mythologie, z. B. Leda mit dem Schwan, oder Holzschnitte von Pferderennen und von berühmten Boxern in der Arena, nebst prächtigen Anzeigetafeln von Feuer- und Lebensversicherungsgesellschaften, — ein Beweis der fortschreitenden Kultur des hiesigen Publikums!

Die neuesten englischen Tagesblätter von San Francisco sind in diesen Fußverschönerungsanstalten ausgelegt: Bulletin, Chronicle, Call, Alta, Examiner 2c. (spanische, französische und deutsche Blätter finden keine Berücksichtigung), damit der Kunde sich während des Polierens seiner Stiefel mit dem geistvollen Inhalt der Journale die Zeit vertreiben und sich z. B. an der gerechten Strafe eines Hoteliers erfreuen kann, dem seine mongolischen Köche „geboycottet" wurden und dem nun seine chinesenfeindlichen „Boarders" noch dazu die Hölle heiß machen, weil das Essen mit jedem Tage schlechter wird; oder die Aussichten eines Krieges zwischen den Nachkommen des Epaminondas und den vereinten Großmächten kritisch erwägen kann, dessen möglichst lange Dauer für

das Steigen der Weizenpreise von großer Wichtigkeit ist. Die beliebteste Lekture ist jedoch allemal die New-Yorker „Police Gazette“, welche, mit anmutigen Bildern illustriert, sämtliche in diesem großen freien Lande während der letzten Woche verübten Schandthaten in interessanter Sprache zur allgemeinen Kenntnis bringt.

Doch treten wir näher! — Die vier Wichsiers, welche in der Kunsthalle, die wir mit einem Besuche beehren, ihr Geschäft in Compagnie betreiben (Söhne der stolzen Genua und Landsleute der Dorias!) bitten uns mit gewinnenden Blicken, Platz zu nehmen. Wir wählen jeder eine Zeitung aus, machen es uns auf einem der Sessel bequem, setzen die Füße auf die Schemel — die Stiefel werden allemal auf den Füßen poliert — und stellen unser Schuhzeug den Stiefelverschönerern zur Verfügung.

Einer der schwarzäugigen Künstler (mitunter nehmen zwei Künstler. jeder von ihnen je einen Stiefel gleichzeitig in Arbeit), welcher mit gewandtem Griff unsere Hosen aufgekrämpt und den Status quo des Fußzeugs einem kurzen Kennerblicke unterworfen hat, beginnt, in jeder Hand eine Bürste, zuerst den einen Stiefel und dann den anderen gründlich zu reinigen. Mit einem feuchten Tuch werden die letzten Schmutzatome beseitigt. Zunächst wird eine geringere Portion Wichse appliciert und vermittelst eines schnell über den Stiefel hin und her gezogenen Lappens von Brüsseler Teppich getrocknet. Diese erste Portion Wichse dient der später aufgelegten zweiten Hauptportion gleichsam als Untergrund. Die zweite Wichslage wird gradatim verabreicht, während der Künstler die Politur bewirkt. Dieser arbeitet, wie gesagt, fast immer mit zwei Bürsten an einem Stiefel zur selben Zeit, und zwar mit fabelhafter Geschwindigkeit. Schon nach Verlauf von zwei Minuten erkennen wir kaum unsere Stiefel, so intensiv ist der dunkle Glanz, der aus ihnen hervorleuchtet.

Aber der „Artist“ ist schwer zufriedengestellt. Er poliert die Stiefel herüber und hinüber, tritt ein wenig zurück und mustert sie und beginnt mit stets neuem Eifer das Wichsen, wenn er die kleinsten Mängel an ihnen entdeckt hat. Beim Schluß des Wichsens haucht er jeden Stiefel an, wie man die Güte einer neuen Messerklinge oder die Klarheit eines Spiegels prüft, und nachdem er sich von der Vollkommenheit seiner Arbeit überzeugt hat, macht er eine Verbeugung und ergreift den Strohwedel.

Wir verstehen! — rasch legen wir die Zeitung beiseite und steigen herab von unserem erhabenen Sitze. Mit einigen geschickten Schlägen entfernt der Künstler den Staub der Goldstadt von unseren Kleidern,

wir greifen hinter den Rockschoß in die Geldhosentasche, überreichen ihm das übliche Honorar von fünf Cents (an Sonn- und Feiertagen kostet das Wichsen zehn Cents!), empfehlen uns mit gegenseitiger vorzüglicher Höflichkeit und wandern zufrieden unseres Weges dahin, stolz, daß keiner der zahlreich Lustwandelnden den Glanz unserer Stiefel in den Schatten stellen kann. —

In keiner Stadt der Welt sind die Stiefelputzer finanziell so gut gestellt wie in San Francisco. Eine in vorteilhafter Lage etablierte Wichsbude, mit guter Stamm-Kundschaft, repräsentiert einen Marktwert von 800 bis 1000 Dollars. Ein gewandter Stiefelputzer absolviert 50 bis 70 Paar Stiefel den Tag und kann mit Leichtigkeit bis zu zwölf Dollars in der Woche erübrigen; er muß aber sehr fleißig sein, wenn er bei einem Honorar von fünf Cents per „Shine" (d. h. Wichsen) fünf Dollars in einem Tage einnehmen will. In den Ateliers der vornehmen Gasthöfe, z. B. im Palace-Hotel, wo der „Shine" zehn Cents kostet, sind die Wichskünstler noch besser gestellt. Der vorhin genannte „Champion Bootblack", Herr Murphy, berechnet auch 10 Cents den „Shine"! Im Sommer, wenn der umherfliegende Staub die Stadt während der trockenen Jahreszeit grau in grau färbt, geht das Wichsgeschäft besser als im regnerischen Winter, denn kein Gentlemen wird gern mit staubigen Stiefeln in der Straße spazieren gehen, wogegen sich niemand etwas beim Regenwetter aus beschmutztem Fußzeug macht. Um den Lohn ihrer Arbeit werden die Stiefelputzer von San Francisco nie betrogen, denn wer nicht fünf Cents im Vermögen hat, der besitzt auch nicht den Ehrgeiz, in blanken Stiefeln einherzuwandeln.

VI.

Die „Allgemeine deutsche Unterstützungsgesellschaft".

Unter denjenigen Institutionen, welche von allen in San Francisco wohnenden Deutschen als ihr nationales Gemeingut angesehen werden, nimmt die „Allgemeine deutsche Unterstützungsgesellschaft" den ersten Rang ein. Im Laufe von 33 Jahren hat sich diese Gesellschaft aus kleinen Anfängen zu einer von ihren Begründern ungeahnten Blüte entfaltet und bildet ein Stück deutsch-amerikanischer Kulturgeschichte, dem ich nicht unterlassen will, auch in diesem Werke ein Kapitel einzuräumen.

Es war im Jahre 1852, als ein Häuflein wackerer Deutscher in San Francisco den Beschluß faßte, hier eine gegenseitige Unterstützungs-

gesellschaft zu gründen und sobald wie thunlich ein deutsches Hospital zu erbauen. Zu jener Zeit war es um die Krankenpflege im Goldland schlecht bestellt; ein Familienleben gab es hier fast noch gar nicht, und wen das Unglück traf, in dieser von Abenteurern aus allen Zonen bewohnten wüsten Goldstadt, wo jeder nur an sich und den eigenen Vorteil dachte, ernsthaft zu erkranken, der war fast unrettbar verloren.

Am 7. Januar 1854 wurde die „Allgemeine deutsche Unterstützungsgesellschaft“ in San Francisco endgültig organisiert. In erster Linie sollte dieselbe ihren eigenen notleidenden Mitgliedern Hülfe gewähren, namentlich aber den Kranken Pflege geben, ferner neu Einwandernden, die hier keine Verwandte oder Bekannte vorfanden, mit Rat und That beistehen. Allen Deutschredenden ward es gleichmäßig möglich gemacht, an den Wohlthaten der Gesellschaft teil zu nehmen. Diese Bestimmung ward wohl besonders deshalb getroffen, weil es zu damaliger Zeit eigentlich keine deutsche Nation gab und ein Elsässer, Lothringer oder Schweizer in Amerika gerade so gut als Deutscher gelten konnte, wie ein Hesse, Baier, Preuße oder Deutsch-Österreicher. Ein Beitrag von nur einem Dollar im Monat ward von jedem Mitgliede erhoben; lebenslängliche Mitglieder konnten durch einmalige Zahlung von hundert Dollars der Gesellschaft beitreten. Kurz nach Annahme der Statuten veranstaltete man eine öffentliche Sammlung, deren Ertrag das Grundvermögen für ein zu erbauendes Hospital bildete. Mit einem so bescheidenen Anfange und einem Bestande von nur 82 Mitgliedern hat sich die „Allgemeine deutsche Unterstützungsgesellschaft“ von San Francisco konstituiert und weiter entwickelt. Ein Jahr nach ihrer Gründung zählte dieselbe bereits 368 zahlende Mitglieder und besaß ein zum Bau eines Hospitals bestimmtes Grundkapital von 5621 Dollars; heute zählt sie nahezu 3400 Mitglieder und besitzt ein neu erbautes schuldenfreies Hospital, welches zu den schönsten in Amerika zählt.

Das erste Krankenhaus der Gesellschaft wurde im Jahre 1856 eröffnet. Alle erkrankenden Mitglieder waren zur freien Aufnahme berechtigt, ebenso neu Einwandernde, die sich noch nicht sechs Monate im Lande befanden. Zahlende, nicht zur Gesellschaft gehörende Kranke mußten — wie heute noch geschieht — drei Dollars den Tag entrichten. Die Räumlichkeiten des Krankenhauses zeigten sich aber bald als ungenügende. Auf einem bereits im folgenden Jahre an der Südseite der Brannanstraße erworbenen größeren Grundstück fand die Grundsteinlegung des ersten deutschen Hospitals in San Francisco statt. Ein allgemeines deutsches Volksfest, welches zwei Tage dauerte, beschloß die

Feier. Nie zuvor hatten sich die Deutschen in San Francisco so einmütig wie diesmal an einem Feste beteiligt, und alle Klassen waren dabei vertreten.

Im Januar 1858 ward das Hauptgebäude des Hospitals vollendet und sofort bezogen. Später wurde dasselbe durch einen Flügel-Anbau vergrößert und seine Einrichtung mehr und mehr vervollkommnet. Zur Zeit der Eröffnung des ersten Hospitals zählte die Gesellschaft 756 Mitglieder und besaß ein Kapital von reichlich 15,000 Dollars. Während mehr als anderthalb Jahrzehnten entwickelte sich nun die Gesellschaft zu hoher Blüte und ward mehr und mehr der Mittelpunkt des deutschen Lebens in Californien. Für die Neueinwandernden war dieselbe eine nicht zu unterschätzende Hülfe, und mancher, der mittellos und ohne Rat und Beistand zu finden hier anlangte oder erkrankte, hat es ihr allein zu verdanken, daß er nicht im Elend unterging.

Aber wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Gesellschaft nach zweiundzwanzigjährigem glücklichen Bestehen am 28. August 1876 ein Schlag, der alles Errungene mit einemmal in Frage zu stellen schien. Ein verheerender Brand zerstörte zu Nachtzeit 81 Häuser und legte gleichzeitig das deutsche Hospital in Asche. Kaum war man imstande, bei dem mit rasender Schnelligkeit bei starkem Winde um sich greifenden Brande die im Hospital liegenden Kranken vom Feuertode zu retten, während das ganze Inventar, Mobiliar ꝛc. des Gebäudes ein Raub der Flammen wurden.

An ein Aufgeben der Unterstützungsgesellschaft dachten die Deutschen in San Francisco jedoch keinen Augenblick. Nachdem die plötzlich heimatlos gewordenen Kranken in anderen Hospitälern der Stadt und in Privatfamilien ein Unterkommen gefunden hatten, wobei sich namentlich das hiesige französische Hospital durch das freie Öffnen seiner Räumlichkeiten rühmlichst auszeichnete, wurde sofort zur Beschaffung der Mittel für einen Neubau geschritten. Eine vier Tage nach dem Brande stattfindende deutsche Massenversammlung erklärte einmütig den Wiederaufbau eines Hospitals als deutsche Ehrensache, und es wurde beschlossen, ohne Verzug eine Sammlung zu veranstalten, um sofort ein neues Grundkapital zu beschaffen. In den ersten zwei Tagen waren 45,000 Dollars an freiwilligen Beiträgen eingezahlt, für eine Kopfzahl von ca. 25,000 Deutschen, die damals in dieser Stadt ansässig waren, gewiß eine anerkennenswerte Opferfreudigkeit.

Durch den so überaus günstigen Erfolg der Sammlungen ermutigt, erstand die Gesellschaft ein prächtiges Grundstück an der vierzehnten Straße für 70,000 Dollars und beschloß, dort ein neues Hospital mit

einem Kostenaufwande von 100,000 Dollars zu erbauen. Das fehlende Geld wurde vorläufig hypothekarisch aufgenommen und mit dem Neubau begonnen, sobald man sich über den Plan dazu geeinigt hatte. Das mit allen Erfordernissen der gegenwärtigen Krankenpflege versehene neue deutsche Hospital liegt in einem in dieser baumarmen Gegend nicht genug zu schätzenden natürlichen Wäldchen, an einem vor den rauhen Seewinden geschützten Abhang im westlichen Stadtgebiet.

Lange jedoch bevor der Bau vollendet war (die Grundsteinlegung fand am 29. Juli 1877, die Einweihung am 22. Februar 1878, an Washingtons Geburtstag, statt), stellte es sich heraus, daß es unumgänglich notwendig sei, einen weiteren Kapitalsfonds zu beschaffen, um die Gesellschaft der ewigen finanziellen Plackereien zu entheben. Auf dem Grundstück lasteten noch Schulden im Betrage von 80,000 Dollars. Die deutschen Frauen und Jungfrauen dieser Stadt beschlossen, den dringendsten Bedarf, eine Summe von ca. 20,000 Dollars, durch eine Fair (eine Art Damen-Bazar) herbeizuschaffen. Das von ihnen mit glänzendem Erfolge in Scene gesetzte schöne Volksfest erzielte im Laufe einer Woche (vom 26. Februar bis zum 5. März 1878) einen Reingewinn von über 21,000 Dollars, welcher dem Hospital allein zu gute kam. Um das Hospital von allen Schulden zu befreien, wurde zunächst das alte Hospital-Grundstück veräußert; verschiedene Schenkungen und eine im Jahre 1883 (vom 29. Januar bis zum 3. Februar) von den deutschen Frauen veranstaltete zweite „Fair“ ermöglichten es, die letzten hypothekarischen Verbindlichkeiten, einschließlich der in nicht ganz sieben Jahren im Betrage von 24,267 Dollars aufgelaufenen Zinsen, zu tilgen, und heute steht die Gesellschaft mit einem eigenen Kapital von nahezu 200,000 Dollars, das durch den erhöhten Wert des Hospital-Grundstücks auf 1/4 Million angeschlagen werden kann, ganz schuldenfrei da.

Dies ist in kurzen Umrissen die Geschichte der „Allgemeinen deutschen Unterstützungsgesellschaft“ in San Francisco, deren segensreiche Wirkung von keiner ihrer Art von Deutschen im Auslande ins Leben gerufenen Schöpfung übertroffen wird. Die rastlose Thatkraft, womit ein mit fast vernichtender Wucht fallender Schicksalsschlag, der die Arbeit langer Jahre zerstörte, überwunden wurde, ist nicht minder bemerkenswert als die nie erlahmende Opferfreudigkeit einer an Zahl beschränkten deutschen Bevölkerung, die hier auf dem äußersten westlichen Vorposten germanischer Kultur stehend, ganz allein auf ihre eigene Kraft angewiesen ist.

Ein von den Deutschen dieser Stadt hochgeschätztes Gedenkzeichen aus dem alten Vaterlande bilden die beiden von einem Berliner Künstler in Öl gemalten lebensgroßen Brustbilder Kaiser Wilhelms und der Kaiserin

Augusta, welche dem Hospital nach dem deutsch-französischen Kriege von letzterer zugesandt wurden. Die prächtigen Bilder, welche man nur mit Mühe aus dem großen Brande des alten Hospitals zu retten vermochte — die Spuren des Feuers sind an der von der Hitze teilweise zerborstenen Farbe auf dem Hintergrund der Gemälde deutlich bemerkbar — hängen an einem Ehrenplatze im „Parlor" des neuen Hospitals. Die von der Kaiserin eigenhändig geschriebene, unter den Bildern eingerahmte Widmung lautet:

„In dankbarer Erinnerung an die belebende Theilnahme, welche die Deutschen jenseits des Oceans in einer ernsten und großen Zeit für das Vaterland an den Tag gelegt haben, widme Ich dem deutschen Hospital in St. Francisco die beifolgenden Bildnisse mit dem aufrichtigen Wunsche für das Gedeihen und die Wirksamkeit der jungen Anstalt.

Berlin, den 3ten April 1872.

Augusta
Deutsche Kaiserin und Königin von Preußen.

(Siegel)

An den Vorstand des deutschen Hospitals in St. Francisco."

Die folgenden statistischen Notizen werden von allgemeinem Interesse sein:

Am 1. Januar 1886 zählte die Unterstützungsgesellschaft 3387 Mitglieder, davon 2907 in der Stadt San Francisco, 253 im Lande und 227 lebenslängliche Mitglieder. Der einmal zu zahlende Beitrag der letzteren ist auf 150 Dollars erhöht werden; im übrigen gelten heute noch dieselben Bestimmungen, die bei der Gründung der Gesellschaft angenommen wurden. Die Gesamtsumme der Unterstützungen, einschließlich der ärztlichen Behandlung Unbemittelter im Hospital, belief sich im Jahre 1885 auf $9468^{05}/_{100}$ Dollars. Diese Unterstützungen kamen 1018 Männern, 385 Frauen und 479 Familien zu gute. Im selben Jahre wurde 448 Männern und 274 Frauen Dienst und Arbeit verschafft. Im Hospital wurden im Laufe des Jahres 1885 im ganzen 931 Kranke behandelt, darunter 387 chirurgische und 544 medizinische Fälle. Der untersuchende Arzt behandelte 1724 Mitglieder der Gesellschaft und 507 Unbemittelte, teils in seiner „Office", teils in den Wohnungen der Kranken. Die Gesamteinnahme der Gesellschaft belief sich für das Jahr 1885 auf $42,711^{54}/_{100}$ Dollars; die Hospital-Kassa-Abrechnung betrug $42,927^{74}/_{100}$ Dollars, darunter $27,316^{65}/_{100}$ Dollars Kassa von zahlenden Kranken.

VII.

Norton der Erste.

Kaiser der Vereinigten Staaten und Protektor von Mexiko.

Wohl jedem, der vor dem Jahre 1880 San Francisco besucht hat, ist die wunderbare Gestalt jenes in einer schäbigen alten mexikanischen Uniform, mit Reiherfeder auf dem Hut und mit Knotenstock oder baumwollenem blauen Schirm unter dem Arm, die Straßen dieser Stadt gravitätisch auf- und abwandelnden Mannes eine bekannte Erscheinung gewesen, der sich selbst den gekrönten Titel gegeben und von der ganzen Bevölkerung nie anders als „The Emperor“ genannt wurde. Man sah ihn Sonntags in den Kirchen und er fehlte bei keinem Konzert, keiner Festlichkeit, keinem öffentlichen Aufzuge. In Theatern und an anderen Vergnügungsorten, wo gewöhnliche Sterbliche selbst in diesem freien Lande ihren Obolus an der Eingangspforte entrichten müssen, hatte er freien Zutritt. Nach schweigendem Übereinkommen sämtlicher Gastwirte speiste der „Emperor“ unentgeltlich in jeder Restauration, an jeder Hoteltafel, wo er einzutreten beliebte, und wenn es dennoch gelegentlich vorkam, daß ein Kellner dem kaiserlichen Gaste aus Unkenntnis Geld abverlangte, so fanden sich stets zehn für einen unter den gerade anwesenden Amerikanern, welche die Zeche für Seine Majestät ausglichen. Durch die „Gartenlaube“ ist der Sonderling, infolge mehrerer von mir in jenem Blatte über ihn veröffentlichten Notizen, weltberühmt geworden, und da sein Leben jetzt abgeschlossen ist, so halte ich als sein berufener Geschichtsschreiber es für meine Pflicht, ihm auch in diesem Buche einen Nachruf nicht vorzuenthalten.

J o s h u a A. N o r t o n war, wie allgemein angenommen wird, in London geboren und von Herkunft ein englischer Jude. Am 5. November 1849 langte er auf dem Hamburgischen Segelschiffe „Franziska“ — Kapitän Nikolaus Dau — vom Kap der guten Hoffnung über Rio de Janeiro und Valparaiso im Hafen der jungen Goldstadt San Francisco an. Im Jahre 1852 war er ein wohlhabender Kaufmann in dieser Stadt, verlor aber damals sein ganzes Vermögen in einem der verheerenden Brände, welche in früheren Jahren diesen Platz wiederholt einäscherten. Infolge dieses Unglücks zerütteten sich die Verstandeskräfte

des sonst gebildeten Mannes und es setzte sich bei ihm die fixe Idee fest, daß er der Kaiser der Vereinigten Staaten sei, der hier in San Francisco seine Residenz aufgeschlagen hätte. Nach seiner Angabe wurde ihm der Titel eines Kaisers der Vereinigten Staaten von der californischen Legislatur in Sacramento während des Winters 1852/53 offiziell zuerkannt. Das kaiserliche Patent soll verloren gegangen sein, auch wurde Seine Majestät nie im Gotha'schen Kalender genannt. Aber die Bevölkerung von San Francisco hat seine berechtigte Würde nie angezweifelt. Den Titel „Protektor von Mexiko" nahm Norton erst in späteren Jahren an und zwar, wie er behauptete, auf den besonderen Wunsch unserer durch Pronunciamentos oft gefährdeten Schwesterrepublik, „die sich nach seiner starken Regierung und Weisheit sehnte".

Als Norton den Antritt seiner kaiserlichen Regierung den erstaunten Bewohnern von San Francisco das erste Mal kund that, bestand er vor allem darauf, daß jedermann hier ihm tributpflichtig sei. Statt den Kronprätendenten in ein Irrenhaus zu schicken, erkannte man in der in Geldangelegenheiten beispiellos offenherzigen californischen Metropole auf gutmütige Weise seine kaiserlichen Ansprüche an, zahlte die von ihm verlangten Taxen ohne Widersetzlichkeit und behandelte ihn seiner hohen Würde entsprechend, bis ihn der Tod hinwegrief.

Norton behauptete mit dem ernstesten Gesicht von der Welt, mit den meisten fürstlichen Personen Europas verwandt zu sein. Die Königin Victoria nannte er seine liebe Cousine, den Kaiser von Österreich seinen Vetter. Auf seine nahe Verwandtschaft mit den Bourbonen war er besonders stolz und haßte den Kaiser Napoleon den Dritten als einen Eindringling im tiefsten Grunde seiner Seele. Auch wollte er nichts davon wissen, daß er ein Jude sei. „Wie kann ich, Norton der Erste, der Kaiser von den Vereinigten Staaten", sagte er, „ein Jude sein, der ich mit der königlichen Familie der Bourbonen so nahe verwandt bin, die, wie doch jedermann weiß, keine Juden sind?"

Der Kaiser Norton der Erste, der ein unverwüstlicher Spaziergänger war, erschien, wie schon gesagt wurde, stets in Uniform, in blaugrünem Waffenrock, blauen Hosen, schweren Goldepauletts und Generalshut mit Reiherfeder. Einen Schleppsäbel trug er nur bei feierlichen Gelegenheiten und zog einen gewichtigen Knotenstock nebst einem alten baumwollenen Schirm jenem gewöhnlich vor. Stets trug er eine rote Rose im Knopfloch. Sein Schuhzeug war immer zerissen und eines Kaisers durchaus unwert. Der Grund dazu war der, daß er stark an Hühneraugen litt und sich die neuen Schuhe gleich zerschnitt, um bequemer darin gehen zu können.

Bis zum Jahre 1868 pflegte Norton immer in Begleitung von zwei Hunden mit Namen Lazarus und Bummer spazieren zu gehen, die er auch mit in die Restaurants nahm und dort mit den besten Bissen von der Speisetafel fütterte. Auf alten Bildern sieht man den Kaiser meistens an der Lunchtafel mit einem Stück heißen Bratens auf der Gabel, das er durch Daraufblasen abzukühlen sich bemüht, während Lazarus und Bummer ihn mit sehnsüchtigen Augen betrachten. Als in dem genannten Jahre die beiden unzertrennlichen Hunde bald nacheinander starben (es wird Lazarus nachgesagt, daß er dem todkranken Bummer Speisen aus den Restaurants ans Sterbelager brachte), veranstaltete ihr kaiserlicher Herr ihnen zu Ehren ein großartiges Leichenbegängnis, wobei viele zu Fuß und in Kutschen folgten. Von dem klugen Lazarus wurde das Fell ausgestopft und dem so restaurierten Köter ein hervorragender Platz auf einem Kuriositätenschrank in dem Speisehaus angewiesen, wo Kaiser Norton sein freies zweites Frühstück einzunehmen pflegte. Es war für den „Emperor" ein hartes Schicksal, fortan alleine durch die Straßen seiner Residenzstadt wandeln zu müssen, er betrachtete den Verlust jener seiner treuesten Gefährten als den härtesten Schicksalsschlag, der ihn während seiner langen Regierungszeit betroffen hat.

Das Eintreiben der Steuern besorgte der Kaiser stets selber, da er keine Minister und Beamten irgendwelcher Art anstellte, und besuchte zu diesem Zweck gelegentlich die Banquiers und Kaufmannsfirmen von San Francisco. Er bat oder bettelte keineswegs um Geld, sondern verlangte es auf sehr bestimmte Weise und drohte mit Pfändung, falls man Miene machte, ihn abzuweisen. Seine Forderungen beschränkten sich in der Regel auf 2½ Dollars, doch trieb er mitunter bis zu 10 Dollars von einer Firma ein. Selten kam es vor, daß jemand ihm den Tribut verweigerte. Für die so erlangten Summen stellte er Empfangsscheine aus, mit einem großen Siegel, auf welchem die Worte standen: „Norton I. Emperor of the United States." Für kleinere Beträge als 2½ Dollars, die er von Bekannten und Freunden täglich eintrieb, stellte er keine Empfangsscheine aus. Das so erworbene Geld verwandte er teils dazu, um die Miete für seine Wohnung zu bezahlen, teils um Waschrechnungen an die Chinesen, welche seine Würde nicht anerkannten, zu berichtigen, und zum Teil für anderweitige leibliche Bedürfnisse oder für Wohlthätigkeitszwecke, da er als Kaiser seine hülfsbedürftigen Unterthanen nicht Not leiden ließ.

Wünschte Seine Majestät zu speisen, so trat er in das erste, beste Restaurant, oder er ging in einen Speisesaal von einem der großen

Gasthöfe der Stadt, befahl die Kellner mit lauter Stimme zu seiner Bedienung und bestellte sich nach der Karte eine gute Mahlzeit. In einem Restaurant nahm er mitunter an einer Tafel Platz, an der eine Gesellschaft von Damen und Herren vom Lande speiste, stellte sich denselben als Kaiser Norton vor und schnauzte die Kellner grimmig an, wenn sie nicht flink genug bei der Hand waren. Man kann sich das Erstaunen mancher Schönen vom Lande über die kaiserliche Gesellschaft wohl vorstellen! Wenn er seine Mahlzeiten beendigt hatte und bei guter Laune war, ging er zum Wirt und fragte ihn, ob er eine Quittung wünschte, worauf dieser in der Regel ihm höflich antwortete: „never mind Emperor!“ (ist nicht nötig, Herr Kaiser). Meistens entfernte er sich aber ohne ein Wort zu sagen, und es fiel niemandem ein, ihn aufzuhalten oder um Geld zu fragen.

Auf ähnliche Weise holte er sich seinen Tribut von Cigarren aus irgend einem Cigarrenladen, versorgte sich in den Schnitt- und Ellenwarengeschäften mit Leibwäsche, Taschentüchern, Strümpfen u. s. w., besuchte die Trinksalons, Theater und andere Vergnügungsorte der Stadt und Umgegend, fuhr in den Straßenwagen 2c., ohne je einen Cent dafür auszugeben. Sonntags besuchte er die Kirchen in Gala, ohne Rücksicht auf die Konfession, da er sehr religiös war. Wurde seine Uniform allzu schäbig, so ließ er in den Hauptzeitungen der Stadt anzeigen, daß er, der Kaiser Norton der Erste, eine neue Uniform haben wollte, die denn auch sofort durch Subskription angeschafft wurde. Einst votierte ihm sogar der Stadtrat eine solche, deren Kosten die städtische Kasse bestritt.

Einmal war ich jedoch Zeuge, wie dem Kaiser der Vereinigten Staaten durch die brutale Nichtachtung einer niedrigen Kellnerseele eine Majestätsbeleidigung zu teil wurde, die in den Jahrbüchern der Geschichte ihres gleichen sucht. Es war kurz nach der Eröffnung der ersten Pacificbahn, als auf derselben noch Restaurationswagen zwischen San Francisco und Sacramento fuhren. Ich verzehrte während einer Reise nach Sacramento auf jener Bahn gerade ein treffliches Hamburger Beefsteak mit Bratkartoffeln im Speisewaggon und ließ als Zugabe das Panorama der anmutigen californischen Landschaft mit dem Mount Diablo im Hintergrunde an meinem Fenster vorüberfliegen, als die mir wohlbekannte Gestalt des Kaisers der Vereinigten Staaten und Protektors von Mexiko gravitätisch aus dem nächsten Waggon in meinen Wagen trat und mir gegenüber an meinem Eßtische Platz nahm.

Norton der Erste befahl einem Aufwärter, ihm sofort eine Hammelskotelette nebst Gemüse, Austernpastete und eine Flasche Rheinwein zu

bringen. Der Kellner nahm jedoch keine Notiz davon und hatte sogar die Frechheit, als der Kaiser sein Gebot ziemlich barsch und laut wiederholte, ihn zu fragen, ob er auch genügend Geld in der Tasche habe, um für die bestellte Mahlzeit zu bezahlen.

Die Entrüstung Seiner Majestät über den beschränkten Unterthanenverstand des Aufwärters war grenzenlos. Mit dem knorrigen Ziegenhainer auf den Tisch schlagend, schnauzte er den erschrockenen Kellner wütend an und befahl ihm bei seinem Zorne, das Verlangte schleunigst zu bringen, widrigenfalls er der Pacificbahn ihren Freibrief innerhalb der Grenzen seines Reichs entziehen werde. Einige mitreisende Californier legten sich nun ins Mittel und veranstalteten eine Sammlung, für deren sehr glänzend ausfallenden Betrag die Tafel königlich serviert und überdies noch durch zwei Flaschen Champagner ausgezeichnet wurde, um das erzürnte Gemüt des Kaisers wieder zu versöhnen. Norton der Erste geruhte, sämmtlichen Passagieren und selbstverständlich auch mir, seinem ergebenen vis à vis, ein Glas Schaumwein einzuschenken, erklärte sich aber erst zufrieden gestellt, als der reuige Kellner ihm demütigst Abbitte that und der mittlerweile in den Speisewaggon eingetretene Kondukteur mit unterwürfiger Miene versprach, daß dem Kaiser eine ähnliche Mißachtung, wie sie soeben stattgefunden, nie wieder auf einem Zuge der Pacificbahn geboten werden solle.

Seine unzähligen Proklamationen in den hiesigen Tagesblättern, seine geharnischten, von keiner Redaktion je zurückgewiesenen Kabinettserlasse, in denen er seinem Mißfallen über politische Zustände, über Krieg und Frieden, über municipale Verhältnisse im allgemeinen rc. drastische Worte lieh, seine Befehle an auswärtige Potentaten und Minister wurden stets von alt und jung mit gebührender Aufmerksamkeit gelesen, und es war sicherlich nicht seine Schuld, daß z. B. Bismarck den Franzosen die Milliarden nicht erließ und daß die Russen im letzten Türkenkriege nicht an der Donau Halt machen wollten. An General Grant sandte er zur Zeit der Chicagoer Konvention ein energisches Telegramm mit dem Befehl, die Kandidatur für einen dritten Präsidentschaftstermin nicht anzunehmen, und es leidet keinen Zweifel, daß Garfield seine Nomination unserem erlauchten Kaiser allein zu verdanken hatte.

Norton der Erste pflegte nicht gern bei den Sitzungen des californischen Repräsentantenhauses in Sacramento zu fehlen und nahm dort regelmäßig einen Platz auf der vordersten Bank ein, wo er den Debatten mit der größten Aufmerksamkeit folgte. Als er im Jahre 1866 eine Reise von San Francisco nach Sacramento auf dem Dampfer

„Yosemite" unternahm, passierte es ihm, daß der Kapitän jenes Dampfers ihn nicht unentgeltlich mitnehmen wollte. Infolge dieser respektswidrigen Behandlung erließ der entrüstete Kaiser die folgende Proklamation, welche dem Leser den energischen Stil unserer californischen Majestät veranschaulichen möge:

„Wir, Norton der Erste, Dei gratia Kaiser der Vereinigten Staaten und Protektor von Mexiko, befehlen, da die Dampfschifffahrtsgesellschaft Uns die freie Passage nach Sacramento verweigert hat, daß der Zollkutter ‚Shubrick' den Sacramentofluß so lange blockiere, bis die rebellische Gesellschaft sich Uns gefügt haben wird.

(Siegel.)

San Francisco, den 8. Februar 1866.

Norton der Erste".

Die Dampfschiffahrtsgesellschaft, welcher beim Bekanntwerden dieser geharnischten Proklamation der Schrecken in die Glieder ging, sandte dem „Emperor" sofort einen Freipaß auf Lebenszeit zu, und seitdem hat weder diese noch irgend eine andere Gesellschaft in Californien es gewagt, der freien Bewegung Seiner Majestät Zwang anzulegen.

Der deutsch-französische Krieg erregte des Kaisers besondere Unzufriedenheit. Öfters ertheilte er guten Rat an seinen Bruder Wilhelm von Preußen und ermahnte Bismarck, Frieden zu schließen und dem Blutvergießen Einhalt zu thun. In Berücksichtigung der durch den Krieg verursachten allgemeinen Handelskrisis wünschten Seine Majestät allen Kapitalisten eine Gelegenheit zu verschaffen, ihre Gelder sicher anzulegen, und ließen deshalb im October 1870 Schatzscheine auf einen Dollar ausstellen. Ein solches mit rosafarbenen Lettern bedrucktes Anleihe-Certifikat, welches außer der eigenhändigen Unterschrift und dem Siegel des Kaisers noch die Abbildung eines feuerfesten von dem seligen Lazarus bewachten Geldschranks gab, lautete:

„Der Betrag von 1 Dollar nebst Zinsen wird konvertiert in siebenprozentigen Bonds von 1880 oder ausgezahlt von den Agenten unseres Privatvermögens für den Fall, daß die Regierung Nortons des Ersten nicht fortbestehen sollte.

Norton der Erste,
Kaiser der Vereinigten Staaten und Protektor von Mexiko."

In San Francisco nahmen die begüterten Großhändler sowohl als die ersten Bankfirmen dieses glänzende Anerbieten mit Dank ent-

gegen, und man sah des Kaisers Schatzscheine fast in jedem Bureau eingerahmt an der Wand hängen.

Am 8. Januar 1880 starb im Alter von ungefähr 65 Jahren in seiner „Residenzstadt“ San Francisco der Kaiser Norton, aufrichtig betrauert von seinem Volke, ein origineller Potentat, dessen Excentricitäten, dessen Titel und Würde mit liebenswürdigem Humor ein für allemal angenommen worden waren. Während eines Zeitraums von mehr als fünfundzwanzig Jahren stand der alte Kaiser auf vertraulichem Fuße mit seinen getreuen Unterthanen, deren Liebe und Anhänglichkeit für ihn bis zu seinem Tode dieselbe geblieben ist. Norton der Erste gehörte eng zu der alten Goldstadt San Francisco und wurde von der neuen Generation dieser werdenden Weltstadt als ein heiliges Vermächtniß der „alten Zeit“ pietätvoll hingenommen. Mit ihm verschwand wieder ein Stück Romantik aus dem Goldlande, desgleichen in keiner anderen Stadt der Welt möglich gewesen wäre.

Das Begräbnis des „Kaisers“ war ein Ereignis, welches sämtlichen Tagesblättern in San Francisco Anlaß zu langen Leitartikeln über das Leben und Hinscheiden des Verblichenen gab. Sein Bild wurde dabei, wie sich's gebührte, in jeder Zeitung dem Leser vorgeführt. Da sich im Nachlaß des „Emperor“ nur wenige Dollars in bar vorfanden, so wurde durch eine im „Pacific-Klub“ veranstaltete Sammlung sofort ein schöner Sarg herbeigeschafft, in welchem der Tote Aufnahme fand. Die öfters aufgestellte Behauptung, daß Norton ein Geizhals gewesen sei, der sich nur verstellt und seine Kaiserwürde nur deshalb angenommen habe, um vom Publikum auf eine bequeme Weise Geld zu erlangen, ward hierdurch ganz zu Schanden. An 10,000 Menschen, vom Arbeiter bis zum Millionär, haben dem guten alten „Emperor“ vor seiner Beerdigung noch einen Blick zugeworfen, ehe sich der Sargdeckel über seiner irdischen Hülle schloß. Mehr als 2000 Frauen und Kinder, von denen viele Blumen mitbrachten, traten an den offenen Sarg heran, um den Dahingeschiedenen noch einmal zu betrachten. Ein ergreifender Moment war ein Chorgesang von Kindern, die ihm, der stets ein großer Kinderfreund gewesen war, auf diese Weise einen letzten rührenden Tribut der Anhänglichkeit darbrachten. Der Tote wurde ohne Pomp auf dem Friedhofe der hiesigen Freimaurer bestattet. Sein Andenken wird in dieser Stadt wohl niemals erlöschen. Im Museum der „Pioniere“ werden der Säbel, der gewichtige Knotenstock und der Schirm des Kaisers als Reliquien aufbewahrt; seine an vielen Orten in der Stadt zu sehenden Büsten und Bilder halten die Erinnerung an ihn wach, und

spätere Geschlechter werden ihn sicherlich mit dem Zauber der Sage und Romantik aus der „glänzenden alten Zeit“ umgeben.

VIII.

Der Doktor Li-po-tai und seine Kollegen.

Die professionelle Quacksalberei hat in San Francisco einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Wunderdoktoren, Astrologen und Wahrsagerinnen, magnetische Medien und ähnliche Beglücker der Menschheit machen hier ihre Weisheit und ihre großartigen Kuren in spaltenlangen Anzeigen in allen Tagesblättern bekannt und verstehen dabei die Kunst, das Publikum bei der Lektüre ihrer Certifikate aufs Glatteis zu führen, aus dem ff. In der Regel beginnt ein solcher Artikel mit einer interessanten Erörterung über bedeutende Tagesereignisse oder mit einer spannenden Anekdote; zum Schluß wird dann auf schlaue Weise die Bemerkung eingefügt, daß die Medizin soundso alle nur denkbaren menschlichen Übel und Gebrechen unbedingt heilen wird, und daß es nicht viel besser als Selbstmord sei, wenn irgend jemand es vernachlässigen sollte, etliche Flaschen von diesem Radikalmittel seiner Hausapotheke einzuverleiben. Die bedeutenden Unkosten, welche mit solchen täglich wiederkehrenden Anzeigen verknüpft sein müssen, machen es sonnenklar, daß diese Art von Reklame sich lohnen muß, und daß es der Dummen in San Francisco mehr giebt, als mancher wohl ahnen möchte.

Unter den zahllosen Doktoren der Medizin (mit und ohne Diplom), die in dieser Stadt „mit dem gesundesten Klima der Welt“ für das körperliche Wohlbefinden der Bewohner eine rührende Teilnahme an den Tag legen — wobei es rätselhaft ist, wo die Kranken alle herkommen, denen diese Jünger des Äskulap ihr tägliches Brot zu verdanken haben! — erfreut sich der chinesische Doktor Li-po-tai seit vielen Jahren einer besonders einträglichen Praxis. Eine Zeitlang war er unter den hochgebildeten Damen der feinen Welt Mode geworden. Zu jeder Stunde des Tages konnte man prächtige Kutschen vor seinem an der Plaza liegenden „Herb and Tea Sanitarium“ (Kräuter- und Thee-Sanitarium) halten sehen. Reichgekleidete Damen antichambrierten in Menge in seinem mit Kräutern, Schlangen- und Stinkkatzenhäuten, gedörrten Skorpionen, gehörnten Eidechsen u. dergl. m. sinnig aus-

geschmückten Heiltempel oft stundenlang, ehe sie Zutritt ins Allerheiligste erhalten konnten, wo der Weise aus dem Lande des Confuzius ihnen nur den Puls anfühlte, um mit nie fehlender Gewißheit sofort eine Diagnose meistens auf Nierenkrankheiten zu machen, wofür er als probates Mittel einen Kräuterthee verschrieb. Honorar 10 Dollars und mehr! — Bei akuten Fällen pflegte er die bei den Chinesen als Radikalmittel für alle menschlichen Gebrechen beliebte Milz einer Stinkkatze (Skunk) zu verschreiben. „Jou sabe? Sunk! (so erklärte er in gebrochenem Englisch), „Sunki Spleen bellie good — alle same!“ (d. h. Sie verstehen? — Stinkkatze! — Die Milz der Stinkkatze sehr gut — gut für alles!).

Dieser Li-po-tai war seines Zeichens ein Barbier aus Hongkong. Vor einigen Jahren brachte eine dortige englische Zeitung die etwas hämisch klingende Notiz: „daß der bekannte Quacksalber und Barbier Li-po-tai, der in Hongkong seinen Kunden die Zöpfe so jämmerlich gedreht und ihnen beim Rasieren der Schädel so oft arge Schnittwunden beigebracht, sich jetzt unter den Barbaren in San Francisco als Wunderdoktor niedergelassen hätte und dort von dem dummen Frauenvolk ein riesiges Geld verdiene“. — Diese von den hiesigen Tagesblättern sofort abgedruckte Notiz hat dem braven Li-po-tai viel Schaden zugefügt und ihm einen bedeutenden Teil der vornehmen Damenkundschaft geraubt. Unmöglich hat er sich aber trotzdem nicht in San Francisco gemacht. Unter der über alle Vorurteile erhabenen kaukasischen Frauen-Bevölkerung dieser erleuchteten Metropole erfreut sich der bezopfte Sohn des Äskulap immer noch einer recht einträglichen Praxis und heilt nach wie vor die schlimmsten Fälle von Nierenkrankheiten mit Kräuterthee.

Eine andere bedeutende Persönlichkeit unter den Medizinern San Franciscos war der Große Unbekannte (the great unknown), der jahrelang eine jedermann auffallende Figur unter den Spaziergängern in den Hauptstraßen der Stadt bildete und als Hausierer viele Tausende von Flaschen mit Lebenselixir an den Mann gebracht hat. Der Wundermann erfreute sich einer Kopfmähne, wie sie Simson getragen haben mag, ehe die holde Delila ihm dieselbe mit der Schere abschnitt. Als ein „Cow Boy“ aus Arizona ihm einst auf offener Straße einen kräftigen Griff ins wallende Lockenhaar that, um die Identität seines Kopfputzes festzustellen, verwickelte sich der über diese Aufmerksamkeit beleidigte Wunderdoktor in eine unangenehme Prügelei, infolge welcher er in die Hände der Polizei geriet. Vor Gericht nach seinem Namen befragt, sagte er, sich stolz in die Brust werfend: „ich bin der Große Unbekannte!“ — eine Bemerkung, für welche ihm der Richter schnöder Weise

eine Strafe von fünfzig Dollars wegen „contempt of court“ (Beleidigung des hohen Gerichtshofs) zuerteilte.

Nicht besser erging es dem in San Francisco berühmt gewordenen ehemaligen Straßenprediger Hallelujah Cox, der neuerdings auch Medizin studiert. Cox warf einst einem ihm durch Gesangübungen während der Predigt unliebsame Konkurrenz machenden Straßenapostel auf offener Straße das Alte Testament an den Kopf, für welche Schandthat jener, ebenso wie der Große Unbekannte, fünfzig Dollars in den Stadtsäckel niederlegen mußte. Infolge dieser kleinen Unannehmlichkeit wurde Hallelujah von seiner frommen Gemeinde auf den Schub gesetzt. Vor einiger Zeit hat er sich nun nach dem Gelobten Lande begeben und wird nächstdem als Wunderdoktor mit Kräutern aus Palästina heimkehren, um hier seine leidenden Mitbürger wieder gesund wie die Fische im See Tiberias zu machen.

Einer der hervorragendsten Quacksalber, welche San Francisco bis jetzt beglückt haben, war der Doktor Mac Bride oder der Schmerzenskönig (King of pain), wie er sich selbst anzuzeigen beliebte, — eine wunderbare Erscheinung, die unserem vortrefflichen Dr. Eisenbart gewiß ein Dorn im Auge gewesen wäre. Der Schmerzenskönig kurierte radikal alle nur denkbaren Sorten von Schmerzen, sozusagen im Handumdrehen, und zwar alle mit derselben Mixtur — innerlich und äußerlich anzuwenden. Die Wundermedizin, welche in kleinen Flaschen, zu dem spottbilligen Preise von nur $^1/_2$ Dollar die Flasche, enthalten ist, hat einen wahrhaft satanischen Geschmack, der ihre Vortrefflichkeit sofort klar macht. Wenn nur ein klein wenig von dem wahr ist, was nach der Aussage Mac Brides seine Medizin leistet, so sollte eine dankbare Menschheit ihn mit seinem Kollegen Li-po-tai zusammen in Bild und Wort von Pol zu Pol als die beiden größten Wohlthäter verehren!

Der „Schmerzenskönig“ pflegte seinen Balsam folgendermaßen anzuzeigen:

„Ich gedenke mehr Weh und Schmerz zu stillen und ein vollkommeneres Equilibrium aller im menschlichen System cirkulierenden Fluida herzustellen, als irgend eine andere medizinische Hilfe je gethan hat und thun wird! Diese kostbare Medizin heilt Cholera, Durchfall, Blutfluß in einem Tage, Kopf- und Ohrenschmerzen in drei Minuten, Zahnschmerzen in einer Minute, Halsweh in zehn Minuten, Kolik und Krämpfe in fünf Minuten u. s. w.

Den riesig schnellen Absatz seiner Wundermedizin hatte der Schmerzenskönig einem Humbug zu verdanken, der selbst in Amerika seinesgleichen sucht. Ein hagerer Yankee, mit eckigen Gliedern und scharf-

kantigem Gesichte, eine Figur, die schon an und für sich Aufmerksamkeit erregte, hatte der Wunderdoktor noch die Kunst zu Hilfe genommen, seine Erscheinung vor dem Publikum auffällig zu machen. Er war stets in Schwarz gekleidet, mit ungewöhnlich langem Rocke, bis auf die Schultern herabfallender verwilderter Lockenperücke und einem riesigen, breitkrämpigen Hute. Sein lebensgroßes Bildnis prangte in diesem wunderlichen Aufzuge an den Wänden der großen Trinksalons, in den Gasthöfen, an Straßenecken, Brettereinfriedigungen und wo nur ein passender leerer Platz zu finden war — kurzum, der Schmerzenskönig stierte einem aller Orten in San Francisco entgegen.

Bei Tage fuhr er in einem großen offenen, mit sechs Pferden bespannten Wagen durch die Hauptstraßen der Stadt. Der Wagen war mit gewaltigen Pakaten geschmückt, worauf die Worte „King of Pain“ in großen Lettern prangten; eine Bande von einem Dutzend Musikanten hatte auf demselben Platz genommen, welche eine rauschende Janitscharenmusik herunterwirbelte — und hoch darauf thronte der Quacksalber in Persona und blickte mit ernster Miene herab auf die gaffende Menge, welche den Triumphwagen begleitete.

Abends hielt der Wagen an einer der belebtesten Straßenecken der Stadt, umlagert von einer dichten Menschenmenge. Zwei Trabanten, mit Fackeln in den Händen, standen daneben; bunte japanesische Laternen hingen daran und bengalisches Feuer leuchtete empor und warf seinen blutroten Schein auf die wunderbare Gestalt und die ernsten Gesichtszüge des Schmerzenskönigs, der hoch darauf stand, sein Publikum mit unglaublichem Redeflusse und seltsamen Geberden fesselte und zwischendurch umsonst Wunderkuren ausführte. „Nicht aus schnöder Gewinnsucht“, sagte er, „kuriere ich die leidende Menschheit, nur aus zartem Mitgefühl. Geld habe ich genug und mehr als ich brauche. Ich verkaufe diese unschätzbare Medizin zu dem Preise von nur einem halben Dollar die Flasche, was kaum die Unkosten der Zubereitung deckt, um auch dem Ärmsten Gelegenheit zu geben, seine Schmerzen loszuwerden.“ Dann erzählte er von seinen Wunderkuren: wie er in Cincinnati einen Lahmen gehen gemacht und derselbe sofort vor Freude seine Krücken weggeworfen und auf offener Straße einen Walzer getanzt; wie er in Baltimore einem Stockblinden in fünf Minuten das Augenlicht gegeben, in New-Orleans Tausende vom gelben Fieber und Cholera gerettet u. s. w.

Nun forderte er jeden, der Schmerzen fühlte, auf, zu ihm auf den Wagen zu kommen; er solle als Gesunder wieder herabsteigen. Hier klettert einer mit verbundenem Kopfe auf den Stellwagen und klagt über entsetzliche Zahnschmerzen. Der Schmerzenskönig reißt ihm die Tücher

herunter, gießt ihm eine Flasche voll von der übelriechenden Medizin auf die Backe und spritzt ihm davon in die Naslöcher, so daß diesem fast der Atem vergeht, kneift und zieht ihn an Nase und Ohren, reibt ihm heftig den Kopf und wirbelt ihn schließlich ein paarmal wie einen Kreisel herum und fragt ihn: „How do you feel now?“ (Wie befindest du dich nun?). Der Arme sagt, er sei schon gesund und macht, daß er wieder vom Wagen herunterkommt; alles jubelt und es regnet förmlich Halbdollarstücke für die kostbare Medizin, während der Quacksalber dem Publikum eine Rede hält, mit einem Wortschwall, den man gehört haben muß, um sich einen Begriff davon machen zu können.

Auf ähnliche Weise ging der Spektakel jeden Abend stunden- und stundenlang vor sich. Ein glänzend eingerichtetes Verkaufslager seiner Medizin hatte kolossalen Zuspruch. Jede Zeitung in der Stadt enthielt ellenlange Anzeigen und Beglaubigungen des Wunderdoktors, der hier in zwei Jahren eine Million Flaschen Schmerzenstinktur an den Mann gebracht hat. Ein Wunder ist es zu nennen, daß es nach diesem Massenverbrauch heute überhaupt noch Kranke in San Francisco giebt! — Der „Schmerzenskönig“, der wie es schien auf dem geraden Wege zum Millionär war, verschwand unbegreiflicherweise plötzlich aus San Francisco und niemand weiß, was aus ihm geworden ist. Li-po-tai behauptet, sein Kollege sei unter die Mormonen gegangen; ob dies der Fall ist, oder ob ein teuflisches Verbrechen den bezopften Doktor von seinem schlimmsten ärztlichen Widersacher befreit hat, konnte bis jetzt leider nicht ermittelt werden. Die beste Karriere von allen genannten Wunderdoktoren hat unstreitig der berühmte Barbier aus Hongkong gemacht, der die kleinen geschäftlichen Unannehmlichkeiten, welche ihm im Laufe seiner Praxis zustießen, sämtlich mit der allen Mongolen angeborenen unverwüstlichen Ausdauer zu überwinden verstanden hat und sich hier immer noch fest im Sattel hält.

IX.

Ein Spaziergang durch die Chinesenstadt.

„Die Chinesenstadt“ (Chinatown) ist der gebräuchliche Name für den fast nur von Asiaten bewohnten Stadtteil im nördlichen Stadtgebiet, der zwischen Kearny- und Stocktonstraße, von der Californiastraße bis

nach dem Broadway, etwa fünfzehn Häuserquadrate (blocks) einschließt, auf welchem Raume, der Platz für höchstens 7000 weiße Bewohner haben würde, sich nicht weniger als 35,000 Zopfträger angesiedelt haben. Mit besonderer Vorliebe haben sich die Mongolen in den kleineren Quergassen (Alleys) eingenistet, wo sie jeden Winkel besetzt halten, wogegen in den breiteren Straßen auch Weiße vereinzelt wohnen.

Unter der Führung eines Spezialpolizisten (Detective) — der als Honorar für seine Müheleistung ein 5 Dollargoldstück beansprucht — unternehmen Fremde mitunter einen an Überraschungen reichen und auf Schritt und Tritt mit barbarischen Bildern umgebenen nächtlichen Rundgang durch die Chinesenstadt. Einem einzelnen wäre ein Spaziergang in später Nacht durch die Gänge und Höhlen der Mongolenstadt nicht anzuraten, obgleich es nur selten vorkommt, daß ein Weißer von Chinesen beleidigt oder gar angefallen wird; auch wäre es dem Fremden ganz unmöglich, die verborgenen Spelunken zu finden, wogegen sich einem Detektive, vor dem alle Zopfträger einen heillosen Respekt haben, die geheimsten Pforten der asiatischen Kolonie erschließen. Eine unter seine Obhut gestellte Touristenschar ist dort, selbst in den verdächtigsten Räumen, so sicher wie innerhalb der vier Wände des Palace-Hotels.

Ich lade jetzt den Leser ein, mich und eine Gesellschaft von Fremden, die sich meiner Leitung als ortskundigem Cicerone anvertraut haben, auf einem nächtlichen Spaziergange durch die Chinesenstadt unter dem Schutze eines Detektive im Geiste zu begleiten.

Wie wir aus der Kearnystraße bei der Plaza zunächst in die Washingtonstraße einbiegen und dann tiefer in die Chinesenstadt eindringen, möchten wir wähnen, wir wären plötzlich aus San Francisco nach Canton versetzt worden. Echt asiatisch ist das Getriebe in den von Zopfträgern wimmelnden Gassen und Gängen. Ein ganz eigentümlicher durchdringender Geruch liegt dort stets in der Luft, — eine Art Kelleratmosphäre, mit dem Dunste von verwesenden Fischen, Opium und Sandelholzdüften geschwängert. Schwärme von Asiaten wandern die Gehwege auf und ab und schnattern ihr fremdartiges Idiom. Fast alle sind sie in vaterländischer Tracht, bekleidet mit den mit dickem Filz besohlten Kahnpantoffeln und blousenartigem meistens blauem Gewand, weißen an den Knöcheln zusammengebundenen Strümpfen und bauschigen Hosen, auf dem Kopfe tragen sie entweder eine schwarze Kappe, mit einem Knopf in der Mitte, oder einen gewöhnlichen Schlapphut. Der Zopf hängt entweder hinten herab, oder er ist unter dem Hut auf dem Kopf zusammengerollt. Chinesen, welche längere Zeit hier gelebt haben, pflegen eine Tuchhose und Stiefel, die sie als bequeme Neuerung angenommen

haben, zu tragen. Frauen drängen sich nur gelegentlich mit kurzen wackelnden Schritten durch die Menge. Sie tragen große weiße und blaue Ringe aus Porzellan oder geschnittenem Stein an den Knöcheln und Handgelenken und runde Ohrgehänge aus demselben Material, und nehmen sich in den oft reich gestickten Gewändern, den weiten Hosen, dem zusammengekleisterten Schmetterlings-Haarputz 2c. höchst seltsam aus. Alle sind sie stark geschminkt und geben durch freches Anblinzeln den Fremden ihren wahren Charakter sofort zu erkennen. Ab und zu gewahren wir chinesische Kinder, die wie bunte Puppen herausgeputzt sind. Männer im mittleren Lebensalter sind aber in weit vorwiegender Mehrzahl da, und fast alle gehören zur Arbeiterbevölkerung. Gelegentlich begegnen wir einem Chinesen aus den höheren Ständen, der an seiner reich gestickten Tracht und an seinem wohlgenährten Äußern sofort zu erkennen ist. Alle mongolischen Großhändler und Aristokraten sind echte Lebemänner und haben ein feistes, glattes Aussehen, als wären sie gemästet.

Die Häuser sind bunt verziert mit roten und vergoldeten chinesischen Schriftzeichen, an den oberen Stockwerken der Restaurants hängen große bunte Papierlaternen, die ein mattes Licht verbreiten. In den Läden sitzen die Bezopften an jedem Fenster und schieben mit ernster Miene die Knöpfe auf den Rechenbrettern hin und her, lesen, oder malen mit schwarzer Tusche ihre Korrespondenzen. In jedem dieser Geschäftshäuser, in deren Fenstern eine Fülle von tartarischem Krimskram ausgestellt ist, befindet sich allemal eine Anzahl von Nichtsthuern, die sich mit dem Eigentümer unterhalten, rauchen und Tagesneuigkeiten besprechen, offenbar ohne die geringste Absicht zu haben, etwas von den zur Schau gestellten Waaren zu kaufen. Lebensmittel aller Art, namentlich Früchte und Gemüse, Zuckerrohr, Reis und aus China eingeführte Eßwaren werden auf den Trottoirs in Säcken, Kisten, Matten und Körben feilgeboten; Haufen von daumenlangen, halbverwesten Fischen (eine große Delikatesse!), sauber gereinigtes Geflügel, regenwurmartige Würste, die aus Fischfleisch gemacht, auf Schnüre gereiht und in Öl getunkt oder geräuchert sind, ähnlich zubereitete Speckschwarten, breitgeschlagene, an der Sonne getrocknete und auf gespaltene Stäbe gereihte Krebse, schmierige mit chinesischen Buchstaben bedruckte hellgelbe Reiskuchen, flachgedrückte lackierte Enten, aus denen alle Knochen entfernt wurden, gedörrte fliegende Fische 2c. und allerlei unbeschreibliche Gerichte, die den Gedanken an Rattenpasteten und Hundefrikassees (NB. eine Fabel!) wachrufen, sind in großer Auswahl znm Verkauf ausgestellt. In den Schlächterhäusern wird fast nur Schweinefleisch feilgeboten, das die Schlächter ihren Kunden

mit großen breiten Haumessern mundgerecht machen. Die dort in toto gebratenen, mit einem rotbraunen glänzenden Firnis überzogenen zur Schau ausgestellten Schweine sehen so unappetitlich wie nur denkbar aus.

Hier und dort hat sich ein Flickschuster auf dem Trottoir niedergelassen und handhabt Pfriemen und Hammer mit emsiger Thätigkeit. In den nach der Straße zu offenen Stuben und Kellern gewahren wir öfters einen Barbierkünstler, der die Köpfe seiner Kunden mit einer schmalen Klinge bis zum Scheitel glatt rasiert, ihnen die Ohren ausspritzt, den Zopf wickelt und die Haare aus der Nase geschickt entfernt; in den Waschhäusern sind die weißgekleideten Hemdenbügelnden unausgesetzt thätig; in den Gewölben arbeiten Scharen von Cigarren- und Pantoffelmachern, andere Handwerker betreiben dort fabrikmäßig an Hunderten von Nähmaschinen das Anfertigen von Kleidern und Unterzeug. Nicht im geringsten stört es sie, wenn wir bei ihnen eintreten und ihre Handfertigkeit bewundern. Der Detective wirft die Sachen durcheinander, erläutert dies und jenes und benimmt sich just so, als ob er dort zu Hause sei. Die Chinesen erlauben uns die größtmöglichen Freiheiten, und wenn wir beim Weitergehen eine Kleinigkeit kaufen, so sind sie hocherfreut.

Dieser Straßenspaziergang, bei welchem wir in irgend ein Geschäftslokal eintreten, das unsere Neugierde erregt, bietet allein schon eine Fülle von Abwechselungen, die alle wiederzuerzählen ganz unmöglich ist. Dabei befinden wir uns fortwährend wie auf einem Jahrmarkt. Zu jeder Stunde, bei Tag und bei Nacht, herrscht in der Chinesenstadt dasselbe Leben und Treiben, die Straßen und Gänge sind um vier Uhr morgens gerade so lebendig wie zur Mittagszeit. Die Ursache hiervon ist, daß die Asiaten sich in Rotation im Geschäft und bei der Arbeit ablösen: der dritte Teil arbeitet, der dritte Teil schläft und der Rest belustigt sich — bei Tag und bei Nacht. Mongolen, die verschiedene Geschäfte betreiben, mieten nicht selten dasselbe Lokal und lösen dort einander ab; dasselbe Bett dient abwechselnd vier und sechs Asiaten als Lagerstätte. Das Gewimmel im Chinesenviertel wird auch noch durch die in der oberen Stadt bei Familien als Köche, Hausdiener ꝛc. in Dienst stehenden Mongolen vermehrt, welche ihre Abende meistens unter ihren Landsleuten verbringen. Durch das Gesumme des Menschengewühls schallt mitunter der betäubende Lärm von Gongs und Tamtams aus den Theatern, oder ein lyrisch angehauchter Chinese kratzt in einem Keller auf einer Metallfidel eine entsetzliche Melodie: — das wogt und arbeitet und schnattert durcheinander und drängt sich in den schmutzigen

Gängen und Gassen; die Johns (der gebräuchliche Name für jeden Zopfträger) mit stets grinsendem Lächeln, die Frauenzimmer, mit den bemalten Gesichtern, jeden ihnen begegnenden Weißen mit den Mandelaugen verschmitzt anblinzelnd.

Wenn ein Trupp Fremder ohne Damenbegleitung nachts durch die Chinesenstadt wandert, so wird der sie begleitende Detective nicht verfehlen, gelegentlich einen Spaziergang durch eine der engen von Zopfträgern wimmelnden Alleys zu machen, wo in jedem Hause die bemalten Gesichter der Dirnen und ihre stets wackelnden Köpfe aus kleinen Schiebelöchern aus ihren Stübchen herausschauen, in denen eben Platz genug zum Umdrehen ist. Das sich dort schamlos breit machende Laster ist wohl die schlimmste Pestbeule, welche der kaukasischen Jugend dieser Stadt nicht selten Leib und Seele vergiftet. An den meistens offenen oder nur mit einem Drahtgitter verschlossenen Fenstern drängen sich stets eine Menge Chinesen und nicht selten auch Weiße, um einen Einblick in die Zimmerchen zu erlangen. Ueber zweihundert solcher scheußlichen Lokale giebt es in der Chinesenstadt, mit zwei bis vier und mehr Prostituierten in jeder schmutzigen Kammer.

In eine der zahlreichen Spielhöllen vermögen wir leider nicht einzudringen, da dieselben von ihren Besitzern strenge bewacht werden. An der Thür paßt ein Mongole genau auf und signalisiert sofort jeden in sein Gesichtsbild tretenden Polizisten. Sobald ein solcher naht, werden die Thüren verschlossen, die Paraphernalien des Tan-Spiels (Bohnen und Knöpfe — das „Tan" beruht auf Wetten von gerade und ungerade) und das Geld verschwinden, und wenn die Polizei den Eingang erzwungen hat, so findet sie nur eine Gesellschaft sich harmlos unterhaltender Zopfträger vor. Die eisernen Thüren, womit viele von diesen chinesischen Spielhöllen verbarrikadiert sind, wurden allerdings von der Stadtbehörde verboten, sind aber immer noch nicht abgeschafft worden, weil — wie die weisen Rechtsverdreher behaupten — auch die Engros-Geschäfte der Weißen in den anderen Stadtteilen nachts durch eiserne Thüren gesichert werden, und kein Ausnahmegesetz rechtliche Giltigkeit hat. Die Polizei macht häufig Razzias auf die chinesischen Spielhöllen, vermag aber die Mongolen nur selten beim Spiel zu überraschen, da die Diener des Gesetzes nur durch Verrat hineingelangen können. In der Chinesenstadt befinden sich mehr als 100 chinesische Spielhöllen, über deren Thüren die Worte „Friede und Glückseligkeit" — „Reichtum und Zufriedenheit" in tartarischer Schrift zu lesen sind, und in deren Räumlichkeiten Tag und Nacht das beliebte „Tan" gespielt wird. Das Hazardspiel ist nicht weniger als das Opiumrauchen ein chinesisches

Nationallaster. In jedem chinesischen Waschhause werden insgeheim Lotterielose feilgeboten, aber nur selten gelingt es der Polizei, einen Käufer oder Verkäufer von Lotterielosen auf frischer That zu ertappen und ihm die gesetzmäßige Strafe von 20 Dollars, oder als Äquivalent dafür ein Freiquartier von zehn Tagen im Gefängnis, zukommen zu lassen. Merkwürdigerweise ist das ebenfalls als Hazardspiel anzusehende Domino bis jetzt noch nicht verboten worden. Unser Detective führte uns in eine solche Domino-Spielhölle, wo ein halbes hundert Zopfträger an einem großen Tische mit den Dominosteinen, die doppelt so groß wie die bei uns gebräuchlichen sind, in gewaltiger Aufregung spielten.

Der Detective ersucht uns jetzt, ihm in ein düsteres Gebäude zu folgen, das ehedem eine Missionsanstalt war, jetzt aber den Kulis als Nachtherberge dient. Erst steckt er ein Taglicht an, damit wir, wie wir durch einen langen finsteren Gang hinschreiten, auf dem schlüpfrigen Boden nicht ausgleiten. Der große nach oben offene Binnenraum des Gebäudes ist ringsherum mit Gallerien versehen, auf welche die Schlafgemächer münden. Die Wände sind pechschwarz und schmierig, die Fußböden starren vor Schmutz. Von einem Möblement ist in den Schlafgemächern keine Rede; nicht einmal Waschschüsseln sind da. In jedem Zimmerchen befinden sich übereinander rings an den Wänden Reihen von nackten Pritschen, auf denen ein Dutzend Mongolen und mehr, je zwei auf einem Lager, in ihren Kleidern schlafen, in einem mit erstickendem Dunste gefüllten Raume, der den bescheidensten Ansprüchen eines einzelnen Kaukasiers nicht genügen würde. 25 Cents die Woche ist der Preis für ein solches Logis! — Im Hofraum wird ohne Öfen oder gar Ofenrohre wie in einem Feldlager gekocht, und auf Ziegeln unter Eisenschalen mit kleinen Holzstücken schlankweg Feuer angemacht. Ausgefegt oder reingemacht wird dort n i e. Dies ist überhaupt bei den Kulis ein überwundener Standpunkt. Schlimmer noch als in diesem Logierhaus sieht es in dem berüchtigten G l o b e H o t e l aus — in „alter Zeit" ein angesehenes Gasthaus —, das jetzt ausschließlich zur Herberge von Kulis dient. Mitunter logieren im Globe Hotel 2500 Chinesen zur selben Zeit. Der dort in Permanenz getretene schmierige schwarze Schmutz und das ganze Ensemble dieser Karawanserei spotten jeder Beschreibung. Und doch sind diese Logierhäuser noch ein gemütliches Heim in Vergleich mit den Kellerlöchern, die wir später betreten werden!

Durch einen düsteren Gang des Gebäudes führt uns der Detective zunächst in eine O p i u m h ö h l e. Das Opiumrauchen ist für den Chinesen

der Inbegriff höchster Glückseligkeit. In dem in zwei Stockwerke abgeteilten engen, verräucherten Gemach, wo die Opiumraucher, auf Bretterverschlägen daliegend, das Elend der Gegenwart durch das narkotische Gift der Pfeife zu vergessen trachten, ist die Luft mit einem betäubenden, widerlich-süßlichen Dufte geschwängert. Hier ruht einer wie im Todesschlaf auf seiner mit Lumpen bedeckten Pritsche und hat offenbar längst alles Irdische vergessen; dort blickt ein anderer die fremden Besucher aus halbgeschlossenen Augen stier an und dreht sich dann auf seinem Lager mit dem Kopfe gegen die Wand, um ja nicht in der Verzückung gestört zu werden, die seine Sinne bereits halb umfangen hält; ein anderer ist gerade dabei, seine Pfeife für einige Züge aus dem betäubenden Stoff zurecht zu machen. Auf der Spitze einer Nadel hält er eine kleine Kugel von klebrigem, lakritzenartigem Opium, das er einer Phiole entnommen hat und nun an der Flamme einer neben ihm stehenden Lampe erhitzt. Die ekelhaft anzusehende dunkelbraune Masse brodelt, wirft Blasen auf und dehnt sich in die Länge, als könnte sie jeden Augenblick von der Nadel herunterfallen, was aber der Chinese durch rasche Drehungen geschickt zu verhüten versteht. Sobald das Kügelchen gar ist, steckt er es vorsichtig in das kleine Loch der Pfeife — eine breite Schale mit dickem Rohr —, hält diese an das Licht, thut ein halbes Dutzend Züge, die ein ähnliches schnarrendes Geräusch machen wie die letzten Züge aus einer feuchten Tabakspfeife, und verschluckt den Rauch, der langsam wieder aus der Nase hervorquillt; dann streckt er sich eine Weile befriedigt aus, bis er mit derselben Prozedur aufs neue beginnt. Es nimmt etwa drei Minuten in Anspruch, um eine Pfeife herzurichten, von denen ein sachkundiger Opiumraucher etwa ein Dutzend raucht, bis er in den Zustand der Verzückung gerät. Acht bis zehn Stunden dauert der Halbschlaf, mit dem Gefühl eines unsagbaren Glückes. Wenn der Raucher wieder ganz wach geworden, stellen sich Kopfweh, Übelkeit und Zittern der Glieder ein, welche Symptome erst nach geraumer Zeit verschwinden. Der Opiumgenuß ist eines der entsetzlichsten Laster, das den Körper sowohl wie den Geist zerstört und jeden, der dieser Leidenschaft fröhnt, über kurz oder lang unfehlbar zu Grunde richtet. Außer den besonders für Opiumraucher eingerichteten Lokalen giebt es in jedem chinesischen Schlafquartier und sogar in den feinen Restaurants eine für Opiumraucher bestimmte Lagerstätte.

Unser nächster Weg führt uns in eine von den sich zwei Stockwerk unter der Erde befindlichen Kellerlöchern. Es ist als ob wir in eine Modergruft hinabstiegen, so entsetzlich ist es dort unten! Wie es möglich ist, daß es menschliche Wesen in einer so verpesteten Luft, wie

sie uns dort entgegenschlägt, auszuhalten vermögen, ist ein Rätsel. Und doch wohnen dort vier bis acht Mongolen in einem niemals gelüfteten Raum, in dem man sich kaum umzudrehen vermag. Die mit betäubendem Dunst angefüllten kleinen unterirdischen Gemächer, deren ganzes Möblement nur in einer Anzahl von übereinander liegenden nackten Pritschen besteht, mit ihren russigen Wänden und schmierigen Fußböden, verdienen nicht den Namen Zimmer. Und solcher Kellerwohnungen giebt es viele Hunderte in der Chinesenstadt; die Straßen wurden wie ein Biberbau von den Mongolen unterhöhlt, um sich dort Schlafräume billig zu verschaffen. Stellenweise kann man durch solche Gänge unter den Straßen und Häusern von einer Straße nach der anderen gelangen. Wir danken unserem Schöpfer, wie wir die finsteren halsbrechenden Treppen glücklich wieder hinaufgeklettert sind, und die uns jetzt erfrischend rein dünkende Luft der Gassen wieder atmen können.

Der Detective tritt mit uns in einen Pfandleiherladen, dessen höflicher Besitzer allerlei Kuriositäten — Dolche, Fächer, Nippkästchen 2c. hervorholt und zum Kauf anbietet, — ein Handelszweig, der ganz und gar auf die Kundschaft von Touristen berechnet ist. Wer eine Kleinigkeit kauft, der bekommt seinen Namen mit chinesischer Tusche umsonst auf ein Stück Papier geschrieben. In einem Juwelierladen beobachten wir die Arbeiter beim Anfertigen von Filigransachen und können ihre Geschicklichkeit in nächster Nähe bewundern, ohne daß unsere Gegenwart die fleißigen und geschickten Leute im geringsten stört. Es ist überhaupt bemerkenswert, wie höflich und zuvorkommend alle Chinesen gegen die sie besuchenden Weißen sind. Begrüßt man sie, so wird der Gruß unfehlbar jedesmal mit freundlichem Lächeln erwidert werden.

Hier sind wir in einem Joshhaus angelangt, einem chinesischen Tempel, von denen es mehrere in der Chinesenstadt giebt, die meistens den Teufelsgöttern geweiht sind, — nach dem Grundsatze, daß es verlorene Mühe sei, einen guten Gott anzubeten, der einem ja so wie so nichts zuleide thut. Die Größe der verschiedenen Räume des Tempels ist die von mittelgroßen Stuben. In der Vorhalle brennen bunte Wachskerzen, und drinnen sitzen die dickleibigen Götzen in ihrem Staat von Pfauenfedern und vergoldetem Krimskram unter Drachen und Ungeheuerköpfen. Der in diesem Joshhause den Ehrensitz einnehmende Gott soll der Ahnherr der chinesischen Freimaurer sein und wird dementsprechend mit besonderer Hochachtung behandelt. Jeden Morgen wird ihm eine Tasse Thee vorgesetzt, die den Tag über dort stehen bleibt. Grimmig schaut er mit den schiefen Augen aus seinem roten mit einem riesigen Ziegenbart gezierten Gesicht auf uns „Barbaren" (nämlich Weiße) herab.

die, den Hut auf dem Kopf, frech im Heiligtume herumbummeln und dort sogar ungeniert eine Cigarre rauchen. Aber auch die diensthuenden Zopfträger spazieren im Tempel mit einer Unverfrorenheit umher, als hätten sie nicht den geringsten Respekt vor ihren Götzen. Lange Späne aus Sandelholz werden den Fremden für 10 Cents die Weihrauchkerze gern verkauft. Dieselben sind auch dazu zu gebrauchen, wenn man sie aufs Geratewohl hinwirft, aus ihrer zufälligen Lage gegen einander Glück oder Unglück für den nächsten Tag herauszulesen. Die großen Vasen und das vergoldete Schnitzwerk im Joshhaus zeigen einen überraschend hohen Grad von Kunst, die breiten viereckigen Lehnstühle wären das Muster für eine „Burschenkneipe“ in altdeutschem Stil, die großen kakelbunten künstlichen Blumensträuße dagegen würden vor den Augen eines Blumenverfertigers in Berlin oder Paris schwerlich Gnade finden. Unter den Schnitzwerken können wir nicht umhin, ein aus China hierhergebrachtes reich vergoldetes historisches Bild zu bewundern, das 7000 Dollars gekostet haben soll.

Weiterwandernd gelangen wir in ein feines chinesisches Restaurant, das sich bereits von ferne an der Menge von großen bunten Papierlaternen, die an der oberen Gallerie hängen, bemerkbar macht. Die Küche befindet sich im unteren Stockwerk. Wir steigen eine doppelte Treppenflucht hinan und sehen uns in den oberen Räumen um, die wahre Kunstwerke in vergoldetem durchbrochenen Holzwerk und in Metall enthalten. In einem der Galazimmer befindet sich gerade eine große Gesellschaft von reichen Chinesen bei einem Bankett. Ein feister Mongole, offenbar einer von den „upper ten“ in der Chinesenstadt, wird von zwei seiner Frauen bedient, die ihn fächeln und ihm gelegentlich den Kopf krauen, was dem schlitzäugigen Gemahl großes Vergnügen zu bereiten scheint. Allerlei wunderbare Gerichte werden von den Gästen geschickt mit kleinen Holzstäben zum Munde geführt und die Gesellschaft vergnügt sich augenscheinlich aufs beste, ohne sich um unsere Gegenwart zu kümmern. Wir treten auf die breite Veranda hinaus und blicken herab auf das Getriebe unter uns auf der Straße, — ein so fremdartiges Bild, wie man es nirgend sonstwo in Amerika schauen kann. Auf der Gallerie-Brüstung stehen in Töpfen eine Anzahl von Zwergfichten, die aus China eingeführt und künstlich klein gehalten wurden. Einige der niedlichen Bäumchen sollen ein Alter von 60 Jahren haben. Im Speisezimmer stehen große, feste Tische, an denen die Gäste auf Holzsesseln Platz nehmen. Wir trinken dort kostbaren grünen Thee aus kleinen mit einem losen Deckel zugedeckten Tassen, worin uns das starke herbe Getränk mit den Blättern als Abguß vorgesetzt wird. Außerdem

giebt es Ingwer, kleine ausgeschälte Nüsse, Aguacate (eine wohlschmeckende in Zucker eingemachte Frucht), verzuckerte Pomeranzen und allerlei fades Gebäck. Beim Verlassen des Speisesaals gewahren wir ein prächtig eingerichtetes Opiumzimmer, in welchem ein vornehmer Chinese auf einer Matte liegt und in stiller Abgeschiedenheit seine narkotische Pfeife schmaucht.

Zum Schluß unserer Wanderung besuchen wir noch ein chinesisches Theater, und zwar das kaiserliche Schauspielhaus an der Jacksonstraße. Ohne viele Flausen zu machen, dringt der Detective mit seinem Gefolge direkt auf die Bühne. An der düsteren Eingangspforte zählt ein mit einem dicken Knüppel bewaffneter Polizist nur die Fremden und sorgt dafür, daß jeder von uns ½ Dollar — das Doppelte von dem, was die Asiaten zu zahlen haben — entrichtet, und dann liegt der Weg für uns frei ins dunkele Innere des Schauspielhauses. Ein Mongole paßt nur auf, daß der Polizist kein Geld unberufen einsteckt und würde sich ohne dessen Schutz schlecht für den Thürsteherposten passen, da der erste beste kaukasische Bummler mit Gewalt und umsonst den Eintritt erzwingen möchte. Nach einem halsbrechenden Marsche, wobei wir dem Detective in langer aufgelöster Reihe und in geduckter Haltung vorsichtig durch ein Gewirr von engen und niedrigen schlecht erleuchteten Gängen mit schwarz angeräucherten Bretterwänden und Balken, über schwankende Treppen auf- und absteigend, an der mit erstickenden Dämpfen erfüllten Küche vorbei und durch das Ankleidezimmer der mongolischen Hofschauspieler gefolgt sind, langen wir endlich, dem Klange einer wahren Höllenmusik entgegen, fast atemlos auf der Bühne an.

Neugierig schauen wir uns um. Ein dichter Haufe von chinesischen Zuschauern steht rechts und links auf der Bühne und hat uns höflich sofort einen Platz in der vordersten Reihe eingeräumt. Da jedermann den Hut aufbehalten hat, so nehmen wir selbstverständlich dasselbe demokratische Vorrecht in Anspruch. Auch rauchen wir unsere Habanas ungenirt weiter und stellen uns mit den anwesenden Mongolen auf möglichst vertrauten Fuß. Eine Anzahl von jungen Chinesen, worunter einige hübsch gekleidete klug aussehende Kinder, erregen sofort unsere Aufmerksamkeit durch ihr gar nicht schüchternes Benehmen. Man scheint hier Jungchina besondere Freiheiten einzuräumen; die älteren Chinesen betrachten diese bezopften Sprößlinge mit sichtbarem Stolze. Der Detective wird von den Zopfträgern mit besonderer Hochachtung behandelt und erklärt uns mit lauter Stimme den Inhalt des sich dicht vor uns abspielenden Ritter-Dramas. Kein Chinese nimmt unser Lachen und unsere lauten Glossen übel. Selbst die Schauspieler erlauben es,

daß wir ihre Prachtanzüge gelegentlich betasten, und fühlen sich durch eine solche Vertraulichkeit der „Barbaren“ durchaus nicht unangenehm berührt. Nur die Gegenwart einiger sich in unserer Gesellschaft befindenden Damen, die auf Holzsesseln Platz genommen haben, ist den Asiaten augenscheinlich zuwider. Sie vermeiden jede nähere Berührung mit ihnen und betrachten das Hervordrängen der Frauen, die in ihren Augen im besten Fall nur eine Art von niedrigeren Wesen sind, als eine Unverschämtheit.

Das Theater, d. h. der Raum, wo die Zuschauer versammelt sind, besteht aus einem Parterre mit nackten Holzbänken und auf jeder Längsseite nur einer Gallerie. Auf letzterer sitzen an einer abgeschlossenen Seite die Frauen ohne Herrenbegleitung. Das Parterre haben die männlichen Zuschauer dicht besetzt. Die Damen sind seltsamerweise alle äußerst einfach gekleidet und jeglicher Sonntagsputz fehlt ihnen. Sogar die prächtigen zusammengekleisterten hohen Coiffuren sind nur spärlich zu bemerken, welche doch sonst der Stolz jeder himmlischen Schönheit sind. Die chinesischen Gentlemen, von denen jeder einen Glimmstengel zwischen den Zähnen hält, haben sämtlich den Hut oder eine Kappe auf, benehmen sich aber höchst anständig und folgen dem Spiel mit Aufmerksamkeit; doch hält hier und dort einer von ihnen, dem offenbar das richtige Kunstverständnis fehlt, ein gemütliches Schläfchen. Bei gut gesetzten Kraftreden oder Witzen lacht das Publikum einstimmig. Wenn die Mimen aber schlecht spielen, so soll es mitunter vorkommen, daß das entrüstete Publikum die Bühne erstürmt und die Schauspieler davonjagt. Der Dunst von dem Tabakqualm und dem undefinierbaren chinesischen Nationaldufte, welcher das Theater anfüllt, ist für zarte Nerven fast unerträglich.

Die Bühne unterscheidet sich von unseren Bühnen namentlich dadurch, daß alle Coulissen und Dekorationen und auch der Vorhang bei ihr fehlen. Im Hintergrunde befinden sich zwei mit rotem Zeug verhängte Thüren, durch welche die Schauspieler eintreten und abmarschieren. Die Bühneneinrichtung besteht nur aus eiuigen Tischen und Stühlen. Wenn das Stück nach Mitternacht weiter fortschreitet und im vollen Gange ist — vor Mitternacht sind in der Regel nur wenige Schauspieler auf der Bühne —, so drängen sich die Mimen im hinteren Raume in buntem Kostüm an den halboffenen Thüren und bilden dort so zu sagen eine zweite Zuschauerabteilung.

Auf der Bühne herrscht die größte nur denkbare Ungezwungenheit. Die Theaterdiener spazieren gemütlich herum und stellen die Tische und Stühle zurecht; die Mimen lachen und machen Witze, der Regisseur liest

und holt mitunter Schriftstücke aus einem alten Kasten hervor, als ob er sich in seiner eigenen Wohnung befände. Einen Souffleur giebt es nicht, und ist das Gedächtnis der Schauspieler um so mehr zu bewundern, da ein chinesisches Stück von Sonnenuntergang bis spät in die Nacht ohne jegliche Unterbrechung von Akten und Scenen gespielt, und an den nächsten Abenden oder vielmehr Nächten fortgesetzt wird. Oft dauert ein chinesisches Schauspiel acht oder gar vierzehn Tage lang. Während der heiligen Neujahrswoche nebst dem „Drachenfeste", bei dem zahllose Enten verspeist werden (den einzigen chinesischen Feiertagen) wird Tag und Nacht unausgesetzt gespielt.

Das Bemerkenswerteste auf der Bühne ist das Orchester, welches an der mit roten tartarischen Schriftzeichen gezierten Hinterwand Platz genommen hat und von einem bezopften Publikum dicht umgeben ist, das den Tönen mit tiefer Andacht lauscht.

Die Musikbande besteht aus zehn Künstlern. Welch eine Musik! Orpheus würde, hörte er sie in der Unterwelt, vor Entsetzen seine goldene Leier an einer Trauerweide am Lethe aufhängen. Da sind Gongs und Tamtams, riesige Blechbecken, ein großer kupferner Kessel, mehrere klappernde Holzinstrumente, eine Blechoboe, verschiedene Streichinstrumente, bei denen der Bogen zwischen zwei Saiten hin und her gezogen wird, und eine entsetzliche Metallfidel, welche einen quiekenden und schnarrenden Ton von sich giebt, ein Mittelding zwischen einem miauenden Kater und einer verstimmten Maultrommel. Mitunter bringt ein Geheul durch die Orchestermusik, das genaue Ähnlichkeit mit einem Konzert von einem Dutzend echter Dudelsackpfeifen hat. Die Ohren eines Chinesen müssen sicherlich ganz anders als die eines Weißen gebildet sein; denn bei den grauenvollsten Passagen ist auf den Gesichtern der anwesenden Asiaten gesteigerte Kunstfreude deutlich zu lesen. Wenn diese Kapelle den Fistelmonolog eines chinesischen Mimen begleitet, so ist das genug, um Steine weinen und weiße Menschen rasend zu machen.

Selten schweigt die Musik. Während die Schauspieler, Fratzen schneidend und mit rollenden Augen, stets im Falsett schreien und deklamieren, fällt alle paar Minuten ein wilder Tusch ein, um den Glanzpunkten der Rede Effekt zu leihen, und zwischen dem Vortrage lärmt und trommelt und rasselt, quiekt und miaut das Orchester in wildem Aufruhr der Töne durcheinander, daß es einem das Herz wehe macht.

Die Kostüme der gewöhnlichen Schauspieler sind so bunt und grotesk, wie nur denkbar; die ersten Künstler dagegen, welche die Rollen fürstlicher und angesehener Personen spielen, sind mit einem Reichtum und einer Pracht gekleidet, die Bewunderung erregen. Die Schauspieler

tragen entweder Masken, die schauerlich aussehen, oder sie haben ihre Gesichter kreideweiß und rot angemalt. Da giebt es Mandarinen und fürstliche Personen in überreich gestickten seidenen Gewändern, Weltweise mit ellenlangen weißen Bärten, Krieger und Feldherrn mit Helmen, wie Hamburger Nachtwächter, und Schilden, wie große Regenschirme, Bürgerliche, in Kleidern, die in allen Farben des Regenbogens schimmern, Diener und Bauern mit halbentblößtem Oberkörper, Damen (deren Rollen aber ausschließlich von jungen männlichen Chinesen gespielt werden) mit gestickten kahnartigen Pantoffeln, mit großen blauen und weißen Porzellanringen an den Fußknöcheln und Handgelenken, hohem zusammengekleistertem Haarputz und in Pumphosen &c. Eine Verschönerung der Darstellnng sind die unnachahmlichen Purzelbäume, in denen sich die Schauspieler nicht selten vor, zwischen und nach den Reden ergehen. Das wogt auf der Bühne durcheinander in der farbenschillernden Tracht und deklamiert im Falsett und macht Purzelbäume und singt und schreit, während das Orchester mit dämonenartigem Lärm dazwischen rumort! Hat ein Schauspieler sich zu sehr angestrengt, so trinkt er in offener Scene als Herzstärkung erst eine Schale Thee, ehe er mit seinen Kraftübungen aufs neue beginnt.

Die Stücke, welche zur Aufführung gelangen, sind meistens historischen Charakters: Bürgerkriege, Mord und Totschlag, mit gelegentlich einer rührenden Liebesgeschichte dabei, und dauern, wie bereits erwähnt wurde, oft wochenlang. Im allgemeinen scheinen es die chinesischen Schauspieler darauf abgesehen zu haben, die Welt auf den Brettern so unnatürlich wie nur möglich darzustellen. Die Krone der ganzen Aufführung ist aber allemal das Orchester, welches die Reden der Schauspieler musikalisch kennzeichnet und sich ab und zu zu einem Fortissimo des schauerlichsten Tongewirrs steigert, das die mongolischen Komponisten dem Satanas selber abgelauscht haben müssen.

Das Stück, welches heute über die Bühne geht, hält ungefähr die Mitte zwischen einer Spektakeloper und einem Ritterspiel der älteren Schule. Die Haupthandlung dreht sich um eine Dame, die eine ganze Schar von Liebhabern hat, welche sich alle Augenblicke in die Haare geraten. Ein reich gekleideter alter Herr, der Frieden zu stiften sucht, wird jämmerlich hin und her gestoßen. Der Held des Stückes ist ein ganz einfach gekleideter Jüngling, anscheinend ein Bauer. Derselbe redet die Dame mit feinen Gestikulationen und unter einer katzenmiauenähnlichen Musikbegleitung mit näselnder Fistelstimme folgendermaßen an: „Nui jan bi di djak schau guan ga“ — was ich auf gut Deutsch übersetzen möchte: „Mein schönes Fräulein, darf ich wagen, meinen Arm

und Geleit Ihr anzutragen?" — worauf er mit verschiedenen Purzelbäumen schließt.

Die Dame (welche von einem jungen Chinesen zum Verwechseln ähnlich personifiziert wurde) singt eben eine rührende Antwort in Moll, als ein zweiter Liebhaber mit zornigen Gebärden eintritt — hierbei wilder Tusch der gesammten Kapelle —, worauf jene kreischend entflieht — hierbei ein Angstschrei der Streichinstrumente —. Während jetzt das Orchester einen heillosen Lärm macht, rennen beide Liebhaber wütend aufeinander los, ohne sich aber zu fassen zu bekommen; beide schlagen verschiedene Räder, hinten und vorne über, und singen dann ein Duett. Dieses wird aber bald durch eine hereinstürmende Menge von Liebhabern unterbrochen, die meisten von ihnen in schauerlich aussehenden Masken, und es herrscht während zwanzig Minuten ein ganz unbeschreibliches Lärmen und Reden, Singen und Schreien auf der Bühne, während das Orchester rast und rumort.

Es folgt jetzt eine wütende Schlacht, wobei jeder sich mit allen anderen herumschlägt. Beim Angriff macht der entsprechende Held erst einige Purzelbäume und duckt sich dann hinter seinen riesigen schirmartigen Schild, hinter dem er hockend herangekrochen kommt, seinen Hirschfänger auf dem Boden wetzend und drohende Schimpfworte ausstoßend. Sobald sein Gegner auf ihn einhaut, macht er erschrocken drei, vier Purzelbäume nach rückwärts, und beide rennen aus der einen Hinterthür heraus und kommen bald darauf durch die andere Thür wieder auf die Bühne gestürzt, wo sie neue Gegner suchen. Die sich angreifenden Krieger halten, ehe sie mit dem Zweikampf beginnen, allemal erst unter Musikbegleitung eine Rede, wie es scheint, um ihre Tapferkeit auszuposaunen und sich selbst Mut einzusprechen, — ungefähr wie die Helden in der Ilias. Der Bauer, der den Oberkörper entblößt hat und sich stolz in die Brust wirft, ist der Held im Schlachtgemenge und schlägt bald diesem bald jenem mit einer langen Stange den Helm vom Kopfe, während der alte Herr, der vergebens Frieden zu stiften versucht, die meisten Prügel bekommt.

Während des Turniers hat sich die Kapelle in wahre Wut hineingespielt. Der Künstler, welcher mit den wagenradgroßen Blechbecken musiziert, zeichnet sich namentlich aus und schlägt, auf einen Stuhl springend, die Becken mit aller Kraft hoch über dem Kopfe zusammen, indes die Pauken, Gongs und Tamtams einen Höllenlärm machen, die entsetzliche Metallfiedel dazwischen schnarrt, quiekt und miaut und die Holzinstrumente wie Mühlräder klappern. Das Publikum findet, nach

dem lauten Beifall zu urteilen, den es den Künstlern spendet, großen Gefallen an dem herrlichen Kriegsspiel.

Der Detective belehrte uns, daß das Schauspiel von einem berühmten chinesischen Dichter im 9. Jahrhundert geschrieben worden sei, daß das Stück bereits elf Abende lang dauere und wahrscheinlich schon morgen zum Abschluß komme. Als wir die Bühne verließen, um den Rückweg durch die labyrinthischen düsteren Gänge anzutreten, herrschte dort wieder etwas Ruhe. Das Orchester spielte eine jammervolle Trauermusik, die wahrscheinlich andeuten sollte, daß die Toten bestattet würden.

X.

Das Kliffhaus, der Golden-Gate-Park und die Sutro-Höhe.

Der interessanteste Vergnügungsplatz in der Nähe von San Francisco ist das Cliff House (d. h. auf einer Klippe erbautes Haus), welches nahe beim Goldenen Thor und hart am Ocean liegt, und dessen Hauptanziehung in einer nahebei auf Felsen im Meere angesiedelten Seelöwenkolonie besteht. Auf vier Kabelbahn-Linien kann man zunächst bis an die Grenze des westlichen Stadtgebiets fahren, wo die mit Holzgebäuden immer spärlicher besetzten Sandberge sich ringsum auszudehnen beginnen und das hohe Kreuz auf dem Lone mountain (dem „einsamen Berge“, um den sich die Totenstadt mit ihren Kirchhöfen ausbreitet) sich scharf vom Himmel abhebt. Wenige Schritte vom Endpunkt der Haightstraße-Kabelbahn bringen uns nach dem eine halbe englische Meile breiten und drei englische Meilen langen Golden-Gate-Park, der unter den großen städtischen Parkanlagen in der Welt nicht seines gleichen hat.

Ursprünglich war dieses ganze ausgedehnte Gebiet mit nackten Dünen und an geschützten Stellen mit verkrüppelten Bäumen und Buschwerk (Chapparel) bedeckt. Jetzt ist ein großer Teil der Dünen verschwunden, das Chapparel hat sich in lauschige Haine verwandelt und breite, stets bewässerte chaussierte Fahrwege, Spaziergänge, grüne Rasenplätze und Hügelabhänge, Blumenbeete und Baumgruppen sind aus der Sandwüste hervorgezaubert worden. Das für den Pflanzenwuchs unumgänglich

notwendige, hier massenhaft zur Verwendung kommende Wasser wird aus artesischen Brunnen gewonnen. Inmitten der Anlagen befindet sich ein mit exotischen Pflanzen reich ausgestattetes, ganz aus Glas und Eisen erbautes prächtiges Gewächshaus (conservatory), mit einem es hoch überragenden Dom. In der Nähe desselben steht auf einem freiliegenden Hügel das von dem hier geborenen deutschen Bildhauer Happersberger in München modellierte und von Prof. Lenz in Nürnberg in Erz gegossene treffliche Standbild des ermordeten Präsidenten Garfield. Im Park befinden sich gut eingerichtete Wirtschaftsgebäude; auch eine Rennbahn (Golden Gate race track) liegt an der Grenze desselben, wo die berühmten californischen „Trotters" mitunter mit dem Wind um die Wette dahinfliegen.

Am Sonnabend nachmittag und im Laufe des Sonntags pflegen nicht weniger als 10,000 bis 15,000 Menschen den Park zu besuchen, wo an jenen Tagen den Naturfrischlern ein Konzert im Freien auf Kosten der Marketstraße-Kabelbahngesellschaft geboten wird. Ein buntes, bewegtes Treiben belebt alsdann den Park. Hunderte von leichten Gefährten, mit schönen californischen Rossen bespannt, jagen auf den chaussierten Wegen hin und her, Reiter sprengen auf und ab und geräuschlos fliegen die Velocipedisten zwischendrein. Scharen von Spaziergängern beleben die Fußwege, Familiengruppen lagern auf den grünen Hügelabhängen, Männer und Frauen sitzen in langen Reihen auf den Bänken und lauschen den Klängen der Militär-Kapelle, Kinder spielen auf den Sammetrasen und es herrscht dort ein so fröhliches Leben, daß es eine Lust ist, dabei den Zuschauer zu spielen.

In demjenigen Abschnitt des Golden-Gate-Parks, der sich bis in die Nähe des Oceans erstreckt, wurden die Dünen noch nicht unter Kultur gebracht. Wer aus den idyllischen Anlagen in diese Sandwüste gelangt, den wird es schier unbegreiflich dünken, daß ein großer Teil jener herrlichen Oase ursprünglich fast denselben öden Anblick wie diese Dünengegend bot. Der Zauberer, welcher die Wüste in ein Paradies verwandelte, ist, neben dem menschlichen Fleiße, das allbelebende Wasser gewesen, welches hier Wunder schafft, wo nur sein befruchtendes Naß den Boden tränkt.

Nahe am Eingange des Parks, wenige Schritte vom Endpunkte der Kabelbahn entfernt, liegt der Bahnhof der Eisenbahn, welche von dort nach dem Kliffhause führt. Mit Kabel- und Eisenbahn kostet die Fahrt von den Trajektböten am Fuße der Marketstraße bis nach dem Kliffhause heute nur 10 Cents, — eine Entfernung von über sieben englischen Meilen. Die Eisenbahn von Golden-Gate-Park nach dem

Kliff-Hause wurde von den Eigentümern der Central Pacific-Eisenbahn, welche auch die Haupt-Kabelbahn-Linien, die nach dem Park führen, ins Leben gerufen haben, gebaut, und ist mit derselben Vortrefflichkeit durch das Dünenmeer gelegt worden, die alle Unternehmungen dieser über unbeschränkte Mittel gebietenden Gesellschaft kennzeichnet. Die an der Seite offenen, ungewöhnlich breiten Wagen sind vorne durch große Glasscheiben gegen den Wind geschützt. Sonntags fährt alle 20 Minuten ein Zug nach dem Kliffhause. Weit interessanter als mit der Eisenbahn ist aber ein Ausflug in einem leichten Gefährt durch den Park nach dem Kliffhaus. Namentlich am Sonntag ist die prächtig chaussierte Straße förmlich lebendig von Fuhrwerken und Reitern. In mondheller Nacht von der Stadt dort hinaus zu kutschieren, ist die verwirklichte Poesie.

Vor dem Hinaufstieg nach dem Kliffhause muß man durch einen förmlichen „Wurstelprater" seinen Weg nehmen, wo Schießstände, Tingel-Tangels, Varietäten-Theater, Kunst-Buden, Verkaufsstände von Früchten und Leckerbissen, Restaurants, Bierkneipen u. dergl. m. in bunter Reihenfolge die Kunstliebhaber sowohl wie die Hungernden und Durstenden zum Verweilen einladen. Durch Anzeigen und Reklamebilder aller Art, die teils an hohen Bretterzäunen, teils an dem natürlichen felsigen Hintergrunde angebracht sind, ist leider die romantische Gegend arg verunziert worden.

Das Kliffhaus ist der Rendezvousort der Elite der Gesellschaft von San Francisco. Seinem Zwecke als Vergnügungsort für wohlhabende Gäste entsprechend, sind die Preise für Erfrischungen daselbst sehr hoch und erinnern lebhaft an die alte gute Zeit. Ein gewöhnliches Frühstück kostet dort z. B. zweinndeinhalb Dollars, Champagner fünf Dollars, eine Tasse Kaffee, ein Magenwärmer an der „Bar" oder eine Cigarre je einen Vierteldollar. Die kosigsten Speisezimmerchen, mit glühenden Kohlen im Kamin, laden zu traulichen Zusammenkünften ein, welche jedoch nur solchen zu genießen anzuraten ist, deren Geldbörsen mit Dollars reichlich gespickt sind. Durch die Eisenbahn und infolge des vermehrten Verkehrs sind aber in neuerer Zeit andere Vergnügungsplätze in der Nähe ins Leben gerufen worden, wo man für weniger als die Hälfte der oben erwähnten Preise bedient wird. Der Wirt des Kliffhauses hat sich deshalb gemüssigt gesehen, in den unteren Räumen seines Gebäudes selbst eine Restauration und „Bar" mit herabgesetzten Preisen zu eröffnen, wo sich die gewöhnlichen Menschenkinder zusammenfinden und den Anblick der Seelöwen ebenso wie die vornehme Welt in den aristokratischen oberen Räumen umsonst als Zugabe genießen können. Auf der vom Meere abgewendeten Seite des Kliffhauses befinden sich

lange Remisen, wo sich die Renner der Privatfuhrwerke ausruhen können und von erfahrenen Stallknechten in Obhut genommen werden. Es ist dort ein fortwährendes Kommen und Gehen von schnaubenden Rossen und prächtigen Wegen.

Hoch über dem Kliffhause, nur durch eine Fahrstraße von demselben getrennt, türmt sich an 200 Fuß über dem Oceanstrande eine felsige Anhöhe empor. Der deutsche Millionär Adolph Sutro, der der Erbauer des weltberühmten Sutro-Tunnels zum Entwässern der Comstock-Silberminen ist und vor einigen Jahren das Kliffhaus und die umliegenden Bodenstrecken käuflich erwarb, hat auf jener Anhöhe, auf der eine Hochfläche von etwa 20 Acker Ausdehnung liegt, einen prächtigen Park und Aussichtspunkt geschaffen, die im September 1885 dem Publikum zugänglich gemacht wurden.

Als Sutro diesen Platz von mehr als anderthalb Dutzend seiner ehemaligen Besitzer, von denen mehrere in langwierige Prozesse mit einander verwickelt waren, käuflich an sich gebracht, bestand derselbe, mit Ausnahme eines sehr verwilderten Wäldchens, das in einer vor den Winden geschützten Bodensenkung lag, aus einer Felsen- und Sandwüste. Während eines Zeitraumes von fünf Jahren hat ein deutscher Landschaftsgärtner (Lachenicht aus Köln) den von Sutro selbst entworfenen Plan zur Umwandlung dieser Sand- und Steinwüste in einen Kunstpark unter der persönlichen Leitung ihres Besitzers mit staunenswertem Erfolge ausgeführt. Die nach mathematischen Regeln entworfenen bogenartig geformten Wege ꝛc. werden von einer schnurgeraden breiten Fahrstraße durchschnitten, wodurch ein freierer Einblick in den Park gewonnen wurde, als sonst möglich gewesen wäre. Die Felsen hat man an dem gegen das Meer gewendeten Abhang so fortgesprengt, daß dadurch eine lang geschweifte Linie entstanden ist, hinter welcher sich eine halbrunde, den vielen Fremden als Lieblingsspaziergang dienende breite Esplanade hinzieht, die im Hintergrunde von einer sich hoch erhebenden Bastion überragt wird. Die sandigen Hügel wurden teils abgetragen, teils durch Lehm an den Böschungen erst gefestigt und dann bepflanzt. Aus den Zuchtbeeten einer nahe liegenden Baumschule, die mehrere Millionen Bäumchen enthält, wurden bereits 100,000 junge Bäume ausgesetzt, von denen etwa der zehnte Teil stehen bleiben wird. Im Laufe der Zeit werden aus dieser Baumschule der Park und die umliegenden Höhen mit den hier bei genügender Bewässerung prächtig gedeihenden Bäumen verschönert werden. Ein Reservoir von 600,000 Gallonen Mächtigkeit versieht die Anlagen mit dem unentbehrlichen Wasser.

Eine kleine Arbeiterarmee hat die einst wüste Hochfläche in einen herrlichen Kunst-Park verwandelt, der in diesem Klima auch im Winter seine Schönheit nicht verliert und zu jeder Jahreszeit in halbtropischem Gewande prangt. In den Parkanlagen befinden sich immergrüne Baumgruppen, Rasenteppiche, die von Blumen durchstickt sind, Boskette, reizende Spaziergänge, breite, kiesbestreute Fahrwege, Treibhäuser mit exotischen Pflanzen und offene mit Brüstungen umgebene Plätze, von wo das Auge wunderbare Fernsichten auf das Meer und die Ufergelände erfaßt. Der helle Blätterschmuck der Eukalypten, die in großer Menge unter den dunkelgrün belaubten Bäumen und Büschen verteilt sind, giebt dem Park das Bild einer Frühlingslandschaft.

Etwas unterhalb des Gipfels liegt am Abhange ein langer mit einer Brüstung versehener Aussichtspunkt, sozusagen gerade über dem Kliffhause. Das sich dort vor den Augen entfaltende Panorama ist entzückend schön. Der von Menschen und Fuhrwerken förmlich wimmelnde, von brandenden Wogen weiß umgürtete Strand, der „Prater“ und das Kliffhaus breiten sich malerisch in der Tiefe aus; jenseits des Kliffhauses liegen die von Seelöwen bewohnten Felsriffe und der unendliche Ocean, gen Norden die Einfahrt in das Goldene Thor, belebt von ein- und ausfahrenden Seglern und Dampfschiffen. Die Anlagen und die das Meer überragenden Balustraden sind mit einer Menge von lebensgroßen Statuen ꝛc. geschmückt, Nachbildungen berühmter klassischer Kunstwerke, die Sutro selbst aus Europa mitgebracht hat. Wenn etwas an dem Park auszusetzen wäre, so ist es die Unmasse dieser Statuen und Gebilde aus Cementguß, die an ein Museum erinnern. Namentlich sind die hier und da an den Felsen zur Schau hingestellten Hirsche, Adler, Hunde ꝛc. eine überflüssige Zuthat. Herr Sutro wird übrigens, wie er mir selbst mitgeteilt hat, einen bedeutenden Teil jener Statuen wieder entfernen und ihnen auf anderen Plätzen seines sich weit jenseits der Hochfläche ausdehnenden Besitztums ein Unterkommen gewähren. Auf jenem werden unausgesetzt, bald hier, bald dort, neue Bauten, Verschönerungen ꝛc. geplant und sofort in Ausführung gebracht: z. B. ein Schwimmbad und Aquarium rechter Hand vom Kliffhause, auf einem dort für diesen Zweck vorzüglich gelegenen Felsvorsprung, wo auch über kurz oder lang ein prächtiges Kurhaus entstehen soll. Binnen zehn Jahren werden hier in der Umgebung des Kliffhauses eine Menge Villen und prächtige Anlagen entstanden sein, auf welche der Fremde mit Staunen von jener Felswarte herabschauen wird.

„Sutro Hights“ (Sutro-Höhe) ist dieser wunderbare Fleck getauft worden, in dem sich auch, von dem vorhin genannten alten Hain

umgeben, ein geräumiges Wohnhaus befindet, wo Herr Sutro mit seiner Familie sein Heim aufgeschlagen hat, bis er inmitten der Anlagen eine prächtige Villa für sich hergestellt haben wird. Im Wohnhause befindet sich ein Kabinett mit Kuriositäten, Waffen, Bildern, Prachtphotographien berühmter Kunst- und Baudenkmäler rc., die der weitgereiste Besitzer während seiner Kreuz- und Querzüge in allen Weltteilen gesammelt hat. Neben der Esplanade soll, nahe am Hange des Hügels, der ganz aus Stein und Eisen und durchaus gegen Feuersgefahr gesicherte Bibliothekpalast, ein Dom, 100 Fuß im Durchmesser, mit geräumigem Anbau errichtet werden, der die kostbare bereits nahezu 100,000 Bände wertvoller, vorzugsweise wissenschaftlicher Werke und alte Handschriften umfassende Büchersammlung beherbergen wird, die Herr Sutro der Stadt San Francisco als Geschenk zugedacht hat. Die Bibliothek wird durch neue Ankäufe, welche ein in London wohnender Agent in Europa besorgt, stetig vermehrt und soll auf mindestens $^1/_4$ Million Bände gebracht werden. Die Anlagen auf Sutro Hights und die Bibliothek werden zusammen, wenn vollendet, einen Wert von annähernd einer Million Dollars repräsentieren, und beide will Sutro der Stadt San Francisco vermachen. Ein prächtigerer Platz für jene Geisteswerkstatt ließe sich nicht denken, als hier auf der stolzen Höhe an der Einfahrt des Goldenen Thores und inmitten der herrlichen Schöpfung des Stifters, — in der That ein hohes Schloß am Meer und für den edelmütigen Geber ein Denkmal, unvergänglicher als Erz! —

Doch wir wollen jetzt auf die gegen die Meeresseite gewendete geräumige Veranda des Kliffhauses treten, um den Seelöwen einen guten Tag zu wünschen. Fürwahr, ein seltenes Schauspiel! — Etwa einen Büchsenschuß von unserem Standpunkte entfernt, liegen mehrere zerklüftete kleine Felsinseln und Klippen (die sogenannten seal rocks — die „Seehundsfelsen"), auf denen es von Seehunden und riesigen Seelöwen wimmelt, deren weinerlich klingendes Brüllen und dem Gebell von Hunden ähnliches Gekläff oft das Rauschen der nahen Brandung übertönt.

Von der Veranda des Kliffhauses kann man das Familienleben der fremdartigen Meeresbewohner trefflich beobachten, am besten vermittelst eines Opernglases, wodurch sich die Bewegungen jener fettleibigen ungeschlachten Tiere genau verfolgen lassen. Die größeren von ihnen, unter denen sich Prachtexemplare befinden, die 1500 bis 2000 Pfund wiegen sollen, sind Seelöwen, die kleineren Seehunde. Die Tiere schleppen ihre riesigen Leiber entweder höchst unbeholfen auf den Felsen hin und her, oder sie sitzen gemütlich da und kratzen das Haupt mit den großen Schwimmflossen. Wenn mitunter alle durcheinander krabbeln, so

sieht das aus, als ob eine Menge von vorsündflutlichen riesigen Blutigeln dort herumkröche. Setzt sich ein großer Seelöwe mit hoch erhobenem Haupte hin, so ist seine Ähnlichkeit mit dem Könige der Wüste einigermaßen treffend. Die größeren, wohl die Patriarchen in der Kolonie, halten die kleineren in guter Zucht, und alle leben mit den oft zwanglos unter ihnen herumspazierenden langbeinigen Meeresvögeln in bester Freundschaft.

Mitunter fangen aber die Tiere an sich zu streiten, und dann hört man ihr Gebrüll und Bellen am lautesten, das ungefähr wie ein kurz abgebrochenes, sich stetig wiederholendes „aō—u! — aō—u! — aō—u!" klingt und Ähnlichkeit mit dem Kläffen einer Fuchsmeute hat. Der Schlimmste von allen ist oder vielmehr war bis vor einigen Jahren der jetzt wohl selig entschlafene Ben Butler, ein ungeschlachter alter Seelöwe mit weißlichem Fell, der nichts lieber that als seine Genossen vom Felsen ins Wasser zu schieben, und sich durch sein herrschsüchtiges, grobes Benehmen bei der ganzen Seehundsgesellschaft augenscheinlich verhaßt machte. Außerordentlich unterhaltend ist es, dem Treiben der Tiere zuzusehen. Hier und da spielen die Alten mit den Jungen; andere halten ein Schläfchen oder bemühen sich, mit ihren plumpen tatzenähnlichen Flossen aus dem Wasser auf die Felsen zu klimmen, was ihnen nur nach geraumer Zeit gelingt; wieder andere stürzen sich von oben herab in die hochaufspritzenden Wogen, oder sie schwimmen von einer Klippe zur andern. Nie wird man müde, das Kliffhaus zu besuchen, welches in seiner Art kein Seitenstück in der Welt hat. Die Seelöwen-Kolonie dicht vor den Thoren San Franciscos ist der Stolz jedes Bewohners dieser Stadt.

Jahrelang lebten die Seelöwen sogar unter polizeilichem Schutz. Ein altes californisches Gesetz schützte nämlich jene Bewohner der Salzflut vor jeglicher Unbill und gab ihnen eine Freistätte auf den „Seehundsfelsen" am Goldenen Thor. Daß diese Tiere schon manches Schiff, das bei Nacht und Nebel in den Hafen einlaufen wollte, durch ihr Gebrüll vor den gefährlichen Klippen gewarnt und dadurch schon manches Menschenleben gerettet haben, ist ein Verdienst, das ihnen nicht hoch genug anzurechnen ist. Trotzdem wurde den Seelöwen im Jahre 1880 ihr Freibrief auf Anlaß der in San Francisco zahlreich vertretenen italienischen Fischer genommen. Diese stellten die Behauptung auf, daß die Fische — namentlich die Salmen — im hiesigen Hafen durch die gefräßigen Seelöwen auf eine nichtswürdige Weise zerstört würden; daß jeder von diesen täglich mindestens 30 Pfund leckeres Lachsfleisch verspeise und daß sie, auch wenn sie gesättigt seien, fortführen, Jagd auf die Lachse zu

machen und diesen aus schierer Mordlust große Fleischstücke aus dem Körper rissen. Mindestens der dritte Teil der Lachse, welche durch das Goldene Thor die californischen Flüsse zum Laichen zu erreichen suchten, fiele den Seelöwen und Seehunden zum Opfer, was ihnen — den Fischern — ihre rechtmäßige Erwerbsquelle arg beeinträchtige. Die Mehrzahl der hiesigen Zeitungen und die Bevölkerung der Metropole nahmen aber so energisch Partei für die vogelfrei erklärten Lieblingstiere, daß es bis jetzt kein entarteter Italiener gewagt hat, ihnen zu nahe zu treten. Nach wie vor leben die Seelöwen ungestört auf ihrer Klippenfeste beim Goldenen Thor und spotten dort ihrer italienischen Todfeinde.*)

Die Aussicht von der Veranda des Kliffhauses ist herrlich. Zum Horizonte erstreckt sich der schwellende große Ocean, mit vereinzelten weißen Segeln darauf, hochmastigen Klippern, kleineren Schiffen und mitunter einem mächtigen Dampfer. Wenn das Wetter ganz klar ist — allerdings ein seltener Fall —, kann man die etwa 20 englische Meilen entfernten Felseninseln der Farallones von hier aus deutlich wahrnehmen. Rechter Hand liegt das geöffnete Bergportal des Goldenen Thores, der westlichen Eingangspforte von Amerika; an seiner Südseite Point Lobos, drüben am nördlichen Felsufer Point Bonita mit dem weißen Leuchtturm. Zur Linken zieht sich der von schneeiger Brandung umrauschte Meeresstrand hin, auf dessen feuchtem weißen Sande leichte Wagen hin und her fahren und sich öfters so nahe an das Wasser heranwagen, daß eine schäumende Welle unter die Räder rollt und die Hufe der Rosse benetzt. Das Rippenskelett eines dort gescheiterten Schiffes giebt den Beweis, daß der Stille Ocean mitunter auch in wilde Wut geraten kann und alsdann den Meeren auf der anderen Seite der Erdkugel an Zerstörungkraft um nichts nachsteht.

Während eines Sturmes und kurz nach einem solchen ist der Aufenthalt im Kliffhause namentlich über die Maßen anziehend, denn dann schlagen die Wogen des großen Oceans haushoch über den nahen Felsklippen zusammen, unter dem Donnern einer gewaltigen Brandung. Aber die schönste Zeit zu einem Besuche ist eine windstille, mondhelle Nacht.

*) Eine im Frühjahr 1886 von der Stadt San Francisco ernannte „Seehundskommission", welche über die Schandthaten der Seehunde und Seelöwen berichten sollte, hatte zur Folge, daß die seal rocks laut Kongreßbeschluß vom Juni d. J. der Stadt San Francisco auf ewige Zeiten geschenkt wurden, mit dem Vorbehalt, daß die Vereinigten Staaten die Zahl der dort wohnenden Seelöwen nötigenfalls zum Vorteil der Fischer verringern dürften, wodurch die „Seelöwenfrage" zu einer nationalen geworden ist.

Wem es gelingt, alsdann in dem von Gästen leider stets überfüllten Hause ein einsames Plätzchen auf der Veranda am silberschillernden Meere zu finden, der wird sich bei dem fremdartigen Gebrüll der Seelöwen und dem ewigen Rauschen der nahen Brandung eines ihn überkommenden Gefühls der Romantik nicht erwehren können, welches dort selbst das prosaischste Gemüt erfaßt.

Das californische Deutschtum und seine patriotischen Feste.

Das californische Deutschtum, insbesondere das der Stadt San Francisco, hat sich von jeher durch seinen patriotischen Sinn ausgezeichnet, sowohl in Bezug auf die ihm näher stehenden gemeinschaftlichen örtlichen Interessen, als in seiner Stellung zum alten Vaterlande. Jedesmal wenn ein berühmter Landsmann uns mit einem Besuche erfreute, vereinigte sich das gebildete Deutschtum dieser Stadt, um unserem Gaste den Aufenthalt hier so angenehm wie möglich zu machen. Die deutschen Dichter, Gelehrten und hervorragenden Reisenden, welche ihre Wanderschaft bis nach San Francisco ausgedehnt haben, können davon erzählen. Wurde zur Erinnerung an den Namen eines deutschen Geistesheroen ein Fest vom deutschen Volke gefeiert, so trat auch das Deutschtum San Franciscos mit in Linie, z. B. bei der Schiller- und Humboldtfeier, bei einer festlichen Kundgebung an Bismarcks 70. Geburtstage und neuerdings bei einer Scheffel-Gedenkfeier. Für deutsche Kunst und Litteratur herrscht in San Francisco eine lebhafte Teilnahme. Die Zahl hervorragender deutscher Journale und Wochenschriften, welche von den Deutschen in dieser Stadt teils in Vereinen, teils in öffentlichen Plätzen oder privatim gehalten werden, ist erstaunlich groß. Was die Förderung hiesiger deutscher Interessen anbetrifft, so brauche ich nur das deutsche Hospital zu erwähnen (vergleiche das Kapitel: „die Allgemeine deutsche Unterstützungsgesellschaft), eine Errungenschaft, auf welche das Deutschtum dieser Stadt mit Recht stolz sein kann. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich die Opferfreudigkeit der hiesigen Deutschen nicht minder wie ihr einmütiges Zusammengehen auf eine Weise, die über alles Lob erhaben ist.

In gebildeten deutschen Familien wird auch von den Kindern im Hause meistens die deutsche Sprache gebraucht. Reden die Kinder in einer deutschen Familie daheim englisch, so kann man mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Eltern sich entweder amerikanisiert haben und nichts darum geben, ihre Kinder im deutschen Geiste aufzuerziehen, oder daß die Mutter Amerikanerin oder in amerikanischen Kreisen groß geworden ist. Außerhalb des Hauses reden die hier geborenen Kinder deutscher Abstammung meistens englisch, was sich durch den Umgang mit amerikanischen Jugendgenossen und die Leichtigkeit, das englische Idiom zu erlernen, genügend erklärt. Das Leben in hiesigen gebildeten deutschen Kreisen ist von dem in Deutschland kaum zu unterscheiden. Die Familienfeste, Weihnachten, Neujahr u. s. w. werden hier auf eine so echt deutsche Weise gefeiert, daß nur ein geringer Grad von Einbildungskraft dazu gehört, sich dabei ins alte Vaterland versetzt zu wähnen.

Bedenkt man die Schwierigkeit für das Deutschtum Californiens, sozusagen am Ende der Welt abgesondert, seine Eigenart zu bewahren, so hat sich dasselbe bei der bekannten häßlichen Eigenschaft aller im Auslande seßhaften Deutschen, gleichsam eine neue Haut anzuziehen, d. h. in die des Volkes, unter dem sie wohnen, hineinzuschlüpfen, immerhin einen hohen Grad von nationaler Selbständigkeit bewahrt. Doch muß man auch hier leider als Regel annehmen, daß das eingewanderte Deutschtum seine Sprache und mit ihr seine Volkstümlichkeit spätestens in der dritten Generation einbüßen wird, wenn es sich nicht durch das Zusammenwohnen größerer Massen von Deutschen unter sich kräftigen kann. Aber auch dann ist ein Nachschub aus Deutschland unerläßlich, um demselben auf die Dauer die deutsche Sprache und damit das deutsche Nationalbewußtsein zu erhalten. Die verhältnismäßig geringe Zahl von gebildeten deutschen Familien, welche während der letzten zehn Jahre nach San Francisco eingewandert sind, hat in dieser Stadt die Schwierigkeit, den deutschen Geist in der heranwachsenden deutschen Jugend lebendig zu erhalten, bedeutend erhöht. Was von dem Deutschtum in San Francisco gesagt wurde, gilt in verschärftem Maßstabe auch von dem in den kleineren Städten und in den ländlichen Bezirken Californiens.

Daß sich, seit Deutschland ein einiges, stolzes Reich geworden ist, das Nationalgefühl unter den auf der Erde zerstreut wohnenden Deutschen mächtig gehoben hat, ist eine bekannte Thatsache. Die Zusammengehörigkeit mit einer der ersten Nationen der Jetztzeit wird mehr als alles andere dazu beitragen, auch das Deutschamerikanertum erstarken zu lassen und ihm seine Muttersprache zu erhalten, ohne welche ein Nationalgefühl bei keinem Volke denkbar ist. Das deutsche Idiom wird jetzt in

Amerika von den Angloamerikanern nicht mehr bespöttelt, wie es früher der Fall war. Jeder von den Deutschamerikanern hat es denn auch zur Zeit des letzten großen Krieges empfunden, wie die deutschen Siege auch ihm persönlich zu gut kamen, indem sie ihn und seine Sprache, seine Sitten und seine Gepflogenheiten in der Achtung des fremden Volkes, unter dem er seine Heimstätte aufgeschlagen hatte, steigen ließen. Aber nirgends in der weiten Welt hat der Jubel über die neue Machtstellung Deutschlands einen freudigeren Widerhall gefunden, als hier am Goldenen Thor, und bei mancher Gelegenheit haben die in Californien lebenden Deutschen ihren Patriotismus dadurch bewiesen, daß sie zu jeglichem Opfer gern bereit waren und nicht nur durch Worte und bei Festen, sondern durch die That ihr Teil für den Ruhm und die Ehre der Mutter Germania beitragen wollten. Wenn auch die Deutsch-Amerikaner politisch von Deutschland getrennt sind, wurzelt doch jede Faser ihres geistigen Lebens in den alten Heimstätten, sie betrachten sich als Glieder einer großen Familie und alle empfinden es mit den Brüdern im alten Vaterlande, wenn eine große Freude, ein großes Ereignis, oder sei es auch eine tiefe Trauer das Herz der deutschen Mutter schneller als gewöhnlich pulsieren macht. Die in der Neuen Welt nach Millionen zählenden Kinder Germanias empfangen aus dem nie versiegenden Born deutscher Wissenschaft, Kunst, Musik und Poesie mit dankbarer Hand und mit dankbarem Herzen die Güter, welche das Leben veredeln und schöner gestalten. Wie dies Gefühl bei den in San Francisco lebenden Deutschen bei großen nationalen Ereignissen zum klareren Bewußtsein gelangte, wie sich die Anhänglichkeit an die alte Heimat alsdann besonders lebhaft bewiesen hat, will ich jetzt zu veranschaulichen versuchen, indem hierdurch mehr als auf irgend eine andere Weise die Stellung des Deutschtums in Californien gekennzeichnet wird.

Als zur Zeit des letzten deutsch-französischen Krieges der Telegraph die ersten Berichte über die Bewegungen der beiden feindlichen gewaltigen Heereskörper übermittelte, herrschte unter den Deutschen in San Francisco eine so gedrückte Stimmung, als ob das Wohl und Weh eines jeden unter ihnen von der Entscheidung der ersten Schlacht abhinge. Nur wenige glaubten, daß ein großer Erfolg den deutschen Waffen beim Beginn des Krieges beschieden sei, wenn auch bei fast niemandem ein Zweifel an dem endlichen Siege Deutschlands laut wurde.

Am Abende des 7. August 1870 befand ich mich im „California-Theater", wo eine deutsche Aufführung stattfand. Die Räume des prächtigen Theaters waren bis auf den letzten Platz gefüllt, da es bekannt geworden war, daß die eintreffenden Kriegsdepeschen von der

Bühne verlesen werden sollten, und jeder der Anwesenden dort eine wichtige Nachricht vom Kriegsschauplatze zu erfahren hoffte. Das Stück ging schleppend über die Bühne, denn die Gedanken der Schauspieler befanden sich anderswo, das Publikum war teilnahmlos und hörte nur halb zu. Plötzlich wurde während der Vorstellung der Vorhang niedergelassen, ein Schauspieler trat vor die Rampe, um eine Depesche vom Kriegsschauplatze zu verlesen. Eine Nadel hätte man fallen hören können, so still war es in dem weiten Raume geworden. Es war die Siegesdepesche des Kronprinzen vom Schlachtfelde bei Wörth: „Mac Mahon vollständig geschlagen, dreißig Geschütze genommen, über 4000 Gefangene u. s. w." — Nie in meinem Leben werde ich die Scene vergessen, welche sich damals im California-Theater nach dem Lesen der Depesche abspielte. Es war als ob eine Bombe ins Haus gefallen sei, als ob die Decke von dem Donner des Jubels und Tumults, dem Hurra und Gejauchze des sich wie toll gebärdenden Publikums einstürzen sollte. Die Hüte flogen in die Luft, man kreischte und lachte und tobte, ein Hoch über das andere wurde auf das deutsche Heer ausgebracht. Niemand interessierte sich mehr für die Aufführung, die meisten der Anwesenden verließen sofort das Haus und zogen, die „Wacht am Rhein" singend, mit nicht enden wollendem Jubel die Straßen auf und ab. Es ist ganz unmöglich, daß irgendwo in der weiten Welt der plötzliche Freudenausbruch über den Sieg bei Wörth größer sein konnte, als er sich in San Francisco an jenem denkwürdigen Abende zeigte.

Die in fast ununterbrochener Reihenfolge vom Telegraphen gemeldeten Siegesberichte der deutschen Waffen hielten die Stadt während der nächsten Wochen in fieberhafter Aufregung. Die erste telegraphische Nachricht von der Übergabe des französischen Heeres bei Sedan ward am 3. September abends mit einem riesigen Fackelzuge gefeiert. Mit den Sammlungen zum Besten der Verwundeten und der Witwen und Waisen der im Kriege gefallenen Deutschen wurde gleich nach Beginn des Krieges in umfassendem Maßstabe vorgegangen. Das erste für denselben Zweck veranstaltete patriotische Fest ging von dem hiesigen „deutsch-patriotischen Frauenverein" aus, der am 8., 9., 10. und 12. September die sogenannten „Promenade-Konzerte" in der geräumigen Halle des „Mechanics Pavilion" ins Leben rief, welches Fest ich hier etwas näher beschreiben will.

Die großen Räumlichkeiten der von mehr als tausend Gasflammen erleuchteten Festhalle waren an jedem der vier Abende von einer dichten Menschenmenge erfüllt, und es herrschte bei dem schönen Feste ein edler und zugleich gemütvoller Ton, der jedem Anwesenden das Herz durch-

wärmte. Die hohe, in drei Längenschiffen erbaute Halle war mit Grün, Kränzen, Blumengewinden, Fahnen, Bildern u. s. w. sehr geschmackvoll geziert; an den Wänden hatte man in großen Lettern die Namen unserer jetzt weltberühmten Helden und die der gewonnenen großen Schlachten angebracht, Ortsnamen, die vor vier Wochen zum Teil hier noch ganz unbekannt waren und die jetzt kein Deutscher ohne ein Gefühl des Stolzes lesen kann. Auch Germania erschien; einen Eichenkranz auf dem Haupte und das Schwert in der Hand begrüßte sie ihre Kinder hier im fernen Goldlande.

Allerliebste Blumenmädchen in den verschiedensten deutschen Volkstrachten, Altenburgerinnen, Schwarzwälderinnen, Vierländerinnen, Tyrolerinnen, drängten sich durch die Menge und boten freundlich ihre duftenden Sträuße von Blumen zum Verkauf, wie sie schöner kein Land der Welt als Californien zeigen kann. Es regnete förmlich Halbdollar-Silberstücke in die Körbe der schmucken Verkäuferinnen, die den besten Ständen der Stadt angehörten, und mancher, der, von sonnigen Augen bezaubert, ein Goldstück für einen Blumenstrauß zum Wechseln hingab, vergaß vor lauter Erregung sein Kleingeld zu fordern, oder er verzichtete willig darauf. Andere niedlich gekleidete Mädchen, denen die Freude aus den Augen leuchtete, hatten Photographien der deutschen Helden, Gedenkblätter für das Fest, Lieder 2c. zum Verkauf und überredeten manchen durch ein zutrauliches Lächeln, sich je nach Auswahl den König Wilhelm, unsern Fritz, den Moltke, Bismarck u. s. w. als einen Schmuck für sein Album zu erstehen, oder „die Wacht am Rhein" oder sonst ein patriotisches Lied für unverschämte Preise zu kaufen. Zögerte mitunter einer, schnell mit dem überflüssigen Mammon herauszurücken, so wurde sein harter Sinn durch die bewegenden und herzlichen Worte seitens der schönen Verkäuferinnen für die armen Verwundeten und die Verwaisten in der fernen Heimat schnell erweicht. Sollte ja doch jeder Dollar, der hier gespendet wurde, schleunigst die Reise nach dem lieben Vaterlande antreten, um dort Schmerzen lindern, Thränen trocknen zu helfen! — Zehn Schritte weiter wurde sicher derjenige, der soeben eine kleine Zudringliche beschwichtigt hatte, von den unwiderstehlichen Blicken einer anderen Holden aufgehalten, der er den Ankauf eines Lotterieloses auf ein Bild König Wilhelms, auf eine Spitzenmantille oder gar eine Mammutpuppe zu blos einem Dollar unmöglich abschlagen konnte. Wie mancher ist da binnen einer halben Stunde ganz bankerott gewesen und hat neue Gelder von Hause holen müssen! Die während der Dauer des Festes in Menge anwesenden Amerikaner zeigten sich ebenso freigebig wie die Deutschen, und manche von ihnen warfen lachend das Geld sozusagen

handvoll fort. Es hatte fast den Anschein, als ob sie die deutschen Siege mitfeierten, und es kamen Fälle vor, wo einer von ihnen ein Zehn- oder gar ein Zwanzigdollargoldstück für eine Schale Gefrorenes gab.

Die zum Verkauf oder zur Verlosung in den Pavillon gebrachten Gegenstände, lauter Geschenke, erzielten riesige Preise, einzelne Sachen bis 250 Dollars. Ein Vierteldollar war der geringste Preis, den jemand für eine Kleinigkeit anzubieten wagte. Das amerikanische „Mechanic's Institut" hatte den Pavillon umsonst hergegeben, die Gascompagnie berechnete keinen Cent für das Gas, die Wassercompagnie nichts für Springbrunnen ꝛc.; die Turner, welche Tag und Nacht im Pavillon arbeiteten, zahlten ihre anderthalb Dollars Eintrittsgeld für die vier Festabende so gut wie jeder andere; selbst Frauen zahlten anderthalb Dollars für die Erlaubnis, eine schwarz-weiß-rote Schleife tragen zu dürfen. Junge Mädchen aus den ersten Häusern waren an jedem Festabende fünf Stunden lang ununterbrochen thätig, am letzten Tage sogar von zwei Uhr Nachmittags bis Mitternacht, als Kellnerinnen, im Erfrischungsdepartement, als Verkäuferinnen, Postbeamtinnen, an den Lotterieständen u. s. w., mit einem Eifer und einer Ausdauer, die in San Francisco beispiellos dastehen.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich die verschiedenen oft ureigenen fesselnden Hazardspiele beschreiben, welche die Damen ersonnen hatten, um den Besuchern ihre überflüssigen Dollars abzulocken, wobei die schönen Bankhalter auf keine Weise etwas verlieren konnten, sowie die sinnreich erdachten Geschäftsunternehmungen auseinandersetzen, welche unfehlbar einen kolossalen Nutzen abwerfen mußten. Genug, es war ein echt patriotisches, so recht tiefsinniges, frisches, lustiges deutsch-amerikanisches Fest. Nicht die kleinste Mißstimmung oder gar Unordnung störte die Abende. Die deutschen Turner, welche es unternommen hatten, Störungen in der riesigen Halle zu verhindern, hatten in dieser Beziehung gar nichts zu thun. Achtzig der besten Musiker von San Francisco spielten unentgeltlich während des Festes vaterländische Weisen und Märsche, und mehr als 200 Sänger trugen in herrlichem vierstimmigen Gesange deutsche Lieder vor, wobei oft die ganze von 5000 bis 10,000 Köpfe zählende im Pavillion auf und ab wogende Versammlung im Chor mit einfiel. Der Reinertrag der vier Abende belief sich auf 30,000 Dollars, welche Summe sofort vom „patriotischen Frauenverein" durch telegraphische Anweisung nach Berlin gesandt wurde, und zwar zur gleichmäßigen Verteilung an Familien der Landwehr Nord- und Süddeutschlands. Den deutschen Frauen San Franciscos

gebührt der Ruhm, jenes vaterländische Unternehmen mit ihrer hingebenden Aufopferung am meisten gefördert, und einen der strahlendsten Beweise festen patriotischen Sinnes und begeisterungsvoller Liebe zum Vaterlande gegeben zu haben.

Das Beispiel der deutschen Frauen in San Francisco spornte die gesamte deutsche Bevölkerung dieser Stadt zu neuen Anstrengungen an, auf daß der Unterstützungsfonds für die Kranken und Verwundeten möglichst hoch anschwelle. Jedermann beteiligte sich daran nach besten Kräften mit Gaben von einem bis zu tausend Dollars. Bis zum Friedensfeste wurden von der damals nur etwa 25,000 Köpfe zählenden deutschen Bevölkerung dieser Stadt nicht weniger als 180,000 Dollars nach Berlin gesandt!

* * *

Das Friedensfest, zu welchem wochenlang umfassende Vorbereitungen getroffen worden waren, wurde am 22. März 1871 (Kaiser Wilhelms Geburtstag) gefeiert. Diesmal sollte es aber nicht nur ein Fest als Mittel zum herbeischaffen von Beiträgen zum Besten der Verwundeten, der Witwen und Waisen unserer gefallenen Krieger werden, man wollte bei der Feier des wiederhergestellten, schon lange ersehnten, ruhmreichen Friedens zugleich den Amerikanern zeigen, was das vereinigte Deutschtum in diesem Lande zu bedeuten habe.

Am Abende des 21. März ward denn dasselbe durch eine allgemeine Illumination aller deutschen Geschäfts- und Privathäuser, sowie aller deutschen Klubräume 2c. eingeleitet, an vielen Straßenecken brannten Freudenfeuer, die Amerikaner aber wurden gleichzeitig durch einen von sämtlichen Trommelschlägern und Pfeifern der Stadt veranstalteten gewaltigen Zapfenstreich — hier etwas ganz neues — nicht wenig in Erstaunen gesetzt. Nie, seit San Francisco steht, war eine solche Trommelei hier vernommen worden. Von Marschällen geleitet, bewegte sich der riesige rasselnde Trommlerzug bei Fackelbeleuchtung durch die Hauptstraßen, gefolgt von einem starken Musikchor, dem wie die Wogen eines schwellenden Flusses, eine sich militärisch ordnende Menschenmenge nachbrauste, aus deren tausend und abertausend Kehlen „Die Wacht am Rhein" in der stillen Sternennacht zum Himmel emporstieg. Die Erwartung auf die Hauptfeier ward durch diesen famosen Zapfenstreich und durch die großartige Illumination bei allen Bewohnern San Franciscos unendlich gesteigert.

Am Morgen des 22. März war die ganze Stadt auf den Beinen. Schon bei Tagesanbruch sprengten berittene Trompeter durch die Straßen und bliesen in schmetternden Fanfaren Reveille, um alle Langschläfer aufzuwecken.

Von Geschäften war an diesem Tage in der Stadt keine Rede; alle deutschen Kaufleute hatten sich bereits vorher schriftlich verpflichtet, am Tage der Friedensfeier ihre Geschäfte zu schließen, und viele der bedeutendsten amerikanischen Häuser kamen unaufgefordert diesem Beispiele nach; sogar die meisten Banken, die Gerichtssäle und die Schulen waren geschlossen.

Das herrlichste Wetter begünstigte das schöne Fest. Jeder Deutsche hatte es als einen Ehrenpunkt angesehen, das Seinige zur Verherrlichung des Tages beizutragen; nach den Landstädten Californiens waren Masseneinladungen an die dort wohnenden Landsleute ergangen, sich uns anzuschließen. Exkursionszüge brachten viele Hunderte auf allen Eisenbahnen nach der Stadt; Wagen und Pferde waren dermaßen in Bedarf, daß für erstere zwanzig, fünfzig und gar hundert Dollars, und für Pferde zehn, fünfzehn bis zu fünfundzwanzig Dollars für den Festtag gezahlt wurden. Es wurden sogar Karossen aus Landstädten aus hundert und mehr englischen Meilen Entfernung herbeigeschafft.

Das Fest gipfelte in einem Massenumzug. Unter dem Donner von hundertundein Kanonenschüssen setzte sich derselbe Schlag zehn Uhr morgens in Bewegung. In zehn Hauptdivisionen war der Festzug militärisch geordnet; voran der Großmarschall mit seinem Stabe und jede der Divisionen von mehreren berittenen Untermarschällen angeführt. Jeder Division war ein starkes Musikchor zugeteilt worden. Mit fünf Trompetern zu Pferde und vier Ulanen nebst Stabstrompeter voran setzte sich der Zug in Bewegung. Alle Uniformen waren neu angeschafft worden, und man hatte weder Geld noch Mühe gespart, um sie getreu herzustellen. Man wollte den Amerikanern einmal zeigen, wie diese weltberühmten Ulanen (die englischen Zeitungen nannten sie Uhlands, Uhlars, Hulards, Ulans, Hulands, Ullands 2c.) naturgetreu aussahen.

Die erste Division bestand ganz aus Kavallerie. Zuerst die bereits bestehenden „San Francisco Husaren" und die „leichten Dragoner", dann die für diese Gelegenheit gebildete „neue deutsche Kavallerie", über 500 Mann stark, die Eskadrons nach der Farbe der Pferde geordnet; alle Reiter trugen deutsche Schärpen (schwarz-weiß-rot) und schwarze Kossuthhüte, die eine Seite aufgeschlagen und mit der deutschen Kokarde befestigt; die Eskadronschefs Schärpen in Orange mit Silber. Ein solcher Reiterzug war in San Francisco noch nie gesehen worden. Ein

nicht enden wollender Jubel empfing die Reiterei überall, wo sie durch die festlich geschmückten Straßen defilierte. Was aber das zuschauende Publikum anbetrifft, so war eben jeder, der nicht krank und zu Bett lag, darunter vertreten. Fast alle Schiffe im Hafen flaggten. Die Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, waren zu beiden Seiten schwarz von Menschen; an den bunt mit deutschen und amerikanischen Fahnen geschmückten Häusern waren alle Fenster von Damen umdrängt; Tücher flatterten frohen Gruß zu und Blumen fielen aus den Fenstern; Jungamerika aber hatte die Dächer und Laternenpfähle besetzt. Chinesen waren dagegen fast gar keine zu sehen; der Lärm und das Gedränge in den Straßen schien ihnen wohl nicht geheuer zu sein, so daß sich nur wenige Zopfträger aus ihrem Stadtviertel unter die „Barbaren" hinauswagten, um ihre Neugierde über das ungewöhnliche Schauspiel zu befriedigen.

In den folgenden Divisionen marschierten in nicht enden wollender Abwechselung von Uniformen und Trachten, Bürgermilitärcompagnien, Turner und Vereine aller Art. Die Irländer, welche sich hier zu Lande durch militärischen Pomp auszeichnen, waren nicht dabei, und die Franzosen waren alle aufs Land gegangen; aber die Deutschen allein stellen auch eine ansehnliche Heeresmacht in San Francisco vor und hatten während der letzten Wochen alle Schneider der Stadt in Arbeit gesetzt, um sich in Gala für diesen Ehrentag herauszuputzen. Die Amerikaner hatten sich durch mehrere Kadetten- und Militärcompagnien und das Elitecorps der „National Guard" vertreten lassen.

Eine Anzahl riesiger mit Gruppen-Tableaus besetzter Wagen, von je sechs reich aufgeschirrten und mit Schabracken bedeckten Pferden gezogen, zierte den Zug. Der erste derselben stellte „Die Wacht am Rhein" vor. Der Rheinstrom mit seinen Schlössern und epheuumrankten Burgen war darauf dargestellt; Fahnen umflatterten ihn und obenauf saß auf einem Felsen Germania, das gesenkte bloße Schwert in der einen, die andere Hand auf einen prächtigen Schild gestützt. Im zweiten Tableau-Wagen war die „Vereinigung Deutschlands" dargestellt. In drei Stockwerken war derselbe aufgebaut und mit weiß und rot ausgeschmückt. Fasces, von breiten roten Bändern zusammengehalten, standen an den vier Ecken; über ihnen wehten Banner mit den Inschriften: „Preußen, Schleswig-Holstein, Hannover, Baden, Hessen, Sachsen, Baiern, Württemberg". Die verschiedenen Flaggenstäbe waren durch Blumengewinde, die sich kreuzten, verbunden. Alle vereinigten sich in einem schwarz-weiß-roten Wappenschilde, worauf die Worte standen: „Einigkeit macht stark". Oben auf dem Wagen hatte eine zweite Ger-

mania Platz genommen, mit Schwert, Schild, Lorbeerkranz und deutscher Trikolore, Goldhelm mit Eichenkranz, weißem Gewand und einer Art Brustharnisch aus Goldplättchen. Kleine Mädchen, die als Engel reizend verkleidet waren, saßen an den vier Ecken des Wagens und personifizierten Glaube, Hoffnung, Wahrheit und Liebe. Der dritte der Tableaux-Wagen stellte den „Frieden“ vor. Im Friedenstempel, mit blauer Kuppel und Sternen und inwendig rosa ausgeschmückt, der von vier Säulen getragen war, saß die Friedensgöttin in griechischem Kostüm, in einer Hand einen Ölzweig haltend, in der anderen einen mit schwarz-weiß-roten Bändern gezierten Stab. Der Wagen war mit passenden Inschriften geschmückt und zeigte auch die verschiedenen Sinnbilder von Ackerbau, Handel, Gewerbe, Schiffahrt und Bergbau. Ein anderer Wagen, der inmitten der Turner fuhr, zeigte Vater Jahn; ein anderer Nachbildungen der Victorien von Rauch.

Der „Eureka Turnverein“ trat in Trachten des deutschen Volkes auf, von Hermanns Zeit bis auf die unsrige. Sechs Studenten in Burschentracht, mit Kanonenstiefeln und Schlägern, eröffneten denselben; dann kam ein Trompeter in altdeutscher Tracht, darauf ein Herold des fünften Jahrhunderts, mit langem weißen Bart und Eichenkranz, hoch zu Roß. Ihnen folgten Teutonen in Bärenhäuten, mit Ochsenhörnern am Kopf, und mit Keulen, Steinäxten, Bogen und Pfeilen bewaffnet, — grimmig aussehende Gesellen, welche dem neugierigen Jungamerika finstere Blicke nach rechts und links zuwarfen. Ein Herold des neunten Jahrhunderts schritt vier prachtvollen Rittern in blanken Schuppenpanzern und mit langen zweihändigen Schwertern und kolossalen Streitäxten voran. Das Jahr 1500 ward wieder von einem Herold zu Pferde und in den deutschen Reichsfarben eingeführt; zwei Rittern in schwerer Turnierrüstung folgte ein dritter, dessen Rüstung nicht weniger als hundert Pfund wog, darauf Landsknechte und Arkebusiere in voller Bewaffnung. Hierauf kam „der alte Fritz“, vorzüglich ähnlich, hoch zu Roß, mit vier Gardisten seiner Zeit; ein Offizier mit einer Abteilung preußischer Soldaten, die schwarz-weiß-rote Fahne und Bismarck, treffend in Kürassieruniform nachgebildet, schlossen die Division. Man kann sich die Aufregung unter den Zuschauern kaum vorstellen, als sie diese imposante Gruppe durch die Straßen defilieren sahen. Ähnliches war noch nicht in San Francisco dagewesen! — Meine auswärtigen Leser mögen sich aber dabei erinnern, daß es in dieser Stadt keine Rüstkammern und keine alten Waffenstücke giebt, und daß deshalb alles hier Nötige neu angeschafft werden mußte.

nicht enden wollender Jubel empfing die Reiterei überall, wo sie durch die festlich geschmückten Straßen defilierte. Was aber das zuschauende Publikum anbetrifft, so war eben jeder, der nicht krank und zu Bett lag, darunter vertreten. Fast alle Schiffe im Hafen flaggten. Die Straßen, durch welche sich der Zug bewegte, waren zu beiden Seiten schwarz von Menschen; an den bunt mit deutschen und amerikanischen Fahnen geschmückten Häusern waren alle Fenster von Damen umdrängt; Tücher flatterten frohen Gruß zu und Blumen fielen aus den Fenstern; Jungamerika aber hatte die Dächer und Laternenpfähle besetzt. Chinesen waren dagegen fast gar keine zu sehen; der Lärm und das Gedränge in den Straßen schien ihnen wohl nicht geheuer zu sein, so daß sich nur wenige Zopfträger aus ihrem Stadtviertel unter die „Barbaren" hinauswagten, um ihre Neugierde über das ungewöhnliche Schauspiel zu befriedigen.

In den folgenden Divisionen marschierten in nicht enden wollender Abwechselung von Uniformen und Trachten, Bürgermilitärcompagnien, Turner und Vereine aller Art. Die Irländer, welche sich hier zu Lande durch militärischen Pomp auszeichnen, waren nicht dabei, und die Franzosen waren alle aufs Land gegangen; aber die Deutschen allein stellen auch eine ansehnliche Heeresmacht in San Francisco vor und hatten während der letzten Wochen alle Schneider der Stadt in Arbeit gesetzt, um sich in Gala für diesen Ehrentag herauszuputzen. Die Amerikaner hatten sich durch mehrere Kadetten- und Militärcompagnien und das Elitecorps der „National Guard" vertreten lassen.

Eine Anzahl riesiger mit Gruppen-Tableaus besetzter Wagen, von je sechs reich aufgeschirrten und mit Schabracken bedeckten Pferden gezogen, zierte den Zug. Der erste derselben stellte „Die Wacht am Rhein" vor. Der Rheinstrom mit seinen Schlössern und epheuumrankten Burgen war darauf dargestellt; Fahnen umflatterten ihn und obenauf saß auf einem Felsen Germania, das gesenkte bloße Schwert in der einen, die andere Hand auf einen prächtigen Schild gestützt. Im zweiten Tableau-Wagen war die „Vereinigung Deutschlands" dargestellt. In drei Stockwerken war derselbe aufgebaut und mit weiß und rot ausgeschmückt. Fasces, von breiten roten Bändern zusammengehalten, standen an den vier Ecken; über ihnen wehten Banner mit den Inschriften: „Preußen, Schleswig-Holstein, Hannover, Baden, Hessen, Sachsen, Baiern, Württemberg". Die verschiedenen Flaggenstäbe waren durch Blumengewinde, die sich kreuzten, verbunden. Alle vereinigten sich in einem schwarz-weiß-roten Wappenschilde, worauf die Worte standen: „Einigkeit macht stark". Oben auf dem Wagen hatte eine zweite Ger-

mania Platz genommen, mit Schwert, Schild, Lorbeerkranz und deutscher Trikolore, Goldhelm mit Eichenkranz, weißem Gewand und einer Art Brustharnisch aus Goldplättchen. Kleine Mädchen, die als Engel reizend verkleidet waren, saßen an den vier Ecken des Wagens und personifizierten Glaube, Hoffnung, Wahrheit und Liebe. Der dritte der Tableaux-Wagen stellte den „Frieden" vor. Im Friedenstempel, mit blauer Kuppel und Sternen und inwendig rosa ausgeschmückt, der von vier Säulen getragen war, saß die Friedensgöttin in griechischem Kostüm, in einer Hand einen Ölzweig haltend, in der anderen einen mit schwarz-weiß-roten Bändern gezierten Stab. Der Wagen war mit passenden Inschriften geschmückt und zeigte auch die verschiedenen Sinnbilder von Ackerbau, Handel, Gewerbe, Schiffahrt und Bergbau. Ein anderer Wagen, der inmitten der Turner fuhr, zeigte Vater Jahn; ein anderer Nachbildungen der Victorien von Rauch.

Der „Eureka Turnverein" trat in Trachten des deutschen Volkes auf, von Hermanns Zeit bis auf die unsrige. Sechs Studenten in Burschentracht, mit Kanonenstiefeln und Schlägern, eröffneten denselben; dann kam ein Trompeter in altdeutscher Tracht, darauf ein Herold des fünften Jahrhunderts, mit langem weißen Bart und Eichenkranz, hoch zu Roß. Ihnen folgten Teutonen in Bärenhäuten, mit Ochsenhörnern am Kopf, und mit Keulen, Steinäxten, Bogen und Pfeilen bewaffnet, — grimmig aussehende Gesellen, welche dem neugierigen Jungamerika finstere Blicke nach rechts und links zuwarfen. Ein Herold des neunten Jahrhunderts schritt vier prachtvollen Rittern in blanken Schuppenpanzern und mit langen zweihändigen Schwertern und kolossalen Streitäxten voran. Das Jahr 1500 ward wieder von einem Herold zu Pferde und in den deutschen Reichsfarben eingeführt; zwei Rittern in schwerer Turnierrüstung folgte ein dritter, dessen Rüstung nicht weniger als hundert Pfund wog, darauf Landsknechte und Arkebusiere in voller Bewaffnung. Hierauf kam „der alte Fritz", vorzüglich ähnlich, hoch zu Roß, mit vier Gardisten seiner Zeit; ein Offizier mit einer Abteilung preußischer Soldaten, die schwarz-weiß-rote Fahne und Bismarck, treffend in Kürassieruniform nachgebildet, schlossen die Division. Man kann sich die Aufregung unter den Zuschauern kaum vorstellen, als sie diese imposante Gruppe durch die Straßen defilieren sahen. Ähnliches war noch nicht in San Francisco dagewesen! — Meine auswärtigen Leser mögen sich aber dabei erinnern, daß es in dieser Stadt keine Rüstkammern und keine alten Waffenstücke giebt, und daß deshalb alles hier Nötige neu angeschafft werden mußte.

Die vierte Division bestand fast ganz aus zwei-, vier- und sechsspännigen Wagen, in welchen Ehrengäste Platz genommen hatten. Die prächtig uniformierte „National Guard“ (Amerikaner) eskortierte diese Division. Eine starke Abteilung von Goldsuchern, in ihrer charakteristischen Tracht und mit allen Werkzeugen zum Minenbau versehen, erregte ungeheures Interesse. Die kräftigen Gestalten mit den bärtigen, sonnverbrannten Gesichtern, Pistolen und Messer im Gürtel, mit den Wolldecken, schlotterigen, breitkrämpigen Hüten, verwahrlosten, stückweise mit Sackleinwand geflickten Hosen, hohen Stiefeln, Schaufeln und Picken, und mit kurzen Thonpfeifen im Mund, waren so naturgetreu, als ob sie just auf dem Marsche nach z. B. Goldhill, Hangtown oder sonst einem reichen „Digging“ unterwegs wären. An passenden Mottos fehlte es selbstverständlich nicht, und sogar ein Packesel trabte mit, der offenbar „schon manchen Sturm erlebt“ hatte und mißtrauisch die ihm zujubelnde Menge ansah. Auch ein Trapper, in Tierfelle gekleidet, hatte sich eingestellt. Die hiesige deutsche Zeitung aber, „der California Demokrat“, hatte sich durch eine Presse auf einem großen Wagen vertreten lassen und druckte unterwegs Festgedichte, die zu Tausenden umsonst verteilt wurden.

Der Festzug, in dem etwa 8000 Teilnehmer waren, langte in musterhafter Ordnung um ein Uhr Mittags im „City Garden“ (einem jetzt nicht mehr bestehenden öffentlichen Vergnügungsplatze) an, wo ein Volksfest stattfinden sollte. Nachdem hier zuerst „Nun danket Alle Gott“ von den Musikchören gespielt war, wurde das Festgedicht vorgetragen, mehrere Festredner ließen sich hören, und nun begann die weit über 10,000 Köpfe zählende Menge sich, bis die Sonne unterging, nach Herzenslust zu vergnügen, wie es in Amerika eben nur Deutsche verstehen. Als die Sonne unterging, kehrte jedermann zurück nach der Stadt; wer Lust hatte, konnte die Nacht hindurch auf einem in der „Platts-Halle“ stattfindenden Festball tanzen; — und als die Zeitungen am nächsten Morgen bewundernde Berichte der amerikanischen Presse über das große deutsche Fest brachten und als man beim Kaffee las, daß im „City Garden“ volle 13,000 Dollars eingenommen und an 8000 Dollars für die Verwundeten, Wittwen und Waisen Überschuß geblieben seien (in diesem Falle nur Nebenzweck), da war die Freude über dieses schöne gelungene deutsche Friedensfest doppelt groß. San Francisco aber hat den Tag des großen Friedensfestes als einen der glänbzendsten in seine Annalen eingetragen. Die hiesigen Deutschen hatten den Amerikanern durch diese prächtige Feier dermaßen Achtung eingeflößt, daß selbst der Neid stumm wurde.

Die „Alta California“, eins der bedeutendsten der hiesigen englischen Blätter, zum Beispiel sagte wörtlich, nachdem sie bereits eine sechs Spalten lange Beschreibung des Festes gegeben hatte (auch das umfangreiche Festgedicht wurde von dieser und von allen anderen englischen Zeitungen der Stadt abgedruckt), in einem ausführlichen Leitartikel:

„Welch ein Unterschied zwischen den amerikanischen Prozessionen mit den gemeinen Anzeigewagen und rohen Emblemen und den Kutschen voll von schwarzgekleideten „nobodys“, und den Festzügen dieser Deutschen, voll von Poesie und herrlichen geschichtlichen Darstellungen! Keine beleidigenden Mottos und Bilder gegen den gefallenen Feind waren da, nichts war zu sehen von dem niedrigen amerikanischen Materialismus — — — 2c. Die ganze Prozession war sozusagen voll von lebendig gewordenen Gedanken, herrlich ausgeführt; die Liebe für das geehrte „Vaterland“ („fatherland“ — der gebräuchliche Ausdruck für Deutschland), geschmückt von Kunst und Poesie, zog mit den blitzenden Kolonnen durch die festlichen Straßen unserer Stadt. Wir haben anmaßendere Aufzüge in San Francisco erlebt, worin mehr Spektakel gemacht und vielleicht mehr Glanz entfaltet wurde, aber nie einen, der sich auch nur annähernd so durch Kunst und Bildung wie dieser unserer deutschen Mitbürger ausgezeichnet hat 2c.“ —

* * *

Der Besuch der deutschen Dampfkorvette Hertha, die während des Krieges in Yokohama lag, gab den Deutschen in San Francisco die Veranlassung zu einer Reihe von patriotischen Kundgebungen, die den vorhin geschilderten Festlichkeiten in keiner Weise nachstanden. Bereits im Maimonate 1872 hieß es in San Francisco: „Die „Hertha“ liegt in Hongkong und wird auf der Rückkehr nach Deutschland unseren Hafen anlaufen“. Schnell wurde ein festlicher Empfang beschlossen und vorbereitet. Aber dem schnellen Zurüsten folgte ein langes Harren. Endlich und ganz unerwartet am Nachmittage des 5. Juni verbreitete die Nachricht sich wie ein Lauffeuer in der Stadt: „Die „Hertha“ ist da!“ — Und richtig! diesmal war es keine Täuschung. Rasch hatte sich eine bedeutende Menschenmenge auf den Quais versammelt, welche das eine Strecke weit in der Bai ankernde erste deutsche Kriegsschiff in diesem Hafen mit Hurra und Tücherschwenken bewillkommnete. Schwarzweiß-rote Fahnen kamen überall in der Stadt zum Vorschein, und es mußte an dem erregten Treiben der deutschen Bevölkerung San Franciscos

jedem Uneingeweihten sofort klar werden, daß sich etwas Besonderes ereignet habe.

Der über bedeutende Geldmittel gebietende „San Francisco-Verein" stellte den Offizieren der „Hertha" sein prachtvolles Lokal zur freien Verfügung, und dorthin verlegten dieselben denn auch sozusagen ihr Hauptquartier. Fast an jedem Abende dauerten daselbst die geselligen Zusammenkünfte, bei denen der edle Schaumwein massenweise floß, bis zwei und drei Uhr Morgens; den deutschen Marineoffizieren war, wie sie offen gestanden, eine solche verschwenderische Gastfreundschaft noch gar nicht vorgekommen. Ebenso fanden sie selbstverständlich in den deutschen Familien die freundlichste Aufnahme.

Denselben herzlichen Empfang wie ihre Vorgesetzten hatte auch die Mannschaft des deutschen Kriegsschiffs. In den Bierkellern sah man die wackeren Burschen gemütlich zechend, ihren hiesigen Landsleuten von ihren Reisen erzählend und sich vom Goldlande erzählen lassend; Arm in Arm wanderten sie mit ihren neuen Freunden durch die Stadt, und diese zeigten ihnen die Sehenswürdigkeiten des Ortes. Von Geldausgeben seitens der Matrosen war nicht die Rede. Dies wurde ihnen einfach unmöglich gemacht. Wohin sie kamen, wurden sie frei gehalten, oder es fand sich gleich ein deutscher Bürger, der die Rechnung berichtigte; selbst in den Cigarrenläden nahmen die Verkäufer nur selten Zahlung von den wackeren Seeleuten an.

Fast scherzhaft schien es, den Offizieren und Mannschaften der „Hertha" zuzuhören, wie wohl es ihnen hier war; wie sie alles so anheimelte, gerade als wären sie wieder daheim in Deutschland. Während drei langer Jahre hatten sie den Kontinent von Asien, vom roten Meere bis nach Japan, umkreuzt und, obgleich sie in vielen Häfen gewesen, doch nur wenig von deutschem Leben gesehen. Der Umgang mit deutschen Frauen war dort fast ganz von ihnen entbehrt worden. Kein Wunder, daß sie sich hier unter ihren Landsleuten nun so recht heimisch fühlten!

Das Schiff selbst hatte täglich viele Tausende von Besuchern. Von den Deutschen strömte jung und alt dorthin, um auch einmal die Krupp'schen Baßposaunen zu besichtigen und den Fuß auf das Deck eines deutschen Kriegsschiffs zu setzen. Männer, Frauen und Kinder drängten sich an Bord, wo die diensttuenden Offiziere nicht müde wurden, Erklärungen über die Armierung ꝛc., und namentlich über die gewaltigen Hinterlader zu geben. Auch Amerikaner besuchten zahlreich das Schiff, unter ihnen der Bürgermeister der Stadt San Francisco und die kommandierenden Generale des hier in Garnison liegenden Militärs.

Am Sonntag und Montag, den 9. und 10. Juni, fand ein großartiges Minerfest in den „City Gardens“ statt, um unseren Gästen ein getreues Bild von dem Leben und Treiben in einem californischen Minenlager vor Augen zu führen. Etwa zweihundert von der Mannschaft und den Seesoldaten der „Hertha“ marschierten in Begleitung einer starken Zahl alter californischer Goldgräber, worunter viele Amerikaner, durch die Hauptstraßen der Stadt nach dem Festplatze. Letztere bildeten, in echter Minerkleidung, eine höchst charakteristische Gruppe. Voran wurde die Bärenflagge getragen, das alte Wahrzeichen Californiens; dann kam der Anführer der Minergesellschaft, mit einem riesigen Goldklumpen in der Hand. Darauf folgten zwei Trapper in mit Schnüren besetzten enganschließenden Lederhosen und Lederwams und in vollständiger Hinterwäldlerausrüstung; dann ein Indianer nebst einer verwahrlost bekleideten Squaw, letztere mit den allen Indianerfrauen eigentümlichen kurzen Schritten neben ihrem mit Hahnenfedern in dem schwarzen struppigen Haar, mit Perlenstickereien, Moccasins, prächtig bemaltem Antlitz ꝛc., aufs täuschendste kopierten Gemahl hertrabend, der mit gleichgültiger Miene die ihn bewundernde Straßenjugend musterte. Jetzt kam der Hauptteil des Zuges in groteskem Minerkostüm, wilde Gestalten mit langem Haupthaar und riesigen Bärten, schwere Gewehre auf der Schulter und Revolver im Gürtel tragend, welche mit Lebensmitteln, Blechgeschirr, Minenwerkzeugen, Säcken Mehl, rohem Fleisch, Wolldecken ꝛc. hochbeladene Packthiere an Stricken hinter sich her zogen, — ein treffendes Bild einer wandernden Goldgräbergesellschaft. Einen krassen Gegensatz zu dieser abenteuerlich gekleideten Schaar bildeten die zu zwei und zwei in langer geschlossener Reihe marschierenden Seeleute der „Hertha“, mit ihren weißen Mützen und flatternden Bändern daran, breiten Umschlagkragen und blauen, mit gelben Knöpfen besetzten Jacken, welcher Zug von den zu Tausenden an den Straßen stehenden Bürgern mit lautem Zuruf bewillkommnet wurde.

In den „City Gardens“ wurde ein bereits hergerichtetes Minenlager bezogen. Inmitten einer hin und her wogenden dichten Menschenmenge — es besuchten etwa 15,000 Personen den Festplatz — wurde am Rande eines Teiches dort hingeschaffte wirklich goldhaltige Erde ausgewaschen. Den „Rocker“, die „Arastra“, die „Sluice-Kasten“ (Goldwaschrinnen) sah man in Arbeit, um den Prozeß des Goldgewinnens zu veranschaulichen. Es waren Preise für die beste Minerarbeit ausgesetzt worden und die Goldwäscher arbeiteten mit einem Fleiße, als befänden sie sich hier in einem berühmten „Digging“. Nebenan standen rohgezimmerte windschiefe Minerhütten, wo auf ver-

wahrlosten Kochöfen „Flapjacks“ (eine Art primitiver Pfannkuchen) gebacken wurden und andere Miner Siesta hielten. Ein den Namen „Panamá-Hotel“ führendes Gasthaus war von „Boarders“ (Kostgängern) gefüllt, welche dort ein originelles Faulenzerleben führten und auf ein „Big Strike“ (eine riesige Goldentdeckung) warteten. In einem „Store“ wurden, nur für schnöden Goldstaub und zu fabelhaften Preisen, Kleidungsstücke und alle nur denkbaren Handelsartikel feilgeboten. Ein Schlächter hatte sich etabliert und verkaufte den ehrlichen Goldgräbern Hammelrippen ꝛc. für Goldstaub; ein Friedensrichter schlichtete mit der Weisheit eines Solon Händel und Schießaffairen in einer Bude, die den Justizpalast vorstellte; in einer anderen Bretterbude, „Eldorado“ betitelt, wurde mit Karten und Würfeln Hazard gespielt, wobei nur mit Goldstaub eingesetzt werden durfte, und wo oft ein grimmiger Wortwechsel stattfand; „Claims“ (Anrecht auf goldhaltigen Boden) wurden ausgesteckt, mancher kostbare Fund gemacht, — genug, es war ein Leben und Treiben wie in einem wirklichen Mineulager. Währenddessen wogte die lebendige Menge in den „City Gardens“ auf und ab; hier lagerten in malerischen Gruppen deutsche Bürger mit ihren Gästen von der „Hertha“ auf dem grünen Rasen und im Schatten der Bäume, tranken schäumenden Gerstensaft und californische Weine und sangen und plauderten in froher Lebenslust, dort saßen Reihen von Männern, mit Frauen und Kindern, auf den Bänken. Die Schießstände waren stets dicht belagert, und auf einem unter dem freien Himmel aufgeschlagenen Bretterboden wurde zu rauschender Musik getanzt, daß es eine Freude war!

Ein anderes Bild! — Ich befand mich an Bord des deutschen Kriegsschiffs, wo ich meinem Neffen Herm. K. (damals Unterlieutenant zur See auf der „Hertha“, — jetzt Korvetten-Kapitän und erster Offizier auf der Kreuzerfregatte „Moltke“) einen Besuch abgestattet hatte. Wir schritten auf der „Kapitänsbrücke“ langsam auf und ab und redeten von Californien und dem fernen Vaterlande, in unserer Nähe stand ein deutscher Marinesoldat mit Zündnadelgewehr und in kleidsamer Uniform, und über die bereits dunkelnden Fluten der weiten Bai blitzten in langen fächerartigen Reihen die Lichter der großen Goldstadt. Da ertönt aus der Ferne Musik, Raketen steigen in die Luft und es naht sich ein von farbigen Lampen glänzender Dampfer. Der Hurraruf einer dicht auf ihm gescharten Menschenmenge hallt immer lauter herüber, Schwärmer prasseln und knattern, Raketen auf Raketen sausen in die Luft und streuen, zerplatzend, vom Himmel ihre bunten Sterne auf uns hernieder. Zweimal umfährt der Dampfer, auf dessen Vorderteil die Worte „Willkommen Hertha!“ in einem Lichttransparent schimmern, das Kriegsschiff

unter fortwährend prasselndem Feuerwerk; dann ertönen die Klänge des Liedes „Was ist des Deutschen Vaterland" in schönem, vierstimmigem Männergesang. Plötzlich erschallt die schrille Bootspfeife an Bord der Korvette und lautes Kommandowort. Am Maste fliegt die deutsche Reichsfahne empor, Matrosen klettern eilig die Strickleitern hinan, lichte Flammen entspringen aus den Enden der Raaen, und Raketen sausen vom Deck hoch in die Luft, während das trefflich eingeübte Musikchor des Kriegsschiffs „Die Wacht am Rhein" spielt und von der am Bollwerk dichtgescharten Mannschaft laute Hurras gegeben werden. Dem die „Hertha" umkreisenden Dampfer ist bald darauf ein anderer, gleichfalls mit bunten Lampen geschmückter gefolgt, den die Turner in dichter Schar besetzt hatten. Und nun wechselten Musik und Gesang auf den drei Schiffen miteinander ab, und dazwischen prasselte und knatterte das Feuerwerk und erschallten Hurrarufe, beim Schwenken der Tücher hinüber und herüber, bis die von der Stadt gekommenen Dampfböte sich zur Heimkehr anschickten und unter den Klängen eines herrlichen im vierstimmigen Männerchor gesungenen deutschen Liedes allmählich wieder in das Dunkel entfernten.

Noch ein anderes Bild! — Die Scene spielt in dem jenseits der Bai in ländlicher Umgebung liegenden Städtchen Alameda, dessen patriotisch gesinnte deutsche Bewohner zu den Glücklichen gehörten, denen der Befehlshaber der „Hertha" bei der ihm so kurz zugemessenen Zeit einen Tag für Festlichkeiten zu Ehren seines Kommandos bewilligt hatte. Unter dem Geleit der stattlichen Compagnie des „San Francisco-Schützenvereins" begaben sich am 11. Juni mehrere hundert Seeleute und viele Offiziere dorthin, um im Grünen ein echtes deutsches Volksfest zu feiern. Die deutschen Frauen hatten daselbst alle Gärten von Blumen geplündert und im Fahnenschmuck einen überaus anmutigen Festplatz geschaffen. Jedem Offizier und allen Seeleuten wurde bei ihrer Ankunft ein schöner Blumenstrauß überreicht. Der Kapitän der „Hertha" wurde bei seinem Eintritt mit einer herzlichen Ansprache empfangen und von jungen Mädchen mit einer Blumenguirlande umwunden. Alle Standesunterschiede waren an diesem Tage verschwunden. Auf dem unter dem grünen Laubdache einer riesigen Lebenseiche aufgeschlagenen getäfelten Boden drängten sich bei den Klängen einer rauschenden Musik Offiziere und Matrosen, californische Bürger, Frauen und Mädchen aller Stände im fröhlichen Reigen zwischen einander. Patriotische Reden wurden gehalten, Hochs ausgebracht auf den Kaiser Wilhelm, die Offiziere und Mannschaft der „Hertha", auf Californien, das einige Deutschland 2c.,

und es herrschte ein gehobener Ton, der jedem der Anwesenden das Herz warm machte.

Mit einem den Offizieren der Korvette vom deutschen „San Francisco-Verein" am Abend des 12. Juni veranstalteten großen Ball ꝛc. fanden die Festlichkeiten der Hertha-Woche ihren glänzenden Abschluß. Der Kapitän der „Hertha" hatte eine Menge von Flaggen und Waffenstücken zum Schmuck des Ballsaales bereitwillig zur Verfügung gestellt. Zündnadelgewehre, Säbel und Enterpiken, mit Fahnen und Blumen geschmackvoll verflochten, waren dort pyramidenartig an den Thüren aufgebaut; von der Decke und an den Wänden hingen die Banner Deutschlands und Amerikas, worunter die prächtige deutsche Reichsfahne; Bilder von Washington und Lincoln, vom deutschen Kaiser, vom Kronprinzen, Bismarck und Moltke zierten, von Immergrün umkränzt, die Wände; die Eintrittshalle und die Zimmer des ausgedehnten Klublokals waren in reizende Blumengärten und Palmenhaine verwandelt worden.

Im Ballsaale entfaltete sich ungewöhnliche Pracht und Eleganz. Die Offiziere waren sämmtlich in Gala-Uniform erschienen. Der Gouverneur des Staates Californien, der Bürgermeister der Stadt San Francisco und andere hervorragende Amerikaner waren zugegen, um das Fest zu verherrlichen. Was die Damentoiletten anbelangt, so erklärten die Offiziere, die bekanntermaßen Kenner von dergleichen Sachen sind, daß sich kein deutscher Hofball derselben zu schämen nötig gehabt hätte. Unsere Gäste erklärten offen, daß sie sich selbst in Manila mit den Sennoritas nicht halb so gut als auf diesem Balle amüsirt hätten, und daß sie die deutschen Mädchen Californiens, darunter manche glutäugige Tochter Israels, jenen gepriesenen Schönen bei weitem vorzögen.

Aber wie jede Freude ein Ende nehmen muß, so auch diese. Der Kapitän der „Hertha" hatte den entschiedenen Befehl erlassen, daß jeder von den Offizieren Punkt acht Uhr morgens an Bord sein müßte, da die Korvette dann in See gehen sollte. Mit den rauschenden Klängen der „Wacht am Rhein" fand das Fest seinen Abschluß. Dann sprach einer von den Marine-Offizieren noch einige bewegte Abschiedsworte, indem er den Deutschen San Franciscos im Namen aller seiner Kameraden für die beispiellose Gastfreundschaft, welche ihnen hier zu teil geworden, dankte. Nun noch ein herzlicher Händedruck beim Scheiden, und bald war dies alles nur eine schöne Erinnerung!

* * *

Schließlich sei hier noch einer Feier kurze Erwähnung gethan, die der hiesige „Deutsche Verein" im vergangenen Jahre zu Ehren von Bismarcks siebzigstem Geburtstage veranstaltete. Es wurde dabei die Besitznahme des Kongo-Kamerun-Gebiets durch Deutschland, teils in ernster, teils in humoristischer Weise, veranschaulicht und zwar mit einer künstlerischen Vollendung und großartigen Ausstattung, die den Teilnehmern dieses patriotischen Festes zur großen Ehre gereichte.

Eine afrikanische und eine deutsche Sektion traten in einem Original-Schaustück mit charakteristischen Gesängen ꝛc. als handelnde Personen auf: die Afrikaner in prächtigem Nationalkostüm, die Deutschen als Marinesoldaten uniformiert. Eine Anzahl von jungen Damen, die in beiden Sektionen hervorragende Rollen übernommen hatten, that sich sowohl als Sklavinnen wie als trefflich exerzierende Marinesoldaten rühmlich hervor. Die Negerkönige, mit ihrem riesigen bunten Kopfputz, den fußbreiten Federkragen und Mänteln aus Leopardenfell, mit Elephantenzähnen im Gürtel und großen Ringen in Nase und Ohren, waren nicht minder mustergültig als ein gegen die Besitznahme von Kamerun protestierender Engländer in seiner Rolle als britischer Lord und Weltenbummler. Die Negergesänge hätten jeden Minstrel mit Neid erfüllt. Nachdem die Deutschen Kamerun in Besitz genommen hatten, die deutsche Kriegsflagge aufgehißt und die Proklamation des Admirals verlesen war, und eine allgemeine Verbrüderung der Afrikaner und Deutschen stattgefunden, wurde die Büste Bismarcks enthüllt und von einer prächtig kostümierten Germania mit einem Lorbeerkranze gekrönt. Dann trat der Festredner des Abends hervor und erzählte in schwungvollen Worten, wie an diesem Tage der siebzigste Geburtstag des großen Kanzlers in allen Gauen des alten Vaterlandes gefeiert würde, und wie die Verehrung, welche das deutsche Volk seinem hervorragendsten Sohne zu teil werden ließe, heute hier am Gestade des Stillen Oceans einen begeisterten Widerklang gefunden hätte. Mit dem Gesange „Deutschland, Deutschland über Alles" schloß die schöne patriotische Feier, die gewiß jedem, der ihr beigewohnt hat, unvergeßlich bleiben wird.

Kreuz und Quer.

I.

Die Wunder des Yosemite-Thales und die Mammutbäume von Mariposa.*)

Yosemite (Josémmeti) ist ein Zauberwort nicht nur in Californien sondern überall in Amerika, ein Name, der bei jedem Reiselustigen auf diesem weiten Kontinente als das Mekka seiner Wünsche gilt. Was die Schweiz für das große Heer der Vergnügungsreisenden in Europa geworden ist, das bedeutet Yosemite für die Wanderfrohen Amerikas, ja sogar bis über die Meere ist schon der Ruhm jenes Wunderthales gedrungen, und aus den entlegensten Ländern — namentlich aus England — pilgern jährlich bereits viele Hunderte dorthin, ohne die bedeutenden Kosten einer Reise über den halben Erdball nebst einer mit großen Anstrengungen verknüpften Gebirgsfahrt zu scheuen. In deutschen Landen ist jener fremdklingende Name dagegen wohl noch ziemlich unbekannt geblieben und es wird, mit Ausnahme von Geographen und Reisenden, nur ein verhältnismäßig geringer Kreis von Gebildeten davon gehört haben. In San Francisco ist Yosemite, dessen Bilder uns hier an Hunderten von Schaufenstern, in Privatwohnungen, auf den Dampfböten ꝛc. und sogar auf Theatervorhängen entgegentreten, längst etwas Alltägliches, wenn auch der ziemlich zeitraubende und kostspielige Ausflug nach dem Wunderthale selbst noch nicht so häufig unternommen wird.

---

*) Diese Skizze erschien zuerst, reich illustriert, im „Globus“ (Band XXXI. No. 1 und 2) und gleichzeitig in französischer Übersetzung in einer Separatnummer (September 1876) des illustrierten Pariser Blatts „Le tour du monde“. Das Prachtwerk „Nordamerika“ von Ernst von Hesse-Wartegg enthält ebenfalls einen Auszug dieser Arbeit.

Es gehört leider bei uns ein großer Entschluß dazu, ehe sich einer einmal auf ein paar Wochen ganz von den Geschäften losreißt, um jenes Wunderthal zu besuchen, seine Pracht in der Wirklichkeit zu betrachten und die lärmenden Straßen unserer werdenden Weltstadt mit dem Zauber und Frieden der freien Natur im schönen Goldlande zu vertauschen. Wir wohnen hier, gleichsam vor der Himmelspforte und gucken nur so gelegentlich ein bischen in den californischen Himmel hinein.

Als ich, nach bereits zwölfjähriger Anwesenheit in San Francisco, mich endlich einmal dazu entschloß, das Wunderthal in der Sierra zu besuchen, begann die Stagefahrt der Yosemite-Reisenden bei Mercéd, einem 152 engl. Meilen von San Francisco entfernten, an der Südpacificbahn gelegenen Städtchen, von wo das Thal noch weitere 93 Meilen entfernt ist. In den letzten Jahren begann die Stagereise in der Regel bei der 185 engl. Meilen von San Francisco entfernten Eisenbahnstation Madera, von wo eine bessere und kürzere Landstraße als von Mercéd über Mariposa nach Yosemite führt. Aber auch diese Route ist neuerdings aufgegeben worden, und im nächsten Jahre wird die Stagereise wahrscheinlich ganz wegfallen. Von der Station Berenda (178 Miles von San Francisco) ist nämlich eine Eisenbahn nach Yosemite im Bau begriffen, von welcher im Frühjahr 1886 bereits 22 Miles (bis nach Raymond) dem Verkehr übergeben wurden. Hierdurch ist die Stagefahrt bis nach Clark's Ranch bereits von 67 auf 34 engl. Meilen verkürzt worden, und es bleiben nur noch 60 Miles Stagereise ins Thal übrig. Ein Billet von San Francisco nach Yosemite (260 Miles) und zurück kostet heute nur noch 30 Dollars. Sobald die Eisenbahn bis ins Thal fertig ist, werden fünfzig und mehr Touristen gegen einen der jetzt diese immer noch beschwerliche und kostspielige Reise unternimmt, jenes schönste Felsthal in der Neuen Welt besuchen. Die Monate Mai und Juni sind die günstigsten zu einem Ausflug nach Yosemite, weil zu dieser Zeit die zahlreichen Katarakte im Thale am wasserreichsten und großartigsten sind.

Ein herrlicher Junimorgen fand mich auf der geräumigen Veranda des stattlichen El Capitan-Hotels in Mercéd, wo sich einige vierzig Touristen versammelt hatten, um nach dem Yosemite-Thale zu reisen. Die Mehrzahl der Reisenden zog die bequemere Route über Coulterville vor, wogegen ich mich einer lustigen Gesellschaft anschloß, welche die beschwerlichere Fahrt über Mariposa unternommen hatte, um die Gelegenheit wahrzunehmen, zuerst noch einen Abstecher nach dem Mariposa-Hain der Mammutbäume zu machen, welcher mit dem Calaveras-Hain den

Ruf teilt, die größten Mammutbäume der Sierra Nevada und damit der Welt zu besitzen.

Meine Reisegesellschaft war, wie gesagt, die angenehmste. Die Mitglieder derselben bestanden aus einem neuvermählten Ehepaar aus Sacramento, das im Yosemitethale seine Flitterwochen feiern wollte, aus einer weit in der Welt herumgekommenen schottischen Familie, drei allerliebsten jungen Amerikanerinnen aus San Francisco, die auf eigene Hand ein bischen in Californien herumreisten, aus zwei Amerikanern, deren Heimat Illinois und Massachusetts war, und meiner bescheidenen Person — zusammen gerade ein Dutzend zählend. Bei einer so aus weit von einander entfernten Gegenden zusammengewürfelten Gesellschaft mußte man es in der That ein halbes Wunder nennen, wie trefflich alle mit einander harmonierten. Schon nach der ersten Tagereise schien es, als ob wir uns jahrelang kannten, und Scherz und gesellige Freude verkürzten uns die schnell enteilenden Stunden.

Die erste Tagereise legten wir in einer bequemen Stagekutsche zurück und fuhren zunächst über die scheinbar endlosen Fluren der großen San-Joaquin-Ebene, dann durch die bewaldeten Vorberge der Sierra, kamen durch die alten jetzt ganz verwahrlosten Goldminenlager von Hornitos und Mariposa, wo Fremont in den fünfziger Jahren sein „Eldorado" hatte, und erreichten beim Dunkelwerden Clark's Ranch, die Karawanserai aller Yosemitereisenden, 67 englische Meilen von Mercéd. Hier war es, 4141 Fuß über dem Spiegel des Stillen Oceans, abends recht kühl, und wir fanden das von ansehnlichen Baumstämmen unterhaltene lodernde Feuer im riesigen Kamin des Gastzimmers sehr behaglich.

Der folgende Tag ward dazu bestimmt, die nur 6 englische Meilen von Clark's Ranch entfernten Mammutbäume mit einem Besuche zu beehren. Nach erfrischender Nachtruhe saß die ganze Touristenschar, Herren und Damen, im Sattel, und unter der Leitung eines der Gegend kundigen Führers trabten wir in langer Reihe lustig auf dem Saumpfade ins Gebirge. Wie herrlich, das Stück saftig grünen Wiesenlandes dort unten im waldumbauten Thalgrund, wie schlank und stolz die bis zu 175 Fuß aufragenden Fichten, Cedern, Pechtannen und Kiefernbäume, deren hohe Wipfel im Morgenwinde über uns rauschten! Die Fernsichten auf die dichtbewaldeten Gebirgskuppen waren überaus malerisch; und dabei begünstigte uns ein wundervolles Wetter, wie es schöner nicht gedacht werden kann, und ein tiefblauer Himmer breitete sich wie ein Azurdom über die prächtige Sierra aus. Die Vögel sangen im Waldesgrün, hier und da glänzten die wie aus hellrotem

Wachs geschnittenen schlanken „Schneeblumen“ (snow plant; Sarcodes sanguinea) auf dem mit riesigen oft einen Fuß langen Tannenzapfen besäeten Grunde, aus dem sie als rote Flammen hervorzuwachsen schienen; selbst die mit hellgrünem Moos bekleideten abgestorbenen Zweige der himmelanstrebenden Kiefern schienen es darauf abgesehen zu haben, das heitere Bild des Waldgebirges nicht durch starre Nacktheit zu stören.

6541 Fuß über dem Meeresspiegel erreichten wir den sogenannten Mariposa-Hain der Mammutbäume (Mariposa Grove of Big Trees), die dort aber keine abgesonderte Baumgruppe bilden, sondern, etwa 600 an der Zahl, im Urwald zerstreut sind. Diese Riesenbäume kommen nur in einer Höhe von 4800 bis 8000 Fuß über dem Meere im Gebirgszuge der Sierra Nevada vor. Sie gehören zur Species der „Red Wood“ und der für sie angenommene botanische Name ist Sequoia gigantea. Der ihnen zuerst von den Engländern beigelegte Name Wellingtonia wurde von den Amerikanern mit Stolz zurückgewiesen und der eines Cherokee-Indianers (des Häuptlings Sequoia) erhielt den Vorzug vor dem des Siegers von Waterloo. Außer im Mariposa-Hain findet man die Sequoias noch an anderen Punkten auf der Sierra Nevada, und ist der etwa 100 englische Meilen nördlich von der Mariposagruppe liegende bereits genannte Calaverashain der bedeutendste Rivale des ersteren. Aber in Calaveras-Grove macht sich die neuere Kultur mit Gasthöfen, Tanzboden und Kegelbahn auf einem Riesenstamm, Theater, Comptoirs u. s. w. breit, wogegen im Mariposa-Hain alles Natur ist.

Ich will hier einschalten, daß das Gebiet des Yosemitethales und des Mariposahains der Mammutbäume von den Vereinigten Staaten dem Staate Californien im Jahre 1864 als Nationalpark geschenkt wurde, der auf ewige Zeiten in seiner natürlichen Schönheit erhalten bleiben muß. Die vom Staate Californien ernannten Bevollmächtigten haben dafür zu sorgen, daß sich keine Unberufene, in der Absicht, die Reisenden zu brandschatzen, in dieses Gebiet hineindrängen, und müssen gute Wege, Saumpfade 2c. nach den berühmtesten Aussichtspunkten anlegen. Neuerdings hat die Legislatur dieses Staates 40,000 Dollars für die Herstellung eines schönen Gasthauses im Yosemite-Thal bewilligt.

Der erste von den Riesenbäumen, den wir zu Gesicht bekamen, war ein gefallener Koloß. Vermittelst einer Leiter erstiegen wir seinen gewaltigen Stamm und wanderten wie auf einer Straße oben auf seinem Rücken hin, der breit genug ist, daß ein Fuhrwerk ihn entlang fahren könnte. Dieser Koloß, der den passenden Namen „Mammoth of the

forest“ (der Waldesriese) führt, hat über der Wurzel eine Dicke von 34 Fuß mit einem Umfange von 102 Fuß. Vom Stamm ist nur noch ein Stück da, 150 Fuß lang, und die Rinde, 1½ Fuß dick, ist fast ganz von ihm verschwunden. Das fehlende Ende vom Stamm ist durch Feuer zerstört worden, aber die Höhlung, welche der fallende Riese einst im Boden gemacht hat, läßt sich heute noch erkennen. Als er in Manneskraft aufrecht im Urwalde dastand, muß er etwa 40 Fuß dick gewesen sein, mit einem Umfang von über 120 Fuß. Seine ursprüngliche Höhe wird auf 400 Fuß geschätzt; das wäre nur 36 Fuß niedriger als der Straßburger Münster! Das Alter dieses Urwaldsriesen wird auf 3400 Jahre angenommen, was ungefähr bis in das Zeitalter des Sesostris zurückreicht. Diese Zahlen scheinen so unglaublich zu sein, daß einer beim Aussprechen derselben unwillkürlich zaudert. Aber ein Irrtum ist nicht wahrscheinlich, da die Jahresringe im Stamm dessen Alter ziemlich deutlich bestimmen. Ein anderer von Agassiz gemessener Riesenbaum hat nach dessen Ausspruche das Alter von 1810 Jahren. Das ehrwürdige Alter der größeren Sequoias reicht unstreitig bis weit über Christi Geburt hinauf und bis über den Zeitpunkt, wo der Name Germanen in der Geschichte vorkommt. Ihre Jugend fällt in die Zeit, als Moses gelebt haben soll und Salomo den Tempel in Jerusalem baute.

Zum Erstaunen ist es, wie leicht man sich in der scheinbaren Höhe jener Baumkolosse, namentlich wohl infolge ihres gewaltigen Umfangs, täuscht. Ich hätte sicherlich keinen derselben nach seinem Aussehen auf höher als 200 Fuß geschätzt; aber die größten unter ihnen sind oft gemessen worden, und ihre Höhe ist so genau festgestellt wie die irgend eines ansehnlichen Bauwerks von der Welt. Die Dicke der Riesenbäume ist weit mehr in die Augen fallend, als ihre Höhe. Die kleinere Sorte hat einen Umfang des Stammes von 28 bis 50 Fuß; die dickeren wechseln zwischen 60 und 100 Fuß ab, und darüber. Ihre faserige Rinde ist 12 bis 18 Zoll stark. Von der Größe dieser Bäume erhält man durch bildliche Darstellung keinen rechten Begriff, da sie alsdann wie alle anderen Bäume aussehen. Ein neben dem Stamm stehender Mann giebt durch seine auffällige Kleinheit einen annähernd richtigen Begriff von ihrer Größe; oder man stelle sich bekannte Bauten neben ihnen vor, und man wird ihre Größe besser würdigen. In Mariposa giebt es Dutzende von Riesenbäumen, welche eben so hoch und höher sind als Kirchtürme, die sich 250 Fuß erheben. Ein nicht übles Unternehmen ist, sich am Fuße eines jener Waldkolosse auf den Rücken am Boden hinzulegen und langsam am Stamm emporzublicken, der sich dann

wunderbar in die Länge ausdehnen wird. Das Aussehen der Sequoias, deren Stämme in fortschreitender Höhe viel weniger als es bei anderen Bäumen der Fall ist, an Dicke verlieren, läßt sich passend mit mächtigen hellbraunen Säulen vergleichen, die zerstreut im grünen Urwald dastehen. „Es ist, als ob sie Sonnenschein in das Urwaldsdunkel brächten“ hat ein Amerikaner poetisch gesagt. Ihre Zweige sind aber nicht so malerisch wie die von anderen Nadelhölzern und haben etwas Massives, Gedrungenes. Oft haben die Äste, von denen die niedrigsten in einer Höhe von 80 bis 100 Fuß aus dem Säulenstamm herauswachsen, die Mächtigkeit von ganz ansehnlichen gewöhnlichen Bäumen. Die Wipfel sind nicht selten, vielleicht schon vor Hunderten von Jahren, von den über den Urwald hinbrausenden Stürmen abgebrochen, und viele Riesenbäume sind durch furchtbare Waldbrände angebrannt worden, was ihre Schönheit sehr beeinträchtigt.

Langsam ritt unsere Reiterschar mehrere Meilen weit durch den stolzen Urwald und staunte die bald näher bei einander, bald zerstreuter darin stehenden hellbraunen Säulen der Riesensequoias an. Mitunter führte der Weg uns quer durch einen halbausgebrannten Mammutbaum, durch den wir, aufrecht im Sattel sitzend, wie durch einen hohen Thorweg hindurchritten. Die größeren Sequoias tragen Namen, die, meistens in Goldbuchstaben, auf Marmortafeln am Stamm zu lesen sind. Ohne Zweifel hat die Benennung dieser Bäume ihre Berechtigung, weil man sonst nicht von ihnen im einzelnen oder vergleichsweise zu reden vermöchte. Aber die Namen sind meistens sehr unglücklich gewählt. Reiche Emporkömmlinge unter den Amerikanern oder eitle Yankee-Frauen, die sich gern verewigen möchten, bilden das Hauptkontingent von Namen auf den Marmortafeln. Unter jenen Namen bemerkte ich die der Eisenbahnmagnaten Scott und Stanford, den „Emperor Norton“, Fräulein Emma, Fräulein Mary, Brigham Young und seine Frauen u. s. w. Jene Urwaldsriesen, welche zur Zeit der Pharaonen dem Boden entsproßten, mit solchen Namen zu taufen, ist entschieden lächerlich, die Benennungen nach Staaten, wie Ohio, Illionis u. s. w., und selbst die „Drei Grazien“ viel passender. Die letztgenannten drei etwa 275 Fuß hohen prächtig schönen Bäume stehen in malerischer Gruppe nicht weit von einander. Es wäre gerade Platz zwischen ihnen für einen hohen Kirchturm, z. B. den der Trinitykirche, den höchsten Turm in New-York, dessen 264 Fuß hohe Spitze von den obersten Zweigen der „Drei Grazien“ hübsch beschattet werden würde.

Der gewaltigste unter den Riesenbäumen im Mariposa-Hain ist der ganz allein stehende Grizzly Giant (der „graue Riese“), ein

Koloß von 300 Fuß Höhe, mit einem Stamm von 33 Fuß Durchmesser und 112 Fuß Umfang. Sein niedrigster Zweig ist 80 Fuß über dem Boden und etwa 6 Fuß dick. An der Stelle, wo dieser Ast beginnt, hat der Stamm noch einen Durchmesser von beinahe 20 Fuß.

Doch wir wollen dem Vorhofe des Yosemitethales mit seinen tausendjährigen Baumkolossen lebewohl sagen. — Die Frühsonne des 10. Juni fand uns in fröhlichster Stimmung wieder auf dem erst vor kurzem aus einem halsbrechenden Saumpfad in eine sichere Bergstraße umgewandelten Wege nach Yosemite, der an der Seite dicht bewaldeter Gebirge uns noch fernere 26 Miles durch eine wild-romantische Gegend führte. Am anderen Abhange eines breiten Thalgrundes zu unserer Linken zeigten sich in langer Linie gewaltige graue Felspartien, die oft bastionen- und domartige Umrisse annahmen, und deren Bauten immer großartiger wurden, je mehr wir uns dem Ziele unserer Reise näherten. Die Landstraße von Coulterville zog sich wie ein heller Faden an den jenseitigen Höhen entlang; aus waldiger Tiefe blinkte ein schöner Wasserfall uns entgegen. Unversehens gelangten wir auf ein hohes felsiges Vorgebirge, den sogenannten „Inspiration Point“, wo sich plötzlich das felsumgürtete Yosemitethal in seiner ganzen wilden Herrlichkeit vor unseren staunenden Augen aufschloß.

Dieser erste Blick in das etwa 7 engl. Meilen lange und ½ bis 1 engl. Meile breite Wunderthal der Sierra Nevada ist unvergleichlich schön. Allerdings fehlen dem Bilde die Schneegipfel und Gletscher der Alpen, und kein Vierwaldstättersee spiegelt neben malerischen Bergen anmutige Städte und grüne Gelände in blauer Flut uns entgegen; keine Rheinlandschaft mit Schlössern und Burgen und tausendjährigen Kulturstätten entzückt hier das Auge. Vor uns ist alles wilde, großartige Natur. In wunderbar scharfen Umrissen treten unter dem klaren wolkenlosen Blau des californischen Himmels die nackten ungeheuren Felswände von Yosemite wie eine lange Vista in mächtiger Doppelreihe hervor: auf der Nordseite zuerst der graue El Capitan, eine breite fast viereckige senkrechte Granitmauer, die, mit einem Flächenraum von beinahe einer englischen Quadratmeile, unmittelbar aus dem grünen Thalgrund aufsteigt. Neben dem El Capitan schlängelt sich das 1000 Fuß lange Silberband des Virgin tear's-Falles (Jungfrauenthränen-Falls) zwischen den Felsen herunter; jenseits desselben blicken hintereinander die seltsamen Felshörner der Three Brothers (drei Brüder) hervor, und im Hintergrunde steht der hellgraue kuppelgestaltete Nord-Dom. Dem El Capitan gegenüber wallt der Bridal-Veil-Fall (Brautschleier-Fall) zwischen grünen Tannen zauberisch in

den tiefen Thalgrund hinab. Die Granitzacken und schroff aufsteigenden Klippen der Kathedral-Felsen und -Türme und des einer riesigen Warte ähnlichen Sentinel-Rock bilden auf der Südseite die hervorragendsten Punkte einer scharf gezackten Felslinie, welche ihren Abschluß in der dem Norddom gegenüberliegenden kolossalen Halbkuppe des Süddoms findet. Alle jene Felsgipfel erheben sich von beinahe 3000 bis zu 5000 Fuß über das Yosemitethal, das seinerseits 4060 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Zwischen diesen großartigen Granitbauten schlängelt sich der Mercéd wie ein Silberband durch ein grünes herrlich bewaldetes Thal. Der Duft des Hochgebirges lag über den fernen Domen und umhüllte dieselben mit einem durchsichtigen Schleier, während sich die näheren Granitmauern und Felshörner in scharfen Umrissen aus dem Thalgrund emporbauten — ein wunderbar großartiges Bild wilder Naturschönheit, das den Pinsel unseres genialen Landsmannes Albert Bierstadt zu einem seiner prächtigsten Gemälde begeistert hat. Von dem himmelhohen Katarakte des Yosemitefalls und von den prachtvollen Vernal- und Nevadafällen erblickt das Auge nichts auf dem Inspiration Point; aber trotzdem bleibt dieser erste Blick in das Wunderthal der Sierra jedem Besucher desselben unvergeßlich, kein anderer vermag die Erinnerung daran zu verwischen.

Doch die Zeit drängt und wir eilen weiter. Auf einem bequemen Fahrwege geht es rasch nach dem Thalgrund hinab. Der Weg führt unter der nackten Felsmauer des El Capitan hin, die sich in wahrhaft kolossaler Form 3100 Fuß senkrecht über uns emporbaut. In der Mitte der hellgrauen Granitwand befindet sich in ziemlich deutlichen Umrissen das natürliche Bild eines riesigen Mannes mit schwarzem, fliegendem Haar und ernst thalaufwärts blickendem Antlitz. An dieses Bildnis, das jeder Yosemite-Reisende auch ohne viele Einbildungskraft leicht erkennt, knüpft sich eine interessante indianische Sage. Der indianische Name des El Capitan ist Tutokanula, der zugleich als der Herrscher des Thales gilt. Lange ehe die Bleichgesichter ins Land gedrungen waren — so erzählt die Sage — lebten hier die Rothäute, für deren Unterhalt Tutokanula väterlich sorgte, in friedlicher Abgeschiedenheit. Aber ihr Glück nahm ein Ende als die liebliche Göttin Tissäak dem Tutokanula auf dem Gipfel des damals noch nicht gespaltenen Süddoms erschienen war und jenen zu sich winkte. Der nur noch an Liebesfreuden denkende Tutokanula verbrachte fortan all' seine Zeit in der Nähe der reizenden Tissäak, er kümmerte sich nicht mehr um die Menschen und ließ die Ernten aus Mangel an Regen verderben, so daß eine Hungersnot im Thale unausbleiblich schien. Das weiche

Herz der Göttin ward jedoch von dem Elend der verhungernden Indianer gerührt, die sich, um Rettung flehend, an sie gewandt hatten. Sie riß sich aus den Armen des Tutokanula und rief den Großen Geist um Hülfe an für ihr Volk. Dieser zerspaltete den Süddom und ließ die Fluten des Hochgebirgs durchs Thal rauschen, Regen strömte vom Himmel, die Ernten waren gerettet und alle Angst vor der Hungersnot hatte ein Ende. Tissäak aber, die sich dem Großen Geiste als Opfer dargebracht hatte, war auf immer verschwunden. Als Tutokanula seinen Verlust entdeckte, verließ auch er das Thal, wo er ohne seine Geliebte nicht länger leben wollte. Ehe er fortging, meißelte er noch ihr Antlitz in die Felswand des zerborstenen Süddoms (wo dasselbe in schwachen Umrissen zu sehen ist) und sein eigenes mächtiges Bildnis in die Granitmauer des El Capitan, von wo es immer noch ernst und traurig thalaufwärts, nach der ehemaligen Wohnung seiner verschwundenen Göttin, hinüberblickt.

Im Yosemitethale werden die Sagen der Urbewohner und die Namen, welche sie allen hervorragenden Felsen und Katarakten gegeben haben, fortleben, wenn der letzte von den Rothäuten längst verschwunden sein wird. Yosemite bedeutet auf indianisch „Der große graue Bär". Der dem El Capitan schräg gegenüberliegende Bridal-Veil-Fall wird von den Indianern Pohonó, d. h. der Geist der bösen Winde, genannt. Keine Rothaut wagt sich gern dorthin, und niemand von ihnen würde um alle Schätze der Welt eine Nacht am Wasserfall im Lager verbringen. Die durch die herabstürzenden Fluten in seiner Nähe stets heftig erregte Luft scheint jenen von bösen Geistern voll zu sein.

Die Entdeckung des Yosemitethales im Jahre 1851 hatte schrecklicherweise die fast gänzliche Vernichtung der dort wohnenden Indianer zur unmittelbaren Folge. Eine Abteilung Milizen und Grenzler verfolgte eine Schar vor ihnen flüchtender Rothäute, die sich des Pferdediebstahls und der Mordthaten an einigen Minern schuldig gemacht hatten, bis in ihre damals noch unbekannte Bergfeste und tötete den ganzen Stamm bis auf einen kleinen Überrest. Die letzte Schlucht, in welcher die Indianer Schutz suchten und wo die meisten von ihnen niedergemetzelt wurden, führt heute noch den Namen „Indian Canyon". Durch ihre ungezügelte Raubgier und Mordlust hatten die Rothäute selbst das Verhängnis gegen sich heraufbeschworen, einen Feind, der kein Erbarmen kannte. Fürwahr, ein wehmütiger Gedanke, daß sich die Entdeckung des herrlichsten Felsthales in der Neuen Welt mit dem tragischen Untergange seiner alten Bewohner verknüpfen mußte! Heute sieht man nur noch wenige Indianer im Thale, kaum ein paar Dutzend,

die vom Fischfang leben und in ihrer zerlumpten Kleidung einen traurigen Eindruck hinterlassen. Noch wenige Jahre und auch dieser kleine Rest des einst zahlreichen Yosemitestammes wird verschwunden sein; keiner wird alsdann noch die Geister am Pohonó fürchten, und Tutokanulas Riesenbild wird vergebens von der Felsmauer des El Capitan nach den alten Bewohnern des Thales ausschauen.

Der Bridal-Veil-Fall, den ich bei meinem Eintritt ins Yosemitethal ganz in der Nähe sah, wird oft als der Staubbach in der Sierra Nevada bezeichnet. Aber er ist weit wasserreicher und viel großartiger als sein Bruder in den Alpen. Die Höhe der beiden Wasserfälle ist fast dieselbe; der Staubbach ist 925, der gegen 70 Fuß breite Brautschleierfall 940 Fuß hoch. Während der Staubbach seine weiche milchige Flut unaufhörlich über den Abhang in die Tiefe drängt und nur als diamantener Sprühregen die grünen Matten des Lauterbrunnenthals erreicht, stürmt der Pohonó mit donnerndem Brausen auf mächtige Granitblöcke in den waldumbauten Thalgrund herunter. Wie leuchtende Garben schießen die Fluten hier und da aus dem vom Winde zerteilten Katarakte herab, der, aus der Ferne gesehen, einem riesigen silberdurchwirkten wehenden Schleier ähnlich ist — daher sein Name. Wenn die Sonne am hohen Nachmittage einen farbigen Bogen auf die sprühenden Fluten des herrlichen Wasserfalls malt, über den sich die 3750 Fuß hoch ansteigenden Granitgipfel der sogenannten „Drei Grazien“ (Three Graces) stolz erheben und auf die der kolossale El Capitan ernst hinüberschaut, so ist das ein Gesamtbild von wunderbarer, wilder Schönheit, gegen welches das des Staubbachs fast unbedeutend erscheint.

Wie wir am grünen Ufer des etwa 70 Fuß breiten klaren Mercéd zwischen zerstreut wachsenden Eichen und prächtigen Koniferen langsam weiterfahren, begrüßen uns zunächst rechter Hand die 2660 Fuß hoch aufstrebenden mächtigen Mauern der Kathedrale, neben deren steilen Klippenwänden zwei vereinzelt dastehende sich an 500 Fuß über das Felsgesims erhebende Granitpfeiler, die Cathedral-Spires, d. i. Kirchtürme, seltsam in die Lüfte ragen. Dann treten an der Nordseite die 4300 Fuß hohen schrägen Gipfel der Three Brothers hervor (von den Indianern die „Pompompasus“, d. h. die sprungfertigen Frösche, genannt), die aussehen, als ob sie jeden Augenblick in das Thal herabstürzen könnten; dahinter liegt der furchtbar steile Sentinelfels, von den Indianern „Loya“, d. h. die Schildwache, genannt. 3270 Fuß baut er seinen obeliskähnlichen Granitgipfel, der oben nur 300 Fuß breit ist, über das grüne Thal empor, das zu seinen Füßen mit prächtigen 150

bis 175 Fuß hohen Fichten geschmückt ist. Rechts vom Loya erhebt sich die hellgraue Kuppe des 4500 Fuß hohen Sentinelboms.

Aber mehr noch als vom gewaltigen Sentinelfels wird das Auge von dem ihm gegenüber von der Südseite der Thalwand aus einer Höhe von 2634 Fuß in drei Kaskaden sich herabstürzenden Yosemitefall gefesselt, dem höchsten bekannten Wasserfall auf der Erde. Unter den Fällen der Schweiz kommen nur die bei Reichenbach ihm an Höhe ziemlich nahe; aber es sind dies sieben auf einander folgende unterbrochene Kaskaden, von denen sich keine im entferntesten an Wasserfülle und Größe mit dem oberen Yosemitefall messen kann. Dieser ist 1600 Fuß hoch, oben einige 30 Fuß breit, und erweitert sich nach unten bis auf 300 Fuß. Der durch einen Felsenvorsprung von ihm getrennte mittlere Fall ist 600 Fuß hoch und stürmt über eine steile, rauhe Granitfläche herab, der untere, gleich auf ihn folgende, macht seinen Riesensprung von 434 Fuß unmittelbar in den Abgrund. Der obere Yosemitefall schwebt wie der Brautschleierfall im Winde hin und her. Sein laut hörbares Brausen und der Anblick der gleichsam vom Himmel herabstürzenden, mit unzähligen blitzenden Tropfen und Wassergarben sich drängenden Flut giebt den scharfen Konturen der umliegenden Granitgipfel ein lieblicheres Aussehen, denen ohne den riesigen Katarakt gleichsam das pulsierende Leben fehlen würde.

Unsere Reisegesellschaft hatte sich das in ländlichem Stil erbaute Gasthaus des Herrn Leidig, eines pennsylvanischen Deutschen, zur Unterkunft gewählt. Von der Veranda hatten wir dort den großen Yosemitefall gerade vor uns, hinter unserer Wohnung baute der gewaltige Loya seinen schmalen Granitgipfel jäh empor. Im Gasthause fanden wir eine vortreffliche Aufnahme. Für die Bequemlichkeit der Reisenden war an vielen Orten im Thale musterhaft gesorgt. Die Kosmopolitan-Badeanstalt z. B. könnte ähnlichen in der Schweiz und in Deutschland als nachahmenswertes Vorbild dienen. Mit Freude betrat man diese geräumigen Badegemächer, wo der ermüdete Reisende außer dem nötigen überaus sauberen Badezubehör ein ganzes Regiment von Krystallflaschen mit Arnika, Bay-Rum, Ölen, stärkenden Essenzen u. s. w. zum beliebigen Gebrauch antrifft, und sogar Nadeln, Zwirn u. s. w. zum Annähen der auf den Bergritten abhanden gekommenen Knöpfe. Der Badeanstalt gegenüber befand sich eine Werkstatt von Arbeiten der feinen Tischlerkunst aus Manzanita-, Lorbeer- und anderen in der Sierra Nevada vorkommenden Hölzern, wo die reizendsten eingelegten Toilettenkästchen, mit Decken aus der Rinde von Mammutbäumen, Spazierstöcke und der-

gleichen mehr von den Kauflustigen als Erinnerung an Yosemite erstanden werden konnten.

Interessant war es, das muntere Leben im Thal zu beobachten. Alle Augenblick jagten Touristenkavalkaden von Herren und Damen im Galopp vorüber, bald nach diesem, bald nach jenem Aussichtspunkte hinziehend, oder von einem solchen heimkehrend. Im Yosemitethale reitet eben alle Welt, und selten fällt es jemandem ein, dort zu Fuß eine Bergpartie zu unternehmen. Wurde zu gleicher Zeit, wenn eine solche Touristengesellschaft vorübersprengte, ein langer Zug von Packtieren mit Schellengeklingel das Thal entlang getrieben, so gab das dann ein außerordentlich fesselndes, lebendiges Bild.

Die scheidenden Stunden des Tages benutzten wir zu einem Besuche des nur eine halbe Wegstunde vom Gasthause entfernten unteren Yosemitefalls. Durch einen idyllischen grünen Thalgrund, mit herrlicher Aussicht auf den großen Katarakt, den Nord- und Süddom, die Granitzacken des gewaltigen Loya und der Kathedral-Felsen und -Türme führte der Weg über eine Brücke des Mercéd und durch ein Stück Wald von Weiden, canadischen Pappeln, Fichten, Eichen und rotstämmigen Manzanitabüschen — ein reizendes, lauschiges Plätzchen, mit bunten Wiesenblumen geziert, wo der große Yosemitefall aus der Ferne das Orchester in grandiosem Stil aufführte. Das dort sich kesselartig erweiternde Felsthal machte mit seinen nackten zackigen Gipfeln den Eindruck, als befänden wir uns auf einer grünen Oase inmitten eines ungeheuren ausgebrannten Kraters.

Der von einem Sprühregen umgebene, auf mächtige Granitquadern aus einer Höhe von 434 Fuß herabstürmende untere Yosemitefall gab ein prachtvolles Bild des entfesselten Elements, das wir zu betrachten nicht müde wurden. Von einem Punkte aus gesehen schien der untere Fall mit den beiden oberen eine ungeheure Linie von 3000 Fuß hoch herabtobenden Wassern zu sein, und hier überraschten mich aufs neue die in Menge wie blitzende Garben durch den Wasserschwall gleichsam vom Himmel herabsausenden getrennten Flutengüsse, wie ich dieselben bereits am Bridal-Veil-Fall bewundert hatte. Dieses eigentümliche Schauspiel hat seine Ursache in der Kohäsion des aus so bedeutender Höhe herabfallenden Wassers. Beim Herunterstürzen setzten jene Garben, die einander förmlich zu jagen scheinen, ihre Flucht in die Tiefe als getrennte Flutengüsse fort, ehe sie sich in weißen Schaum auflösen und ganz ineinander verschmelzen. Das Getöse des Katarakts war nicht dem Donnern eines Gewitters, sondern eher dem Niederprasseln von Schlossen auf Dächern ähnlich; mitunter nahm das Geräusch bedeutend

an Heftigkeit ab, bis es, aufs neue anschwellend, wie das dumpfe Brausen eines durch einen Urwald stürmenden Orkans erscholl.

Als die Nacht hereingebrochen war, trieb es mich aus dem Gasthause wieder hinaus ins Freie, wo der Vollmond das herrliche Thal mit seinem milden Lichte zauberisch erhellte. Eine silberne Ampel, hing er über dem dunklen Obelisk des Sentinelfelsens und beleuchtete die gegenüber liegenden gigantischen grauen Granitwände, an denen der große Yosemitefall seinen ruhelosen Schleier geisterhaft hin und herwallen ließ. Die schlanken Fichten malten ihre dunklen Schatten scharf auf den erleuchteten grünen Thalgrund; kein Lufthauch bewegte ihre hohen Wipfel. Alles war still, wie ein Traum, und nur der Katarakt brauste in weiter Ferne — eine poetische Mondnacht, die ich nie vergessen werde!

Am folgenden Morgen sprengte unsere fröhliche Touristenkavalkade von Damen und Herren bereits in aller Frühe den grünen mit bunten Blumen und malerischen Gruppen von Eichen und Nadelhölzern geschmückten Thalgrund entlang nach dem wild-romantischen Tenaya-Canyon, um dort am sogenannten Mirror Lake (dem Spiegelsee) die Sonne aufgehen zu sehen. Am Eingange des Canyon hält die aus hellgrauem Granit bestehende 3725 Fuß hohe Kuppe des Norddoms (indianisch „Tokoya") majestätisch Wacht, an dessen unterer Felswand sich mächtige konzentrisch geformte Bogen, die Royal Arches, und die 2000 Fuß hohe gewaltige Washington-Säule emporbauen. Der dunkelgrüne Mirror Lake (von den Indianern „Awiya" genannt), welcher jedoch eher den Namen eines Teiches als den eines Sees verdient, liegt am Fuße des 4990 Fuß senkrecht gegen das Thal abfallenden Süd-Halbdoms und ist von Sträuchern und hohen Bäumen malerisch umgeben, die sich mit den naheliegenden Granitgipfeln und -Domen in seiner glatten Flut klar wiederspiegeln. Am frühen Morgen ist die Spiegelung namentlich seltsam scharf, und ist der kleine Bergsee wie geschaffen, um ein reizendes Märchen-Idyll dorthin zu verlegen.

Nach unserer Rückkehr vom Spiegelsee ließ sich unsere ganze Reisegesellschaft, Herren und Damen, pflichtgemäß in stolzer Gruppe, hoch zu Roß und Maulesel, den großen Yosemitefall im Hintergrunde, photographieren, und dann waren wir bereit, dem Vernal- und dem Nevadafall einen Besuch abzustatten. Diese zwei prächtigen Wasserfälle bildet der Mercéd an seinem oberen Thalende, das sich von Tenaya-Canyon in südöstlicher Richtung abzweigt. Der Yosemite- und der Brautschleierfall werden von Bergströmen gespeist, die von Norden und Süden her das Hauptthal im rechten Winkel treffen. Der Weg

nach dem Vernalfall führt durch einen dicht bewaldeten Thalgrund unter der mächtigen Felsmauer des Glacier Point und am Ufer des sich über gewaltige Granitquadern brausend herabtummelnden Mercéd hinauf. Nach rechts hin schließt die Schlucht mit einem steilen Felsen ab, über den sich ein 600 Fuß hoher Wasserfall, der „South Fork Cataract“, hinabstürzt. Wir folgten jedoch dem brausenden Mercéd aufwärts, nach der Felswarte des Mount Broderick hinüber. Die Fichten, welche sich hier und da an den himmelhohen Felswänden eingenistet, hatten dort augenscheinlich eine zweifelhafte Existenz. Es ist wunderbar, wie sie es möglich machen, an den schroffen Abhängen Fuß zu fassen! Von unten sahen die höher stehenden Bäume wie ganz kleine Tannenreiser aus, die an den Felswänden festklebten.

Am „Recordhouse“, so benannt nach einem glatten Felsen, der die Rückwand eines Zimmers bildet, wo Touristen, die sich gern verewigen möchten, ihre Namen hinzukritzeln pflegen, gingen wir eine kurze Strecke zu Fuß in die Schlucht des Mercéd, um den berühmten Vernalfall in Augenschein zu nehmen. Dieser wunderbar schöne Wasserfall, von den Indianern „Piwaak“, d. h. der Katarakt der blitzenden Krystalle, genannt, stürzt sich, 400 Fuß hoch und 60 Fuß breit, über eine die Thalschlucht quer durchschneidende senkrechte Felswand in eine prächtig bewaldete Kluft donnernd hinab. Auf seiner grünlichen Flut spielte im Sonnenlichte ein zirkelrunder bunter Bogen, dessen immer wechselnde, bald hellere bald verschwimmende Farben wie in einem Kaleidoskop bald erloschen, bald sich neu belebten. Die den waldigen Thalkessel einschließenden und ihn hoch überragenden Felswände bildeten einen Rahmen zu dem wilden Katarakte, wie er romantischer kaum gedacht werden kann. Aber es schien, als ob die Ueberraschungen an diesem Tage nicht enden sollten, und es war in der That schwer, uns innerhalb der Grenzen einer vernunftgemäßen Bewunderung zu halten. Nur eine kurze Strecke waren wir auf schmalem Saumpfade höher ins Gebirge hinaufgeritten, als uns plötzlich der etwa eine halbe englische Meile oberhalb des Vernalfalls 700 Fuß über eine schräge Felswand herabstürzende mächtige Nevadafall in großartigem Panorama begrüßte. Ein steiler sich volle 2000 Fuß über die Thalfläche erhebender Granitkegel, die „Freiheitsmütze“ (Cap of liberty) genannt, stand links hinüber nahe an dem prächtigen Wasserfall, und der dem Matterhorn an Gestalt ähnelnde riesige Halb-Süddom ragte mit seinen nackten hellgrauen Felswänden nicht weit von der „Freiheitsmütze“ himmelan, ein grandioses Gemälde, dessen Vorgrund ein prächtig bewaldeter Thalkessel bildete.

Die Amerikaner nennen den Nevadafall (den „Yowiye" der Indianer) den schönsten Wasserfall in der Welt, was ich dahingestellt sein lassen will. Ich möchte dem Vernalfall vor ihm den Preis der Schönheit geben, namentlich deshalb, weil der Thalkessel, in den dieser sich hinabstürzt, ein mehr geschlossenes Bild giebt, als die Umgebung des Nevada-Katarakts, an dessen einer Seite der Bergrücken flach ausläuft. Jeder, der die Katarakte im Yosemitethale besucht hat, macht selbstverständlich auch Vergleiche zwischen ihnen und anderen berühmten Wasserfällen, z. B. dem Niagara, dem Shoshone, denen in der Schweiz u. s. w. Gewiß überragen die Kaskaden des Yosemitethales die in der Schweiz bei weitem (d. h. im Frühjahr und im Frühsommer gesehen); aber — um der Wahrheit gerecht zu bleiben —, die wilde Anmut des stolzen Niagara und das schrecklich schöne Schauspiel des durch das tiefe Basaltbett des Schlangenflusses in Idaho herabdonnernden Shoshonefalls*) erreichen sie dennoch nicht.

Von dem Nevadafall rast der Mercéd zwischen glatten und an dreißig Ellen breiten Granitplatten in furchtbarer Eile (mit einem Fall von 250 Fuß auf einer Strecke von nur einer halben englischen Meile) thalab, als sehnte er sich danach, beim Vernalfall seinen zweiten Riesensprung zu machen. Wir überschritten den wilden Bergstrom auf einer aus rohen Fichtenstämmen erbauten Brücke, ehe wir Snow's Gasthaus, das auf einem Felsplateau erbaut ist, erreichten. Vor Sonnenuntergang kletterte ich noch durch eine Felstrümmer-Wildnis bis dicht an den Fuß des Nevadafalls, der hoch über mir wie silberner Schaum über den steilen Abhang quoll und dann, an einer etwas geneigten Felswand herabstürmend, mit prasselnder Wucht die Granitplatten unten im Mercéd traf, ein wunderbar großartiges Schauspiel, von dem ich mich nicht eher loszureißen vermochte, als bis die eintretende Dunkelheit mich zur Rückkehr nach dem Gasthause ermahnte. Als unsere Touristenschar sich abends beim Lichte des Vollmonds, der über dem breiten Gipfel des Glacier Point schwebte, auf der Veranda des Gasthauses vereinigt hatte und nach dem von den dunklen Felsen wie flüssiges Silber herabwallenden Nevadafall hinüberschaute, und seinem wie Sturmwind von den Granitmauern des geisterhaft ihn übergipfelnden „Cap of Liberty" widerhallenden Getöse lauschte, wurden wir alle in eine elegische Stimmung versetzt. Ein besonders poetisch veranlagter Yankee suchte

*) Den Shoshonefall habe ich im ersten Bande meiner „Reisebilder und Skizzen aus Amerika", Altona und New-York 1875, S. 173 ff., ausführlich beschrieben.

dabei mit dem oft wiederholten Ausruf: „an't this nice!“ seinen überströmenden Gefühlen den rechten Ausdruck zu verleihen.

Ich will uns jetzt auf die Felswarte von Cloud's Rest (die Wolkenruhe) versetzen, welche wir am folgenden Vormittage nach einem ermüdenden Ritt von acht englischen Meilen von Snow's Gasthaus erreichten. Cloud's Rest, 6450 Fuß über der Thalsohle und 10,510 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen, ist der höchste Berggipfel in der Umgebung des Yosemitethals. Wir befanden uns hier in einer schrecklich öden Gebirgswüste, in deren Mitte sich das aus mächtigen halbverwitterten Granitquadern aufgebaute Felsgerüste der „Wolkenruhe“ wie eine natürliche Festung erhob. Die fast wie von Menschenhand aufgehäuften Felsplatten geben dem Grat, der sich wie ein Vorgebirge weit hinaustürmt, eine seltsame Gestaltung. Vor Jahrtausenden, als hier noch der ewige Schnee sein Reich hatte, muß die Aussicht von diesem vereinzelten Felskamme eine ähnliche wie die vom Gornergrat gewesen sein. Aber jetzt fehlt ihm die winterliche Pracht, welche das Panorama von jener Hochwarte der Alpen so ergreifend macht. Das Bett des von kolossalen Felshängen eingeschlossenen riesigen Gletschers, der sich in längst vergangener Zeit am Fuße des Cloud's Rest hinzog, ist jetzt von dem lebendigen Eisstrome verlassen; die gespaltene Kuppe des gewaltigen Süddoms trägt heute nicht wie das Matterhorn einen blitzenden Eismantel: nackt und alles Pflanzenwuchses bar strebt sein grauer Granitgipfel himmelan. Die Mercéd-Range der Sierra Nevada, vom Mount Clark und den Minarets bis zum Mono Paß und Mount Hoffman, läßt den Beschauer kalt mit ihren einförmigen, nur hier und da mit spärlichen Schneefeldern und dünnen Fichtenwäldern bedeckten Abhängen und kahlen Gipfeln, ja selbst der von ihr herüberblinkende Spiegel des Tenaya-Sees vermag nicht die Einförmigkeit dieses doch großartigen Panoramas zu mildern. Die anderen in der Riesenrundschau hervortretenden Berge sind heute keine leuchtenden Schneegipfel mehr, wie die Monte-Rosa-Kette, sondern nackte Granitkuppen, wie z. B. der kuppelförmig gestaltete 5600 Fuß aufsteigende Mount Starr King, und das grüne Yosemitethal liegt in zu weiter Ferne, um dem toten Bergpanorama Anmut zu verleihen.

Nächst der seltsamen Gestalt des Cloud's Rest war eine genauere Einsicht in die Urbildung des Yosemitethales dort besonders interessant. Die Hypothese, daß jenes Thal durch eine gewaltsame Zerspaltung der Gebirgsmasse der Sierra Nevada entstanden sei, wird beim Anblick der Kuppen des Nord- und Süddoms ganz haltlos, denn diese beiden Granitgipfel können unmöglich je eins gewesen sein. Nicht nur ist der

Halb-Süddom um vieles höher als der Norddom; auch seine ganze Figur paßt gar nicht zu diesem. Ebensowenig können die steilen Felswände im Yosemitethale allein durch Gletscherbildung und noch viel unwahrscheinlicher durch Erosion entstanden sein; denn von Wassern, die in vertikaler Richtung thätig gewesen, ist an den Felswänden keine Spur zu entdecken, und die geringe Anhäufung von Trümmergestein am Fuße der Granitgipfel spricht gegen die Gletschertheorie. Die Annahme, daß das Yosemitethal einer gewaltsamen Einsenkung seine Entstehung zu verdanken hat, und daß mächtige von der Mono Range und von Cloud's Rest hergekommene Gletscher jenem in späterer Zeit gleichsam den letzten Schliff gegeben haben, scheint mir die richtige zu sein *). Wenn ich stets von den Felsgipfeln des Yosemitethales geredet habe, so nehme ich dabei den Standpunkt im Thale ein. Da die umliegende Gegend ungefähr dasselbe Niveau mit jenen Gipfeln hat, so müssen diese, von dort aus betrachtet, Abgründe genannt werden. Der ganz vereinzelt aufragende Süd-Halbdom macht hiervon jedoch eine Ausnahme. —

Als unsere Touristenschar bei der Rückkehr von Cloud's Rest im Zickzack den jähen Abhang, der vom sogenannten kleinen Yosemitethal am Nevadafall hinunterführt, in langer Reihe vorsichtig hinunterritt, erinnerte mich das Bild mehr an die Alpen, als irgend ein anderes, das ich noch in diesen Bergen geschaut hatte. Der tief unter uns liegende grüne, herrlich bewaldete Thalkessel, eingeschlossen von den himmelanstrebenden Gebirgswänden, der prächtige Wasserfall und der schäumende Mercéd gaben ein wahrhaft schweizerisches Bild, in welchem unsere auf dem steilen Saumpfade sich langsam herabbewegende Reiterlinie nicht den uninteressantesten Punkt bildete. Beim Vernalfall überließen wir unsere Reittiere zeitweilig den Führern, welche dieselben eine Strecke weit über das Gebirge allein weiter trieben, während wir am Wasserfall auf langen Leitern in die Schlucht hinabstiegen, um die hinabstürzenden Fluten ganz in der Nähe zu betrachten.

Ehe wir die Leitern bestiegen, blickten wir, hinter einem natürlichen Felsparapet Platz nehmend, von oben auf die wilden, entfesselten Fluten hinunter. Die ganz dicht am Abhang liegende Felsbrüstung schien von der Natur eigens für Besucher, die zum Schwindel geneigt sind, hierher gesetzt worden zu sein; denn sicherer und bequemer hätte kein Baumeister den Platz herrichten können. Dagegen war der Herabstieg über die feuchten und wackeligen langen Leitern bei der Nähe des Katarakts nicht

*) S. Geological Survey of California: The Yosemite Book. New-York 1868, p. 77.

ohne Gefahr. Vor einem natürlichen Gewölbe, das wie aus der Bergwand herausgehauen schien, hatten wir einen überaus großartigen Anblick auf den nahen prächtigen Vernalfall, der sich in einer gedrängten Flutenmasse 400 Fuß hoch über das Felsparapet in die bewaldete Kluft hinunterstürzte.

Der letzte Tag meines Aufenthaltes im Thale war ein Sonntag, der von den Amerikanern mit Gebet und Singen gefeiert wurde. Ein heftiges Gewitter — hier eine große Seltenheit — war in der vorhergehenden Nacht mit Sturm und Regen über die Gegend gezogen, und graue Wolken hingen bis Mittag tief an den Bergwänden herab. Am Nachmittage klärte sich das Wetter gottlob auf, so daß einem Spaziergang nach den oberen Yosemitefällen, den ich mit drei nicht allzu frommen marschlustigen Amerikanern geplant hatte, nichts mehr im Wege stand. Wohlgemut wanderten wir vom Gasthause quer durch den grünen Thalgrund, überschritten den Mercéd und stiegen dann am nördlichen Abhange einen romantischen Gebirgspfad hinan, der uns nach dem höchsten Katarakte auf dieser Erde bringen sollte.

Das Wetter hatte sich ganz aufgeklärt, und das grüne Thal und die dasselbe einschließenden himmelhohen Klippen und Dome schienen mir herrlicher denn je zu sein. Tausend Schritt über der Thalsohle hatten wir von dem steil abfallenden Columbiafelsen eine ganz prachtvolle Aussicht auf das bewaldete Thal, mit den beiden Granitriesen des Nord- und Süddoms im Hintergrunde. Bald darauf begrüßte uns der gewaltige Yosemitefall. Dann aber nahm der Weg ein Ende, und wir hatten eine halsbrechende Turnpartie bis an die hintere Felswand über ein wahres Chaos von losem Gestein. Schritt für Schritt arbeiteten wir uns über die wild zerstreut vor uns liegenden Felsblöcke, während der Katarakt die Luft um uns mit Wasserstaub erfüllte und sein prasselndes Getöse uns betäubte. Endlich hatten wir die steile Felswand erreicht, von welcher sich der große obere Yosemitefall in den Abgrund stürzt, und traten hinter den stürmenden Wogen in das Vestibule, eine Art Gewölbe, 500 Fuß lang, vor welchem der Katarakt dicht vorbeirast. Wenn ich sage, daß wir ganz durchnäßt, betäubt und sprachlos waren, so will das wenig heißen. Ein Windstoß trieb den dichten Gischt einmal so durch jene Höhle, daß uns buchstäblich hören und sehen verging. So ein Sturzbad unter einer Riesenbrause von 1600 Fuß Höhe zu nehmen, schien mir denn doch außer dem Spaß zu sein, und ich beeilte mich, aus dem romantischen Badegemach wieder herauszukommen. Mit der am Gasthause zur gefälligen Notiznahme für die Reisenden angeschlagenen gedruckten Ankündigung, daß man im Vestibule hinter dem

oberen Yosemitefall „die schauerlichste Scene auf diesem Planeten genießen könne“ (enjoy the most thrilling scene on this planet), hatte es offenbar seine Richtigkeit.

Bei unserem Rückmarsche vom Wasserfall nach dem Thale verlor ich unvorsichtigerweise meine Gefährten im Felsgewimmel aus den Augen, konnte den betretenen Pfad nicht wieder finden und stak eine volle Stunde lang buchstäblich fest zwischen einem fast undurchdringlichen Gewirr von Gebüsch und schlüpfrigen Felsblöcken. Der in meiner Nähe laut brausende Katarakt machte es mir unmöglich, mich meinen Kameraden durch Rufen hörbar zu machen; dazu sollte sich unter diesen Felsen und Büschen eine zahlreiche Kolonie von Klapperschlangen eingenistet haben, — eine nichts weniger als angenehme Nachbarschaft, vor welcher man uns bereits im Gasthause gewarnt hatte! Diese Kletterübung zwischen den riesigen feuchten Felsblöcken und durch das dicht verschlungene Gebüsch, wobei ich meistens auf Händen und Füßen hin- und herkriechen mußte und stets in Gefahr war, dem Abhange, in welchen sich der Katarakt unter mir herabstürzte, zu nahe zu kommen, fand ich im höchsten Grade ungemütlich!

Mein Abenteuer gab selbstverständlich bei meiner Rückkehr für unsere Reisegesellschaft einen herrlichen Unterhaltungsstoff, wobei die Damen nicht ermangelten, mir meine Entheiligung des Sabbaths, den ich durch diesen Spaziergang entweiht hätte, auf eine milde Weise vorzuhalten. Sie sprachen es als ihre Überzeugung aus, daß mein Mißgeschick eine gerechte Strafe des Himmels für meine deutsche Gottlosigkeit gewesen sei.

Über den Glacier Point verließen wir am folgenden Morgen des Yosemitethal. Auf steilem Saumpfade ritten wir in langer Reihe langsam an der Südseite des Thales bergan, blickten von dem 1800 Fuß hohen Vorgebirge Union Point auf die uns lieb gewordenen, unter parkähnlichen Baumgruppen liegenden Gebäude und erreichten nach zweistündigem Ritt den Gipfel der sich 3700 Fuß jäh über den Thalgrund erhebenden Felswand des Glacier Point, auf dessen breitem Plateau ein herrliches Fichtenwäldchen steht. Die Aussicht von diesem erhabenen Standpunkt ist nächst der vom Inspiration Point unstreitig die großartigste über das Yosemitethal. Von einer überhängenden Felsplatte sahen wir direkt unter uns in das Thal hinab, ohne die zu unseren Füßen aufstrebende gewaltige Felswand erblicken zu können. Wie auf einer Landkarte lag das grüne Thal mit seinen ganz zierlich scheinenden Bäumen, Wiesen, Anlagen und Häusern tief unter uns, durchschlängelt von dem hellen Bande des Mercéd und umschlossen von den gewaltigen

hellgrauen Felswänden und himmelanstrebenden Domen. Als ein kleiner Spiegel blinkte der Mirror Lake zu uns herauf aus dem Waldesgrün. Gerade uns gegenüber schwebte der große Yosemitefall wie ein im Winde flatternder Silberschleier an der mächtigen Felswand hin und her, und von rechts herüber grüßten uns die scheinbar dicht über einander liegenden weiß schäumenden Katarakte des Vernal- und des Nevadafalls aus einem anmutigen Thalgrund, auf den die in duftiges Gewand gehüllte hohe Warte von Cloud's Rest und die Mono Range aus weiter Ferne herabblickten. Es war dies ein Panorama, wie es wohl kein zweites ihm ähnliches in der weiten Welt giebt: jener idyllische Thalgrund, umrahmt von den stolzen Granit-Mauern und -Domen und geschmückt mit den herrlichsten Wasserfällen!

Noch einen Blick in das Wunderthal der Sierra, und dann jagte unsere Touristenkavalkade im Galopp durch den hohen Tannenwald, über grüne Wiesen und an malerischen Berghängen entlang, zurück nach der Fahrstraße. Vierzehn englische Meilen von Glacier Point erwartete uns die Stagekutsche, die uns wieder über Clark's Ranch an die südliche Pacificbahn brachte, wo sich unsere Gesellschaft nach Nord, Ost und West, wahrscheinlich auf Nimmerwiedersehen, trennte. Aber wir nahmen ja alle die Wunder von Yosemite mit uns in das nüchterne Alltagsleben, als schönes Traumbild einer goldenen Erinnerung!

II.

Ein Ausflug nach dem Napathale und den Geysers.

Wer den staubigen Straßen, den fröstelnden Winden und Seenebeln von San Francisco, welche einem während der Sommermonate den Aufenthalt in dieser Stadt oft verleiden, auf einige Tage entgehen will, der hat eine reiche Auswahl der mannigfachsten Ausflüge in die Umgebungen dieser jüngsten Großstadt Amerikas, die so zu sagen der Griff eines kostbaren Fächers ist, dessen auseinander gespannter Kranz einen weiten Halbkreis von anmutigen Thälern und von herrlichen See-, Wald- und Gebirgsscenerien bildet, die sich an beiden Enden — im Nordwesten und im Südwesten — an das schaumumsäumte Ufer des großen Oceans lehnen. Eine Fahrt durch das in nordwestlicher Richtung liegende Napathal und über das Gebirge nach den californischen Geysers

ist eine der lohnendsten unter den kürzeren Vergnügungensreisen, und lade ich jetzt den Leser ein, mich auf einem solchen Sommerausfluge, den ich zu wiederholten Malen dorthin unternommen habe, zu begleiten.

Mit der Centralpacificbahn fahren wir zunächst bis Vallejo Junction, setzen dort auf einer Dampffähre über die oberen Gewässer der breiten San Pablo-Bai, mit herrlicher Aussicht auf die Städte Benicia und Vallejo und die Navy Yard von Mare Island, nnd kutschieren dann lustig von Vallejo, wieder mit Vorspann des eisernen Rappen, durch das idyllische Napathal. Kaum eine halbe Stunde von San Francisco entfernt ist die Witterung bereits ganz sommerlich geworden.

Das Napathal ist eines der gesegnetsten Thäler Californiens. Es hat eine Länge von über 40 englischen Meilen und wird vom Napa-Creek durchströmt, der bis nach Napa-City, 16 englische Meilen von seiner Mündung für kleinere Fahrzeuge schiffbar ist. Bewaldete Höhenzüge, welche sich mitunter zu ansehnlichen Bergen erheben, bald näher aneinander herantretend, bald meilenweit getrennt, schließen das Thal zu beiden Seiten ein. Die Berge tragen das dem californischen Landschaftsgemälde im Sommer eigentümliche braune Gewand zur Schau. Die eingehegten Felder, sowie das unbebaute Land sind mit einzeln wachsenden, nicht sehr hohen breitgeäfteten Lebenseichen bestanden, welche diesen Teilen des Thales das Ansehen eines Parkes geben. Die warmen Tinten des landschaftlichen Bildes verlaufen sich in bläuliche Ferne, wo die Höhenzüge scharf gegen den Himmel abstechen. Diese Schärfe der Bergkonturen ist eine Eigentümlichkeit jeder californischen Landschaft. Weinberge und Weizenfelder, Obstgärten, Akazienhaine, Farmhäuser, von Blumengärten umrahmt, wechseln ab mit noch unbebauten Landstrecken, und hier und da liegen kleinere Waldungen und dunkles Gebüsch inselngleich in der Thalebene zerstreut.

Der Hauptort im Thale und zugleich der Sitz des Countygerichts ist N a p a - C i t y, ein freundlicher Platz von etwa 5000 Einwohnern, mit herrlichem mildem Klima. Das schmucke Städtchen, mit den vielen Blumengärten, dem frischen Grün der Akazien und den von roten Früchten strotzenden Kirschbäumen macht einen anheimelnden Eindruck. In seiner Nähe erhebt sich zur Rechten von der Eisenbahn der vielgetürmte Prachtbau der bedeutendsten der beiden Staats-Irrenanstalten Californiens, das Napa Insane Asylum (die andere Irrenanstalt befindet sich in der Stadt Stockton), — ein Gebäude, dessen Herstellung anderthalb Millionen Dollars gekostet hat. Fünf englische Meilen nordöstlich von Napa City liegen an einem bewaldeten Höhenzuge die wegen ihres trefflichen Mineralwassers in Californien bekannten N a p a S o d a S p r i n g s, mit herr-

licher Aussicht in das Napathal. Das Wasser dieser Quellen wird mit einem Beisatz von komprimierter Luft in Flaschen gefüllt, und braust beim Oeffnen der Flasche wie Sodawasser auf.

Das 1800 Einwohner zählende Städtchen St. Helena, welches uns auf der Weiterreise begrüßt, ist der Mittelpunkt der Weinindustrie*) im Napathale, — ein reizender Platz, umgeben von wohlgepflegten Obstgärten, in denen Aprikosen, Feigen, Quitten, Mandeln, Pfirsiche, Orangen und andere Fruchtarten in üppigster Fülle gedeihen. In und um St. Helena haben sich Deutsche in Menge angesiedelt, so daß man das Städtchen fast eine deutsche Kolonie nennen könnte. Die zahlreichen Weinberge, die teils in der Ebene, teils an den Hügeln liegen, der Obstreichtum, die vielen stattlichen Villen und freundlichen Wohnhäuser inmitten prangender Gärten geben den augenscheinlichen Beweis, daß es unseren Landsleuten hier recht gut geht. Und wahrlich! eine lieblichere Stätte für ein ländliches Heim, als hier im gesegneten Napathale, in nicht allzuweiter Entfernung von der Großstadt San Francisco, kann sich niemand in Californien wünschen. Wer in dieser milden Luft, unter diesem blauen Himmel und in dieser an landschaftlichen Reizen überreichen Gegend den Griesgram herauskehren wollte, der ist nicht wert, daß ihn die Sonne bescheint! — In früheren Jahren pflegten die 2½ engl. Meilen von St. Helena in einem hochromantischen Thalkessel liegenden White Sulphur Springs von reichen Amerikanern im Sommer viel besucht zu werden. Jetzt sind diese Bäder nicht mehr „fashionable“, sie liegen unbenutzt in der herrlichen Gegend, und die Gebäulichkeiten fallen in Ruinen.

Bei der Weiterfahrt von St. Helena verringern sich allmählich die landschaftlichen Schönheiten des Napathales, welches am Fuße des 4343 Fuß hohen breitgewölbten Mount St. Helena seinen Abschluß findet. Dieser Berg, der ein ausgebrannter Vulkan ist, wurde zuerst im Jahre 1841 von dem bekannten russischen Naturforscher und Reisenden Wosnessensky bestiegen und von ihm nach der Großherzogin Helene von Rußland benannt.

Am Ende des Thales, 42 engl. Meilen von Vallejo, liegt das Städtchen Calistoga, das Ziel unserer Eisenbahnfahrt, an welchem

*) Die Weinernte von Napa County, welche mit den Counties Sonóma und Los Angeles obenan steht in der Reihe der Wein bauenden Counties in Californien, belief sich im Jahre 1884 auf 4,100,000 Gallonen. Außerdem werden Massen von Trauben zum Tafelnutzen nach San Francisco versandt. Die Weinernte von 1885 lieferte in Napa, wie überall in Californien, ausnahmsweise nur einen halben Ertrag, war aber von vorzüglicher Güte.

Platze die Gebirgsreise nach den Geysers beginnt. Calistoga war in früheren Jahren das Zwillingskind von White Sulphur Springs und der fashionabelste Kurort in Californien — „The Saratoga of the Pacific“. Heute ist es ein langweiliges Dorf, ohne jegliche Reize. Das Kurhaus und die Bäder sind verlassen, der flache Thalkessel mit dem spärlichen Baumwuchs sieht so unromantisch wie nur denkbar aus. Und doch sprudeln die Thermen dort noch immer aus dem Boden hervor: das „chemische Bad“ mit 118°, das „Schlammbad“ mit 165°, die „Hühnersuppe“ mit 185° und das „Dampfbad“ mit 195° Fahrenheit. Das heiße Wasser der „Hühnersuppenquelle“ soll, mit Pfeffer und Salz vermischt, wie eine vortreffliche Hühnersuppe schmecken! — Die heißen schwefelhaltigen Quellen haben einen starken Beisatz von anderen Mineralien, namentlich von Eisen und Magnesia, und wurden unter dem Namen „aguas calientes“ schon von den alten mexikanischen Ansiedlern als Heilquellen, insbesondere gegen rheumatische Beschwerden benutzt. Jetzt sind die Bäder, wie gesagt, ganz verlassen. Die vielbesuchten Mineralquellen im nahen Sonóma County, und mehr noch die vom nördlich angrenzenden Lake County, welches eine Unmasse von vorzüglichen Heilbädern besitzt, haben sowohl Calistoga als White Sulphur Springs zur Zeit als Kurorte vollständig entvölkert*).

Den „aguas calientes“ bei Calistoga scheint aber ein nahes glänzendes Auferstehen beschieden zu sein. Der bekannte Eisenbahnkönig und mehr als vierzigfache Millionär Leland Stanford hat nämlich das Land, auf dem jene Thermen liegen, käuflich an sich gebracht. Er will dort ein prächtiges Kurhaus bauen, Anlagen und Verschönerungen aller Art herrichten lassen und die alten Heilquellen wieder in einen vornehmen Badeort umwandeln. Mit der Wünschelrute seiner ungezählten Millionen wird Herr Stanford das Glück in Calistoga wieder aus dem Boden hervorzaubern, und es werden sich ohne Zweifel die alten glänzenden Zeiten für die aguas calientes dort binnen weniger Jahre in verbesserter Auflage erneuern.

---

*) Die Zahl der Heilquellen, welche sich in Californien vorfinden, ist erstaunlich groß und wird auch nicht annähernd von denen in irgend einem anderen Staate der Union erreicht. Viele dieser Thermen, deren Wasser jedoch bis jetzt nur in wenigen Fällen analysiert wurde, finden auch von auswärts zahlreiche Besucher und sind wegen ihrer Heilkraft berühmt geworden. Alle führen den Namen „Springs“ (Quellen) z. B. „Highland“-, „Harbin“-, „Bartlett“-, „Siegel“, „Scaggs“-, „Gilroy Hot“, „Congress“-, „Paraiso“-, „Paso Robles“- etc. Springs. Es leidet wohl keinen Zweifel, daß manche von den genannten und andere californische Heilquellen im Laufe der Zeit eine ähnliche Stellung für Amerika einzunehmen bestimmt sind, wie sie die berühmten Bäder Deutschlands für Europa besitzen.

In der Nähe des Bahnhofs hielten zwei sechsspännige prächtige Wagen, welche die mit der Eisenbahn angelangten Passagiere nach den 27 engl. Meilen entfernten Geysers bringen sollten*). Zu meiner nicht geringen Freude erfuhr ich, daß Herr Foß Clark senior (meistens kurzweg Foß genannt) ausnahmsweise selbst den ersten Wagen fahren wollte. Foß, der als unübertroffener Stagekutscher in Californien sozusagen einen Weltruf genießt, hat seit einigen Jahren seinem Sohn die Leitung der Geysergespanne übergeben und sich auf seiner an der Landstraße nach den Geysers 6 Miles von Calistoga gelegenen schmucken Farm (Foßville genannt) niedergelassen, wo er für die Mahlzeiten der hungrigen Reisenden auf vortreffliche Weise Sorge trägt. Als die Touristen das Fahrgeld entrichten wollten, meinte er, das hätte keine Eile; wir könnten ja nach unserer Rückkehr zahlen! — Ein solches Vertrauen in die Ehrlichkeit des reisenden Publikums war mir, ehrlich gestanden, selbst in Californien bemerkenswert!

Die sechs mutigen Rosse, welche den Vorspann jedes bequem zwölf Passagiere haltenden offenen Wagens bildeten, scharrten den Kiessand mit ihren Hufen und schienen mit Ungeduld auf ein Zeichen zur Abfahrt zu warten. Foß hatte seine liebe Not, die aus 22 Personen bestehende Reisegesellschaft in den zwei Wagen zu verteilen, da jeder Passagier es darauf abgesehen hatte, die Fahrt nach den Geysers in seinem Wagen mitzumachen. Ich stellte mich ihm als berühmter Reisender und Schriftsteller vor und erhielt infolgedessen sofort den Ehrenplatz bei ihm auf dem Kutscherbock. Mit amerikanischer Höflichkeit gab Herr Foß den Damen den Vorzug und verwies die meisten Herren an seinen minder berühmten Kollegen von der Peitsche. Obgleich einige heftig Einwendungen machten und erklärten, daß sie von New-York, von San Francisco und Gott weiß woher bloß deshalb nach Calistoga gekommen seien, um auch einmal mit dem berühmten Foß zu fahren, und andere ihn auf die Seite nahmen, um ungestört mit ihm verhandeln zu können, war er doch taub gegen alle Schmeicheleien und sonstige diplomatische Künste. Eine junge kecke Amerikanerin aus San Francisco, die ganz allein zum Vergnügen nach den Geysers reiste, erhielt den Platz zwischen Foß und mir. Die übrigen Passagiere in den beiden

*) Die Reise nach den Geysers kann auch durch das Sonómathal über Cloverdale gemacht werden, von welchem Platze die Entfernung nach den Geysers nur 16 Miles beträgt. Ein Billet von San Francisco nach den Geysers und retour kostet heute über jeden der genannten Plätze nur noch $8^1/_2$ Dollars, ein Rundreisebillet von San Francisco über Calistoga nach den Geysers und zurück über Cloverdale, oder auf dem umgekehrten Wege, kostet $12^1/_2$ Dollars.

Jenseits der Höhe senkte sich die Straße schnell, plötzlich sahen wir uns wieder in den engen Rahmen des Waldgebirges versetzt und fuhren mit erschreckender Schnelligkeit bergab. Tausend Fuß fiel die Straße in der nächsten englischen Meile. Im schlanken Trabe eilte unser Viergespann bergab und der Wagen machte die häufigen kurzen Schwenkungen um die Gebirgswände in einem nichts weniger als angenehmen Zeitmaß. Mehrere hundert Fuß unter uns floß rechts in der waldigen Tiefe ein schäumender Bach, der Pluton Creek; die schmale Straße war oft kaum breit genug, daß die Räder ein paar Zoll vom Abgrunde entfernt bleiben konnten. Hier und da brausten kleine Wasserfälle linker Hand von der bewaldeten Bergwand herab. Unter dem Grün breitgeästeter Lebenseichen und stattlicher Lorbeerbäume bemerkte ich öfters die gelben glatten Stämme der fettblättrigen Madronas und rötlichbraune Manzanitasträuche; auch zahlreiche Büsche der „Gifteiche" (Poison Oak), welcher Strauch in Californien einen schlechten Namen hat. Das dem Eichenblatt ähnliche, an der Rückseite rote Blatt dieses Strauches verursacht mitunter beim Berühren ein Schwellen der Haut. Personen, die stark in Schweiß geraten sind, sind besonders empfänglich für das Gift; zuweilen werden diese, wenn sie nahe bei einem Busche vorbeigehen, namentlich wenn der Wind von dort herweht, schon vergiftet. Andere dagegen können das Blatt unbeschadet in die Hand nehmen. Die Vergiftung zeigt sich meistens mit Schwellen im Gesicht und ist, obgleich nicht gefährlich, doch außerordentlich unangenehm und entstellend. Für Naturfrischler und Teilnehmer an Picknicks ist das „poison oak" ein fortwährendes Schreckgespenst in Californien.

Am Wagen fiel mir ein auf einem niedrigen Pfahle befestigter kleiner Klappkasten auf, der die Inschrift „Letter Box" trug. Es war dies das Postamt einer jenseits der Thalschlucht liegenden Quecksilbermine. Einen Postmeister giebt es hier nicht. Die Bergleute pflegen Briefe, welche sie befördert haben wollen, dort hineinzulegen, und die Kutscher der vorbeifahrenden „Stages" nehmen dieselben gelegentlich heraus und besorgen sie an ihre Adresse nach der Außenwelt. Briefe und Zeitungen von dort an die biederen Miner werden von den Kutschern in denselben Kasten geworfen und von jenen gelegentlich abgeholt.

Nach einer lustigen Fahrt von etwa fünf engl. Meilen bemerkte ich jensenseits der Thalschlucht eine weiße Dampfwolke, die von der Seite des Berges aufpuffte, und ein scharfer Schwefelgeruch deutete an, daß das Ziel unserer Reise nicht mehr fern sein konnte; und ehe ich's dachte, lag dicht vor uns, umschlossen von prächtig bewaldeten Bergen, das von einem weißen Staket umgebene freundlich ländliche Geyser-

Hotel, — 27 englische Meilen von Calistoga und genau 100 Miles von San Francisco entfernt. Dem Gasthause gerade gegenüber stiegen an der Seite eines ansehnlichen Berges aus einer kahlen Felsschlucht dichte Dampfwolken hoch in die Luft, als ließe man dort eben den Dampf aus einem Kessel — das waren die berühmten Geysers, gewöhnlich „Great Steamboat Geysers“ genannt.

Im Gasthause galt unsere erste Frage den Geysers, und wann wohl ein ortskundiger Führer bereit sein würde, Fremde dorthin zu geleiten. Der Wirt sagte, daß vor dem nächsten Morgen ein Besuch der sogenannten Teufelsschlucht (Devils Cañon) nicht geraten wäre, weil es dort bei Tage vor Hitze nicht auszuhalten sei. Aber während der Nacht würden sich die Felsen abkühlen, und er wolle deshalb am nächsten Morgen ganz in der Frühe der Gesellschaft einen Führer mitgeben, der uns alles zeigen solle; mittlerweile möchten wir es uns im Gasthause bequem machen, spazieren gehen, die natürlichen Dampfbäder besichtigen ꝛc. Eine oben im Cañon unter den weißen Dämpfen wehende rote Fahne hatte allerdings ein gar sehr verführerisches Aussehen und schien uns zu einem Besuche förmlich einzuladen; aber wir nahmen doch den wohlgemeinten Rat unseres Wirtes an und verschoben einen Besuch der „Teufelsschlucht“ bis zum nächsten Morgen. Auf unsere Frage, was die rote Fahne zu bedeuten habe, erhielten wir die Auskunft, daß dort die „Kanzel des Teufels“ (Devils Pulpit) sei.

Der Aufenthalt im Geyser-Hotel und in den Anlagen ward uns so angenehm wie nur möglich gemacht. Hübsche saubere Kieswege, beschattet von prächtigen Bäumen, führten hinab in den Pluton-Creek, welcher zwischen dem Gasthause und der Geyserschlucht durch das waldige Thal strömte. Wer Lust zum angeln hatte, der konnte leicht im Pluton oberhalb des Geyserbaches die köstlichsten Bergforellen (mountain trouts) in Menge fangen und eine Abendmahlzeit anrichten lassen, um welche ihn mancher verwöhnte Städter beneiden möchte. Seltsam ist es, wie die Fische den Weg nach dem klaren Wasser des obern Pluton finden, da sie durch das schwefelhaltige Wasser des in den Pluton fallenden Geyserbachs schwimmen müssen, ehe sie dorthin gelangen.

Nahe am Ufer des Pluton lag ein Häuschen mit einem natürlichen Dampfbad, das von uns Fremden stark in Anspruch genommen wurde. Die dem Boden entströmenden heißen Dämpfe stiegen unmittelbar in ein geschlossenes Zimmer; nebenan befand sich ein lauwarmes Sturzbad, das durch einen heißen von den gegenüberliegenden Felsen hergeleiteten Quell gebildet wurde, und nur zehn Schritt davon lud ein prächtiges Kaltwasserbecken zum Schwimmbad ein. Um das Dampfbad

zu genießen, mußte man den Kopf durch ein Loch in der Thür der Dampfstube stecken und konnte den Körper nach Herzenslust abbrühen lassen, ohne genöthigt zu sein, den Dampf einzuatmen; und das lauwarme Sturzbad mit darauf folgendem Kaltwasserbad vollendete das natürliche „türkische Dampfbad", welches, wie man uns versicherte, eine gründliche Heilung für rheumatische Beschwerden sei.

Heiße, warme und kalte Mineralquellen der verschiedensten Art findet man in dem Thalkessel der Geysers in einer wahren Unmasse. Nach der sogenannten „Sauerquelle" (acid springs), deren Wasser wie abgestandene Limonade schmeckt, machte unsere ganze Reisegesellschaft unter der persönlichen Leitung des Wirtes einen Spaziergang durch den schattigen Wald. Die Lage des Gasthauses, 1692 Fuß über dem Meere, ist herrlich. Ringsum erheben sich die prächtig bewaldeten Bergkuppen 800 bis 900 Fuß hoch; die Aussicht von den um das Haus laufenden Gallerien ist hochromantisch. Nach der Hitze des Tages suchte ich ein kühles Plätzchen auf der oberen Veranda und hatte dort gerade vor mir die inmitten der waldigen Höhen liegende weißgraue Felsschlucht der Geysers, aus der die dichten weißen Dämpfe über 100 Fuß hoch in die blaue Luft emporstiegen. In der Kühle des Morgens füllen die Dämpfe oft das ganze Cañon und erheben sich, breitaufsteigend, 200 bis 300 Fuß hoch; am Tage dagegen steigt der Dampf selten über 100 Fuß hoch empor, da er schneller durch die heiße Luft aufgesogen wird.

Als die Nacht längst Gebirg und Thal in ihre Schatten gehüllt, stieg die glänzende Scheibe des Vollmonds prächtig über die waldigen Bergkuppen empor und beleuchtete aufs neue die wilde Gegend mit silbernem Lichte. Da machte ich noch allein einen Spaziergang hinunter nach dem Pluton. Drüben wogten die weißen Dämpfe in der Geyserschlucht, über felsigem Grunde murmelte der Pluton und ringsum standen die dunkeln Lorbeerbäume und Eichen, an denen kein Blatt sich regte, als schliefen sie in der zauberischen Mondnacht. Nur schwer vermochte ich mich loszureißen von dieser herrlichen Scenerie, wo die Natur das Wildromantische mit dem Idyllischen in einem Bilde vereint hatte. Noch einen letzten Blick warf ich auf die Silberdämpfe der Geysers, die geisterartig am finstern Abhange emporwallten, und dann ging ich zurück nach dem Gasthause und suchte mein Schlafgemach auf; — denn der Wirt hatte vorhin laut verkündet, er werde morgen bereits um vier Uhr alle Schläfer im Hause aus den Betten heraustreiben, auf daß seine geehrten Gäste dem „Teufel und seiner Großmutter" in corpore einen Morgenbesuch abstatten könnten. —

Unser Wirt hatte, seinem Versprechen gemäß, sämmtliche Gäste bereits etwas vor vier Uhr geweckt, und genau um fünf Uhr ertönte die schrille Pfeife unseres Führers und der Ruf „all on board“! um anzudeuten, daß der Dampfer, nämlich der Geyser-Cañon, geheizt habe. Die weißen Dämpfe stiegen denn auch an diesem Morgen in solcher Menge drüben am Berge empor, daß es ganz den Anschein hatte, als ob dort ein Dampfer zur Abfahrt bereit sei und eben den überflüssigen Dampf aus den Kesseln ließe. Jeder von der Gesellschaft nahm einen von den bereit stehenden langen Stäben in die Hand, um das Klettern in dem felsigen Cañon zu erleichtern, und in langer Reihe folgten Damen und Herren dem Führer durch die parkähnlichen Anlagen nach dem Pluton-Creek. Der Morgen war herrlich, und die dampfende Schlucht inmitten der grün bewaldeten Berge nahm sich im höchsten Grade romantisch aus.

Nachdem wir den Pluton, einen echten Sohn des Hochgebirges, der sich über Steingeröll und abgewaschene Felsblöcke mit Brausen einen Weg suchte, auf einer Brücke überschritten hatten, gelangten wir bald durch das Gehölz über einen rauhen Felsenpfad an den Eingang des Geyser-Cañon und betraten die wüste „Teufelsschlucht“. Wenn schon heute am frühen Morgen die Wärme hier sehr bedeutend und außerordentlich lästig war, so mußte dieselbe gegen Mittag fast unerträglich sein, da die in dem engen Felsthale sich zusammendrängenden Sonnenstrahlen in Gemeinschaft mit der dem Boden entströmenden Hitze die Schlucht alsdann so zu sagen in einen heißen Ofen verwandelten. Den heißen Quellen, welche sich uns auf jedem Schritte zeigten, und den zahlreichen Felsspalten, aus denen der Dampf sich einen Ausweg suchte, hat man allerlei höllische Namen beigelegt, z. B. „des Teufels Werkstätte“, „des Teufels Küche“, „Proserpinens Grotte“, „des Teufels Punschbowle“, „des Teufels Tintenfaß“, „des Teufels Apothekerladen“, „der brennende Berg“, „des Teufels Laboratorium“, „der Hexenkessel rc. Das Wasser hat einen Wärmegrad von 88, 97, 146 bis 195° Fahrenheit. Quellen von ganz verschiedenem Wärmegrad und verschiedener Analyse und Dampfventile liegen im Geyser-Cañon nahe bei einander, und gleich oberhalb der Schlucht sprudelt eine ganz kalte Quelle aus der Erde. Das Wasser ist bald kalt, bald warm oder heiß, bald klar wie Krystall, bald gefärbt; mitunter ist es geschmacklos, meistens aber hat es einen brakigen und faulen Geschmack. Die medizinischen Eigenschaften der verschiedenen Quellen sollen denen der berühmtesten Bäder Deutschlands gleichkommen. Das heiße Wasser enthält in Auflösung eine Unmasse von Mineralien, Salzen und Säuren,

namentlich viel Ammonium, Magnesium, Borax, Schwefel und Eisen, und hat den überall nackt zu Tage tretenden und in Zersetzung begriffenen Gesteinmassen (Porphyr und Grauwacke) einen weißlich-bräunlichen Überzug von allerlei Mineralstoffen gegeben, der wie verbrannt aussieht. Dabei herrscht ein Geruch von Schwefel- und anderen Dämpfen in der Schlucht, der nebst der Hitze, dem Zischen des Dampfes, dem Brodeln der heißen Quellen ꝛc. einen in der That höllischen Eindruck macht. Stellenweise ist der Boden von der Einwirkung der Wärme wie gelockert, so daß man beim Darüberwegschreiten darin einsinkt, und fast überall giebt der felsige Grund, wenn man darauf stampft, einen dumpfen Ton von sich, als wäre eine Höhlung darunter. Wo hier und da Quellen versiegt sind, bemerkt man Ablagerungen von schmutzig-weißlichem Schwefel, grünem Kupfer, blauem Kobalt und weißem Bittersalz in buntem Gemisch durcheinander gemengt.

Das Geyser-Cañon, in welchem die Felswände zu beiden Seiten in einem Winkel von 45 Grad aufsteigen, ist etwa eine viertel englische Meile lang und gleicht einem riesigen natürlichen Laboratorium, in dem gerade tüchtig gearbeitet wird. Die bewaldeten Berge, welche die Schlucht einschließen, zu deren nackten Seiten eine reiche Vegetation herabreicht, geben den grünen Rahmen zu diesem urwilden Bilde. Die zahlreichen Quellen im Cañon finden ihren Abfluß durch den die Schlucht herunterströmenden warmen Geyserbach, der unterhalb des Cañon in den Pluton fällt. Der Pluton ergießt sich zwölf englische Meilen vom Thalkessel der Geysers in den Russian River.

Je weiter wir uns einen Weg über die heißen Felstrümmer suchten, um so ungemütlicher ward es dort: der Dampf zischte und puffte, stöhnte und lärmte, das Wasser brodelte und kochte in den Felslöchern, rechts und links, vor und hinter uns, der hohle heiße Boden war ein nichts weniger als angenehmer Spaziergrund, und dabei herrschten eine Hitze und ein Schwefelgeruch in der engen Schlucht, die auf die Dauer recht lästig wurden.

Ich will die bemerkenswertesten Stellen des Geyser-Cañon zu beschreiben versuchen.

An einer Seite der Schlucht liegen nicht weniger als hundert mit kochendem Wasser gefüllte Felslöcher dicht neben einander, welche Stelle den Namen der brennende Berg führt. Der Boden ist dort nicht fest und der Führer warnte uns, denselben ja nicht zu betreten. Ein kleines Felsenloch, das mit einer pechschwarzen, tintenähnlichen, warmen Flüssigkeit gefüllt ist, führt den sehr passenden Namen des Teufels Tintenfaß. Ich vermute, daß Seine satanische Majestät den nach

der Unterwelt reisenden Seelen mit jener Tinte die Pässe visiert. Diese schwarze Flüssigkeit, welche im Gasthause als Tinte benutzt wird, besteht aus einer Auflösung von Eisen, Kupfer und Schwefel. Des Teufels Küche ist eine ganz ansehnliche Zusammenstellung von brodelnden großen und kleinen Felslöchern, in denen eine pikante Schwefelsuppe gekocht wird. Des Teufels Punschbowle enthält eine mit Schwefel und Alaun versetzte lauwarme Flüssigkeit, von welcher unser Führer der Gesellschaft einem warmen Morgentrank umsonst einschenkte. Wenn übrigens der „barkeeper" in der Unterwelt keinen besseren Punsch als diesen zu brauen versteht, so bedauere ich die durstigen Seelen! Der Hexenkessel ist das größte mit kochendem Wasser gefüllte Felsloch. Es hat 7 Fuß im Durchmesser, bei noch nicht ergründeter Tiefe. Das Wasser, welches 195° F. Hitze hat, siedet darin wie in einem großen Kessel und giebt mitunter ein seltsam stöhnendes Geräusch von sich, wenn der Dampf hindurchbricht und die dunkle Flüssigkeit höher hinauftreibt. Eier sind im Hexenkessel in drei Minuten hart gekocht, wovon wir uns selbst überzeugten. Daß das Wasser in des Teufels Kornmühle (Devil's Grist Mill) 15 Fuß hoch emporspritzt, wie phantasiereiche amerikanische Naturforscher behauptet haben, muß ich entschieden in Abrede stellen. Die 15 Fuß verminderten sich auf kaum eben so viele Zoll. Weiterhin lag der große „Steamboat Geyser", ein etwa zwei Fuß im Durchmesser haltendes Felsloch, aus welchem der Dampf in Masse und mit bedeutendem Geräusch hervordringt. Die gewaltige Dampfmenge, welche vom Gasthause aus gesehen, mitunter 300 Fuß hoch emporsteigt, hat hier ihren Herd. In der Nähe bemerkt man den Dampf wegen der intensiv über dem Felsloch erhitzten Luft aber erst, nachdem er ungefähr sechs Fuß vom Boden emporgestiegen ist. Das Dampfboot ist eine Stelle an der Seite des Cañon, wo der Dampf aus einer Menge von großen und kleinen Ventilen hervorbricht und besonders laut rumort.

Unsere Gesellschaft, die sich in der Schlucht zerstreut hatte und öfters den Platz wechselte, wenn die Schuhsohlen zu heiß wurden, ward, ehe wir weiter gingen, von einem Photographen zusammen gerufen, der mit seiner Camera vom Gasthause gekommen war, um uns zu verewigen. Nachdem wir eine höchst anmutige Gruppe in der Nähe des „Hexenkessels" gebildet hatten und der Künstler sich mit dem aufgenommenen stereoskopischen Bilde zufrieden erklärt hatte, setzten wir unsere Wanderung fort. Der nächste Punkt von Interesse war ein oben im Cañon vereinzelt aufragender weiß und braunroter bröckliger Fels, von dem die schon früher erwähnte rote Fahue wehte, des Teufels Kanzel genannt. Für einen beredten Teufel wäre dies in der That ein aus-

gezeichneter Platz, um von dort den unten in den siedenden Felstöpfen versammelten Seelen eine Strafpredigt zu halten!

Als wir die Schlucht verließen, hatten wir von einer das obere Ende derselben überhängenden Höhe, die den poetischen Namen des Liebenden Sprung (lover's leap) führt, eine letzte außerordentlich romantische Aussicht. Ein grünes Plateau, auf dem bunte Blumen sproßten und das von Hollunderbüschen und Lebenseichen umrahmt war und im Hintergrunde von dem hohen Cobbmountain, an dessen Seite das Geyser-Cañon liegt, überragt wurde, senkte sich dort mit der einen Seite direkt zur wilden Geyserschlucht. Unter uns erstreckte sich das wüste dampfende Cañon aus dem das Geräusch der kochenden heißen Quellen und des brausenden Dampfes, untermischt von dem des thalab eilenden Geyserbachs, vernehmlich bis zu uns empordrang; jenseits der wilden Schlucht blickte das freundliche Gasthaus mit dem weißen Staket, umgeben von grünen Bäumen, zu uns herüber, und ringsum lagen die mit Eichen, Eschen, Fichten, Lorbeer, Sykomoren, Madroñas etc. bestandenen Berge im vollen Schein der Morgensonne, — ein Bild, das durch den Gegensatz zwischen der weißgrauen dampfenden Felsschlucht und den umliegenden grünen Waldhöhen ein ganz eigentümlich pittoreskes Ganzes bildete.

Durch das schattige Gehölz folgten wir dem Führer jetzt nach dem alten indianischen Dampfbad. Über einer kochenden und stark dampfenden Quelle sieht man dort noch dieselben nackten Baumzweige, welche die Indianer hierher gelegt hatten und über welche sie Wolldecken auszubreiten pflegten, um darunter im Dampfbad zu sitzen und Heilung von rheumatischen Beschwerden zu suchen. Ganz in der Nähe von dieser kochend heißen Quelle sprudelt eine mit Eisen und Alaun versetzte kalte Quelle, die nur 68° F. hat, aus demselben Felsen hervor. Mit einem Besuche bei des Teufels Theekessel beschlossen wir unseren Morgenspaziergang. Der daselbst heftig aus dem Boden hervorbrechende Dampf wirft Erde und auch kleine in das trichterförmige Loch stets zurückrollende Steine gewaltsam fort. Wir unterhielten uns eine Weile damit, das natürliche Dampfventil mit Erde und Steinen zu verstopfen, die der Dampf aber jedesmal schnell und kräftig wieder an die Seite warf. Dann gingen wir zurück nach dem Gasthause, wo wir uns zunächst das Schuhzeug gründlich reinigen ließen, da die verschiedenen scharfen Präparate, Mixturen, Salben etc. aus des „Teufels Apothekerladen", welche daran haften geblieben waren, das Leder schnell zerfressen haben würden.

Das Geyser-Cañon wurde im Jahre 1847 von einem Bärenjäger, mit Namen Elliot, entdeckt. Demselben muß sich die Vermutung eines sich dort in voller Thätigkeit befindenden Vulkans gewiß zuerst aufgedrängt haben, und auch jetzt schwören viele Amerikaner darauf, daß ein brennender Herd dicht unter der Teufelsschlucht liege. Mir scheinen aber vulkanische Kräfte dort nicht thätig zu sein. Der weißliche, aschenähnliche Überzug, den die Felsen in der Geyserschlucht zeigen, besteht aus dem Niederschlag von Schwefeldämpfen und allerlei Mineralien, und die scheinbar verbrannten Felsen sind nur in einer chemischen Zersetzung begriffen. Ich bin der Ansicht, daß die heißen Quellen und die Schwefelwasserdämpfe nicht nur, wie es bei Thermen sonst der Fall ist, das Ergebnis von den mit der Hitze im Erdinnern in Verbindung getretenen unterirdischen Wasserläufen sind, sondern mehr noch durch Wärmeerzeugung chemischer Verbindungen hervorgerufen werden. Der Boden ist dort ganz geschwängert mit Alaun, Salpeter, Ammoniak, Schwefel, Borax, Eisen, schwefelsaurer Magnesia rc., welche Mineralien durch Zusammensetzung Säuren verschiedener Art und durch hindurchströmendes Wasser auch Hitze und Dämpfe entwickeln können. Zwei engl. Meilen von den Geysers liegt ein Berg, wo der felsige Boden genau so aussieht, wie im Geyser-Cañon, aber jetzt nur noch wenig dampft. Dort ist der chemische Prozeß der Erhitzung schon abgestorben, oder das Wasser, als einer der Hauptfaktoren dazu, hat sich einen neuen Ausweg gesucht. Vier engl. Meilen vom Geyserhotel liegen am oberen Pluton in einer Höhe von 2200 Fuß über der See eine Anzahl von heißen Quellen, welche den Namen kleine Geysers führen. Dieselben besitzen aber nur wenige mineralische Bestandteile.

Der übertriebene Stil, mit dem amerikanische schriftstellernde Touristen die californischen Geysers abzuthun pflegen, ist geradezu lächerlich. Bayard Taylor, der dieselben zuerst ausführlich beschrieben hat, legt seiner Einbildungskraft noch einigermaßen Schranken an; wenn aber andere Reisende von den „hochaufspritzenden heißen Fluten" reden und das durchaus nicht übermäßig laute Geräusch des entweichenden Dampfes mit stürmendem Donnern und zornigem Getöse vergleichen, das sie erschreckt hat, so ist das eine blühende Redeweise, die der Wirklichkeit gegenüber komisch wirkt. Man höre z. B. wie sich ein leider namenloser Reiseschriftsteller (N. B. in einem Reisehandbuche gedruckt darüber äußert:

„Man mag (so heißt es buchstäblich übersetzt) wie ich den Himalaya erklettert haben, das idyllische Saratoga, die unermeßliche Mammuthöhle in Kentucky, den donnernden Niagara gesehen haben, — in Bath

und Cheltenham in England und auf dem „Giants Causeway“ in Irland und in der Fingalshöhle gewesen sein, — die Bäder Deutschlands besucht haben, — auf den Mont Blanc, den Ätna und den Vesuv gestiegen sein, — die Altertümer Roms angestaunt haben, — durch den Vatikan bei Tage und durch das Kolosseum bei Mondschein gewandert sein, — den schiefen Turm von Pisa und Venedig, das Juwel der See gesehen haben; — ich behaupte, daß derjenige, welcher die californischen Geysers zu besuchen versäumte, der sah in Wirklichkeit rien de tout!“

Die californischen sogenannten „Geysers“ sind auch ohne solche Übertreibungen gewiß sehenswert; nur muß man nicht erwarten, dort ein siebentes Wunder der Welt oder wirkliche Geysers, wie auf Island, Neu-Seeland oder im Yellowstone-Park, anzutreffen.

Als wir auf der Rückreise nach Calistoga die Paßhöhe des Gebirges wieder erreicht hatten, trat die herrliche Fernsicht in das Santa-Rosa-Thal und die Thalebene des Russian River ganz plötzlich vor die Augen. Aber wir hatten nicht viel Zeit, dieselbe zu genießen, denn die Fahrt selbst nahm jetzt alle Aufmerksamkeit in Anspruch. Unsere drei Viergespanne rasten förmlich hintereinander bergab und fuhren mit einer Geschwindigkeit auf der schmalen Straße und an den nahen Abhängen um die hervorspringenden Gebirgswände herum, daß wir Insassen der Wagen uns an den Sitzen festhalten mußten, um bei den kurzen Schwenkungen nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Doch soll es bei einer Fahrt bergab stets am sichersten sein, im Galopp um die Ecken herumzuwirbeln, da der Wagen sich alsdann nicht so leicht wie bei einer langsameren Bewegung überschlägt! — Die prachtvolle Fernsicht konnten wir mit Ruhe nur gelegentlich an solchen Stellen bewundern, wo die Straße auf kurze Strecken geradeauslief. Als wir einmal schnell um eine Gebirgswand herumfuhren, überraschten wir eine Gesellschaft von Indianern, die auf ihren Ponies in aller Gemütsruhe die Straße heraufritten. Eilig flüchteten sich die Rothäute vor unseren Wagen den Abhang hinunter, der hier in einem Winkel von 45 Grad mehrere hundert Fuß abfiel. Zum Glück für die Indianer war der Berg mit Gebüsch bewachsen, in welchem sie bald ihre Pferde anhalten konnten; daß sie grimmig nach uns heraufschauten, kann man sich denken.

Auf halbem Wege nahm uns Foß, der wieder eine volle Ladung Passagiere von Calistoga bis hierher gebracht hatte, mit seinem Sechsgespann aufs neue in Obhut. Ich bemerkte ihm, daß auch die Kutscher, welche uns mit den Viergespannen von den Geysers über das Gebirge gebracht hätten, recht gut fahren könnten. Er meinte, das sei gar nichts!

Er wollte uns mal zeigen, wie ein alter Californier mit Sechsen bergab fahre! — Die Leute nennten ihn einen guten Kutscher, fügte er bescheiden hinzu, doch wüßte er, daß er manchem alten „Washoe-Stagekutscher“ nicht das Licht halten könnte. Dabei warf er mir einen vielsagenden Seitenblick zu, ergriff die Zügel, — und fort gings, als ob die Hölle hinter uns drein sei! Die sechs mutigen Rosse jagten vor dem schweren Wagen her und flogen förmlich mit einer fabelhaften Sicherheit um die fortwährenden Biegungen der schmalen Landstraße herum, wobei ich die Leitpferde an vorspringenden Felsecken mitunter schnell vorübergehend ganz aus dem Gesicht verlor. Foß nannte jedes Pferd bei Namen und sie verstanden genau, was sie thun sollten. Dabei hatte er den einen Fuß immer auf dem Radhemmschuh, ließ eins der Räder bald rollen und bald gleiten, und leitete sein rennendes Sechsgespann um die Ecken herum und dicht an den Abhängen entlang mit einer Ruhe, die bewundernswert war. Foß ersuchte mich, mal genau nach der Uhr zu sehen: es wären noch gerade vier (englische) Meilen bergab, auf welcher der Berg 1900 Fuß Fall und die Straße 135 Biegungen habe. In vierundzwanzig Minuten hatten wir die Strecke zurückgelegt. Es war ein Kunststück, auf welches ein Wagenlenker in den olympischen Spielen hätte stolz sein können! — Die mitreisenden Damen waren namentlich ganz entzückt von der wilden Fahrt und schienen an die damit verbundene Gefahr gar nicht zu denken. Als wir das Thal erreicht hatten und etwas langsamer fuhren, bat die zwischen mir und Foß sitzende kecke junge Amerikanerin diesen, ihr zu gestatten, auch einmal mit Sechsen zu fahren. Gutmütig erlaubte er es ihr und legte ihr die vielen langen Leinen in der Hand zurecht. Sie war natürlich ungeheuer stolz auf diese Errungenschaft; doch bin ich der Ansicht, daß die trefflich geschulten Rosse gerade so gut allein und wenn die Zügel festgebunden gewesen wären, als unter der Leitung unseres schönen Kutschers die nächste Meile zurückgelegt haben würden.

In Calistoga hatte ich meine liebe Not, den in jeder Beziehung unvergleichlichen Foß zu finden, um ihm vor meiner Weiterreise nach San Francisco das Reisegeld für die Tour nach den Geysers zu zahlen. Endlich fand ich ihn in einem Billardzimmer eifrig beim Spiel beschäftigt. Auf meine Frage, weshalb er das Fahrgeld nicht gleich nach unserer Ankunft eingefordert hätte, da die Reisenden sich ja in Calistoga leicht aus dem Staube machen könnten, erwiderte er: das sei nicht nötig; diese kämen von selbst zu ihm, um zu bezahlen. Während zwanzig Jahren wäre es nur einmal vorgekommen, daß einer mit dem Fahrgelde durchgebrannt sei! — Als ich von ihm Abschied nahm, überreichte

er mir seine Photographie, von denen er als berühmter Mann stets einen guten Vorrat bei sich führte.

III.

Im Bereich des Mount Shasta.

Im äußersten Norden von Californien liegt, von den betretenen Touristenpfaden entfernt, die grandiose abgeschlossene Gebirgswelt des Mount Shasta, des schönsten unter den schneebedeckten Bergriesen in diesem Staate. Für mich ist es, trotz der Anstrengungen einer Reise nach jener entlegenen Gegend, stets eine Erholung gewesen, dieses an malerischen Gebirgs-, Fluß- und Landschaftsscenerien überreiche Gebiet zu besuchen, mich unter den rauhen Bewohnern der Golddistrikte jenes Landes in die Zeit des „alten Californien" zurück zu versetzen, das Silberhaupt des Shasta begrüßen zu dürfen und den Staub der Großstadt mit der reinen Gebirgsluft zu vertauschen. Allerdings muß der Reisende, der jene Gebirgswelt besuchen will, heute noch zum großen Teil auf die Annehmlichkeiten einer Fahrt mit der Eisenbahn Verzicht leisten und ist, falls er es nicht vorzieht sich mit einem Reitpferde zu versehen, auf die „Stagekutsche" angewiesen; denn eine Wanderung zu Fuß wird hier zu Lande fast nie von Touristen unternommen und ist ganz und gar ein Vorrecht der biederen Goldgräber.

Die Eisenbahn, welche das nach dem Norden des Staates führende Sacramentothal durchzieht, berührt eine Reihe von blühenden Landstädten — Sacramento, Marysville, Chico und Red Bluff —, und läuft durch eine breite Thalebene, deren meilenweite Fläche nur durch die links von der Bahn für sich allein daliegenden nackten Gipfel der Marysville Buttes, des californischen Siebengebirges, unterbrochen wird, und rechter Hand an die sogenannten „Foothills", die Vorberge der Sierra Nevada, grenzt. Das Sacramentothal und das sich ihm in südlicher Richtung anschließende San Joaquin (sprich: Oakiehn)-thal — ersteres ca. 5 Millionen, letzteres ca. 7 Millionen Acker Land umfassend, sind die beiden großen Centralthäler Californiens und die Hauptkornkammern dieses Staates. Aber während die Ernten im südlicheren Teil des San Joaquin nur durch Bewässerung unfehlbar und ohne dieselbe in trockenen Jahren ganz unzuverlässig sind, in regenreichen

Jahren dagegen unglaublich große Beträge liefern, ist das Sacramentothal weit weniger atmosphärischen Zufälligkeiten ausgesetzt und erfreut sich jahraus jahrein einer guten Durchschnittsernte. Die größte Weizenfarm im Sacramentothale und überhaupt in Californien ist die des Herrn Glenn in Colusa County, der ca. 50,000 Acker mit Weizen bestellt. Im Jahre 1880 sandte Glenn von seiner „Ranch“, die sich 16½ engl. Meilen am westlichen Ufer des Sacramento erstreckt, auf eigene Rechnung 540,000 Centner Weizen nach England und erzielte daraus 800,000 Dollars. Bidwell's riesige Farm bei Chico, die in jeder Beziehung so vollkommen eingerichtet ist wie die größte fürstliche Herrschaft in Deutschland oder Österreich, wird als eine der Musterfarmen des Staates betrachtet und zeichnet sich sogar in Californien durch ihren außerordentlichen Obstreichthum aus. Ich will noch erwähnen, daß man von dem diesjährigen (1886) bis jetzt dem größten Kornertrage Californiens, der auf 60 Millionen Bushel Weizen und 39 Millionen Bushel Gerste veranschlagt wird, fast die Hälfte auf das Sacramentothal allein rechnen kann.

Bei Redding (144 Miles von Sacramento) verläßt die Eisenbahn das Flachland und tritt bald darauf in das obere gebirgige Sacramentothal; 38 engl. Meilen weiter nördlich findet dieselbe bei der Station Delta vorläufig ihr Ende. Der Weiterbau dieser Eisenbahn durch schwieriges Terrain nach der Nordgrenze des Staates, wo jene vermittelst eines durch das Siskiyougebirge zu bohrenden gewaltigen Tunnels mit der von Norden kommenden „Oregon und California-Eisenbahn“ in Verbindung treten soll, schreitet langsam voran, so daß voraussichtlich erst im Jahre 1887 die direkte Schienenverbindung zwischen San Francisco und Portland in Oregon hergestellt sein wird.

Auf der Eisenbahnfahrt zwischen Red Bluff und Delta entzückt den Reisenden ein prachtvoller Anblick der Sierra Nevada, wo der 10,571 Fuß hohe Lassen's Butte sich gen Osten mit blendend weißer Kuppe in den blauen Äther erhebt und mit seinen gleichfalls schneebedeckten niedrigeren Gebirgsausläufern ein wahrhaft schweizerisches Bild giebt. Besonders schön ist das Panorama bei der Überfahrt über den breiten Sacramentofluß, dessen von waldigen Ufern eingeschlossene meilenlange Vista von jenem Prachtbilde des californischen Hochgebirges in weiter Ferne querüber abgeschlossen wird. Ehe die Eisenbahn den Pitt River, einen Nebenfluß des Sacramento, auf einer Brücke überschreitet, fahren wir am Ufer des Mc.-Cloudflusses entlang, eines Bergstromes, der in rasender Eile innerhalb gewaltiger nackter Sandsteinmassen in felsigem Bette hinbraust. In seinen klaren Gewässern ist die

künstliche Fischzucht mit Erfolg eingeführt worden. In den Fischbrutanstalten werden meistens Indianer beschäftigt, welche ihren Pflichten mit großer Umsicht und Zuverlässigkeit obliegen. Am jenseitigen Ufer des Mc.-Cloud liegen mehrere Indianerdörfer in romantischer Umgebung, und leichte Canoes schaukeln sich, an Weiden befestigt, in der reißenden Flut. Es ist erstaunlich, mit welcher Geschicklichkeit die Indianer ihre gebrechlichen Boote handhaben; man sollte glauben, daß ein solches Canoe keine Minute in den tosenden Wasserwirbeln vor dem Umschlagen geschützt werden könnte.

Bei der Station Delta beginnt die Stagefahrt nach der im äußersten Norden des Staates liegenden alten Minenstadt Yreka (Weirika), auf einer Gebirgsstraße, die an wilder Schönheit ihres gleichen sucht. Auf gewundener Bergstraße, bald in der schmalen Thalsohle, bald auf der Höhe entlang, geht die Fahrt weiter, nahe am linken Ufer des Sacramento hinauf, der seine wilden Fluten brausend daherjagt. Oft führt die Straße dicht an steilen Abhängen hin, an deren Rande das mutige Sechsgespann sorglos fort galloppiert. Für Reisende mit schwachen Nerven wäre diese Stagefahrt allerdings nicht sehr empfehlenswert. Ein Blick in die felsige Tiefe, in welche ein Fehltritt der Pferde das Gefährt rettungslos hinabreißen würde, zeigt uns die Größe der drohenden Gefahr, welche nur durch die überlegene Sicherheit des erfahrenen Rosselenkers abgeschwächt wird. Nebenbei sind kleine Schießaffairen zwischen den die Stages beschützenden, bis an die Zähne bewaffneten Schatzagenten der großen Expreß-Gesellschaft „Wells, Fargo und Compagnie" und den Straßenräubern in jener Gegend chronisch geworden. Obgleich die Reisenden nur in seltenen Fällen von den Banditen ausgeplündert werden, welche es meistens nur auf die von den Minenplätzen nach den Eisenbahnstationen in den Postkutschen beförderten Goldsendungen abgesehen haben, so ist doch eine derartige Begegnung nicht gerade angenehm.

Bei der Weiterfahrt entzücken den Reisenden die prächtig bewaldeten malerischen Bergzüge, welche gleich jenseits des Flusses aufsteigen, während der Mount Shasta mitunter sein Silberhaupt über die grünen Baumwipfel in den blauen Äther emporhebt. Zahlreiche Lachswehre liegen im Flusse, an dessen Ufer sich hin und wieder eine alte Goldwäscherei zeigt. Die Fernsichten in das dichtbewaldete Felsthal des Sacramento sind oft von entzückender Schönheit, namentlich wenn die Straße eine höher gelegene Felsbank erklimmen muß, während der wilde Bergstrom in der Tiefe zwischen mächtigen Steinblöcken tost und schäumt.

25 Miles von Delta gelangt die Straße in einen von dichtem Wald umschlossenen Thalkessel, in welchem mehrere eisenhaltige Sodaquellen liegen, — „Soda-Springs" genannt. Ein daselbst errichtetes Gasthaus findet im Sommer viele Besucher, welche Mineralwasser trinken und in der herrlichen Gebirgs- und Waldgegend umherschwärmen. Mitten durch den Thalkessel fließt der Sacramento, hier ein schäumender, direkt vom Mount Shasta herkommender Bergstrom, der im jugendlichen Uebermute mit seinen krystallhellen Fluten thalab eilt. Die Eisenbahn wird jenen Punkt im August 1886 erreichen. Infolge der für eine Sommerfrische überaus günstigen Lage dieses romantischen Thalkessels und der darin befindlichen Sodaquellen, hat die Eisenbahngesellschaft dem glücklichen Besitzer seine 400 Acker große „Ranch", die ihm mit dem Gasthause 4000 Dollars gekostet hat, für 24,000 Dollars abgekauft und beschlossen, dort einen prächtigen Gasthof mit Anlagen 2c. zu errichten. Nur eine engl. Meile von dort baut sich am jenseitigen Ufer des Sacramento die vielgezackte Felsmasse des „Castle Rock" (der Schloßfelsen) empor, in deren Nähe auf der Höhe ein eine englische Meile langer und ½ Meile breiter klarer Bergsee liegt. Die vielfach zerklüfteten schwarzen Felszacken zeigen ein Bild schauerlicher Zerstörung, als hätte ein gewaltiger Blitzstrahl das Gebirge dort zerrissen. Das Auge wird nicht müde, jene zerspitterte Felsenburg zu betrachten und ihre kolossalen Mauern anzustaunen, die jählings in den wild daherbrausenden Sacramento abfallen.

Durch eine romantische Wald- und Gebirgsgegend weiter rasselnd, erreicht die Stagekutsche das „Hotel Mount Shasta", das nur sechs Miles vom Fuße jenes prächtigen Schneeberges entfernt liegt. Der alte Bergriese, gewöhnlich Shasta Butte genannt, welcher uns schon öfters auf unserer Fahrt mit seinem schneeigen Haupte begrüßt hat, zeigt sich hier plötzlich in aller Majestät. Ein Gebirge für sich, kolossal in den Äther emporstrebend, den breiten Gipfel von riesigen Schneefeldern umkränzt und den Fuß von dunklen Urwäldern umschlungen, die sich bis zur Schneegrenze emporziehen, steht der gewaltige Bergkoloß vor uns da — der Stolz Californiens! — 14,440 Fuß über dem Meeresspiegel thront sein mächtiger Gipfel. Die relative Höhe des Mount Shasta, d. h. die über unserem Standpunkte, beträgt mehr als elftausend Fuß, ist also fast dieselbe wie die des Mont Blanc über Chamouny. Die vereinzelte Lage des Shasta Butte läßt diesen aber weit imposanter als den König der Alpen erscheinen. Zur Linken ist ein zweiter niedrigerer Gipfel wie eine gewaltige Bastion gleichsam aus dem Berge herausgewachsen, — der sogenannte Krater. Eine breite Schneemulde ver-

bindet den Krater dieses erloschenen Vulkans mit dem höchsten Gipfel, von dem sich eine lange gezackte Linie von schwarzen Felsen wie ein Riesenpfad am Bergabhange herabsenkt.

Den Anblick des nahen Shasta Butte muß der Reisende, welcher die westlichere Route über Fort Jones und das Scotts-Gebirge einschlägt, entbehren, denn er kann den gewaltigen Schneeberg von dort aus nur gelegentlich und in größerer Ferne wahrnehmen. Aber kaum minder schön sind daselbst die herrlichen Wald- und Gebirgslandschaften am Trinity-Fluß. Ich möchte die dortige Scenerie mit der sächsischen Schweiz vergleichen, während die Umgebungen des Mount Shasta mehr den gewaltigen Charakter einer Alpenlandschaft tragen.

Die Stadt Yreka, der Ausgangspunkt unserer Stagefahrt, ist immer noch der Hauptminenplatz im nördlichen Californien, obgleich gegenwärtig nur noch ein Schatten ihrer früheren Größe. Der Goldertrag der dortigen Placerminen, welcher zur Zeit des Glanzes etwa acht Millionen Dollars im Jahr betrug, hat sich auf kaum eine halbe Million Dollars im Jahr verringert. Die eigentliche Goldgrube von Yreka, das berühmte Yreka Flat, ein ausgedehnter Minengrund in unmittelbarer Nähe der Stadt, wo in früheren Jahren Goldstaub im Werte von durchschnittlich hundert Dollars aus einer Wagenladung Erde gewonnen wurde, sieht wie eine unterst zu oberst gekehrte Sand- und Steinwüste aus; sie ist mehr als zwanzigmal überarbeitet worden. Diese Goldlager wurden von Fuhrleuten, welche ihr Vieh auf dem ehemaligen Wiesengrunde grasen ließen, zufällig entdeckt. Ein besonders hungriger Ochse soll einmal dort ein ganzes Grasbündel ausgerissen haben, dessen Wurzeln voll von Goldkörnern hingen, die lieblich in der Sonne funkelten. Jetzt durchwühlt hier und da ein vereinzelter Chinese diese verarmte Goldwüste und begnügt sich mit einem Tagesertrag von einem oder von anderthalb Dollars.

Die Stadt selbst, welche sage zwölfmal seit ihrem Bestehen fast ganz niederbrannte, ist nur ein Schatten ihrer ehemaligen Blüte. Nach den großen Feuersbrünsten in den Jahren 1852 und 1854 entstand Yreka jedesmal schnell wieder aus der Asche; in den letzten Jahrzehnten wurden dort aber nach einer Feuersbrunst jedesmal nur die notwendigsten Gebäude wieder aufgebaut. Die vom Feuer verheerten Stadtteile, mit den geschwärzten Ruinen, neuen Bretterschuppen, die sich an die stehen gebliebenen Steinmauern der ausgebrannten Häuser angesiedelt haben, verbogenen eisernen Thüren und Fensterläden, Schutt und Trümmern im chaotischen Durcheinander, gewähren einen überaus traurigen Anblick. Von dem Bilde der Zerstörung auf dem Yreka Flat und den

durch Feuer verheerten Straßen der alten Goldstadt sind es nur wenige Schritte nach den Nebenstraßen, wo die freundlichen Privatwohnungen stehen, welche meistens den Feuersbrünsten entgangen sind. Vor jedem dieser ländlich-hübschen Häuser liegen reizende, mit weißen Staketen umgebene Blumengärten, voll von blühenden Rosensträuchen, prachtvollen Georginen und hundert anderen Blumen; Weinreben, mit saftigen Trauben beladen, ranken an den Birnbäumen empor; auf den von Epheu und anderen Schlingpflanzen umkränzten Verandas hängen niedliche Käfige, in denen Kanarienvögel ihr lustiges Liedlein singen; die reinlichen Wege sind von prächtigen Laubbäumen beschattet: — das Ganze ein Kulturbild, wie es der Besucher am wenigsten an einem solchen Orte erwartet. — In dem beschränkten Rahmen der Geschäftsstraßen entfaltet sich dagegen das eigentümliche Bild einer heruntergekommenen, aber noch lebensfähigen alten Minenstadt: neben hübschen Läden liegen verfallene Gebäude und elende chinesische Waschhäuser; zahlreiche Nichtsthuer lungern auf den Trottoirs herum, sitzen dort auf leeren Kisten, schnitzeln Holz und erzählen sich Tagesneuigkeiten und Anekdoten; Kaufleute und Fremde in modischen Stadtkleidern und sonnverbrannte Miner, kräftige Gestalten, in Blousen, bunten Hemden und breitkrämpigen Hüten, den Revolver im Gürtel, wandeln dort friedlich neben einander; große Frachtwagen laden hier und da Warengüter mitten in der Straße ab.

Eine staubige Stagekutsche, „Jones Flat and Yreka“ steht in flammenden Lettern darauf gemalt, jagt die Straße entlang und hält vor dem „American Hotel“. Hier ist ein Schauspiel, wie es eben nur eine echte Minenstadt vor Augen führt! Der Wagen ist innen und oben von Goldgräbern überfüllt, Weiße und Chinesen durcheinander, und die auf dem hohen Kutschendache zwischen den Postsäcken und Gepäck Sitzenden lassen die Beine seitwärts herunterbaumeln; der Staub liegt fingerdick auf den Kleidern und Gesichtern der Neuangekommenen. Bald ist die „Stage“ von einer dichten Menge der Stadtbewohner umlagert. „Hallo, Charley! Struck it rich?“ — „What's the news in the diggings, Jimmy?“ — „How goes it, Bob?“ — 2c. —, so ungefähr lautet der gewöhnliche Gruß. Die wilde Gesellschaft springt vom Wagen, Postsäcke werden herabgeschleudert, bestaubte Koffer unsanft auf die Erde gesetzt, und aus der Kutsche kommen alte Mantelsäcke, Bündel von Wolldecken, Flinten u. s. w. zum Vorschein, als wäre ein Trödlerladen und ein Arsenal zugleich darin verladen, — während einzelne Glückliche, von Freunden umgeben, mit ihren schweren Goldtaschen an dem Arm langsam die Straße entlang schlendern. — Hier tritt einer von jenen wild aussehenden, vom Glücke gesegneten Minern in ein feines Schanklokal,

traktiert sofort alle Anwesenden und ruft, da die Gesellschaft ihm nicht zahlreich genug ist, noch ein Dutzend Fremde von der Straße herein; das Gläschen, die Cigarre je einen Vierteldollar, dabei Champagner für jeden, der ihn trinken mag! — Wie gewonnen, so zerronnen!“ —

Aber selbst derartige Anzeichen eines wiederkehrenden Gedeihens trügen und werden den in die inneren Verhältnisse einer solchen heruntergekommenen Minenstadt Eingeweihten nicht täuschen. In Yreka hat sich der früher dort zusammengedrängte Handel nach vielen neueren kleinen Minenplätzen verteilt, die Miete ist auf ein Zehntel ihres früheren Betrags gefallen, Grundbesitz findet kaum noch Käufer zu wahren Spottpreisen. Unter den etwa anderthalb tausend Bewohnern sind die bezopften Asiaten besonders stark vertreten, ein sicheres Zeichen, daß der Platz auf dem Aussterbeetat steht. Wenn die Weißen eine californische Minenstadt zu verlassen beginnen und John Chinaman dort einzieht, so sind die Aussichten auf eine Erneuerung der „guten Zeiten“ daselbst sicherlich unter Null angelangt. Die Bewohner von Yreka stellen jetzt ihre letzte Hoffnung einer besseren Zukunft auf die Ankunft der Eisenbahn. Ob aber der Willkommgruß des eisernen Rosses der alten Minenstadt die frohe Botschaft einer neuanbrechenden Glückszeit bringen, wird, oder ob ein anderer Platz in ihrer Nähe dazu bestimmt ist, das Emporium des nördlichen Californien zu werden, kann niemand voraussagen. —

Während so die Zeit zerstörend über die alternde Goldstadt hinweggeschritten ist, welche nur noch gelegentlich ihre glänzende Vergangenheit, wie in dem vorhin gezeichneten Bilde, wieder vor den Blicken des Beschauers aufthut, ist die Natur dort, wo der Mensch nicht in ihr Heiligtum eingedrungen ist, dieselbe geblieben; in derselben Majestät schaut der Silberdom des Shasta in die herrliche Landschaft hinaus, wie die ersten Goldjäger ihn bewunderten, als sie sich, einer wilden Hochflut ähnlich, über das Land ergossen, dasselbe zu Geröll und Schutt zerwühlend.

Von einem östlich in der Nähe von Yreka liegenden Berge hat man eine großartige Rundschau auf den Shasta Butte und seine Umgebungen, ein Panorama, welches von ergreifender Schönheit ist und, namentlich beim Sonnenuntergange, einen unauslöschlichen Eindruck auf den Beschauer zurückläßt. Eine weite Landschaft, Shasta Valley, übersäet mit grünen Hügeln, dehnt sich im Vordergrunde aus, jenseits derselben zieht sich eine lange Reihe von malerischen Bergzügen hin, unter denen der Schneeriese Shasta Butte sich gewaltig wie ein Herrscher himmelan emportürmt. Fünfundvierzig englische Meilen liegt der Koloß

von jenem Aussichtspunkt, obgleich die Entfernung kaum halb so weit erscheint. Um seinen Fuß haben mächtige Urwälder einen dunkelgrünen Mantel geschlungen. Der dieser Richtung zugewendete breite Kratergipfel wird von der Hauptkuppe des Silberdomes hoch überragt, — ein wunderbar großartiges Bild! — Zu beiden Seiten des Mount Shasta liegen niedrigere, nur hier und da mit Schneefeldern gekrönte Bergzüge, die sich nach rechts und nach links in weitem Halbbogen erstrecken; eigentümlich geformte Gipfel darunter sind der einer Pyramide ähnliche „Kleine Shasta“ und der hochaufstrebende, dicht bewaldete „Zuckerhutberg“.

Unter den Strahlen der sinkenden Sonne kleidet sich das Prachtpanorama in Violett und Purpur. Der Gipfel des Shasta Butte ist noch von röthlichem Schimmer übergossen, wenn sich die niedrigeren Berge und die weiten Thalgründe bereits in die Schatten der Nacht gehüllt haben. Wahrlich! Californien hat ein Recht dazu, stolz zu sein auf seinen silbernen Shasta, der wie ein König in blitzendem Geschmeide an der Nordmark des Goldstaates thront. Seine unterirdischen Feuer sind längst erloschen und keine Lavaströme rollen mehr von dem gewaltigen Krater ins Flachland herunter. Aus nie versiegenden Schneequellen sendet er jetzt nur brausende Fluten herab, die den fleißigen Minern unentbehrlich sind zum Erlangen der blinkenden Körner und den Landbauern zum unschätzbaren Segen gereichen, und durch eines der reichsten Thäler auf diesem Kontinente meerwärts nach Süden, nach dem fernen Goldenen Thore strömen.

IV.

Das Santa-Clara-Thal und die Umgebungen der Bai von Monterey.

a. Von San Francisco über San José nach Santa Cruz.

In dem Kranze von anmutigen Thälern, welche San Francisco umgeben, ist das südwärts gelegene Santa-Clara-Thal wohl das reichste Juwel. Die im Sommer in den großen Inlandthälern des Sacramento und des San Joaquin herrschende große Hitze macht sich in dem näher am Meere liegenden Santa-Clara-Thale nur selten fühlbar; dabei wird dasselbe durch ansehnliche Höhenzüge von den Küstenstrichen ge-

trennt, in denen feuchte Nebel und kalte Seewinde vorherrschen, die nur selten von der San Francisco-Bai aus dorthin gelangen. Auf das landschaftliche Bild des Santa-Clara-Thales und dessen südliche Verzweigungen, die fruchtbaren Thäler des Salinas und Pajaro (Pacharo), die sich bis nach der Bai von Monterey erstrecken, übt jedoch das californische Klima mit seinen strenge geschiedenen nassen und trockenen Jahreszeiten denselben Einfluß wie überall an dieser Küste aus, wenn sich auch jene Landstriche infolge ihrer günstigen geographischen Lage das ganze Jahr über einer milden Durchschnittstemperatur erfreuen. Während und nach der Regenzeit — bis Ende Mai — sieht das Land wie ein buntdurchwirkter grüner Teppich aus, rauschende Bäche strömen die romantischen „foot hills“ herab, wilde Blumen in endloser Mannigfaltigkeit bedecken die Hänge, unabsehbare Weizenfelder senken und heben ihre Ähren, wie grüne Wogen, und Blumen giebt es allerorten. Aber bereits im Juni beginnt die Landschaft ein ernsteres Gewand anzulegen, und sobald die goldenen Weizenfelder durch die Erntemaschinen in dürre Stoppeln verwandelt worden sind, kleidet sich das ganze Land in ein einförmiges Braun. Nur wo die Felder, Gärten und Parkanlagen genügend bewässert werden können, wird sich das Grün der Pflanzen und der bunte Blumenschmuck auch in der trockenen Jahreszeit erhalten.

Daß sich unter so bewandten klimatischen Absonderlichkeiten die Reisenden, welche Californien zu verschiedenen Jahreszeiten besucht haben, in ihrem Urteil über dieses Land nicht selten schnurstracks widersprechen, ist nicht zu verwundern. Mein hier beschriebener Ausflug ins Santa-Clara-Thal fand im Frühjahr statt, und wenn ich jetzt den Leser einlade, mich nach jenem herrlichen Stück californischer Erde zu begleiten, so möge er dieses wichtige Jahresdatum dabei ja nicht außer Augen lassen.

Hinter uns liegen die Häuser von San Francisco, die sich weit zerstreut über die schwellenden Hügel erstrecken, und lustig fahren wir mit Vorspann des Dampfes gen Süden ins freie Land hinaus. In den vor den Winden geschützten Thalgründen haben sich nahe an der Eisenbahn italienische und chinesische Gemüsegärtner zahlreich angesiedelt. Zwischen den grünen Beeten blinken die Berieselungsgräben, denen das Wasser aus artesischen Brunnen durch zierliche Windmühlen zugeführt wird, um den Pflanzen die für ihr Gedeihen hier so unentbehrliche Feuchtigkeit auch in der trockenen Jahreszeit zukommen zu lassen. Das Wasser wird durch die Pumpwerke in hölzerne Rinnen gehoben, die auf langen Reihen von Holzböcken ruhen. Wie vielfüßige Skelette stehen diese Wasserleitungen in der Landschaft da. Spargel, Blumenkohl, Radies, Artischocken, Erbsen, Bohnen, Tomaten u. s. w. bringen die

fleißigen Gartenbesitzer auch im Winter täglich auf die Märkte von San Francisco und ziehen hier im Freien zu jeder Jahreszeit Gemüsearten, die in Deutschland noch im Mai des Schutzes von glasbedeckten Wärmebeeten bedürfen.

Ein Blick nach rückwärts zeigt uns den langgestreckten Bergrücken des Tamalpais, der mit einer Erhebung von 2597 Fuß von Norden her auf das Goldene Thor herabblickt. Zwischen den sattelähnlich eingeschnittenen Höhenzügen blinkt rechter Hand ein Stück vom Ocean herüber, verschwindet aber bald wieder dem Blick. Im Süden wird das Weichbild der Stadt von den grünen Abhängen der Bernal Hights begrenzt; zur Linken liegen die seeähnlichen Gewässer der großen San Francisco-Bai, jenseits derselben die Hügel von Contra Costa, überragt von dem 3856 Fuß hohen Mount Diablo, der seine in ein duftiges Blau gehüllte Doppelkuppe hoch empor in den sonnenhellen Äther erstreckt. Um den Fuß jener Hochwarte des mittleren Californien und bis an das Ufer der Bai lagern sich anmutige Thalgründe mit endlosen Obstgärten, wohlangebauten Farmen und reizenden Hainen.

Bald ist der eiserne Renner aus dem Gesichtskreise der californischen Metropole heraus. Die Eisenbahnfahrt bis zum Städtchen San Mateo (21 englische Meilen von S. Fr.) ist einförmig. Die Ufergelände der Bai sind flach und sumpfig, die Haltestationen unbedeutend und ein kalter Wind bläst mit vollen Backen über das Hochland, so daß es die wenigen dort wachsenden Bäume selbst zu frieren scheint. Plötzlich ändert sich jetzt das Wetter, es ist Frühling geworden und die Luft weht milde; fünf Miles weiter, bei Belmont, ist es bereits warmer Sommer.

Aus den Fenstern der schnell dahinfliegenden Dampfwagen gewahrt der Reisende aber nicht viel von den Naturschönheiten des Landes. In leichtem Gefährt fahre er seitab von der Eisenbahn durch die parkähnlichen Gruppen von Lebenseichen, Lorbeer- und Madronenbäumen, durch eine ländlich idyllische Umgebung, die den schönsten Partien des Thüringer Waldes vollständig ebenbürtig ist; oder er nehme ein Roß und reite gemächlich auf romantischen Gebirgspfaden durch riesige Rotholzwälder über die Coast Range bis an das Gestade des Stillen Meeres nach Half Moon Bay und Pescadero, und er wird die Erfahrung machen, daß nur ein bischen Geschick und Unternehmungsgeist dazu gehört, um in der Nähe des staubigen San Francisco wunderbar schöne Gegenden zu entdecken. Das in der Coast Range nicht weit entfernt liegende „Cañada del Reymundo“, ein von hohen Bergen eng umschlossenes Thal, gehört zu den romantischsten und lieblichsten in Californien. Das Gebirge ist dort herrlich bewaldet, klare Bäche rauschen

von den Höhen ins Thal hernieder, die Vögel singen im Laubwerk und im Thalgrund reihen sich bebaute Felder und Gärten aneinander, zwischen denen die freundlichen Farmhäuser zerstreut liegen. Nur in geringer Entfernung westlich von der Bahnlinie erreicht man eine mit Naturschönheiten reich geschmückte Landschaft, eine Reihe von waldumrahmten schmalen Landseen und von künstlich angelegten Reservoirs, aus denen die San Francisco mit Wasser versorgende „Spring Valley"-Gesellschaft ihren Hauptbedarf des flüssigen Elements bezieht*.) Die reizendsten dieser kleinen Seen sind der San-Andreas- und der Pilarcitos-See. Eine Fahrt im leichten „Buggy" auf beschattetem Waldwege von der Eisenbahn nach Crystal Springs, das inmitten dieser Landseen und Waldungen liegt, ist herrlich.

Auf der Weiterfahrt fliegt der Dampfzug bei einer Reihe von blühenden Landstädtchen und prächtigen Parkanlagen vorbei, unter denen die Umgebung von Belmont und namentlich die von Menlo Park das Auge durch ihren Blumenreichtum entzücken. Bei Belmont haben verschiedene californische Millionäre sich palastähnliche Sommersitze erbaut, deren glänzende Einrichtung selbst den Wohnungen europäischer Krösusse zur Zierde gereichen würde. Die Besitzer jener prächtigen Villen sind für ihre Gastfreiheit berühmt geworden, was in Californien wo jene Kardinaltugend zum Grundcharakter des Volkes gehört, viel heißen will. Weniger anspruchsvoll als in den Sälen jener Reichen, geht es im Sommer öfters in den öffentlichen Parks und Vergnügungsorten bei Belmont zu, wo die Deutschen von San Francisco gern Picknicks abzuhalten pflegen. Statt zu rauschender Musik, beim Glanze Hunderter von Kerzen und umgeben von fürstlichem Reichtum auf getäfelten Fußböden zu tanzen und zu bankettieren, wird hier auf einfachen Brettern unter dem tiefblauen Himmel Californiens und umgeben von

*) Die Haupt-Reservoirs der „Spring-Valley"-Gesellschaft sind die von San Andreas und von Pilarcitos. Das Pilarcitos-Reservoir ist durch einen 640 Fuß langen Damm, der 95 Fuß hoch ist und oben eine Breite von 26 Fuß hat, geschaffen worden und vermag täglich 800 Millionen Gallonen Wasser abzulassen; der Damm des San Andreas-Reservoirs hat ebenfalls eine Länge von 640 Fuß, ist 93 Fuß hoch und oben 25 Fuß breit. Dieses Reservoir hat, bei einer Tiefe von 89 Fuß, eine Kapazität von 6,690 Millionen Gallonen Wasser. Das Pilarcitos-Reservoir entwässert einen Landstrich von 4 engl. □Meilen, das San Andreas-Reservoir und die damit verbundenen kleineren Aufstauungen einen Landstrich von $6^1/_2$ bis 7 □Meilen. Das Wasser dieser und einer Anzahl kleinerer Reservoirs wird durch Röhrenleitung nach San Francisco gebracht. Die Krone des San Andreas-Damms liegt 453 Fuß über der Stadt-Basis. Alle Reservoirs sind durch das Abdämmen eines durch eine lange schmale Thalrinne strömenden Bachs gebildet worden.

grünen Eichen beim Klange von Geigen und Hörnern gewalzt und an langen ungehobelten Tischen oder auf dem Rasen im Schatten der Bäume getafelt, gezecht und gesungen, daß es nur so eine Lust ist. Die Millionäre beneiden vielleicht gar unsere fröhlichen deutschen Sangesbrüder, deren Lieder alsdann jubelnd durch die lauen Sommerlüfte zu ihnen herübertönen!

Bei Menlo Park liegt ein Dutzend prachtvoller Sommersitze in einem natürlichen Eichenparke zerstreut, die Besitztümer der Eisenbahnmatadore und Bonanzafürsten von San Francisco. Jede dieser Villenanlagen ist ein kleines Paradies. Die fast tropische Farbenpracht der Flora – die mit duftenden weißen Blüten förmlich bedeckten Mandelbäume, die Pfirsichbäume in ihrem schimmernden rosigen Gewand, Heliotropen und Geranien, 6 bis 10 Fuß hoch, die mit bunten Blumen förmlich beladenen und kleinen Bäumen zu vergleichenden Fuchsien, die Pracht der Rosen und von Hunderten anderer Blumenarten, die in Deutschland nur in Treibhäusern gedeihen —, dies ist der bunte Rahmen, von dem jene prächtigen Sommersitze eingefaßt sind. Die innere Einrichtung jener Villen ist mit allem denkbaren Luxus der Neuzeit getroffen worden. Die Marställe, in denen die Rosse ihren Hafer aus Marmorkrippen fressen und ein weit besseres Unterkommen haben, als die Mehrzahl gewöhnlicher Menschenkinder, repräsentieren einen höheren Geldwert als manches stattliche städtische Wohnhaus. Die berühmtesten dieser Gestüte sind die des Eisenbahn-Millionärs und californischen Bundessenators Leland Stanford bei Palo Alto, in der Nähe von Menlo Park. Der Ruf seiner Rennpferde ist bereits bis nach England gedrungen. Im Mai 1886 sandte er ein halbes Hundert „Trotters" zum Verkauf nach New-York, wo dieselben einen Durchschnittspreis von 1000 Dollars, einige derselben sogar bis über 3000 Dollars erzielten. Seine Musterfarm Palo Alto, ein prächtiges Besitztum von über 7000 Acker hochkultivierter Ländereien, schenkte Stanford im November 1885 dem Staate Californien. Außer dieser Farm, mit allen darauf befindlichen Anlagen und Gebäulichkeiten, hat Stanford noch zwei im Norden des Staates liegende „Ranches", auf deren außerordentlich fruchtbarem Boden sich ausgedehnte Weinberge und endlose Weizenäcker befinden (zusammen über 84,000 Acker Land, im Werte von etwa 5 Millionen Dollars) an Californien geschenkt, und zwar zu dem Zwecke, um als unveräußerliches Stammkapital für eine bei Palo Alto zu errichtende Universität zu dienen. Die Universität wird von Stanford im ganzen mit ungefähr 10 Millionen Dollars dotiert werden, — die großartigste Schenkung, welche je in Amerika gemacht wurde!

Bei Menlo Park überschreiten wir die Grenze des Countys von San Mateo und treten in das Santa-Clara-County. Ueberall auf den Feldern stehen die breitgeästeten Lebenseichen parkähnlich zerstreut, zwischen denen Weizen und Gerste gebaut wird, oder das Heu in duftenden Schwaden abgemäht auf grünem Boden daliegt. Im Westen ist die etwa 15 englische Meilen breite Thalebene vom bewaldeten Küstengebirge (coast range), im Osten von den südlichen Ausläufern der Mount-Diablo-Range begrenzt. In letzterer liegt der Mount Hamilton, auf dessen 4256 Fuß hohem Gipfel die Sternwarte mit dem Riesenteleskop ihren Platz gefunden hat, womit der verstorbene Millionär James Lick Californien beschenkte. Das von Lick für die Sternwarte ausgesetzte Kapital beträgt 700,000 Dollars. Die einzige Bedingung, welche von ihm bei seiner Schenkung gemacht wurde, war die, daß die Stadt San José eine vorzügliche Landstraße bis auf den Gipfel des Mount Hamilton anlegen lassen sollte, was bereits geschehen ist. Nicht müde werden wir, während der Fahrt durch das idyllische Thal die von bläulichem Duft umlagerten langgestreckten Höhen der Coast Range in ihrem dunkelen Mantel von Rotholzwäldern zu betrachten, bis der hohe Kuppelturm des Stadthauses von San José in Sicht kommt.

Die Stadt San José, welche gegenwärtig etwa 17,500 Einwohner zählt (worunter 1500 bis 2000 Deutsche), ist von allen Inlandstädten Californiens die freundlichste. An den breiten Straßen, die mit Asphaltgehwegen versehen sind, stehen schmucke Häuser, darunter Bankgebäude in großstädtischem Stil. Die Stadt ist mit elektrischem Licht beleuchtet. Außer zahlreichen kleineren elektrischen Lichtern und acht mit solchen gekrönten 125 Fuß hohen Mastbäumen, ist auf dem Gipfel einer aus Eisenstangen angefertigten 206 Fuß hohen Turmpyramide eine elektrische Sonne angebracht worden, die eine Lichtstärke von 24,000 Kerzen hat und die Hauptstraße des Ortes nachts wie mit hellem Mondlicht beleuchtet. Die Privatwohnungen sind von Bäumen umschattet und die Stadt liegt wie in einem großen Garten — daher ihr Name, „die californische Gartenstadt". Die an den Blumen auf und ab summenden Kolibris sind dem Fremden eine besonders liebliche Erscheinung.

Der Ort hat einen vorwiegend südlichen Charakter, dem aber der rührige Geschäftssinn der Amerikaner den Stempel neueren Fortschritts, wie er vorzugsweise nördlichen Ländern eigen ist, aufgedrückt hat. Die arbeitsunlustigen Spanier und Mexikaner, die früheren Besitzer des Landes, haben den rastlos thätigen Angloamerikanern beinahe ganz das

Feld räumen müssen. Die wenigen stehen gebliebenen Adobehäuser nehmen sich neben den prächtigen Neubauten, den reichen Warenmagazinen, den Straßenbahnen, der elektrischen Beleuchtung ꝛc. wie Denkmäler einer tausendjährigen Vergangenheit aus. Ähnliche Kulturbilder, nur in noch viel grellerem Gegensatz als hier, gewahrt der Reisende in allen südcalifornischen Städten. Im Laufe weniger Jahrzehnte wird von den bereits in Staub fallenden alten Adobewohnungen keine Spur mehr zu sehen sein; nur die dauerhafter gebauten Missionskirchen werden längere Zeit als Denksteine einer verschollenen Race übrig bleiben und mit den vielen spanischen Namen, welche als Ortsbezeichnungen überall in Californien beibehalten wurden, die späteren Geschlechter an die Hidalgos der Vorzeit erinnern. Nach der Besitznahme Californiens durch die Amerikaner verließen viele der gebildeteren Spanier und Mexikaner das Land, und die Hierbleibenden — eine gleichsam fossile Race — verloren den Mut, sich im Kampfe ums Dasein mit der in frischer Jugendkraft sich tummelnden neucalifornischen Bevölkerung zu messen und verschwinden nach und nach von der Bildfläche. In einem so außerordentlich schnell sich entwickelnden Lande wie Californien ist ein Stehenbleiben des Alten, des sich Überlebthabenden geradeso undenkbar wie die Möglichkeit, den Zeiger der Weltgeschichte nach rückwärts zu schieben. Spanier, Mexikaner und Indianer, ihre Gebräuche und Sitten, ihre Sprache und Wohnungen u. s. w. sind in diesem Lande dem Untergange geweiht. Angloamerikaner und Deutsche haben das reiche Erbe jener verlotterten Nationalitäten angetreten.

San José bildet den Sommeraufenthaltsort für viele reiche San Franciscoer, die das herrliche Wetter hieher lockt. Die Gebirge von Santa Cruz dienen dem Orte als Schutzwehr gegen die Seenebel, welche, wie bereits erwähnt wurde, nur ab und zu von der Bai das Thal heraufziehen und sich hier selten auf unangenehme Weise bemerkbar machen. Im Sommer sind die Gasthäuser stets von Fremden überfüllt, in den breiten chaussierten Straßen fahren Pferdebahnwagen und Equipagen auf und ab und der Platz hat alsdann fast das Aussehen eines fashionablen Kurortes. Ein halbes Dutzend stattlicher Schulhäuser, zwei schöne Markthallen, das im byzantinischen Stil erbaute Courthaus und andere öffentliche Gebäude gehören der Stadt, die ganz schuldenfrei ist. Der Ort hat Gas- und Wasserwerke, Dampffeuerspritzen, ausgezeichnete Schulen — worunter die „Academy of Notre Dame“, eine von den Jesuiten mit einem Kostenaufwande von $^1/_2$ Million Dollars gegründete Art von höherer Töchterschule, die „Staatsnormalschule“ und sieben Freischulen; ferner ein Dutzend Kirchen, drei Banken, drei tägliche und

vier Wochenzeitungen, drei Mehlmühlen, drei Brauereien und eine erkleckliche Anzahl von Fabriken. Der Wert des Grund nud Bodens beträgt an der Hauptstraße 500 Dollars den Frontfuß. In unmittelbarer Nähe der Stadt sind 20,000 Acker mit Obstbäumen bepflanzt, 500 artesische Brunnen liefern das zum Berieseln notwendige Wasser zu jeder Jahreszeit. Täglich laufen acht Personenzüge auf der vorhin beschriebenen Hauptbahn und auf einer am östlichen Ufer der Bai erbauten engspurigen Bahn zwischen San Francisco und San José. Beide Bahnen führen von San José weiter nach Süden und westwärts nach der Bai von Monterey.

Das Städtchen Santa Clara, die ältere Schwesterstadt von San José, ist mit diesem durch die sogenannte „Alameda“ verbunden, eine 2½ engl. Meilen lange Allee von riesigen knorrigen Weiden und alten Pappeln, welche vor nun mehr als hundert Jahren von den Padres angepflanzt wurden. Früher verbanden sich die Kronen der mächtigen Bäume oben zu einem Laubengange. Um jedoch die alternden Bäume vor dem Absterben zu schützen, ist man genötigt gewesen, die Zweige teilweise abzuschneiden und die Wipfel hier und da zu kappen; auch sind bereits viele Lücken entstanden, wodurch jene Allee einen Teil ihrer ehemaligen Pracht eingebüßt hat. Durch die ganze Länge der „Alameda“ läuft eine jede halbe Stunde befahrene Pferdeeisenbahn, und etwas abseits reihen sich Villen, schmucke Farmen und Gärten aneinander, von San José bis nach Santa Clara. Der Stolz von dem etwa 2400 Einwohner zählenden Städtchen ist das „Santa-Clara-Kollege“, eine von Jesuiten geleitete Schule, eine der besten an der pacifischen Küste. Die Schüler werden dort sowohl in klassischen Studien als in technischen Fächern unterrichtet. Die chemischen und astronomischen Apparate der Anstalt sind vorzüglich und auch ein reichhaltiges Museum befindet sich in derselben. Das im Jahre 1856 eröffnete „College“ nimmt den Platz der alten Mission ein, welche im Jahre 1777 gegründet wurde. Von den Missionsgebäuden ist die Kirche, in welcher die Indianer ehemals christliche Andacht übten, in etwas umgebauter Form stehen geblieben und bildet dieselbe jetzt einen Teil des modernen „Santa-Clara-College.“

Eine der Haupterwerbsquellen der Stadt San José wie der Bewohner des ganzen Santa-Clara-Thales ist die Verschiffung von californischem Obst nach den östlichen Staaten der Union. Die Märkte der Städte New-York, Boston, Philadelphia, Chicago ꝛc. sind den Sommer und Herbst über stets reichlich mit californischem Obst versehen. Im Sommer 1885 verschiffte die Centralpacific-Bahn täglich vier Eiskühler-

Waggons Obst nach dem Osten, wofür ca. 600 Dollars Fracht berechnet ward. Neuerdings wurde die Frachtrate auf die Hälfte herabgesetzt, wodurch im laufenden Jahre (1886) der tägliche Obsttransport leicht auf 15 Frachtwaggons gesteigert werden kann, ohne den Absatz im Osten, wo das californische Obst sehr beliebt ist, zu beeinträchtigen. Das zur Versendung nach dem Osten bestimmte Obst wird sorgfältig untersucht, ob es keine faulen Teile hat, und alles Derartige wird streng ausgeschieden. Die für gut befundenen Früchte werden einzeln in Papier eingewickelt, dann in Kisten, die mit Luftlöchern versehen sind, verpackt und diese in eigens für den Obsttransport eingerichtete, durch Eis gleichmäßig abgekühlte Waggons gestellt. Die Obstwaggons werden mit den Passagierzügen befördert; da die Versendung nur sechs Tage in Anspruch nimmt, so erreicht das Obst seinen Bestimmungsort in vorzüglichem Zustand. Die letzte Sendung überland findet um Mitte Oktober statt, ehe der Frost im Gebirge eintritt und das Obst auf dem Transport schädigen könnte. Außer den berühmten riesigen Bartlett-Birnen und anderem Baumobst (welches das in den östlichen Staaten gezogene sowohl an Größe als an Güte weit übertrifft), sind es die besseren Sorten von Tafeltrauben, die man nach dem Osten verschickt. Der größte Teil der Obstsendungen aus Südcalifornien (meistens Orangen) wird von der Südpacificbahn befördert. Im Jahre 1885 sandte Californien 400,000 Centner frisches Obst in 1800 Eiskühler-Waggons nach dem New-Yorker Markt; die gleiche Quantität wird jedes Jahr in 10 bis 15 Millionen Blechbüchsen eingemacht. Was von dem Reste der Obsternte nicht an Ort und Stelle und in San Francisco verbraucht wird, wird teils in der Sonne, teils durch Dampfdarren getrocknet und kommt so in den Handel. Einen bedeutenden Prozentsatz dieser enormen Obsternte liefert das Santa-Clara-Thal, von wo aus San Francisco auch mit dem größten Teil der hier neun Monate im Jahr im Freien zur Reife kommenden Erdbeeren versorgt wird. Beim Pflücken derselben finden 2000 chinesische Arbeiter Beschäftigung. Ein Erdbeerenhändler in San José verschifft während mehrerer Monate im Jahre täglich 6000 Pfund dieser köstlichen Frucht nach San Francisco. Die größte Erdbeerenfarm im County gehört einem Herrn Pierce in der Nähe von Santa Clara, der mit ihrem Betrieb schon in einem Jahre 46,000 Dollars erübrigt hat.

Der im Santa-Clara-Thale für Agrikulturzwecke geeignetste Boden ist das sogenannte „Adobeland“ (schwarzer schwerer Thonboden), welches bei reichlicher Bewässerung unerschöpflich zu sein scheint. Dem Mangel an natürlichen Wasserläufen hat man durch zahlreiche artesische

Brunnen abzuhelfen gewußt. Mit dem Pflügen beginnt man hier, wie überall in Californien, in der Regel nach dem ersten Regenfall im Oktober, da der Boden sonst zu hart ist, um von der Pflugschar leicht durchbrochen werden zu können. Auf noch nie geackertem Boden ist das Pflügen fast so leicht als auf solchem, der bereits unter Kultur gebracht wurde, weil es hier keine Grasdecke wie auf den westlichen Prairien giebt. Weizen wird vom November bis April gesäet; die Ernte beginnt im Juni. In trockenen Jahren pflegt man Weizen, Gerste und Hafer in den Halmen als Heu zu schneiden, weil dieses alsdann einen größeren Marktpreis bringt, als eine voraussichtlich geringe Kornernte erzielen würde. Auf den größeren Farmen geschieht das Pflügen mit sogenannten „Gang-Pflügen", die 2 bis 6 Pflugscharen haben. Große zentrifugale Säemaschinen, welche die Saat 30 und 40 Fuß weit streuen, folgen mitunter gleich hinter den Gang-Pflügen und Rieseneggen und vollenden sofort die Arbeit. Das Mähen und Dreschen besorgen mächtige Kombinationsmaschinen. Auf kleineren Anwesen übereilen sich die Farmer nicht, was sie ohne Furcht vor Regenfall thun können, der von Ende Juni bis September zu den großen Seltenheiten gehört.

Da Gewitter in Californien fast unbekannt sind und das Vieh auch den Winter im Freien zubringt, so sind Stallungen 2c. auf einer californischen Farm für das Unterbringen von Vieh, Futter und Getreide nur in einem sehr beschränkten Maßstabe vorhanden. Das Bild eines deutschen Bauernhofs oder Ritterguts mit ihren vielen Nebengebäuden ist ohne Frage anmutender, als das einer californischen Farm; aber der praktische Landmann wird eine Gegend, in der es im Winter nicht friert und im Sommer nicht blitzt, regnet und stürmt, entschieden höher schätzen, als ein noch so romantisches Land, wo jene atmosphärischen Zustände gäng und gäbe sind! — Die Abwesenheit von Gewittern in Californien gab zur Zeit der Goldära den Grund zu einer der verfehltesten Geschäftsunternehmungen, die je in diesem Lande gemacht wurden. Ein spekulativer Yankee, der von der schnellen Besiedelung Californiens hörte, wo neue Städte wie Pilze aus der Erde wuchsen, kam nämlich auf den unglücklichen Gedanken, eine Schiffsladung von Blitzableitern von Boston nach San Francisco zu senden, an welchem letzteren Orte er dieselben an die Besitzer neuer Gebäude mit mindestens 500 Prozent Nutzen vorteilhaft zu verkaufen dachte. Den Ärger des Yankee, mit seinen schönen stählernen Stangen in ein blitzloses Land gekommen zu sein, kann man sich vorstellen! Was aus den paar tausend Blitzableitern geworden ist, vermag ich mit Gewißheit nicht anzugeben (eine Anzahl derselben soll als Fenzpfosten Verwendung gefunden

haben); sicher ist aber, daß nie einer derselben den Giebel eines californischen Hauses oder einer californischen Kirche gekrönt hat, denn es wäre Unsinn, einen Blitzableiter in diesem Lande aufzustellen. Franklin, hätte, wäre er ein Californier gewesen, nie die Natur des Blitzes entdecken und den elektrischen Funken vom Himmel herabholen können. Jener Spekulant in Blitzableitern aus dem Yankeelande wird aber Franklin wenig zu Dank verpflichtet gewesen sein; seine meteorologische Unkenntnis Californiens mußte er mit dem Ruin seiner zeitlichen Güter büßen und wurde obendrein noch verlacht.

Maschinen sind im Santa-Clara-Thale im ausgedehntesten Gebrauch und niemand denkt daran, ohne dieselben seine Äcker zu bestellen oder abzuernten. Da im Sommer, wie gesagt, keine Gefahr vor Regengüssen ist, so pflegt man den auf den Feldern durch Dampf-Dreschmaschinen ausgedroschenen Weizen dort oft wochenlang in Säcken liegen zu lassen, ehe er in Speicher gebracht oder nach San Francisco verschifft wird. Die auf den Stoppelfeldern in Menge daliegenden weißen Säcke geben einer californischen Landschaft zu jener Jahreszeit einen eigentümlichen Anstrich. Wegen seiner ausgezeichneten Verbindungswege hat das Santa-Clara-Thal eine im Vergleich mit anderen Landstrichen Californiens hohe Kultur. Während Farmen von 1000 Acker in anderen Teilen dieses Staates klein genannt werden, gehört eine Farm von 200 Acker im Santa-Clara-Thale schon zu den größeren. Eine sorgfältigere Bodenkultur ist hier die natürliche Folge der mehr gleichmäßigen Verteilung des Landes unter kleinere Ansiedler gewesen, und der Wert des Bodens ist verhältnismäßig hoch. Farmen in einer Entfernung von fünf englischen Meilen von San José haben z. B., die Gebäulichkeiten inbegriffen, einen Kaufwert von 150 bis 300 Dollars den Acker.

Eine etwas eingehendere Besprechung verdienen noch die etwa 13 engl. Meilen in südlicher Richtung von San José im Gebirge liegenden Quecksilberminen von Neu-Almadén. Ehe die Weißen ins Land kamen, benutzten schon die Indianer den rötlichen Zinnober als Schminke für ihre Kriegshelden, unterließen aber nach und nach den Gebrauch, weil das in der Farbe enthaltene Quecksilber Hautentzündungen verursachte. Durch die Indianer erfuhren die Mexikaner bereits im Jahre 1824 die Lage der Zinnoberhöhle, aber erst im Jahre 1845 erkannten diese das Geheimnis des in dem röthlichen Erze enthaltenen Quecksilbers. Den Angloamerikanern blieb es vorbehalten, die Minen aufzuschließen.

Die Hauptausbeute der Quecksilberminen von Neu-Almadén schreibt sich vom Jahre 1850 her, als ein einfacher Grobschmied ein neues

Reduktionsverfahren erfand, und man gußstählerne Retorten einführte. Die Quecksilberdämpfe werden bei diesem Prozeß in einer Kammer, die durch eine durchlöcherte Mauer mit den Heizungsöfen in Verbindung steht, verdichtet. Eine solche Kammer ist jedesmal in sechzehn Räume geteilt, welche durch Wände getrennt sind, die abwechselnd nicht ganz bis an die Decke und nicht ganz bis an den Boden reichen. Die Quecksilberdämpfe, welche aus dem Schmelzofen durch die durchlöcherte Scheidewand in die Kondensierkammer dringen, steigen in der ersten Abteilung in die Höhe und treten, durch einen Luftzug fortgetrieben, durch die obere Verbindungsöffnung in den zweiten Raum; hier fallen sie wieder zum Boden herab, dringen von unten in die zweite Abteilung, steigen aufs neue empor und gelangen durch die nächste obere Öffnung in den dritten Raum und setzen so ihren langsamen Zickzacklauf bis zur letzten Kammer fort. Auf dem Wege kühlen sich die Dämpfe ab und das Quecksilber setzt sich wie Thau an den Wänden fest oder tröpfelt in Kügelchen auf den Boden. Durch kleine Röhren wird es in einem langen Trog aufgefangen, der seinerseits in einen Kessel mündet, welcher das flüssige Metall aufnimmt. Die Dämpfe läßt man schließlich hinter der letzten Kondensierkammer über einen mit Wasser gefüllten Behälter streichen und kühlt sie durch einen zerstäubten Wasserstrahl völlig ab. Hierdurch verdickt sich der letzte Rest von Quecksilber, ehe die ganz von ihm entblößten Dämpfe durch die Schornsteine ins Freie entweichen können. Gelegentlich werden die Wände in den Kammern vollständig reingebürstet und Ruß und Vermillon sorgfältig davon entfernt. Das so gewonnene Quecksilber wird in eisernen Flaschen von je 67½ Pfund verpackt und gewinnt man im Durchschnitt 153 Pfund gereinigten Merkurs aus einer Tonne (= 2000 Pfund) Zinnobererz. Es sind in Neu-Almadén vierzehn solcher Reduktionsöfen im Gange. Das Erz wird aus einem über 1000 Fuß langen Tunnel, der eine Breite und Höhe von 10 Fuß hat, und in den ein Gewirr von kleinen Schachten und Stollen mündet, gewonnen. Die Grubenarbeiter (tenáteros) schaffen das Erz in ledernen Säcken fort, die mit einem Riemen um die Stirn befestigt sind, ähnlich wie die Indianerfrauen Holzscheite und Mehlsäcke zu tragen pflegen, und bringen es aus den Stollen und Schachten nach dem Haupttunnel, von wo es auf Eisenbahnkarren zu Tage gefördert wird.

Bis zu Anfang der siebziger Jahre lieferten die Quecksilberminen von Neu-Almadén jährlich 48,000 Flaschen gereinigten Merkurs und es fanden dort über 1000 Arbeiter stetige Beschäftigung. Seit den letzten zehn Jahren beträgt die Zahl der Arbeiter dort aber kaum noch 400

und es werden jährlich weniger als 20,000 Flaschen produziert. Aber immer noch liefert Neu-Almadén die Hälfte von dem in Californien und fast den vierten Teil von dem auf der ganzen Erde gewonnenen Quecksilber. Im ganzen produziert Californien jetzt 3 Mill. Pfund Quecksilber; die Minen von Almadén in Spanien liefern 2 Mill., die von Idria in Krain etwa 1 Mill. Pfund. Die Minenarbeiter von Neu-Almadén bestehen aus einem Mischmasch von vielen Nationalitäten, unter denen Mexikaner und Cornischleute vorwiegend sind, eine unkultivierte und zanksüchtige Bevölkerung, die in einer aus rohen Holzhäusern erbauten sogenannten Stadt oben auf dem Berge zusammenwohnt und ihr sauer erworbenes Geld am Zahltage so schnell als möglich mit Spielern, Bummlern und schlechten Weibern zu verjubeln pflegt.

Bei San José setzt sich die von San Francisco kommende vorhin genannte engspurige Bahn in westlicher Richtung nach der 33 englische Meilen entfernten Stadt Santa Cruz, dem Hauptorte an der Bai von Monterey, fort. Die Hauptbahn erreicht das Ufer dieser Meeresbucht in südlichem Bogen über Watsonville ebenfalls bei Santa Cruz, und vermittelst einer Seitenbahn über Castroville weiter südwestlich bei der alten Stadt Monterey. Der Hauptort im südlichen Abschnitt des Santa-Clara-Thales, durch welches die Hauptbahn weiter fährt, um dann der Länge nach von Norden nach Süden das angrenzende fruchtbare Salinas-Thal zu durchschneiden, ist die 30 engl. Meilen südlich von San José liegende Stadt Gilroy. Die 14 Miles von jenem Platze in einem felsigen Cañon liegenden mineralischen Heilquellen „Gilroy hot Springs" haben dem Orte auswärts einen Namen verschafft. Das Wasser jener Thermen ist stark mit Eisen, Magnesium, Schwefel, Arsen und Alaun versetzt und wird mit großem Erfolg gegen rheumatische Leiden benutzt. Die Lage jener Heilquellen in der Nähe einer Schlucht, durch welche ein Waldbach in rauschenden Kaskaden thalwärts stürzt, ist hochromantisch.

Die engspurige Bahn, auf welcher wir von San José weiter fahren, übersteigt das vorlagernde Küstengebirge. Bis zur Station Los Gatos (die Katzen) — 9 Miles westlich von San José — führt diese Bahn quer durch die sorgfältig angebaute Ebene des Santa-Clara-Thales. Zahlreiche schmucke Heimstätten liegen in der Landschaft zerstreut, die mit den zierlichen meistens runden, buntberänderten Windmühlen, wodurch das Wasser aus artesischen Brunnen in große auf einem Nebengebäude oder auf einem flachen Turm befindliche Kübel gehoben wird, einen freundlichen Anblick gewähren. Zu beiden Seiten der Bahn liegen Weinberge und Anpflanzungen von Aprikosen-, Mandel-, Wallnuß-,

Pflaumen-, Kirsch-, Zwetschen-, Pfirsich-, Äpfel-, Oliven-, Nektarinen-, Quitten-, Birn- ꝛc. Bäumen, deren schnurgerade Linien sich vor unseren Augen in mannigfaltiger Abwechselung entrollen. Die Bäume werden in der Regel niedrig gehalten und wachsen mehr in die Breite, wodurch ein größerer Fruchtertrag erzielt wird als wenn man sie unbehindert emporschießen ließe. Zur Erntezeit sind sie oft so mit Früchten beladen, daß die Zweige vielfach gestützt werden müssen, damit sie nicht unter der Last zusammenbrechen. Alle Arten von Fruchtbäumen wachsen in Californien außerordentlich schnell empor. Es ist hier durchaus nichts Seltenes, Birnbäume zu sehen, die in einem Jahr 10 Fuß, Pflaumenbäume, die 12 Fuß, Kirschbäume, die 14 Fuß hoch aufgeschossen sind. Als Regel kann man annehmen, daß die Fruchtbäume in Californien doppelt so schnell wie die in den atlantischen Staaten wachsen und Früchte zeitigen. Ein Apfelbaum z. B., der aus dem Kern gezogen ist, trägt in New-York im 5. bis 6. Jahre, in Californien im 3. Jahre seine ersten Früchte.

Bei Los Gatos treten wir in das Gebirge, das mit herrlichen Rothølz-Wäldern (Red Woods — Sequoia sempervirens) bestanden ist, worunter sich eine der schönsten Hochwaldungen Californiens befindet, die sogenannten „Big trees“ (die großen Bäume), welche die Bewunderung jedes Reisenden erregen. Die größte dieser Sequoias hat eine Höhe von 300 Fuß mit einem Durchmesser von 20 Fuß und könnte sich neben den Mammutbäumen auf der Sierra Nevada recht gut sehen lassen. Bei einer Fahrt auf der Eisenbahn verliert man aber leider den Anblick mancher Sehenswürdigkeit und gewinnt z. B. bei dem raschen Vorübereilen nur einen unbestimmten Eindruck von der Größe jener cypressenartig emporstrebenden Waldesriesen. Als ich vor zehn Jahren — die Eisenbahn war damals noch nicht vorhanden — eine Stagereise nach Santa Cruz über die Coast Range machte, speiste ich unterwegs in dem „Hôtel de Redwood“. Dieses originelle Gasthaus war in eine an der Landstraße stehende riesige Sequoia hineingebaut worden: unten das Speise- und Schänkzimmer, oben die Schlafkabinen — drei Stockwerke — im Baum!

Am lohnendsten ist eine sogenannte „camping tour“ (ein Ausflug zu Pferde — allein oder in Gesellschaft von einigen Freunden) im Frühjahr in das Küstengebirge, ein Genuß, den aber nur wenige Bewohner von San Francisco kennen, so leicht sie sich denselben auch verschaffen könnten. Wer sich so frei und unbehindert, alle Sorgen zurücklassend, auf einige Wochen dort hinaus begiebt, bei Tage umherschwärmt und nur dem gewaltigen Grizzley (große graue Bär) respektvoll aus

dem Wege geht, als Nimrod sein eigenes Mahl erjagt und selbst am Lagerfeuer zubereitet, und nachts auf einer Wolldecke, den blauen Sternenhimmel oder die rauschenden Waldeswipfel über sich, wie ein Gott schlummert, dem werden später im nüchternen Alltagsleben die in der Gebirgs- und Waldeinsamkeit verbrachten köstlichen Stunden sicherlich unvergeßlich bleiben! Oft wird er zurückdenken an den Harzduft der Nadelforste, an die mit wilden Blumen förmlich besäeten Bergabhänge, die lauschigen Thalgründe und smaragdenen Matten, an rauschende Waldbäche und die Pracht der Sequoias. Herrlich sind die Fernsichten über die gewölbten, dichtbewaldeten Kuppen, die in bläulichen Duft gehüllten entlegeneren Höhenzüge und das unendliche Meer, und der bereits südliche Farbenschmelz des Landschaftsbildes der romantischen Coast Range.

Eine in Californien beliebte Art, im Sommer das Stadtleben mit der Landluft auf einige Wochen oder Monate zu vertauschen, sind die Familien-Ausflüge nach sogenannten „camps“. In der Regel verbinden sich mehrere befreundete Familien und beziehen an einer romantischen Stelle im Walde mit Kind und Kegel ein Zeltlager, wo sie sich auf längere Zeit — meistens während der Schulferien im Juni und oft bis in den August — häuslich niederlassen, einen chinesischen Koch mitnehmen und im Freien kampieren — daher der Name. Die Zelte, Kochöfen, Lagerausrüstung ꝛc. können mietweise erlangt werden, und erstere sind mit Sprungfederbetten, Matratzen u. s. w. recht bequem eingerichtet. In den Zeltlagern befindet sich stets ein Überfluß von gutem Mundvorrat, Konserven und Getränken; nachts werden große Feuer angezündet, und an Scherz und Vergnügen, an Lektüre ꝛc. fehlt es nie. Eine bequem gelegene Badestelle ist unerläßlich für ein gutes „camp“. Da in Californien während des Sommers keine Regengüsse, Gewitter oder Stürme zu befürchten sind, so erleiden solche nicht übermäßig kostspielige Lagerfreuden fast nie unangenehme Unterbrechungen, und es hat das Zeltleben im Walde, wobei mit Leichtigkeit Jagdausflüge, prächtige Spaziergänge ꝛc. unternommen werden können, einen ganz außerordentlichen Reiz. In den hochromantischen Rotholzwaldungen, an bewaldeten Flußufern, an Seen, Waldbächen und im Küstengebirge findet man diese „campers“ (Kampierenden), mit ½ Dutzend und mehr hübschen Zelten, während des Sommers in Californien in erstaunlicher Menge. Als Erholung von dem hierzulande stets mit Hochdruck arbeitenden Stadt- und Geschäftsleben ist ein mehrwöchentlicher Sommeraufenthalt im „camp“ dem in einem fashionablen Badeorte bei weitem vorzuziehen und wird auch von Reichen als romantische Abwechselung oft benutzt. Bei unserer

Pflaumen-, Kirsch-, Zwetschen-, Pfirsich-, Äpfel-, Oliven-, Nektarinen-, Quitten-, Birn- ꝛc. Bäumen, deren schnurgerade Linien sich vor unseren Augen in mannigfaltiger Abwechselung entrollen. Die Bäume werden in der Regel niedrig gehalten und wachsen mehr in die Breite, wodurch ein größerer Fruchtertrag erzielt wird als wenn man sie unbehindert emporschießen ließe. Zur Erntezeit sind sie oft so mit Früchten beladen, daß die Zweige vielfach gestützt werden müssen, damit sie nicht unter der Last zusammenbrechen. Alle Arten von Fruchtbäumen wachsen in Californien außerordentlich schnell empor. Es ist hier durchaus nichts Seltenes, Birnbäume zu sehen, die in einem Jahr 10 Fuß, Pflaumenbäume, die 12 Fuß, Kirschbäume, die 14 Fuß hoch aufgeschossen sind. Als Regel kann man annehmen, daß die Fruchtbäume in Californien doppelt so schnell wie die in den atlantischen Staaten wachsen und Früchte zeitigen. Ein Apfelbaum z. B., der aus dem Kern gezogen ist, trägt in New-York im 5. bis 6. Jahre, in Californien im 3. Jahre seine ersten Früchte.

Bei Los Gatos treten wir in das Gebirge, das mit herrlichen Rotholz-Wäldern (Red Woods — Sequoia sempervirens) bestanden ist, worunter sich eine der schönsten Hochwaldungen Californiens befindet, die sogenannten „Big trees“ (die großen Bäume), welche die Bewunderung jedes Reisenden erregen. Die größte dieser Sequoias hat eine Höhe von 300 Fuß mit einem Durchmesser von 20 Fuß und könnte sich neben den Mammutbäumen auf der Sierra Nevada recht gut sehen lassen. Bei einer Fahrt auf der Eisenbahn verliert man aber leider den Anblick mancher Sehenswürdigkeit und gewinnt z. B. bei dem raschen Vorübereilen nur einen unbestimmten Eindruck von der Größe jener cypressenartig emporstrebenden Waldesriesen. Als ich vor zehn Jahren — die Eisenbahn war damals noch nicht vorhanden — eine Stagereise nach Santa Cruz über die Coast Range machte, speiste ich unterwegs in dem „Hôtel de Redwood“. Dieses originelle Gasthaus war in eine an der Landstraße stehende riesige Sequoia hineingebaut worden: unten das Speise- und Schänkzimmer, oben die Schlafkabinen — drei Stockwerke — im Baum!

Am lohnendsten ist eine sogenannte „camping tour“ (ein Ausflug zu Pferde — allein oder in Gesellschaft von einigen Freunden) im Frühjahr in das Küstengebirge, ein Genuß, den aber nur wenige Bewohner von San Francisco kennen, so leicht sie sich denselben auch verschaffen könnten. Wer sich so frei und unbehindert, alle Sorgen zurücklassend, auf einige Wochen dort hinaus begiebt, bei Tage umherschwärmt und nur dem gewaltigen Grizzley (große graue Bär) respektvoll aus

dem Wege geht, als Nimrod sein eigenes Mahl erjagt und selbst am Lagerfeuer zubereitet, und nachts auf einer Wolldecke, den blauen Sternenhimmel oder die rauschenden Waldeswipfel über sich, wie ein Gott schlummert, dem werden später im nüchternen Alltagsleben die in der Gebirgs- und Waldeinsamkeit verbrachten köstlichen Stunden sicherlich unvergeßlich bleiben! Oft wird er zurückdenken an den Harzduft der Nadelforste, an die mit wilden Blumen förmlich besäeten Bergabhänge, die lauschigen Thalgründe und smaragdenen Matten, an rauschende Waldbäche und die Pracht der Sequoias. Herrlich sind die Fernsichten über die gewölbten, dichtbewaldeten Kuppen, die in bläulichen Duft gehüllten entlegeneren Höhenzüge und das unendliche Meer, und der bereits südliche Farbenschmelz des Landschaftsbildes der romantischen Coast Range.

Eine in Californien beliebte Art, im Sommer das Stadtleben mit der Landluft auf einige Wochen oder Monate zu vertauschen, sind die Familien-Ausflüge nach sogenannten „camps“. In der Regel verbinden sich mehrere befreundete Familien und beziehen an einer romantischen Stelle im Walde mit Kind und Kegel ein Zeltlager, wo sie sich auf längere Zeit — meistens während der Schulferien im Juni und oft bis in den August — häuslich niederlassen, einen chinesischen Koch mitnehmen und im Freien kampieren — daher der Name. Die Zelte, Kochöfen, Lagerausrüstung rc. können mietweise erlangt werden, und erstere sind mit Sprungfederbetten, Matratzen u. s. w. recht bequem eingerichtet. In den Zeltlagern befindet sich stets ein Überfluß von gutem Mundvorrat, Konserven und Getränken; nachts werden große Feuer angezündet, und an Scherz und Vergnügen, an Lektüre rc. fehlt es nie. Eine bequem gelegene Badestelle ist unerläßlich für ein gutes „camp“. Da in Californien während des Sommers keine Regengüsse, Gewitter oder Stürme zu befürchten sind, so erleiden solche nicht übermäßig kostspielige Lagerfreuden fast nie unangenehme Unterbrechungen, und es hat das Zeltleben im Walde, wobei mit Leichtigkeit Jagdausflüge, prächtige Spaziergänge rc. unternommen werden können, einen ganz außerordentlichen Reiz. In den hochromantischen Rotholzwaldungen, an bewaldeten Flußufern, an Seen, Waldbächen und im Küstengebirge findet man diese „campers“ (Kampierenden), mit ½ Dutzend und mehr hübschen Zelten, während des Sommers in Californien in erstaunlicher Menge. Als Erholung von dem hierzulande stets mit Hochdruck arbeitenden Stadt- und Geschäftsleben ist ein mehrwöchentlicher Sommeraufenthalt im „camp“ dem in einem fashionablen Badeorte bei weitem vorzuziehen und wird auch von Reichen als romantische Abwechselung oft benutzt. Bei unserer

Eisenbahnfahrt über die Coast Range erlangen wir nur eine Ahnung von den in diesem Gebirgszuge verborgenen Naturschönheiten; erst bei der freieren Umschau von seiner westlichen Abdachung verwirklicht sich jene zum Teil, wenn das Auge plötzlich in die Weite schweifen kann und das zwischen grünen Hügeln malerisch eingenistete Santa Cruz und den blauen Spiegel des Oceans erfaßt.

Santa Cruz (5500 Einwohner) ist der Hauptort an der Bai von Monterey und mit seinen am weißen sandigen Strande ausgebreiteten Badehäusern und dem freundlich-ländlichen Äußern seiner Geschäftsstraßen, Gasthäuser und Privatwohnungen das besuchteste Seebad in Californien und eine Lieblingssommerfrische der San Franciscoer geworden. Im Sommer wimmelt es dort, namentlich Sonntags, von Fremden, welche die Exkursionszüge benutzen, um hier umherzuschwärmen und in der brandenden Salzflut zu baden. Ein hohes weit ins Meer sich hinaus bauendes Vorgebirge schützt Santa Cruz vor den Nordwinden und giebt diesem Platze eine so gleichmäßige milde Temperatur, als befände man sich mehrere Breitengrade weiter südlich. Die prächtigen Thäler des nahen Küstengebirges bieten dem Besucher dieses californischen Nizza eine solche Fülle von schönen Ausflugspunkten, daß ihm die Wahl oft schwer fallen wird, wohin er sich begeben soll. Der die Bai von Monterey umschließende Landstrich ist eine Zierde von Californien. Obstgärten, reiche Farmen, Weinberge, Villen, Seebäder und Vergnügungsorte reihen sich dort aneinander. Der Blick von der bei Santa Cruz sich weit ins Meer hinaus erstreckenden Landungsbrücke der Dampfer über die grünen Ufergelände und die 28 Miles breite Bai hinüber nach Monterey, wo eine malerische Bergkette das Panorama im Süden abschließt, ist herrlich. Der Fremde meint hier ein altes Kulturland, anstatt ein erst vor einem Menschenalter besiedeltes Gebiet vor Augen zu haben.

---

b. Das Hotel del Monte, eine Strandfahrt nach der Carmelo-Bai und die Mission San Carlos.

Der berühmteste Badeplatz an der Bai von Monterey liegt in der Nähe der gleichnamigen alten Stadt, nahe am südwestlichen Abschnitt des Meerbusens, wo das von den Eigentümern der Südpacificbahn erbaute prächtige Hotel del Monte den Luxus und die Bequemlichkeiten eines großstädtischen Gasthauses in einer wunderbar schönen Um-

gebung bietet. Jeden Nachmittag fährt, außer dem langsameren regelmäßigen Passagierzuge, noch ein Kurierzug von San Francisco nach Monterey, besonders für die Bequemlichkeit der Gäste von del Monte. Es ist dies der sogenannte „daisy train“, der schnellste Eisenbahnzug in Californien, der die 125 engl. Meilen lange Fahrt von San Francisco nach Monterey, die Aufenthalte an den Haupt-Zwischenstationen inbegriffen, in $3^1/_2$ Stunden zurücklegt. Von Santa Cruz gelangen wir auf der im weiten Bogen um die Bai hinlaufenden Eisenbahn nach del Monte, wo wir bei einem offenen allerliebsten kleinen Bahnhof aussteigen, der eigens für das Hotel angelegt wurde. Schon die Anlage des Stationshauses, von wo aus das berühmte Gasthaus nicht sichtbar ist, die schmucken Hotelwagen, die vielen bunten Blumenbeete und der mit Kies bestreute, von prächtigen Lebenseichen begrenzte Halteplatz, der so rein gehalten ist wie eine Tenne, spannt unsere Erwartung. Eine kurze Fahrt durch den nahen Park bringt uns vor die langhingestreckte Front des in neugothischem Stil erbauten prächtigen Gasthofs, wo wir ein Unterkommen finden wie Fürsten.

Die weitläufigen Gebäulichkeiten dieses ländlichen Musterhotels, das Ähnlichkeit mit dem Landsitze eines englischen Lords hat, liegen inmitten eines natürlichen Parks von herrlichen Eichen und Koniferen, dessen von breiten Kieswegen durchkreuztes Gebiet in hellgrüne Rasenplätze, buntschimmernde Blumenbeete und reizende Anlagen umgewandelt worden ist, die ein deutscher Kunstgärtner (R. Ulrich) aus dem dürren Waldboden hervorgezaubert hat. Ein wahres Paradies von Blumen-Parketts lehnt sich an die Gebäulichkeiten und läßt seinen Duft über die breiten Verandas in einer Fülle ausströmen, die die Sinne förmlich berauscht. Rosenstöcke ranken ihre mit weißen Rosen dicht besetzten Zweige 15 Fuß hoch an den Pfosten der Gallerien empor; die weißen Kelche der prächtigen Calla-Lilien, welche die bunten Beete in Menge schmücken, entzücken das Auge. Man glaubt hier durch einen alten Schloßpark zu wandeln, den ein menschenfreundlicher Fürst dem Publikum zur freien Benutzung übergeben hat; aber nicht durch einen Park mit zugeschnittenen Hecken und zurechtgestutzten Bäumen, sondern durch ein von der Kultur verschönertes Stück Urwald, mit den herrlichsten von Epheu umwundenen Cedern, Fichten, Cypressen und moosbehängten alten Lebenseichen darin, deren dunkelgrüne Kronen sich über die samtenen Rasenplätze und schimmernden Blumenbeete malerisch in den sonnenhellen Himmel emporstrecken. Im sogenannten „Arizona-Garten“ stehen hochaufragende Kaktusse und Fächerpalmen und allerlei stachelichte Gewächse in buntem Durcheinander, die einen in die tropische Zone versetzen.

In einer windstillen Mondscheinnacht durch das geheimnisvolle Zwielicht dieses Urwaldparks zu wandeln, die reine Luft einzuatmen, dem Rauschen des Meeres zu lauschen und in Wohlgerüchen zu schwelgen, auf Kiespfaden unter den sich vom blauen Himmmel scharf abmalenden hochaufragenden Fichten und breitgeästeten Lebenseichen nach einer in der Nähe liegenden Lagune zu spazieren, aus deren Mitte ein Springbrunnen seinen Silberstrahl hoch emportreibt, ist wahrhaft entzückend.

Die Umgebungen dieses herrlichen „Sommer- und Winter-Kurorts“ sind überaus malerisch. Die weite Bai mit ihren klippenreichen Ufern, die Fernsichten auf die Santa Cruz- und die Gabilan-Gebirgsketten, die anmutigen Thäler und prächtigen Waldungen, die alten spanisch-mexikanischen Ruinen ꝛc. bieten eine Fülle von den verschiedenartigsten Reizen, die von keinem Seebade in Amerika erreicht werden. Zur Unterhaltung für die Gäste ist auf das Ausgiebigste gesorgt worden. Man findet Spielplätze für die Jugend, Schaukeln, einen Schießstand für Bogenschützen, einen Skating Rink, Lawn-Tennis- und Croquetplätze ein Fasanenhaus, Treibhäuser, Billards für Damen und Herren, ein „Klubhaus“ mit Kegelbahnen (in dem sich auch die „Bar“ befindet), Ruderboote auf der Lagune, einen Irrgang in einer Cypressen-Anpflanzung u. s. w.: genug, es ist eine wahre Musteranlage für Vergnügungsreisende.

Das mit vielen Erkern und Türmen verzierte, großartig angelegte Hotel, welches 400 Gäste beherbergen kann, hat eine Front von 380 Fuß bei 115 Fuß Tiefe, mit einer Menge von Anbauten. Dasselbe ist nicht wie die kasernenartigen Gasthäuser in den Badeplätzen des Ostens angelegt, sondern mit einer sozusagen bürgerlichen Eleganz eingerichtet worden. Auch unterscheidet sich die durchaus nicht blasierte Gesellschaft auf das vortheilhafteste von dem anmaßenden „Shoddytum“, das sich in östlichen Bädern breit macht. Die californische Luft scheint auch auf die östlichen Besucher schnell einen heilsamen Einfluß auszuüben, denn dieselben Vertreter und namentlich Vertreterinnen der Geldaristokratie des Ostens, welche in Saratoga, Coney Island ꝛc. oft so unausstehlich vornehme Manieren zur Schau tragen, sind in del Monte wie umgewandelt. Es ist eine wahre Freude, abends durch die breiten lichterfüllten Korridore auf den weichen Teppichen zu wandeln, namentlich am Sonnabend Abend, der als Gala-Abend betrachtet wird, wenn die bildschönen jungen Californierinnen in reichen Toiletten dort mit oder ohne Herrenbegleitung zwanglos auf und ab spazieren und sogar die Vorhalle, wo sich das Bureau befindet, wo ein helles Kaminfeuer lodert und die Herren ungeniert ihre Habanas rauchen, als

Promenadenplatz benutzen. Die riesigen Holzblöcke, welche das Kaminfeuer unterhalten, werden auf kleinen Wägelchen, deren Räder mit Gummi bedeckt sind, geräuschlos durch die Korridore an ihren Platz befördert. Nach Ankunft des vorhin genannten „daisy train“ ist in der von Licht strahlenden Vorhalle ein Gedränge von prächtigen Frauengestalten, von Herren und Damen, die ihre von San Francisco anlangenden Freunde bewillkommnen, das auf den Neuankömmling einen außerordentlich fesselnden Eindruck macht. Leider fehlt eine Musikkapelle, wie jeder europäische Kurort eine aufzuweisen hat; statt ihrer muß man mit dem Piano- und Geigenspiel von zwei aus San Francisco von Samstag bis Montag Abend importierten Musikern vorlieb nehmen, die während ihrer Anwesenheit auch abends im Ballsaal zum Tanz aufspielen.

Das Hotel del Monte hat bereits einen Weltruf erlangt und wird sicherlich von keinem Gasthause in Amerika, das außerhalb der Großstädte liegt, an Bequemlichkeit und Pracht übertroffen. Die vielfachen Millionäre der Südpacificbahn haben einen Stolz darin gesucht, hier eine wahrhaft fürstliche Schöpfung ins Leben zu rufen, obgleich das Unternehmen ohne Frage in erster Linie eine großartige Spekulation gewesen ist, die darauf hinzielte, den Personenverkehr auf der Eisenbahn zu vermehren. Die Herstellungskosten der eigens für den Gebrauch des Gasthauses erbauten 26 engl. Meilen langen Wasserleitung, welche das köstlichste Trinkwasser aus dem Gebirge herbeischafft, betrugen allein 650,000 Dollars, von welcher Summe 120,000 Dollars für Land und Wasserrecht gezahlt werden mußten. Die Röhrenleitung bringt das Wasser des Carmelflusses aus einer Höhe von 1000 Fuß nach del Monte. Die zahlreich im Gebäude angebrachten Schläuche sind imstande, einen Wasserstrahl durch den bloßen Druck bis über das Dach zu werfen, und haben bereits zu verschiedenen Malen einen Brand in dem ganz aus Holz errichteten Bau gelöscht. Das Gasthaus mit seiner prachtvollen Einrichtung, den breiten Verandas und weiten Treppenfluchten, den vorspringenden Dächern, Türmen, Erkern und Seitenflügeln, die Wirthschaftsgebäude, Stallungen, Maschinenhaus, Wasserturm 2c., die sich über 126 Acker erstreckenden Parkanlagen, ein 18 Miles langer chaussierter Fahrweg am Strande entlang, das kostspielig eingerichtete Seebad und die sich über volle 7000 Acker ausdehnende Besitzung haben zusammen noch etliche Millionen Dollars verschlungen. Dafür ist aber auch del Monte das ganze Jahr hindurch von Besuchern überfüllt, die sogar mit Extrazügen aus dem Osten anlangen, und ist der Hauptvergnügungsplatz im Lande für die reiche Klasse der San Franciscoer

geworden. Im Durchschnitt besuchen 6000 bis 6500 Fremde jeden Monat das Hotel del Monte; die geringste Zahl ist 4000, die höchste 14,000 im Monat. Da das Klima hier im Sommer wie im Winter fast gleichmäßig ist, so giebt es keine bestimmte Badesaison. Die Durchschnittstemperatur ist im Januar 50°, im Juli 65° Fahrenheit; der Regenfall beträgt 14 Zoll im Jahr. Die kalten Winde und Seenebel, welche San Francisco im Sommer und bis in den Herbst hinein heimsuchen, erstrecken sich allerdings auch bis nach Monterey; sie machen sich aber in dem in geschützter Lage erbauten Hotel del Monte nur selten unangenehm fühlbar.

An jedem Vormittage pflegt die Fremdengesellschaft sich nach dem am Strande der Bai ¼ Wegstunde vom Gasthause entfernten Bade-Pavillon zu begeben, einem 170 Fuß langen und 70 Fuß breiten mit Glas überdachten Gebäude, in dessen Innerm vier von tropischen Pflanzen umgebene große Bassins liegen, deren Wasser durch Dampfheizung auf einen verschiedenen Wärmegrad gebracht worden ist und durch frisch eingepumptes Seewasser täglich erneuert wird. Für Badebequemlichkeiten ist im Pavillon in ausgiebiger Weise gesorgt worden. Das zuschauende Publikum findet dort einen in jeder Beziehung angenehmen Aufenthaltsort, wo es ein Stündchen oder länger die Schwimmkünste der Nixen und ihrer männlichen Begleiter mehr oder weniger bewundern kann, sich dabei aber die verhüllten Reize der Evastöchter hinzudenken muß. Ein Bad in offener See wird wenig benutzt, da das Meerwasser für gewöhnliche Menschenkinder hier etwas gar zu frostig ist.

Wer del Monte besucht, der pflegt auch einen Ausflug in einem der zu dem Gasthofe gehörenden 40 hübschen Wagen (für welche 125 Pferde zur Verfügung stehen) über die vorhin genannte 18 Miles lange Chaussee am Strande der Bai entlang zu machen, und, falls die Zeit es erlaubt, auch noch die alte Carmel-Mission in Augenschein zu nehmen, welche Ausflüge jeder von ihnen etwa drei Stunden Zeit in Anspruch nehmen. Auf der erstgenannten hochinteressanten Fahrt gelangen wir zuerst nach der kaum 2 engl Meilen vom Gasthause entfernten, von den Spaniern im Jahre 1769 gegründeten Stadt Monterey. Hier wurde, nachdem bereits einen Monat früher durch das Aufhissen der Bärenflagge in Sonóma (14. Juni 1846) die Unabhängigkeit Californiens von Mexiko proklamirt worden war und Fremont öffentlich einen Anschluß an die Vereinigten Staaten befürwortete, zuerst das Sternenbanner durch Commodore J. D. Sloat von der V.-St.-Marine entfaltet. Bis 1849 blieb der Sitz der Regierung für Californien auch nach der Besitzergreifung des Landes durch die Amerikaner in Monterey,

und erst mit der Aufnahme Californiens als Staat in die Union wurde die Hauptstadt von dort nach Sacramento verlegt. Dann ging es mit der alten spanisch-mexikanischen Stadt rasch bergab, bis die Eröffnung der Eisenbahn sie zu neuem Leben erweckte. Eine noch ziemlich gut erhaltene Missionskirche und die in Staub sinkenden Adobekasernen und -Regierungsgebäude sind die traurigen Überreste der einstigen mexikanischen Herrschaft in Monterey, das jetzt bereits das Gewand einer modernen amerikanischen Landstadt angezogen hat.

Nach einer Fahrt durch dichte Waldungen kommen wir durch die Ansiedelung Pacific Grove, eine zum großen Teil aus Zelthäusern bestehende Niederlassung von etwa 2000 Temperenzlern und ursprünglich ein Methodisten-Feldlager, eine Sommerstadt, in welcher sogar das Bier verpönt ist und ebenso wie Wein und Branntwein nur als Medizin verzapft werden darf. Hunderte von Baustellen im Urwald sind hier für den mäßigen Preis von ca. 200 bis 300 Dollars zu haben. Der Platz sieht so ehrsam und tugendhaft aus, daß er frommen Temperenz-Gemütern und Hymnen singenden Methodisten, trotz seines reichlich kühlen und windigen Klimas, als Zufluchtsort aus dem sündigen Treiben dieser schlechten Welt mit bestem Gewissen empfohlen werden darf. Für „Heiden" dürfte del Monte allerdings wohl ein angenehmerer Aufenthaltsort sein!

Auf der Weiterfahrt gelangen wir bald wieder an die in das offene Meer hinausblickende weite Bai, deren wogenumbrauster felsiger Strand hochromantisch ist. Die im Ocean aufragenden grauen Klippen der „Pelikan-Felsen", auf denen sich eine zahlreiche Seelöwen-Kolonie angesiedelt hat, das schroffe Point Pinos und die „Moß-Beach", welche ihren Namen von den dort in Menge vorkommenden bunten, spitzenartigen Seemoosen genommen hat, sind Punkte von fesselnder, wilder Schönheit. Die großen farbenschillernden Avallona-Muscheln, welche als Handelsartikel für allerhand Schmucksachen Verwendung finden, kommen zahlreich am felsigen Ufer der Bai vor. Die größte Sehenswürdigkeit auf der Fahrt ist „Cypreß-Point", ein am Meere liegender, von brandenden Wogen umspülter breiter Felsvorsprung, der von den Vorposten des sich von dort landeinwärts erstreckenden berühmten Hains der Monterey-Cypressen bewachsen ist. Die Kronen dieser uralten von Moos umschlungenen Cypressen sind von den hier fast unausgesetzt vom Meere herwehenden heftigen Winden so zu sagen flach gedrückt und sehen aus wie umgestülpte Regenschirme. Diese Cupressus macrocarpa (d. h. mit großen Früchten) kommt sonst nur noch hier und da in der Coast Range und auf den Inseln an der Küste von Untercalifornien, nament-

lich auf Cerros Island, vor, aber nirgends in solcher Menge wie in diesem Hain. Die Monterey-Cypressen haben dichtbelaubte breite Äste und unterscheiden sich dadurch von den orientalischen Cypressen, die mehr den Pappeln ähnlich sind. Die größte der Monterey-Cypressen hat 6 Fuß über dem Boden einen Umfang von 18²/₃ Fuß.

In südlicher Richtung von „Cypreß-Point" erstreckt sich die kleine blaue Carmelo-Bai unmittelbar vom Ocean ins Land hinein, bei der wir uns heimwärts wenden, um durch Feld und Wald nach Monterey und del Monte zurückzukehren. Jenseits der grünen Hügel liegt, verborgen vor unserm Blick, die alte Missionskirche San Carlos, auch die Carmel-Mission genannt. Die Missionskirche ist jedoch von hier aus nicht zu erreichen. Ein 7 Miles langer Fahrweg führt vom Hotel del Monte über malerisches Hügelland dorthin, wo am kleinen Carmelflusse das von der bewaldeten Carmelo-Range begrenzte gleichnamige Thal liegt, an dessen unterem Ende das alte Missionsgebäude mit seinen gelben Mauern einsam von einem Hügel ins Meer hinausblickt.

Ein hübsches kleines portugiesisches Mädchen, das aus einem in der Nähe liegenden Farmhause tritt, erschließt uns die Pforten der Mission, die ganz unbewohnt ist. Das Gebäude (165 Fuß lang, 29 Fuß breit und bis zur Decke 32 Fuß hoch) bildet ein kahles, inwendig gelb angestrichenes Rechteck mit einer nackten Deckenwölbung und zwei ganz leeren Kapellen. Die Kirche, deren mächtige dicke Mauern wohl noch manches Jahrhundert überdauern werden, enthält nur wenig Sehenswertes, da die Bilder ꝛc. meistens nach der vorhin genannten alten katholischen Kirche bei Monterey gebracht worden. Ein schwarz angestrichenes uraltes Holzkreuz, das in einer der Nebenkapellen an der nackten Wand lehnt, ein paar mit Farben bekleckste Heiligenbilder und der vergitterte mit wenigem Schmuck verzierte Hochaltar bilden so ziemlich die ganze noch übrig gebliebene innere Ausstattung der Kirche. In der Nähe des Altars liegt das Grab des Padre Junipero Serra, des Gründers und ersten Präsidenten sämmtlicher californischen Missionen. Die Mission San Carlos wurde von ihm am 3. Juni 1770 in Monterey gegründet und im December desselben Jahres nach der Carmelo-Bai verlegt. Sie ist nächst der Mission San Diego die älteste von den 21 Missionen der Franciskaner-Mönche in Californien. Bei Gelegenheit der am 28. August 1884 großartig veranstalteten hundertjährigen Gedenkfeier des Todes von Junipero Serra wurde das Grab des berühmten Padre geöffnet, dessen sterbliche Überreste an dem noch gut erhaltenen Priestergewande leicht zu erkennen waren. Auch zwei von den Gouverneuren der ehemaligen spanischen Provinz Alta Cali-

fornia, die Gouverneure Joseph Antonio Romeu († 1792) und Don Pedro Fages († 1796), liegen in der Kirche begraben. Die ziemlich baufällige alte Kirche ward für diese Feier mit einem Kostenaufwande von 20,000 Dollars ausgebessert. An die Stelle des früheren schweren Dachs aus roten Ziegelpfannen wurde leider ein neues spitzes Schindeldach aufgesetzt, was dem früher so charakteristischen Aussehen des Gebäudes großen Abbruch gethan hat. Das Sehenswerteste ist ein über dem Eingang liegender breiter steinerner Chor und das kunstvoll verzierte Portal mit dem gut erhaltenen viereckigen kuppelüberwölbten gelben Glockenturm, der mit einem zweiten niedrigeren Turm, in dem sich der Aufstieg zum Orgelchor befindet, einen Teil der Kirchenfront bildet.

An der einen Seite des trostlos verwilderten Kirchenplatzes befinden sich die Überreste einer Reihe fast ganz zerfallener uralter Adobebauten und Priesterwohnungen, nebst einer einst mit roten Dachpfannen gekrönten Ringmauer. An der Stelle der Missionskirche stand ursprünglich ein aus Adobes erbautes Gotteshaus. Der neben der Kirche liegende Campo Santo ist ganz mit wildem Senf überwuchert, unter dessen mit gelben Blumen bewachsenem, hoch aufgeschossenem Gestrüpp man nur mit Mühe hier und dort ein im Boden steckendes morsches Stück Holz zu entdecken vermag, das die Grabstätte eines Priesters anzeigt. Auf diesem Friedhofe wurden mehr als 2700 Indianer begraben.

Als die Mission San Carlos im Jahre 1825 in ihrer höchsten Blüte stand, besaß dieselbe 90,000 Rinder, 50,000 Schafe, 2000 Pferde, 370 Joch Ochsen, ein Warenlager im Werte von 50,000 Dollars und einen Schatz von 40,000 Dollars in Silber. Mehrere tausend Indianer mußten die Bauten aufführen und fanden später auf der Mission als Feldarbeiter und als Hüter der Herden Beschäftigung. Zum Gottesdienste pflegten sie sich entweder freiwillig einzufinden, oder sie wurden — zur Ehre Christi! — mit Peitschenhieben in die Kirche getrieben. Als aber der Kongreß der mexikanischen Republik im Jahre 1835 alle Kirchengüter konfiszieren ließ, gerieten sämtliche californische Missionen ganz in Verfall. Die Mönche zogen von San Carlos fort und auch die Indianer sind aus dieser Gegend verschwunden. Nur gelegentlich gewahrt man einen Mischlingsindianer, der von den wenigen in der Nachbarschaft lebenden Spaniern und Portugiesen kaum zu unterscheiden ist.

Still ist es jetzt an der Carmelo-Bai geworden! — Selbst die Stelle, wo Junipero Serra am 3. Juni 1770 zuerst landete und das Kreuz aufpflanzte, hat nur noch ein historisches Interesse. Die berühmte alte Mission von San Carlos steht einsam und verlassen da und öffnet

nur ab und zu ihr rostiges Schloß einer neugierigen Touristenschar, die ohne Ehrfurcht im Gotteshause umherspaziert, geräuschvoll die Wendeltreppe zum alten Steinchor erklettert und ihre Glossen über die verschwundene Herrlichkeit macht. — Bei der Heimfahrt versetzt uns der wundervolle Blick von einer Höhe auf die meilenweite von pulsierendem Leben umgebene halbmondsförmige Bucht von Monterey, deren blaue Flut von silbernem Schaum umkränzt ist, in die Gegenwart zurück. Fern am Ufer erhebt sich der vielgegliederte schöne Bau des Gasthauses del Monte in seinem herrlichen Naturpark und blickt hinaus auf den von Besuchern lebendigen Strand und die weiten Fluten der Bai von Monterey, ein stolzer Vorposten der Kultur des neuen Amerika am Gestade des westlichen Oceans, wo die alte Kultur auf Nimmerwiederkehr zu Grabe getragen worden ist.

V.

Nach Santa Barbara und nach San Buena Ventura.

1. Von Soledad über San Luis Obispo nach Santa Barbara.

Santa Barbara, welches am Gestade des Stillen Oceans, 363 engl. Meilen südlich von San Francisco liegt, ist der erste Haupt-Rastplatz für den Reisenden, der Südcalifornien besuchen will und die Küstenroute der Eisenbahn nach Los Angeles, der Hauptstadt des Südens, vorzieht. Besonderes ist auf der Eisenbahn, welche die Route auf der mittleren Längenachse des Staates einschlägt, nicht viel zu sehen, mit Ausnahme der Bahnstrecke durch den etwas nördlich von der Mojave-Wüste liegenden Tehachapi-Paß, — eine großartige Leistung der Eisenbahn-Ingenieurkunst. Es befinden sich dort 17 mit den größten Schwierigkeiten hergestellte Tunnels. In nicht weiter Entfernung von dort (352 engl. Meilen von San Francisco) wurde die sogenannte Schleife (loop) angelegt, wo das Bahngeleise, um eine kurze Steigung zu überwinden, in einem 3795 Fuß langen vollständigen Kreise nach einem Tunnel zurückkehrt, um jetzt, 78 Fuß über demselben hinlaufend, die erste Richtung wieder anzunehmen — daher der Name. Die Reise durch die große San Joaquin-Ebene ist nicht minder einförmig als die durch die Mojave-Wüste. In letzterer sind nur die dort zu Tausenden

zerstreut wachsenden Yuccapalmen bemerkenswert, deren faseriges Holz auch zur Papierbereitung Verwendung findet. Die Yuccas, welche zwei oder drei Zweige auf komische Weise windschief vom häßlichen Stamm nach oben gerichtet in die Luft hinausstrecken, sehen im allgemeinen so aus, als ob sie nicht auf festen Füßen ständen und die ganze zahlreiche Gesellschaft einen Fandango zu dem bekannten Liede des ehemaligen preußischen Kultusministers: „G'rad aus dem Wirtshaus komm ich heraus“ tanzen wollte.

Die Küstenroute, obgleich beschwerlicher, ist weit interessanter als die durch das Binnenland. Sie führt erst mit dem „nördlichen Zweige der Südpacificbahn“ durch das schöne Santa-Clara- und durch das Salinasthal nach Soledad, von dort mit der Stagekutsche nach San Luis Obispo und weiter über Santa Barbara und San Buena Ventura — entweder in Postkutschen zu Lande, oder in Küstendampfern von Hafen zu Hafen — ebenfalls nach Los Angeles. Ich lade nun den Leser ein, mich auf einem Ausflug zu Lande auf dieser Route nach dem Süden des Goldstaats zu begleiten, und zwar zunächst nach Santa Barbara. Da das Santa-Clara-Thal bereits ausführlich geschildert wurde, so wollen wir die Reise mit der Stagefahrt bei Soledad (143 Miles südlich von San Francisco) beginnen.

Ich weiß, daß eine Reise mit der Stagekutsche heutzutage in der Zeit der Schnelldampfer und Blitzzüge beim wanderlustigen Publikum schlecht angeschrieben steht. Mir ist ein solches Gefährt, worin ich viele Tausende Meilen in Amerika zurückgelegt habe, ein alter lieber Freund geblieben. Die in Vergleich mit dem eisernen Rosse bedächtige Gangart desselben, seine Unzuverlässigkeit und die schlechten Angewohnheiten, welche ihm anhaften, habe ich längst vergessen; dagegen habe ich manches mit ihm erlebte lustige Abenteuer in guter Erinnerung behalten. Die Insassen einer solchen Fuhr werden so bekannt mit einander, wie die Passagiere auf einem Oceandampfer. Sie offenbaren einander ihre kleinen Schwächen nicht minder wie ihre angeborene Liebenswürdigkeit ohne allen Rückhalt. Treffen sie sich später einmal im Leben wieder, so wird ein solches Begegnen nicht wie das von Fremden, sondern wie von alten Bekannten sein. Mein Lieblingsplatz ist bei Tage stets der neben dem Rosselenker. In einer Stagefahrt hinter sechs weitausgreifenden Trabern liegt tausendmal mehr Poesie als in einer Eisenbahnfahrt, und man möchte die kommenden Geschlechter bemitleiden, daß ihnen eine solche Reiseromantik ein Buch mit sieben verschlossenen Siegeln bleiben muß. Ein californischer Rosselenker beherrscht seine sechs wilden Renner mit einer bewundernswerten Kunst. Das Gewirr der Zügel

hält er so sicher in der Hand, als wäre es eine Spielerei; den rechten Fuß hat er fast fortwährend auf der Bremse und läßt eines der Räder an abschüssigen Stellen gleiten statt hinrollen; um die Bergvorsprünge und an Abhängen wirbelt er den Wagen förmlich herum, so daß es eine Lust ist, den im Galopp vorspringenden Leitpferden zuzuschauen, die so gut wie ihr Führer zu wissen scheinen, daß das geringste Stocken an solchen Stellen das Gefährt unfehlbar umstürzen muß; er redet die Pferde zutraulich beim Namen an, und die klugen Tiere verstehen augenscheinlich seine noch so leise gesprochenen Worte.

Während der Nacht wird sich ein erfahrener Reisender womöglich in die inneren Räume des Wagens zurückziehen, weil die Nächte in Californien auch im Sommer stets kühl sind. Man gewöhnt sich leicht daran, dort ein Schläfchen in sitzender Stellung abzuhalten. Da unsere Stagefahrt nach Sonnenuntergang beginnt, so habe ich mich im Coupé eingenistet, wo ich zwischen einer korpulenten Dame und einem jüdischen Viehhändler so warm sitze wie ein Mops im Schoße seiner Herrin. Die nur selten stockende Unterhaltung drehte sich meistens um Straßenräuber, welche die „Stages" auf dieser Route mitunter anhalten, um die mit Geld und Wertsachen gefüllten Expreßkisten in Obhut zu nehmen. Auf den Stagelinien, die von den Minenlagern nach der Eisenbahn führen, sind solche Unterbrechungen des Reiseprogramms nichts Seltenes, da die Wegelagerer dort meistens auf gute Beute rechnen können und in den menschenleeren Wildnissen leicht entkommen. In einem Landstriche wie der, durch welchen wir reisten, wo der Telegraph einen Überfall sofort bekannt macht und die Diener des Gesetzes wie Bluthunde an die Fersen der Übelthäter hetzt, hatte ich an eine solche Gefahr nicht gedacht, die, wie ich jetzt erfuhr, jeden Augenblick an uns herantreten konnte.

Der Kutscher pflegt bei einem Überfall auf den ersten Befehl eines oder mehrerer ihn mit einer Doppelflinte aufs Korn nehmenden „Straßen-Agenten", die sich in der Regel durch eine Tuchmaske oder durch einen über den Kopf gehängten Mehlsack, in dem Löcher für die Augen geschnitten sind, unkenntlich gemacht haben, schleunigst anzuhalten, die unter seinem Sitz stehende Expreßkiste herauszulangen und diese auf die Straße zu werfen. Dann wird einer der Räuber ihm ein energisches „go on!" zurufen, worauf jener mit der Peitsche auf die Gäule einhaut und schnell weiterfährt. Nur selten wird es einem Kutscher einfallen, sein Leben für eine noch so wertvolle Expreßkiste in die Schanze zu schlagen, weshalb die Expreßgesellschaft mitunter wohlbewaffnete Schutzwachen (messengers) mitschickt, erprobte Männer, welche das ihnen anvertraute

Eigentum mutig verteidigen. Die Räuber, welche dies wissen, überfallen daher nicht gern solche von Agenten der Gesellschaft beschützte Stages.

Nur ausnahmsweise werden die Reisenden von den Straßenräubern belästigt. Frauen sind vor geborenen amerikanischen Wegelagern vollständig sicher. Nur die Mexikaner machen hierin eine unrühmliche Ausnahme. Dieselben ziehen die Reisenden beiderlei Geschlechts meistens bis aufs Hemd aus und nehmen ihnen alles fort. Sogar die Koffer und Mantelsäcke werden von ihnen erbrochen, wogegen ein auf Anstand und Kaste haltender amerikanischer Bandit sich nie an solchem Privateigentum vergreift. Das Reisen in Arizona und an der mexikanischen Grenze ist deshalb weit gefährlicher, als nördlich von Los Angeles, weil die mexikanischen Wegelagerer nur selten die nördlicher gelegenen Gebiete betreten, wo sie sich nicht heimisch fühlen. Als Regel kann man annehmen, daß der amerikanische Räuber es nur auf die Expreßkisten abgesehen hat, wogegen der Mexikaner so ziemlich alles nimmt, was er bekommen kann. Ist die Expreßkiste leer, so kommt es allerdings mitunter vor, daß auch ein sich für verlorene Zeit und Mühe geschädigt haltender amerikanischer Bandit die Herren auszusteigen bittet und ihre Uhren und Barschaften mit Beschlag belegt. Dabei ist es jedoch Gebrauch, jedem Passagier fünf Dollars Kleingeld zurückzuerstatten, damit er sich im nächsten Städtchen Wohnung und Essen verschaffen und nach Hause telegraphiren kann, daß ihm sofort ein neuer Barvorrat geschickt werde. Der in Californien berühmt gewordene, poetisch angehauchte Straßenräuber Black Bart, welcher jahrelang die Gegend bei Sonóra in der Sierra Nevada unsicher machte, zeichnete sich besonders durch höfliche Manieren aus und pflegte den Reisenden nach geschehener Ausplünderung einen Originalvers für ihr Album als Angedenken zu verehren.

Mein Reisebegleiter, der in Schlachtvieh handelnde jüdische Kaufmann, der eine ansehnliche Rolle Papiergeld und einen schweren Goldsack bei sich führte, war während unserer Nachtreise ziemlich nervös und namentlich um seinen Goldsack besorgt, den er nirgends im Wagen sicher verbergen konnte. Das Papiergeld vertraute er meiner wohlbeleibten Nachbarin an, welche dasselbe in ihr Mieder steckte. Kein Straßenräuber hätte es gewagt, diese Dame zu belästigen, indem er sich dadurch der Verachtung aller seiner Genossen Preis gegeben haben würde. Die dichten Gebüsche, welche oft ganz nahe an der Fahrstraße lagen, wurden von uns stets mit Mißtrauen beobachtet, da sie die denkbar trefflichsten Schlupfwinkel für Wegelagerer boten. Es begegnete uns übrigens während dieser Nachtfahrt kein nennenswertes Abenteuer. Der Viehhändler atmete aber erst wieder auf, als wir am nächsten Morgen die

Ansiedelung San Miguél — 82 Miles südlich von Soledad — erreichten, da die Gefahr eines Überfalls hier so ziemlich überstanden war.

In der Nähe von San Miguél fuhren wir an den Ruinen der gleichnamigen „Mission“ vorbei. Die an hundert Jahre alten Adobe-Mauern, die von dem längst eingestürzten Dache zerstreut umher liegenden Ziegel u. s. w. boten ein Bild traurigen Verfalls. Kein Mensch bekümmerte sich um diese seit einem Menschenalter ganz verlassene Ruinenstätte. Man scheint es der Sonne, dem Wind und Wetter überlassen zu haben, die Überbleibsel jenes von den alten Padres aufgeführten Bauwerks vom Erdboden verschwinden zu machen; und es hat allerdings den Anschein, daß dasselbe in kurzer Zeit keine Spur seines Daseins, als höchstens einige Schutthaufen, zurücklassen wird.

Die californischen „Missionen“, teils ziemlich gut erhalten, teils in Ruinen sinkend, findet man in der Nähe der meisten bedeutenderen Städte des Staates, von San Francisco bis nach dem äußersten Süden. Die Franziskanermönche, welche die ersten zivilisirten Niederlassungen in Californien gründeten, verstanden es, die besten Plätze für die Anlage dieser Missionen auszuwählen. Die neuen Ansiedler pflegten sich in der Nähe der Missionen niederzulassen, welche so die ersten Mittelpunkte der Kultur wurden, wie z. B. die von San Francisco, Monterey, San Luis Obispo, Santa Barbara, San Buena Ventura, Los Angeles und San Diego. Außer diesen liegen eine Anzahl Missionen (im ganzen ihrer 21) im Staate zerstreut, von denen jedoch die meisten nach und nach verlassen wurden und in Verfall geraten sind. Die von einer Veranda umgebenen Wohnhäuser wurden aus Luftziegeln aufgeführt und mit roten Dachpfannen gedeckt. Die meistens aus Stein erbaute Kirche erhob sich ein Stockwerk höher als die sich ihr anschließenden einstöckigen Gebäude, und das Ganze wurde von einer mit Dachpfannen gekrönten Mauer eingeschlossen. Gartenbau, Weinbau und Viehzucht waren die Lieblingsbeschäftigung der alten Padres, welche alle schwere Arbeit durch die zum Christentum bekehrten Indianer ausführen ließen, sich durch Gastfreundschaft auszeichneten und das Leben von der gemütlichen Seite zu nehmen verstanden.

Nach einer Fahrt von 6 Miles gelangten wir in einen offenen Eichenwald, und bald darauf erblickten wir vor uns die Gebäude der „Paso Robles-Hot Springs“. Die schwefelhaltigen „El Paso de Robles“-(Paß durch den Eichenwald) Heilquellen werden viel von Kranken besucht, die an chronischen rheumatischen Beschwerden leiden. Es befinden sich dort die vorzüglichsten natürlichen Schlammbäder in Amerika, mit einem Hitzegrad von 110° F., nebst einer Menge von

heißen und kalten Mineralquellen. Für die Bequemlichkeit der Kranken ist, was Baden, Essen und Wohnen anbelangt, ganz gut gesorgt. Im übrigen ist fast gar nichts zur Verschönerung des Ortes geschehen; die in der kahlen Eichenlichtung zerstreut umher stehenden Gebäude nehmen sich so prosaisch wie nur denkbar aus. Nichts erheitert hier die Kranken. Es giebt in Paso Robles weder Musik noch Theater, keine hübschen Spaziergänge, keinen Park, keinen Kursaal ꝛc. Von einem Vergnügungsplatze im Sinne deutscher Heilbäder ist hier gar nicht die Rede. Der Kurort sieht fast wie ein Lazarett aus, und der Anblick der vielen dort auf Krücken herumhinkenden oder müde umherschleichenden Kranken und Rekonvalescenten genügt, um einem Gesunden alle Lebenslust zu verleiden. Trotzdem verdient der Platz seinen Ruf als vorzügliche Heilanstalt in vollem Maße und es ist die Zahl derjenigen, welche hier Heilung fanden, nachdem sie dieselbe an vielen anderen Gesundbrunnen vergebens gesucht, eine recht erkleckliche zu nennen.

Die Reise von Paso Robles nach der 30 Miles von dort entfernten bedeutenden Ortschaft San Luis Obispo führte zunächst durch das fruchtbare Thal Santa Marguerita, wo wieder einmal hübsche Farmen und Ansiedelungen das Auge erfreuten. Dann überstiegen wir die sich quer vorbauende Santa-Lucia-Range, gelangten jenseits dieser Bergkette in das Thal von San Luis Obispo und erreichten bald darauf die ansehnliche Stadt gleichen Namens.

In San Luis Obispo (2500 Einwohner) fanden gerade große Landverkäufe statt und der Ort war voll von Mexikanern und Mischlingen, deren Hauptbeschäftigung sich in einem Pferderennen kund that. Diese ehemaligen Herren des Landes hatten sich mit dem letzten Flitterstaat, der ihnen übrig geblieben war, herausgeputzt, sprengten auf ihren mit Silber beschlagenen Sätteln und mit Ledertroddeln gedeckten Ponies wie Kunstreiter die Straßen auf und ab, und nahmen sich mit ihren schirmartigen Sombreros, den großen Radsporen, dem halb spanischen Anzuge und dem welterobernden Blick höchst imposant aus. Beim Pferderennen spielten sie selbstverständlich die erste Rolle und ließen es sich nicht nehmen, ihre letzten flüssigen Dollars dort in Wetten anzulegen oder zu vertrinken. — Im Spiel und leichtsinnigen Leben entäußerten sich diese, die früheren Besitzer des Landes, unglaublich schnell ihrer irdischen Güter, und jetzt sind sie die verachtete Race geworden. Vom Werte des Geldes hatten diese „Greasers“ und Hidalgos nie eine Ahnung. Stellte sich Ebbe in ihren Taschen ein, so borgten sie von den Amerikanern zu lächerlich hohem Zinsfuß, was sie gerade gebrauchten, verpfändeten und verloren einen Teil ihres Grundbesitzes nach dem

andern und wurden schließlich von ihren Gläubigern aus Haus und Hof gejagt und auf die Straße gesetzt. Jetzt sind sie die Parias der Gesellschaft geworden; es wird ihnen unmöglich sich wieder emporzuraffen, und sie verschwinden allmählich von der Weltbühne. Niemand wird dies bedauern. In Amerika gilt das Sprichwort „Jeder sorge für sich selber, und der Teufel hole den Letzten!" (Every body for himself and the Devil catches the hindmost). Die spanisch-mexikanische Bevölkerung in Californien hat der Teufel bereits beim Kragen gepackt und schwerlich wird er sie wieder loslassen!

San Luis Obispo ist der natürliche Mittelpunkt eines an landwirtschaftlichen Hülfsquellen reichen Bezirks. Der Platz ist die einzige bedeutende Ortschaft zwischen Salinas City und Santa Barbara auf einer Strecke von 250 englischen Meilen. In jüngerer Zeit schreitet die Besiedelung des Countys San Luis Obispo schneller voran, indem dasselbe namentlich von Neueingewanderten aufgesucht wird. Im Jahre 1885 wurden dort 1000 Heimstätten auf Regierungsland in Besitz genommen und große Flächen von Privatländereien verkauft. Die Schafszucht, welche früher den Haupterwerb ausmachte, hat sich in 10 Jahren von 300,000 Schafen auf 50,000 verringert, weil das Weideland teils in Ackerland umgewandelt wurde, teils für den Unterhalt von Rinderherden, namentlich von Kühen, und zur Milchwirtschaft benutzt wird: ein sicherer Beweis der fortschreitenden Entwickelung dieses Gebiets. Die Bevölkerung des Countys hat sich seit 1880 von ca. 9000 Seelen auf etwa 20,000 vermehrt. Für die Größe des Countys, das 3400 englische □-Meilen Flächenraum einnimmt, so groß wie die Staaten Delaware und Rhode Island zusammen, ist aber selbst diese rasche Zunahme der Bevölkerung verschwindend klein zu nennen. Was dem ganzen Küstengebiet der Countys San Luis Obispo, Santa Barbara und San Buena Ventura mehr als alles andere not thut, ist eine Eisenbahnverbindung mit San Francisco und Los Angeles. Im Frühjahr 1886 ist diese seit Jahren geplante, aber bis jetzt nie verwirklichte Eisenbahnlinie endlich von den Millionären der Südpacificbahn in Angriff genommen worden, und es ist bereits eine kleine Armee von Chinesen und Weißen hart an der Arbeit, den ersten Abschnitt, von Soledad bis San Luis Obispo, noch in diesem Jahre fertig zu stellen. Sobald diese Bahn bis nach Los Angeles gebaut ist, wird der Verkehr sie als die kürzere Linie von San Francisco nach dem Süden des Staates einschlagen. Schon jetzt macht sich in dem ganzen genannten Küstenstriche ein Aufschwung bemerkbar; ein neues, reges Leben entwickelt sich in diesen bis jetzt vom Verkehr abgeschlossenen und doch an natürlichen

Hülfsquellen überaus reichen Gegenden, die ohne Zweifel bald zu den blühendsten Distrikten Californiens zählen werden.

Mit seinem 9 Miles entfernten Hafen Port Harford, wo die Küstendampfer regelmäßig anlegen, ist San Luis Obispo bereits seit längerer Zeit durch eine Eisenbahn verbunden. Ich machte bei einer früheren Reise einen Ausflug nach jenem Hafenorte und war erstaunt über die Menge von landwirtschaftlichen Maschinen und die Massen von Kaufmannsgütern aller Art, welche der dort gerade am Landungsplatze liegende Dampfer „Orizaba" auslud. Es war dies der deutlichste Beweis von den großen natürlichen Hülfsquellen dieses Gebiets, da alle diese Maschinen und Waren im Innern des Landes eine vorteilhafte Verwendung finden mußten. Der Hafen von Port Harford ist ziemlich offen und gegen Stürme keineswegs so geschützt, wie es wünschenswert ist. Mehrere im offenen Fahrwasser liegende Klippen sind für die Schifffahrt gefährlich, und namentlich bei den hier häufig vorkommenden dichten Nebeln eine recht unangenehme Zugabe dieses Hafens.

Am Abend trat ich meine Weiterreise nach Santa Barbara (110 englische Meilen von San Luis Obispo) mit der „Stage" auf dem Landwege an. Bald lagen die grünen Berge von San Luis Obispo hinter uns und wir gelangten in eine Sandebene, die sich, mit einer Breite von 7 Miles, 14 Miles vom Meere ins Land erstreckt. Hier und da wuchsen einige verkrüppelte Eichen und niedriges Salbeigebüsch, sonst nahm sich diese Sandfläche genau so aus, als ob sich das Meer erst vor kurzem von hier zurückgezogen hätte. Dichte Nebel wallten von dem nur vier Miles entfernten Oceane herüber, welcher uns mit donnernder Brandung einen Gruß durch die stille Nacht herüberrief. Jenseits der Sandebene gelangten wir in das fruchtbare Santa Maria-Thal und fuhren durch das freundliche Städtchen Guadalupe, welches gegen 500 Einwohner zählt. Auch hier bemerkte ich die Ruinen einer alten Mission. 15 englische Meilen von San Luis Obispo erreichten wir das Thal des Arroyo Grande (big Creek), welches uns während des größten Teils der Nacht das Geleit gab.

Froh war ich, als die Sonne emporstieg. Bald saß ich wieder auf meinem Lieblingsplatze auf dem Kutscherbock neben dem Rosselenker, der die Zügel eines mutigen Sechsgespanns ergriff. Eine herrliche Gegend, von welcher die grauen Nebel sich schnell verzogen, breitete sich um uns aus. Die mit langem Moos behängten Eichen standen parkähnlich malerisch auf den grünen Hügeln; Hunderte von Erdeichhörnchen sprangen rechts und links am Wege auf, jagten sich im lustigen Spiel oder flüchteten sich in ein sicheres Versteck; Rinder- und Schaf-

herden weideten auf den Plänen und an den Bergabhängen; vor uns türmten sich die dunkelblauen Küstengebirge empor, die langgestreckte Kette der Santa-Ynéz-Range, an deren westlichem Fuße Santa Barbara liegt.

Jetzt kreuzen wir das Bett des niedrigen Santa Ynéz, der sich im Winter in einen brausenden Gebirgsstrom verwandelt, und vor uns liegen die waldbedeckten Abhänge des St.-Markus-Berges.

Der Santa Ynéz strömt in westlicher Richtung am nördlichen Fuße des gleichnamigen Gebirgszuges hin und ergießt sich einige Meilen südlich von Point Purissima in den Stillen Ocean. An seinem unteren Laufe liegt in einem reichen Alluvialthale die Temperenz-Kolonie Lompoc, wo sich ungefähr 1500 Ansiedler niedergelassen haben, die dem Genusse jedweden Getränks, das berauschender als Thee ist, bei ihrer ewigen Seligkeit abschwuren. In Lompoc wagte es nur einmal ein Deutscher, einen Trinksalon zu gründen. Er wurde jedoch geschwind verjagt und sein Haus in die Luft gesprengt. Seitdem kann man in Lompoc weder einen Schoppen Bier, noch ein Glas Wein, noch einen sonstigen Magenstärker für Geld oder gute Worte erwerben. Die Kolonie wurde im Jahre 1874 gegründet und das Land in derselben zu hohen Preisen auf dem Auktionswege an Ansiedler verkauft, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß der Verkauf oder Genuß von Bier, Wein und Schnaps dort auf ewige Zeiten untersagt sei.

Auf gewundenem Wege fuhren wir langsam den St.-Markus-Berg hinan, zuerst durch ein langes Cañon, dann durch prächtigen Hochwald. Auf dem Gipfel, 3200 Fuß über dem Meeresspiegel, überraschte mich eines der großartigsten Landschaftsbilder in Californien. Zwischen riesigen Felsblöcken hielt unser Gespann eine geraume Weile auf dem Kamm des Gebirges. Unter uns lag das liebliche Thal von Santa Barbara, Wälder und Felder und freundliche Heimstätten, im wechselnden Farbenschimmer, gegen Norden die anmutige Landschaft La Patera, im Süden die fruchtbare Fläche der Carpenteria, und in diesem Rahmen die Stadt, eingenistet zwischen grünen Bäumen; dahinter der Hafen mit einer lang hinausgebauten Landungsbrücke, das von der Brandung weiß umsäumte Ufer und das unendliche weite blinkende Meer, und 20 Miles vom Lande entfernt die vier bergigen Santa-Cruz-Inseln. Zu beiden Seiten von unserem erhabenen Standpunkte dehnte sich das Küstengebirge — der Wall des Oceans! — in mächtiger Größe aus, und über das unermeßliche Land- und Meerbild, mit seinen reichen Farbentönen, wölbte sich ein azurklarer Himmel, von dessen Höhe die

goldene Sonne ihre Strahlenglut über das großartige Gemälde herabsandte.

Die Fahrt zu Thal war stellenweise etwas gefährlich. An der Seite eines gewaltigen Abhanges führte die Landstraße über 75 breite Steinstufen hinab, welche je anderthalb Zoll tief in den nackten Fels geschlagen worden waren, um den Hufen der Pferde dort einen Halt zu geben. Ehe wir über diese unangenehme Stelle fuhren, wurden die Räder sämtlich mit starken Ketten festgeschlossen, und dann ging's Schritt für Schritt, sozusagen sprungweise, in die Tiefe. Jetzt eilten wir im lustigen Trab auf gewundenem Wege bergab, und bald war das Thal erreicht. Bei Weinbergen und schmucken Farmen jagten wir vorbei, an hübschen Wohnungen, die sich mit ihren bunten Blumengärten zwischen wunderbar schönen Trauerweiden versteckten, und hier hielten wir vor dem langen Prachtbau des „Arlington-Hotels", das etwas außerhalb der Stadt liegt, und übergaben uns der Pflege des freundlichen Wirtes, des „Colonel" Hollister, des Besitzers von halb Santa Barbara, der in Californien den Ruf eines vollendeten Gentleman besitzt. 220 engl. Meilen waren wir durch Berg und Thal kutschiert, seit wir vor 48 Stunden Soledad verlassen hatten.

---

2. Santa Barbara.

Santa Barbara genießt weit über die Grenzen Californiens hinaus den beneidenswerten Ruf eines von der Natur mit herrlicher Scenerie und einem das ganze Jahr über gleichmäßig milden Klima gesegneten Platzes. Wer, entfernt vom aufregenden Leben in einer Großstadt, einige Wochen oder Monate in ländlicher Ruhe zu verbringen wünscht, wo er dennoch die Annehmlichkeiten eines städtischen Verkehrs nicht ganz entbehren muß, wird dort das Ideal einer Sommerfrische finden. Der etwa 4000 Einwohner zählende Ort ist groß genug, um manche Erheiterung zu bieten; der regelmäßige Dampferverkehr mit einer Weltstadt wie San Francisco giebt dem Fremden das angenehme Bewußtsein, daß er hier nicht außerhalb des Kreises der neueren Civilisation lebt; das Klima läßt durchaus nichts zu wünschen übrig, und in dem großstädtisch angelegten Arlington-Hotel findet man die Bequemlichkeit der besten amerikanischen Gasthäuser. Nur wenige Schritte sind nötig, um den, der ein offenes Auge für ländliche Naturreize hat, in eine ländliche Umgebung zu bringen, wie sie anmutiger nicht gedacht werden kann.

Die californische Küste, welche von Norden her eine südöstliche Richtung beibehält, nimmt westlich von Santa Barbara beim Kap Point Conception auf einer Strecke von 65 engl. Meilen eine Wendung gerade nach Osten bis nach Point Rincon. Die bis 3500 Fuß aufsteigende Santa-Ynéz-Range, welche landeinwärts von dem San-Rafaél-Gebirge überragt wird, deckt den schmalen Küstenstrich vor den Nordwinden. 20 bis 30 Miles von der Küste und dieser gleichlaufend liegen die Inseln Anacapa, Santa Rosa, Santa Cruz und San Miguél, welche mit Bergen von 2500 Fuß Höhe gekrönt sind (der Devilspeak auf Santa Cruz erreicht eine Höhe von 2700 Fuß über dem Meere), und gewähren dem sogenannten „Santa Barbara Channel“ Deckung vor den Süstwestwinden, während das Kap Conception eine Schutzwehr gegen die Seenebel bildet, welche sich nur äußerst selten südwärts von seiner Felsenmauer bewegen. Wer, vom Norden kommend, zur See an der californischen Küste entlang fährt, wird bis Point Conception genug von schwerem Seegang und dichten Nebelbänken zu erzählen wissen; sobald aber dieses Kap im Rücken liegt, ändert sich das Aussehen des Meeres plötzlich, als führe man in einen stillen Landsee hinein: — und an diesen vor Winden und Nebeln, vor Kälte und plötzlichem Witterungswechsel geschützten Küstenstriche liegt Santa Barbara in seiner ländlichen Schönheit.

Im Jahre 1542 (7. bis 10. Oktober) befuhr der portugiesische Seefahrer Juan Rodriguez de Cabrillo in drei Schiffen unter spanischer Flagge als der erste Weiße diese Gewässer. Seine Angabe von dem noch heute vor dieser Küste in dichten Massen schwimmenden Seetang, von einer im Meere aufsprudelnden Ölquelle, die heute noch zu sehen ist, und seine Beschreibung einer von zahlreichen Indianern bewohnten Inselreihe und des von indianischen Dörfern dichtbesetzten Festlandes lassen keinen Zweifel aufkommen, daß jener Seefahrer der Entdecker dieses Hesperidenlandes war. Daß die vorgeschichtliche Indianerbevölkerung dieser Inselgruppe eine sehr dichte gewesen sein muß, beweisen die in neuerer Zeit, namentlich auf Santa Cruz, in übergroßer Menge aufgefundenen indianischen Altertümer, welche eine der Hauptzierden der Smithsonian Institution in Washington bilden. Neben massenhaft ausgegrabenen Skeletten der Ureinwohner, ihren Gerätschäften, Waffen und Schmucksachen, fand man auf jenen Inseln zahlreiche Glas- und Messingwaaren, welche durch Tauschhandel mit den Spaniern dort hingekommen sein müssen. Im Jahre 1606 wurden von dem spanischen Kapitän Viscoino eine Anzahl Schweine und Rinder auf Santa Cruz ausgesetzt, welche dort verwilderten und

sich im Laufe der Zeit stark vermehrten. Cabrillo starb auf seiner Rückreise, am 3. Jauuar 1543, infolge eines Sturzes auf der Insel San Miguél, wo er begraben wurde. Trotz der eifrigsten Nachforschungen ist man leider nicht imstande gewesen, das Grab dieses berühmten Seefahrers wieder aufzufinden.

Im Jahre 1782 gründeten spanische Priester die Mission Santa Barbara, um die Eingeborenen jener Gegend zum katholischen Glauben zu bekehren. In der Nähe der Mission entstand die gleichnamige Stadt. Dreißig Jahre später betrug die Zahl der zum Christentum bekehrten Indianer und der spanisch-mexikanischen Bewohner etwa tausend Köpfe. Das Zuströmen der Amerikaner begann im Jahre 1846, als Fremont am 25. December d. J. mit einem Bataillon von 425 Mann und mehreren Geschützen die damals für ungangbar gehaltene Santa-Ynéz-Range überschritt und Santa Barbara im Namen der Vereinigten Staaten besetzte. Die Indianer sind seitdem fast von dort verschwunden und die „alten Californier“ (die spanisch-mexikanische Race) kämpfen nur noch hoffnungslos um ihre Fortdauer.

Die von der Natur so begünstigte Lage des Küstenstriches von Santa Barbara hat jene Gegend seit ihrer Besiedelung durch die Angloamerikaner zu einem bevorzugten Aufenthaltsorte zahlreicher Fremden gemacht, welche hier teils zum Vergnügen wohnen, teils in der balsamischen Luft und in den angenehm warmen Wellen des Oceans Heilung und Stärkung für einen geschwächten Körper suchen. Für Lungenkranke giebt es nirgends in Amerika ein wohlthätigeres Klima, als das von Santa Barbara. Die Umgebungen des Ortes sind herrlich. Es ist eine Freude, in einem leichten Gefährt Spazierfahrten zu machen und die reizenden Heimstätten zu betrachten, welche in der Landschaft zwischen dem Meere und dem 8 bis 11 Miles von demselben entfernten Küstenbirge zerstreut liegen. Anpflanzungen von peruanischen Pfefferbäumen, Eukalypten und Maulbeerbäumen gewahrt man häufig, womit die Ansiedler den ursprünglich spärlichen Baumwuchs zu befördern sich bestreben. Fast jeder Bewohner dieses Landstrichs bemüht sich, seinem Heim durch halbtropische Gewächse und durch Blumenzucht ein heiteres Äußeres zu geben.

Wohl die schönste dieser Heimstätten ist die des Herrn Hollister bei Glen Anne, welche in einem geschützten Thale am Fuße der Santa-Ynéz-Range in nordwestlicher Richtung von Santa Barbara liegt. Die Haine von Orangen-, Citronen-, Limonen-, Oliven- und Mandelbäumen und die Obstgärten voll von Apfel-, Birn-, Aprikosen-, Kirschen-, Pfirsich- und Pflaumenbäumen, welche auf dem 3600 Acker großen Besitztum des

„Colonel" liegen, sind alle im vortrefflichsten Zustand. Seine Anpflanzung von 25,000 Mandelbäumen auf 250 Acker Land ist die größte ihrer Art in den Vereinigten Staaten. Auf seinen Ländereien stehen 40,000 Fruchtbäume, deren Ertrag oft fast an das Unglaubliche grenzt. Auf einem Acker wurden z. B. in einem Jahre bereits 60,000 Citronen eingeheimst. Auch ein Weinberg mit 5000 Rebstöcken befindet sich auf dieser „Ranch", welche man als eine Musterfarm in großem Stil bezeichnen kann. In der Nähe der reizenden Villa liegt auf 13 Ackern des reichsten Bodens ein prächtiger Orangenhain, der von Monterey-Cypressen und hohen Eukalyptusbäumen umgeben ist.

Die größeren Besitztümer im County Santa Barbara sind meistens alte mexikanische „Grants", deren Größe zwischen einer und elf Leguas (1 Legua = 4438 Acker) wechselt. Die mexikanische Regierung verlieh diese „Grants" ursprünglich für keine andere Vergütung als die der thatsächlichen Besitznahme, oder sie erteilte dieselben an Günstlinge auf die freigebigste Weise. Die mexikanischen „Grants" sind bei der Eroberung des Landes durch die Vereinigten Staaten von diesen anerkannt worden, und es wurden, sobald der Rechtstitel bewiesen werden konnte, Eigentumsurkunden (patents) dafür ausgestellt. Bei der losen Handhabung mexikanischer Urkunden und der außerordentlich nachlässigen Buchung alles Grundeigentums in der Hauptstadt Mexiko gaben jene „Grants" aber vielfach den Anlaß zu langwierigen Landprozessen, welche vom Obergericht der Vereinigten Staaten in Washington endgültig entschieden werden mußten und in vielen Fällen heute noch durchaus nicht erledigt worden sind. Die patentierten „Grants" sind während der letzten 30 Jahre fast alle in die Hände der Amerikaner übergegangen, welche sie von ihren früheren Eigentümern, den Mexikanern, sozusagen „für ein Butterbrot" erwarben. Vor 1846 hatten jene Ländereien in großen Ausdehnungen einen Wert von etwa einem Cent den Acker, und im Jahre 1864 konnte man noch die besten Ranches für 10 bis 25 Cents den Acker kaufen. Heute beläuft sich ihr Marktpreis auf eben so viele Dollars den Acker.

Diese großen „Grants", wie ähnliche und noch größere über ganz Californien zerstreut liegen, sind ein Fluch für das Land geworden. Anstatt Neuankömmlingen kleinere Strecken zu mäßigen Preisen für Farmen zu verkaufen, halten die Besitzer an ihrem meistens unbebauten Eigentum fest, lassen in den Thälern große Bodenstrecken durch Maschinenarbeit mit Weizen bestellen und geben dem kleinen Mann keine Gelegenheit, selbständig zu werden. Die Unzuverlässigkeit der Rechtstitel mancher „Grants" ist dabei eine ewige Sorge für den Käufer, dem das Schreck-

gespenst eines kostspieligen Landprozesses oft mehr als ihm lieb ist, nahe tritt. Gegenwärtig sind im County Santa Barbara, welches einen Flächenraum von zwei Millionen Acker besitzt, wovon der vierte Teil kulturfähig ist, etwa 50,000 Acker Land bebaut worden: also ungefähr ein Zehntel des kulturfähigen Bodens. In früheren Jahren war die Schafszucht der Haupterwerbszweig der Ansiedler und man traf Schafherden von 60,000 bis 70,000 Stück. Während der letzten 15 Jahre ist der Obstbau hier der Hauptbetriebszweig geworden.

Die Stadt Santa Barbara besteht im wesentlichen aus einer ungewöhnlich breiten anderthalb Miles langen schnurgeraden Hauptstraße, die sich vom Strande bis an die erste Hügelreihe landeinwärts erstreckt. Eine Pferdebahn, die bis nach dem Arlington-Hotel führt, erleichtert den Verkehr durch die ganze Länge dieser Straße. Am Hafen ist eine 2000 Fuß lange, hölzerne Landungsbrücke ins Wasser hinaus gebaut worden, an deren Ende eine Tiefe von 26 Fuß ist, wo die größten Dampfer sicher anlegen können. Die Badeschuppen, in denen man sich an- und auskleiden kann, und ein langes vom Ufer an Pfählen in die Bai hinausreichendes Seil, woran die Nichtschwimmer einen Halt finden können, ist alles, was der Badelustige hier zu seiner Bequemlichkeit antrifft. Der Wärmegrad des Meerwassers beträgt im Winter durchschnittlich 60°, im Sommer 64° Fahrenheit. Das Durcheinander von neuen Bauten und alten mit Ziegelpfannen gedeckten Adobehäusern fällt in Santa Barbara, wie in jeder südcalifornischen Stadt, dem Fremden sofort ins Auge. Das Leben ist dort für eine amerikanische Stadt außerordentlich still — ähnlich, wie in einer deutschen Kleinstadt. Man sieht in Santa Barbara mehr Leute, die gar nichts zu thun haben, herumspazieren, als ich an irgend einem anderen Platze von derselben Größe in Amerika je wahrgenommen habe.

Mit der Eröffnung der bereits im Bau begriffenen Küstenbahn muß aber das gemütliche Stillleben rasch aus Santa Barbara verschwinden. Der jetzt schon bedeutende Fremdenverkehr wird ungeahnte Verhältnisse annehmen, sobald diese Stadt einen der Hauptplätze an jener Bahn bildet, die den Durchverkehr vom Osten über Los Angeles nach San Francisco ohne Zweifel an ihren Thoren vorüberleiten muß. Gegenwärtig bildet das vortreffliche Arlington-Hotel den Mittelpunkt für den Fremdenverkehr. Die Aussicht von der breiten Veranda auf die schöngeformte, lange Linie der nur acht Miles entfernten, an 3500 Fuß steil emporsteigenden Santa-Ynéz-Range mit der vorliegenden idyllischen Landschaft ist bezaubernd schön. Wenn die Sonne im Meere versinkt und sich jene Bergreihe in ein violettes Gewand hüllt, die milde

Luft einen umfächelt, der Springbrunnen vor dem Gasthause seine perlende Flut auf- und abströmen läßt und niemand da ist, der von Geschäften, Minenwerten, Mordthaten, Gaunereien, Politik und sonstigen Tagesneuigkeiten zu einem redet, so kann man dort eine Stunde auf das angenehmste verbringen.

Eine der herrlichsten Aussichten in das Thal von Santa Barbara genießt man von der Felsenhöhe der 1450 Fuß über dem Meere liegenden „Hot Springs". Durch eine mit knorrigen Eichen bestandene steil ansteigende wilde Schlucht gelangt man auf die Höhe, wo zwanzig heiße Quellen, die einen Wärmegrad von 60 bis 120 Grad Fahr. besitzen, aus dem nackten Gestein emporsprudeln. Für Gäste und Invaliden ist dort eine Badeanstalt errichtet worden; die schwefelhaltigen Thermen sollen eine bedeutende Heilkraft besitzen. Ein an der steilen Berglehne entlang führender Pfad bringt den Besucher nach einem Felsvorsprung, wo die grünen Thäler von Santa Barbara, Montecito und Carpinteria einem zu Füßen liegen, und das Meer und die Inselreihe das Panorama großartig abschließen.

Ein nicht minder interessanter Ausflug ist ein Spaziergang nach der „Mission", deren 340 Fuß über dem Meere auf einem Hügel stehende weiße Mauern eine weithin ins Auge fallende Landmarke bilden. Das ansehnliche Gebäude mit seinem abgestumpften Doppelturme wurde im Jahre 1786 unter der Leitung der Franciskaner-Mönche von Indianern erbaut und ist noch in ziemlich gutem Zustande. In der Kirche blicken die alten wohlerhaltenen Heiligen den Besucher heute noch aus ihren Nischen recht vertraulich an. Der Hochaltar, die Bilder der Jungfrau Maria ꝛc. haben ihren Farbeglanz bewahrt, und eine Brigade von wohlgenährten Mönchen mit 60 Schülern bewohnt das altertümliche Gebäude, lebt, ohne arbeiten zu müssen, von den Einkünften der Kirche und betet für das Seelenwohl der Gottlosen in Santa Barbara. Die Fenster sind mit Holzgittern versetzt und haben ein gefängnisartiges Aussehen, große Fliesen bedecken den Estrich, und eine aus riesigen Ziegelsteinen erbaute Wasserleitung giebt Kunde von dem Unternehmungsgeiste jener alten Mönche. Das Ganze macht den Eindruck, als ob man aus Amerika urplötzlich nach einem erzkatholischen Lande der Alten Welt versetzt sei. Was wohl die Erbauer dieses Monuments der „alten Zeit" für Augen machen würden, säßen sie dort neben mir auf einer Steinbank unter der Veranda dieser Mission und blickten nach Santa Barbara und dem Hafen hinaus, wo damals gerade ein Dampfer einlief? — Es möchte ihnen wohl etwas kraus im Kopf geworden sein,

sähen sie die Veränderung, welche die Angloamerikaner seitdem in diesem Lande zu Wege gebracht haben! —

Weltberühmt ist der Riesenweinstock von Santa Barbara geworden. Bei einem früheren Besuche in Santa Barbara hatte ich den glücklichen Gedanken, diesen Weinstock, der vier Miles in östlicher Richtung von der Stadt lag, und von dem ich Wunderdinge gehört hatte, auch einmal in Augenschein zu nehmen. Heute wäre dies nicht möglich, da derselbe nicht mehr vorhanden ist. Der Riesenweinstock war damals bereits nicht mehr lebensfähig und wurde im Jahre 1876 mit Stumpf und Stil ausgegraben und nach der Centennial-Ausstellung nach Philadelphia gesandt, um den aus aller Welt dorthin zusammenströmenden Fremden dies californische Wunder vor die Augen zu stellen. Der Riesenweinstock hatte einen mannsdicken Stamm (6½ Fuß im Umfang) und zwanzig große Äste, die sich, acht Fuß über dem Boden, wie die Krone eines Baumes verzweigten, und bedeckte mit seinem Laubwerk und dem Gitterwerk eine Fläche von 10,000 Quadratfuß. Der größte Ast hatte einen Umfang von 27 Zoll und war so groß wie der berühmte Weinstock von Hamilton Court in England, der für den größten in Europa gilt. Als jener noch in voller Kraft dastand, zeitigte er bis zu 10,000 Pfund roter Trauben, aus denen zehn Faß Wein im Jahr gekeltert wurden. Sein Alter schätzte man auf 60 Jahre. Sein frühzeitiges Absterben hatte er einem über seinen Wurzeln erbauten und von ihm beschatteten Tanzsaal zu verdanken, der ihm während einer Reihe von Jahren Luft, Licht und Feuchtigkeit entzog.

Eine altertümliche, sehr beleibte Spanierin, die in einem Holzhäuschen nebenan wohnte, das sich durch Schmutz und ursprüngliche Einfachheit auszeichnete, hatte dazumal mit ihren zwei recht hübschen Töchtern — junge Spanierinnen sind meistens hübsch, was man von den älteren eben nicht behaupten kann — die Aufsicht über den Riesenweinstock und nahm jedem Fremden, der ihn zu sehen wünschte, einen Obolus von 25 Cents für das Aufschließen des Gitterthores an der ihn umschließenden Fenz ab. Die Mutter dieser Donna, auf deren Eigentum das Weinstock-Wunder wuchs, hieß Maria Marcelina Felix de Dominguez. Sie starb im Jahre 1865 im Alter von 107 Jahren. In amerikanischen Balladen wird diese Matrone als diejenige verherrlicht, welche den Riesenweinstock pflanzte. Einen Sprößling desselben, der wahrscheinlich heute schon der größte Weinstock in der Welt ist und dem alten in wenigen Jahren an Größe gleichzukommen verspricht, kann man umsonst sehen.

Das Ausgraben des Riesenweinstocks und seine Versendung nach Philadelphia wirbelte dazumal, namentlich in Deutschland, viel Staub auf und wurde dort, selbst von angesehenen Blättern, als eine „amerikanische Barbarei“ bezeichnet, die sich nicht schämte, für den allmächtigen Dollar selbst das Edelste zu opfern. Einen fast abgestorbenen Riesenweinstock als Beweis von der Ertragsfähigkeit des californischen Bodens nach einer Weltausstellung zu schicken, ist gewiß ein eigentümlicher Vandalismus; und was die „Geldgier“ anbetrifft, welche die „Ausländer“ den Santa Barbaraern damals so ingrimmig in die Zähne schleuderten, so will ich zur Ehrenrettung dieser biederen Menschen darauf nur erwidern, daß der bereits genannte Herr Hollister — wie dieser mir selbst mitteilte — 850 Dollars für Frachtkosten des Riesenweinstocks nach Philadelphia aus seiner eigenen Tasche bezahlte und nie einen Cent weder für den Weinstock und dessen Versendung, noch für Ausstellungsgebühren verlangt oder erhalten hat.

---

3. Von Santa Barbara nach San Buena Ventura.

Früh morgens, als der Tag noch nicht graute, nahm ich Abschied von Santa Barbara, um mit der Stagekutsche nach San Buena Ventura (30 Miles) weiter zu fahren. Zunächst durchkreuzten wir die fruchtbare Carpinteria mit ihren zwischen dem Meere und dem Küstengebirge liegenden grünen Hügeln und wohlbestellten Farmen, welche Landschaft ich schon vom Gipfel des St.-Markus-Berges betrachtet hatte, und die in der Nähe nichts von ihrer Anmut verlor. Ich bemerkte während dieser Fahrt verschiedene Trupps von Männern und Frauen, welche über die Dünen nach dem Meere wanderten. Auf meine Frage an den Kutscher, weshalb jene Leute schon vor Sonnenaufgang nach dem Ocean pilgerten, belehrte er mich, daß dieselben spanischer Abkunft seien und heute, am Tage Johannis, ganz in der Frühe nach dem Meere gingen, um dort ein Bad zu nehmen und die im letzten Jahre begangenen Sünden abzuwaschen.

Allmählich näherten sich die Berge dem Strande und traten zuletzt so dicht an denselben heran, daß wir auf einer Strecke von vier Miles auf dem vom Meere überspülten Ufer uns einen Weg suchen mußten, wo die letzten Ausläufer der hereinschwellenden Brandung unter den Rädern hinrollten, — eine recht romantische Fahrt, die aber stellenweise,

wenn eine unverschämte Welle sich bemühte, in den Kutschenschlag zu gucken, etwas ungemütlich wurde. Selbst als wir wieder trockenen Boden erreicht hatten, blieben uns die Berge noch geraume Zeit linker Hand ganz nahe zur Seite.

Dieser ganze Küstenstrich zeigt zahlreiche Spuren alter vulkanischer Thätigkeit. Auf dem Ufer lagen an mehreren Stellen große hellgelbe Lavablöcke und Bimsstein. Ob diese aus dem Meere dorthin gelangt waren, oder aus einem vielleicht im nahen Gebirge liegenden erloschenen Vulkane herrührten, darüber konnte ich nichts Genaues erfahren. Der Rosselenker machte mich auf einen in einer Höhe von etwa 25 Fuß über dem Strande in den Berg gebohrten Tunnel aufmerksam, der, wie ich erfuhr, 70 Fuß tief in den Berg getrieben worden war, als man ihn wegen der sich bei jedem Fuß, den man weiter bohrte, stark vermehrenden Hitze und des unerträglichen Petroleumgeruchs wieder verlassen mußte. Die Gegend behielt bis nach San Buena Ventura ihr ödes Gepräge. Die Vegetation bestand aus Dickichten von Kaktus und Salbeibüschen, in welche Verstecke sich die zahlreichen Hasen bei unserem Herannahen flüchteten, welche dort auch vor den ihnen nachstellenden Wildkatzen vollkommen sicher sind. Zwei Wildkatzen, die fast so groß wie Panther waren, wanderten eine Strecke weit neben uns oben auf den Felsen entlang und ließen sich durch unser Lärmen und Hurrahrufen durchaus nicht in ihrem Morgenspaziergang stören. Sogenannte „road runners“ (Geococcyx — der Erdkukuk) sprangen öfters vor uns auf und rannten mit einer fabelhaften Schnelligkeit halbmeilenweit vor den galoppierenden Pferden her, ohne nur einen Versuch zum Fliegen zu machen, bis sie sich schließlich seitwärts in die Büsche schlugen.

San Buena Ventura (1500 Einw.), hier zu Lande meistens kurzweg Ventura genannt, ist der Regierungssitz von Ventura County. Als Hafenplatz hat der Ort keine Bedeutung, da die offene Bucht nur geringen Schutz gegen Stürme gewährt. Dagegen ist San Buena Ventura der natürliche Mittelpunkt einer Anzahl von fruchtbaren Thälern und erfreut sich eines ansehnlichen Binnenhandels. Die Stadt hat eine selbst für Südcalifornien außergewöhnliche Menge alter Adobehäuser an der Hauptstraße aufzuweisen, wo auch die altertümlichen Missionsgebäude liegen. Von einem in nördlicher Richtung nicht weit entfernt liegenden Hügel genießt man eine überraschend schöne Rundschau. Gegen Südosten blickt man von dort in das breite grüne Santa-Clara-Thal, hinter welchem das Guadalasca-Gebirge aufragt. Westwärts blinkt der Ocean und die offene Bai vom schroffen Point Magu bis nach dem Leuchtturm bei Hueneme (sprich Wähnama) herüber. Gegen Norden erstreckt sich

zwischen Obstgärten und Bäumen die Ventura-Avenue bis nach den mit Eichen gekrönten Hügeln von Ojai. Dahinter türmen sich Berglinien über Berglinien in den blauen Äther empor, bis die Gipfel der Santa-Ynéz-Range hier das großartige Panorama abschließen.

Das Ojaithal, 12 Miles nördlich von San Buena Ventura, zwischen dem Venturafluß und dem San Antonio Creek, tausend Fuß über der See gelegen, ist eines der schönsten in Südcalifornien. Es macht mit den über dasselbe zerstreut wachsenden immergrünen Lebenseichen den Eindruck, als befände man sich hier in einem weiten englischen Park. Aber der Zauber der das Ojaithal einschließenden Gebirge mit ihrem wechselnden Farbendufte und der südcalifornische Himmel mit seiner milden Luft fehlen in Altengland und die verschönernde Hand einer tausendjährigen Kultur kann dort nicht diesen Schmuck ersetzen, womit die gütige Natur jenes schöne Thal in Ventura ausgezeichnet hat. Üppige Getreidefelder, in denen die Eichen weit genug von einander entfernt stehen, um das Sonnenlicht nicht vom Boden auszuschließen, dunkelgrüne Orangenhaine mit ihrer goldenen Frucht, Obstgärten, grüne Weiden, auf denen Herden von Schafen und wohlgenährten Rindern es sich gütlich thun, klare Gebirgsbäche und die freundlichen Heimstätten der Bewohner bilden zusammen ein überaus anmutiges Bild. Der Hauptort im Ojaithale ist Nordhoff, ein Landstädtchen in reizender Umgebung.

Das County Ventura enthält mehr kulturfähiges Land, als die meisten der südcalifornischen Countys aufzuweisen haben; seine landwirtschaftliche Entwickelung ist aber durch die sich dort in einzelnen Händen befindenden großen Landstrecken nicht minder beeinträchtigt worden, wie die von Santa Barbara County. In neuerer Zeit wurden jedoch mehrere von den großen „Ranches“ in Ventura, z. B. die Simi- und Las-Posas-Ranches, welche zusammen eine Bodenfläche von 125,000 Ackern enthalten, das Ojai-Rancho mit 48,000 und das Colonia-Rancho mit ebenfalls 48,000 Acker Land parzelliert. Da die für Südcalifornien so wichtige Berieselung in Ventura County leichter als sonstwo in diesen Gebieten auszuführen ist, so läßt sich aus dieser Verteilung des Großgrundbesitzes eine glänzende Zukunft für die genannten Bezirke vorhersagen. Der Santa-Clara und der Venturafluß sind das ganze Jahr über voll Wasser und können auf das vorteilhafteste zur Berieselung verwendet werden. In ihrer Nähe ist die Vegetation, vom Gebirge bis an das Meer außerordentlich üppig. Wasser und Bäume, die zwei wichtigsten Erfordernisse der Kultur im Süden, sind in Ventura County überall leicht zu erlangen. In den Thälern reift das Getreide bei

mäßig starkem Regenfall; wo aber das fließende Wasser hinkommt, entsteht sofort eine förmliche Wildnis von Blumen, Büschen und Sträuchern der mannigfaltigsten Art. Einer der Hauptindustriezweige ist die Bienenzucht. Man berechnet die Zahl der Bienenhäuser im County auf 7000. Die Honigernte beläuft sich auf ca. 1 Million Pfund im Jahr. Unter den Agrikulturerzeugnissen von Ventura County sind besonders Orangen Citronen, Oliven, Rosinen, Walnüsse, Mandeln, Flachs, Kanarienvogelsamen und die verschiedenen Getreidearten zu nennen.

Eins der wichtigsten Produkte des Countys bildet das Petroleum, dessen Ausbeute sich in jedem Jahre mehr und mehr steigert. Ich erwähnte schon früher, daß an mehreren Stellen an der Küste von Südcalifornien Petroleum auf dem Meere schwimmt, ein deutlicher Beweis davon, daß hier mächtige Ablagerungen des Erdöls vorhanden sein müssen. Die Ölregion, soweit dieselbe erforscht wurde, erstreckt sich 50 engl. Meilen vom Meere landeinwärts, bei einer Breite von 15 bis 25 Miles, durch Ventura County und die benachbarten Landstriche des Countys Los Angeles. Das Erdöl, dessen Ertrag für Californien im Jahre 1884 bereits auf 8 Millionen Gallonen geschätzt wurde, wird größtenteils in der Raffinerie bei Newhall (an der Südpacificbahn 30 Miles nördlich von Los Angeles und nicht weit von der Mündung des großen San Fernando-Tunnels gelegen) für den Markt zubereitet und in großer Menge nach Mexiko, British Columbia, Japan, China und Australien versandt. Die bedeutendste Ölquelle wurde im Juni 1886 auf dem 18 Miles von Los Angeles gelegenen Puente Rancho angebohrt und liefert ungefähr 200 Faß Erdöl den Tag. Das Öl dieser Quelle beabsichtigt man durch Röhrenleitung nach Los Angeles zu bringen, um die dortigen Fabriken mit billigem Heizungsmaterial zu versehen. Von Newhall aus wurde bereits eine Röhrenleitung durch die ganze Länge der Öldistrikte bis an den Hafen von Ventura gelegt, um das gereinigte Petroleum zur Verschiffung dorthin zu befördern. Die Eisenbahn, welche gegenwärtig durch die Küstencounties gebaut wird, soll ihren Anschluß an die Hauptlinie der Südpacificbahn ebenfalls bei Newhall finden; dieselbe wird die Ölregion von Ventura der Länge nach durchschneiden und ohne Zweifel bedeutend zur Entwickelung dieses wichtigen Industriezweiges beitragen.

Ehe ich von San Buena Ventura schied, nahm ich die inmitten der Stadt liegenden Missionsgebäude in Augenschein. Die San-Buena-Ventura-Mission wurde am 31. März 1782 von Junipero Serra, dem schon öfters genannten ersten Präsidenten aller californischen

Missionen, selbst gegründet. Das altertümliche Gebäude, mit dem Glockenturm und langen Anbau aus Adobewohnungen, die mit spanischen Dachziegeln gedeckt sind, wurde zur Zeit meines Besuchs ausgebessert. Die Kirche ist ein langes Rechteck, mit Orgel und Heiligenbildern darin, dessen gekalkte Wände und Decke sich in einem ziemlich verwahrlosten Zustande befanden. Der Glockenturm, an welchem eine Unmasse von Schwalbennestern kleben, hat ein blau und weiß gestreiftes Kuppeldach von sonderbar fremdländischem Aussehen. Der lange Adobe-Anbau neben der Kirche ist von einer Anzahl Advokaten eingenommen worden, welche dort ihre Bureaus haben, und wo früher die Franziskanermönche mit dem Teufel um die Indianerseelen fochten, haust jetzt das gottlose Volk der Rechtsgelehrten und verdreht die Gesetze von Ventura. Die Nebengebäude umschließen einen weiten Hof und Blumengarten, voll von herrlichen Rosenbüschen. In der Kirche sah ich nur einen sich ziemlich weltlich ausnehmenden Priester, der sich sogar, wie ich hörte, ein Ehegespons zugelegt hat. Derselbe führte mich mit liebenswürdiger Zuvorkommenheit durch das Gebäude und nannte mir die Namen der vielen vornehmen Heiligen, deren nichts weniger als rafaelische Bilder die Wände schmücken.

VI.

Los Angeles und seine Umgebungen.

Unter den Städten Californiens hat die im Jahre 1780 von spanischen Mönchen gegründete Stadt Nuestra Señora la Reina de los Angeles, kurzweg Los Angeles genannt (482 engl. Meilen südlich von San Francisco gelegen), während der jüngst vergangenen Jahre einen wunderbaren Aufschwung zu verzeichnen gehabt. Die Bevölkerung, welche sich im Jahre 1880 auf etwas über 11,000 Seelen belief, vermehrte sich bis 1885 auf über 35,000 und ist in unausgesetztem, raschem Zuwachs begriffen. Bereits wurde Sacramento von Los Angeles überflügelt, und es wird dieser Platz unter den californischen Städten (San Francisco ausgenommen) heute nur noch von Oakland (ca. 45,000 Einwohner) an Kopfzahl übertroffen.

Der Flächeninhalt von Los Angeles County beträgt ungefähr 5600 engl. □-Meilen, wovon jedoch der größte Teil Wüste und Gebirgsland ist. Das Thal von Los Angeles hat eine Ausdehnung von etwa 1500 engl. □-Meilen, mit fast einer Million Acker vorzüglichen Bodens, und auf diesem Raume vereinigt sich zu neun Zehnteilen der Wohlstand und Handel von ganz Südcalifornien, dessen Metropole Los Angeles ist. Die Stadt, welche in gerader Linie etwa 18 engl. Meilen vom Meere entfernt liegt, hat bei Wilmington, am oberen Ende der San-Pedro-Bai, einen durch eine 25 Miles lange Eisenbahn mit ihr verbundenen Hafen, der aber viel zu wünschen übrig läßt und den Bedürfnissen eines so rasch wie Los Angeles emporblühenden Ortes nicht Genüge leisten kann. Die Seedampfer legen bei San Pedro an, von wo Passagiere und Güter in Lichterfahrzeugen (lighters) nach Wilmington gebracht und von dort nach Los Angelos weiter befördert werden, — eine umständliche, namentlich die Güter-Versendung sehr verteuernde Route. Durch künstliche Molo-Bauten wurde der Hafen allerdings bedeutend verbessert; er bietet aber den Schiffen bei stürmischem Wetter immer noch nur einen geringen Schutz. Der natürliche Hafen für ganz Südcalifornien ist die Bai von San Diego. Die Entfernung von Los Angeles dorthin ist jedoch zu groß (über Colton 184, über Santa Ana 134 Miles), um für den Handel von praktischem Werte zu sein; auch wird Los Angeles alles zu verhindern suchen, was jenem Platze von Nutzen sein könnte. Der neueste, von Bostoner Geldleuten entworfene Plan geht dahin, den bei Santa Monica (18 Miles von Los Angeles) mündenden Los-Angeles-Fluß in einen den Seeschiffen zugänglichen Kanal umzuwandeln, einen künstlichen Hafen in unmittelbarer Nähe der Stadt anzulegen und so Los Angeles zu einer Seestadt zu machen. Ob eine solche, mit einem riesigen Kostenaufwande verbundene Kanal- und Hafenanlage sich je verwirklichen wird, möchte aber doch sehr zweifelhaft sein.

Durch die Eröffnung der „Atlantic- und Pacific"-Bahn von den „Needles" am Colorado nach Mojave ist die südcalifornische Metropole insofern benachteiligt worden, als der von San Francisco nach dem Osten die südliche Linie einschlagende Verkehr jetzt diese kürzere Route bevorzugt, anstatt, wie früher der Fall war, ausschließlich auf den Weg über Los Angeles angewiesen zu sein. Auch ist diese Stadt durch die sich von Westen nach Osten quer vorlagernde San-Fernando-Range von dem großen mittleren californischen Binnenland-Becken getrennt und konnte nur vermittelst umfassender Tunnelbauten und durch schwer zu passierende Cañons, die häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt sind,

eine Schienenverbindung mit dem Norden herstellen. Los Angeles hat hat aber bereits eiuen solchen Aufschwung zu verzeichnen, daß seine vom großen transkontinentalen Durchverkehr etwas abgesonderte Lage nicht mehr von besonders nachteiligen Folgen für dasselbe sein kann. Auch läßt die „Atlantic- und Pacific“-Bahn, in Verbindung mit ihren von Mojave und den „Neebles“ durch den Cajon-Paß in südlicher Richtung abzweigenden Zügen, solche von Colton aus gleichzeitig nach San Diego und nach Los Angeles laufen und will außerdem noch eine direkte Bahn von Los Angeles nach San Bernardino und eine zweite von dort nach Riverside, als Parallelbahnen der Südpacific, bauen lassen um sich so ganz von dieser unabhängig zu machen. Wird alsdann noch, was nur eine Frage der nächsten Zeit ist, eine kürzere Schienenverbindung zwischen San Diego und Los Angeles über Santa Ana hergestellt, so ist damit dieser Stadt auch für die Zukunft ihr Platz als Mittelpunkt des Verkehrs von Südcalifornien vollkommen gesichert.

Die prächtigen Bauten und der ungewöhnlich lebendige Straßenverkehr der südcalifornischen Metropole gewähren ein großstädtisches Bild. Auf den Fremden macht das Leben in den Straßen den Eindruck, als befände er sich in einer Stadt von mindestens der doppelten oder dreifachen Bevölkerung, wie sie Los Angeles zu verzeichnen hat. Gebäude, deren Herstellung 150,000 bis $^1/_4$ Million Dollars in Anspruch nahm, schmücken die Hauptstraßen, die Banken und Läden würden jeder Großstadt Ehre machen. In den Jahren 1883 und 1884 wurden $5^1/_2$ Millionen Dollars für neue Bauten verausgabt, darunter ein schönes Theater, eine Anzahl vortrefflicher Schulgebäude, 2000 neue Wohnhäuser, 150 Kaufläden und zahlreiche Fabriken. Die Summe für die im Jahre 1885 errichteten Neubauten und städtischen Verschönerungen übertrifft jene noch um ein Bedeutendes. Die Stadt besitzt · Wasserwerke, Dampffeuerspritzen, Gas- und elektrische Beleuchtung, ausgedehnte Telephonverbindungen, die sich bis nach den umliegenden Ortschaften erstrecken, $14^1/_2$ engl. Meilen Pferdebahnen und sogar bereits eine anderthalb engl. Meilen lange Kabelbahn. Diese ziemlich einfach angelegte Kabelbahn, auf welche die Bewohner der Engelsstadt besonders stolz sind, vermittelt aber nicht den Straßenverkehr, sondern führt über die Höhen und das Gelände nördlich von der Stadt durch Schluchten und Einschnitte, bergauf und bergab, mit prachtvoller Aussicht auf die Sierra Madre und die umliegenden Hügel und Fluren. Eigentlich ist dieselbe nur eine Spekulation der Landeigentümer, welche durch eine bequeme Verbindung ihres in Bauplätze ausgelegten Besitztums mit der Stadt Käufer von Grundstücken für den Bau von Villen und Privat-

wohnungen anlocken wollen. Der Bau einer zweiten nach einem anderen Stadtteil führenden Kabelbahn, sowie der von zwei elektrischen Bahnen ist bereits in Angriff genommen worden.

Die Privathäuser stehen meistens jedes für sich in einem Garten, der fast ohne Ausnahme mit Grasbeeten, halbtropischen Pflanzen und einem herrlichen Blumenflor geschmückt und von hohen Hecken umrahmt ist. Im Winter erfreut sich Los Angeles eines wahrhaft paradiesischen Wetters Bei meinem letzten Besuche in der südcalifornischen Hesperidenstadt (im December 1885) schwelgte ich förmlich in der milden, balsamischen Luft und konnte mich nicht satt sehen an der Farbenpracht der Geranien und Heliotropen, der Fuchsien, Jasmine, Rosen, Callas und Kamelien, die von buntschillernden Kolibris im hellen Sonnenschein umflattert wurden. Die Fernsicht auf die schönen Formen der Sierra Madre, deren höchste Gipfel mit blinkendem Schnee geschmückt waren, auf den sich in wunderbar scharfen Umrissen vom stahlblauen Himmel abzeichnenden Gebirgszug der Cucamonga-Range war entzückend schön. Inmitten eines den Horizont umschließenden Gebirgskreises liegt Los Angeles, wie in einem meilenweiten Garten. Orangen-, Citronen- und Limonenhaine, Obstgärten und Weinberge von der Ausdehnung kleiner Plantagen, liegen teils noch im Weichbilde der Stadt und umgeben dieselbe in weitem Kranze. Die schimmernden Früchte in dem dunkelgrün gesättigten Laubwerk der mit hohen glatten Stämmen und prächtiger Krone in endlosen Reihen dastehenden Orangenbäume, die mit hellerer Frucht beladenen Limonen- und Citronenbäume bilden den goldenen Schmuck dieses herrlichen Landschaftsbildes. An den Straßen stehen reihenweise die mit zierlichem Laubwerk geschmückten Pfefferbäume, Akazien und hochaufstrebende Eukalypten, in den Gärten wird das in hohen Büscheln wachsende, wie weiße Federn aussehende Pampasgras besonders gern gepflegt. Um die für den Pflanzenwuchs in diesem Klima unentbehrliche Feuchtigkeit das ganze Jahr über zur Verfügung zu haben, wurde der Los-Angeles-Fluß vermittelst eines umfassenden Systems von Bewässerungsgräben durch die Stadt und ihre Umgebungen geleitet.

Einen wunderlichen Gegensatz zu dem in neuerem großstädtischen Stil angelegten Geschäftsteil der Stadt und den schmucken Quartieren der Privatwohnungen bilden die Straßen, in denen die Mexikaner und Chinesen hausen, die sich nach dem Grundsatze „gleich und gleich gesellt sich gern“ freundnachbarlich nebeneinander niedergelassen haben. Die einstöckigen mit drei Fuß dicken Mauern versehenen Lehmhäuser der Mexikaner versetzten den Beschauer in eine ärmliche Binnenstadt des Aztekenlandes, während die Paläste der bezopften Mongolen nur infolge

der breitangelegten Straßen die Riechorgane der vorbeispazierenden Kaukasier weniger unangenehm berühren, als dies in dem eng gebauten Chinesenviertel von San Francisco der Fall ist. Um ihrer Abneigung gegen das Sonnenlicht und ihrem Hange, auch in der Engelsstadt möglichst zusammengeschachtelt zu wohnen, einigermaßen genügen zu können, haben die Mongolen hier eine Reihe niedriger von den Spaniern erbauten Arkaden in Besitz genommen, wo sie sich in dem Halbdunkel der von ihnen jedes in vier Räume und Stockwerke abgeteilten Hinterzimmer gemütlich verbergen und ungestört „Tan" spielen, Opium rauchen, Cigarren drehen und Hemden bügeln können. Mit der Liebe der weißen Bevölkerung zu den schlitzäugigen Asiaten ist es in Los Angeles geradeso wie in San Francisco und in jeder anderen Stadt an der pacifischen Küste bestellt: man möchte sie gern je eher je lieber ganz los sein! — Die Adobehäuser der Mexikaner stehen zum Teil an der Straße, welche vom Geschäftsviertel der Stadt nach dem Bahnhof führt, müssen dort aber den amerikanischen Neubauten rasch Platz machen. Der Reisende, welcher auf der Fahrt vom Bahnhof nach den Gasthöfen heute noch die in den Thüren ihrer niedrigen Lehmhäuser stehenden dunkeläugigen, in schlottrige Gewänder gekleideten Señoras und Señoritas anstaunt, und gelegentlich einen sein Roß tummelnden, abenteuerlich herausgeputzten Caballero bewundert, wird diesen sonderbaren Anblick bald ganz entbehren müssen!

Das herrliche Klima und die reizende Lage der Stadt Los Angeles lockt, namentlich im Winter, Schwärme von Besuchern, die sich vor den Schneestürmen flüchten, aus den östlichen Unionsstaaten hierher, und auch im Sommer streifen Tausende von Fremden in Südcalifornien umher, wo die Hitze, wenn auch mitunter bedeutend, doch nur selten so unangenehm drückend wie im Osten des Kontinents auftritt. Während der ersten drei Monate des Jahres 1886 war das Zuströmen von Fremden nach Californien, infolge des damals herrschenden „Eisenbahnkrieges" zwischen den Überlandbahnen, der die Fahrpreise der Ersten Klasse zwischen San Francisco und Los Angeles und Kansas City zeitweilig bis auf 5 Dollars herabdrückte, ein ganz ungeheurer und belief sich auf beinahe 80,000 Köpfe. Zehntausende in den atlantischen Staaten benutzten die niedrigen Reisekosten, um sich Californien auch einmal anzusehen; die Mehrzahl jener Touristenarmee bestand aber aus Bürgern der Mittelklasse, welche sich in diesem Staate bleibend niederzulassen gedachten. Für Südcalifornien und namentlich für Los Angeles ist dieser „Eisenbahnkrieg" ein wahrer Gottessegen und von bleibendem Nutzen gewesen. Anstatt der etwa 2000 Fremden, die sonst den Winter in

Los Angeles zu verbringen pflegen, steigerte sich diese Zahl auf das Doppelte und Dreifache.

Was die Vorzüglichkeit des Klimas von Südcalifornien anbetrifft, so entbehrt man leider hier, wie überall an dieser Küste, die milden Sommerabende, welche in Deutschland den Aufenthalt im Freien vom Juni bis in den Augustmond so bezaubernd machen. Im Sommer wie im Winter stellt sich in Californien abends fast immer ein kühler Lufthauch ein, der z. B. eine Theegesellschaft im Freien, ein Zusammensein in einem Vergnügungsgarten oder dergleichen nach Sonnenuntergang von selbst verbietet. Jedoch sind die kühlen californischen Sommernächte, welche namentlich in den Küstendistrikten vorherrschend sind, (in den großen heißen Inlandthälern sind im Sommer die Nächte auch in Californien nichts weniger als erfrischend) der im Osten der Vereinigten Staaten zu jener Jahreszeit den Schlaf fast zu einer Plage machenden drückenden Hitze bei weitem vorzuziehen, und im Winter hat wohl niemand etwas dagegen, abends auch in Los Angeles einen Überzieher zu tragen. Für die Bewohner der Oststaaten besitzt Südcalifornien sowohl im Sommer wie im Winter ein Idealklima. In prächtigen Wagen kutschieren die Fremden durch die Straßen von Los Angeles und schwärmen in der Umgegend umher, Eisenbahnzüge entführen sie ins San-Gabriel-Thal, nach dem idyllischen Pasadena, nach Santa Anita, Sunny Slope und Sierra Madre Villa, oder nach dem Seebade Santa Monica, um dort in die auch im Winter lauen Wogen des Stillen Meeres zu tauchen.

Für die Entwickelung eines größeren Seebades scheint das mit Los Angeles durch eine Eisenbahn verbundene, nur 18 Miles entfernte und hart am Meere liegende Santa Monica von der Natur wie berufen zu sein und bietet Vorzüge, gegen welche selbst die Badeorte an der Bai von Monterey und bei Santa Barbara zurücktreten müssen. Die Durchschnittstemperatur der Luft beträgt in Santa Monica für das ganze Jahr 62° Fahrenheit; das Meerwasser ist sowohl im Winter wie im Sommer weder zu warm noch zu kalt und für Invaliden wie geschaffen. Von der See her weht fast unausgesetzt eine leichte Brise, zu welcher sich eine von der nahen an 2000 Fuß ansteigenden Santa-Monica-Range kommende nervenstärkende Bergluft gesellt. Das nur hundert Schritt vom Strande entfernte hohe Klippenplateau ist für die Anlage eines größeren Badeortes prächtig geeignet, die Umgebung ist herrlich und bietet sowohl ländliche Reize als romantische Gebirgsscenerie in dem denkbar schönsten Klima in Hülle und Fülle. Aber erst in neuerer Zeit hat Santa Monica einen größeren Fremdenverkehr

herbeigezogen und erst jetzt werden dort stattliche Gasthöfe errichtet und hübsche Anlagen ꝛc. ins Leben gerufen. Der Hauptgrund hierfür ist in der von San Francisco entfernten Lage des Platzes zu suchen. Die vom Osten in immer größerer Zahl nach Südcalifornien ziehenden Erholungsreisenden werden aber Santa Monica unzweifelhaft schon in den nächsten Jahren zu dem ihm gebührenden Range unter den Seebadeorten an der pacifischen Küste verhelfen.

Das 9 engl. Meilen in südöstlicher Richtung von Los Angeles gelegene, etwa 2500 Einwohner zählende Städtchen Pasadena kann man jetzt ebenfalls auf einer Eisenbahn (der „Los Angeles und San Gabriel Valley"-Eisenbahn) erreichen. Pasadena hat infolge des massenhaften Zuflusses von reichen Engländern und von wohlhabenden Amerikanern aus den östlichen Staaten einen außerordentlich schnellen Aufschwung zu verzeichnen und verspricht binnen kurzem eine ganz ansehnliche Stadt zu werden. Die Villen, Orangenhaine, Parkanlagen und Gärten in seiner Nähe sind bezaubernd schön und werden als das „südcalifornische Paradies" bezeichnet. Leider fehlen aber hier, wie überall in Californien, die herrlichen Wiesengründe und der üppige Graswuchs der Landschaften von Deutschland und Altengland, und die vielen Ameisen vertreiben einem bald die Lust, auf dem dürren Boden sich hinzulagern. Auf einem der Vorberge der Sierra Madre wird gegenwärtig das prächtige „Raymond-Hotel" errichtet, dessen Kosten man auf eine Million Dollars veranschlagt. Die Gasthäuser im Städtchen sind während des Winters so überfüllt, daß in ihnen alsdann oft kein Unterkommen zu finden ist.

Eine Wegstunde von Pasadena entfernt liegt die am 8. September 1771 von Franciskaner-Mönchen gegründete Mission San Gabriel mit ihren niedrigen Adobehäusern und der alten Kirche, die den Fremden jederzeit für einen Besuch offen steht. Die San-Gabriel-Kirche mit den festungsartigen dicken Mauern, dem bis ans Dach offenen inneren Raume, dessen Kalkwände mit großen in schreienden Ölfarben gemalten Heiligenbildern geschmückt sind, dem steinernen Hochaltar und den schönen Kirchenglocken, welche vor nun fast hundert Jahren von den frommen Spaniern in der alten Heimat zum Geschenk nach der neuen Welt herübergeschickt wurden, bildet ein interessantes Stück der Geschichte Californiens und nimmt sich inmitten der außerordentlich schnellen neueren Entwickelung dieses Landes wie ein Denkmal aus dem grauen Altertum aus. Der nahebei liegende Missionsgarten ist voll von Orangen-, Pomegranaten- und anderen mit goldig schimmernder Frucht beladenen Bäumen. In Entfernung von etwa zwei englischen Meilen von der Mission thront auf einem Bergabhange etwa 1800 Fuß über dem Thale die Sierra-

Madre-Villa, ein beliebter Ausflugsort für die Vergnügungsreisenden. Von dem Thurme der Villa genießt man eine entzückende Aussicht auf die langgestreckten Gebirgszüge und über das mit Orangenhainen und Ansiedelungen besäete Thal, hinüber bis nach Los Angeles und den blauen Spiegel des Oceans.

Das San-Gabriel-Thal ist wohl der an ländlichen Schönheiten reichste Bezirk des Countys von Los Angeles. Der an 30 engl. Meilen entfernte Gebirgszug der Sierra Madre scheint infolge der überaus klaren Luft so nahe zu liegen, als vermöchte man in einer halben Stunde hinzugelangen. Halbwegs zwischen der Mission San Gabriel und den Niederlassungen bei Sunny Slope liegt die berühmte „Lucky"-Baldwin-Ranch, Santa Anita, die 25,000 Acker umfaßt. Herr Baldwin, der Eigentümer dieses sorgfältig bebauten Besitztums, ist ein mit Glücksgütern reich gesegneter Minenspekulant aus San Francisco, der wegen seiner stets gut ausfallenden Wagnisse den Beinamen „Lucky" (der Glückliche) erhalten hat. Neuerdings hat er die Spekulationen in „Stocks" mit Wetten auf seine californischen Traber vertauscht, mit denen er gegen die berühmtesten Rennpferde im Osten bereits verschiedene bedeutende Gewinste zu verzeichnen hatte. Auf seiner südcalifornischen „Ranch" hat er sich ein ländliches Schloß in einem prächtigen Park erbaut. Nicht weniger als 2000 Acker seiner „Ranch" bestehen aus Weinbergen und Obstgärten.

Eine Fahrt nach Sunny Slope, nach der Farm des Deutsch-Pennsylvaniers Rose, durch dessen fast endlose Weinberge, Orangenhaine und Obstgärten, wird jedem, der sie unternommen hat, unvergeßlich bleiben. Eine über eine englische Meile lange Allee von einer Doppelreihe mit goldener Frucht geschmückter Orangenbäume führt nach seiner Villa. Mehr als 12,000 fruchttragender Orangenbäume befinden sich auf Roses Farm, über 300 Tonnen Trauben ist das tägliche Ernteprodukt seiner Weinberge. Unter den Sehenswürdigkeiten von Sunny Slope verdient ein Gestüt von wertvollen Rassenpferden und berühmten californischen Trabern besondere Erwähnung, das den Fremden von dem gastfreien Besitzer gern gezeigt wird.*) In einer Ausdehnung von etwa 30 englischen Meilen ziehen sich die aufs prächtigste gehaltenen Orangenhaine und Weinberge im Anschluß an Roses Farm bis nach San Bernardino hin, untermischt mit Anpflanzungen von Mandeln-, Oliven-, Walnuß- und anderen Obstbäumen; Palmen und Kaktusse mahnen an

*) Im Juni 1886 hat Rose seine Farm (mit Ausschluß des auf 100,000 Dollars geschätzten Gestüts) an eine englische Gesellschaft für 750,000 Dollars verkauft.

die Nähe der Tropen, der in den Gärten entfaltete Blumenflor bezaubert das Auge und der nur selten von Wolken oder Seenebeln verschleierte blaue Himmel überdacht ein Landschaftsbild, dessen idyllischer Schönheit nebst den herrlichen Gebirgsformen der nahen Sierra Madre nichts Ähnliches auf diesem Kontinente zur Seite gestellt werden kann. Das weitberühmte prächtige Besitztum des Gouverneurs von Californien G. Stoneman liegt in diesem gesegneten Landstrich.

Einige Bemerkungen über den ungeheuren Aufschwung, welchen der Handel in Citronenfrüchten, namentlich Orangen, in Südcalifornien genommen hat, werden von allgemeinem Interesse sein. Nach sorgfältiger Berechnung belief sich die Ernte von 1885/86 auf 133 Millionen Orangen. Hiervon wurden in 2000 Güterwagen (720,000 Kisten) 108 Millionen Orangen nach den östlichen Märkten gesandt. Die südlichen Counties von Californien, nebst San Francisco und den Inlandstädten, verbrauchten etwa $5^1/_2$ Millionen Orangen, und $19^1/_2$ Millionen blieben bis zum 10. Mai 1886 noch auf den Bäumen. Aus Florida, dem Hauptmitbewerber von Südcalifornien in diesem Geschäftszweige, werden ungefähr 3000 Frachtwagen mit Orangen im Jahr nach den östlichen Märkten versandt, welche Zahl sich jedoch infolge eines Frostes, der die dortige Orangenernte arg schädigte, im letzten Jahre auf ungefähr 2000 Frachtwagenladungen verringert hat. Die californischen Orangen gelangen im Osten frisch und saftig auf den Markt, wenn die Ernte Floridas bereits fast erschöpft ist. Für das kommende Jahr rechnet man auf einen Versand von mindestens 2500 Frachtwagenladungen der goldenen Frucht aus Südcalifornien nach dem Osten (zu dem herabgesetzten Frachtsatz von 300 Dollars den Waggon), und damit ist die Grenze der Ausfuhr für den ganzen Staat noch keineswegs erreicht, die sich, da auch in Mittelcalifornien die Orangenzucht mehr und mehr mit Erfolg betrieben wird, in wenigen Jahren wahrscheinlich auf 4000 Frachtwagen im Jahr stellen wird. —

Das in südlicher Richtung von Los Angeles liegende Santa-Ana-Thal erfreut sich bereits seit Jahren einer Eisenbahnverbindung mit der südcalifornischen Metropole. An der Bahnlinie — 27 engl. Meilen von Los Angeles — liegt die weitbekannte von Deutschen gegründete Kolonie Anaheim. Die Kolonie wurde nach dem Kooperativsystem angelegt, das sich seitdem bei der Gründung von Ansiedelungen in Südcalifornien schon mehrfach bewährt hat. Von der auf gemeinschaftliche Rechnung erworbenen Bodenstrecke wurde jede Sektion (= 640 Acker, oder 1 engl. □-Meile) Land in Heimstätten von 20 bis 40 Acker zerteilt und wieder in Zeitanzahlungen je einer Familie überlassen.

Vermittelst eines umfassenden Bewässerungssystems, zu dem der Santa-Ana-Fluß das Wasser liefert, vermag jeder Ansiedler das unentbehrliche feuchte Element für einen geringen Preis zu erwerben. Während von einem Teil der Kolonisten die Berieselungskanäle gebaut und die Anpflanzungen der Rebstöcke und Orangenbäume begonnen wurden, blieben die anderen noch eine zeitlang in San Francisco oder in ihren früheren Wohnplätzen, betrieben dort ihre Geschäfte, ehe sie nach Anaheim übersiedelten und waren so imstande, ihre Teilzahlungen allmählich abzutragen.

Der größte Teil der Bodenfläche in der Kolonie Anaheim ist mit Weinanpflanzungen bedeckt. Zäune von Pappeln, Weiden, Walnuß- und Pfefferbäumen, Eukalypten, Sykomoren und Granatäpfelbüschen umgeben die Felder und Weingärten, an denen die Berieselungsgräben entlang führen; Orangen- und Citronenbäume und alle Arten von Obstbäumen stehen in der Nähe der Wohnungen, die das Heim von zufriedenen Menschen sind. Das Städtchen Anaheim ist dagegen eigentlich nur ein großes Dorf und so langweilig wie nur denkbar. Aber unsere dort angesiedelten Landsleute sind trotzdem ein zufriedenes Völkchen. Sie pflanzen und keltern ihren Wein, heimsen ihre Orangen und andere Früchte ein und erfreuen sich eines Klimas, das selbst den Anforderungen des verwöhntesten Südländers entsprechen muß. Höhere Ansprüche an das Leben als den Frieden eines sorgenlosen Daseins kennen sie nicht, und diesen genießen sie im vollen Maße. Die landschaftlichen Reize des Santa-Ana-Thales, welches sich bis nach dem sieben engl. Meilen von Anaheim liegenden rührigen Städtchen Santa Ana erstreckt, stehen nur um ein geringes hinter denen des San-Gabriel-Thales zurück. Orangen- und Citronenhaine, Obstgärten und ausgedehnte Weinberge erfreuen das Auge, wohin es blickt; überall wo es möglich war, das belebende Wasser hinzuleiten, sproßt eine üppige Vegetation hervor. Die den Horizont einschließenden dunkelblauen Gebirgszüge umrahmen das idyllische Landschaftsbild mit herrlichen Konturen.

Unweit der zwischen Los Angeles und Anaheim liegenden Eisenbahnstation Norwalk wurde im Jahre 1881 von einer Aktiengesellschaft eine Straußenfarm angelegt. Ein Engländer mit Namen Sketchley führte die ersten 22 Strauße vom Kap ein, wo er sie für 1000 Dollars das Stück erstand. Ihr gegenwärtiger Wert, worin die sehr bedeutenden Versendungskosten mit inbegriffen sind, wird auf 4000 Dollars das Stück veranschlagt. Mit der Fortpflanzung der Strauße stieß man in den ersten Jahren auf große Schwierigkeiten. Eier gab es allerdings

genug, aber es wurden keine Jungen ausgebrütet, was wohl mit Recht der Jugend der zuerst eingeführten Hähne zugeschrieben wurde, welche die Eier nicht zu befruchten vermochten. Dies hat sich jedoch in neuerer Zeit geändert, und es fehlt jetzt nicht mehr an jungem Nachwuchs auf der Straußenfarm.

Die Eier, von denen eine gute Straußenhenne drei oder vier Mal im Jahre jedesmal 12 bis 20 legt, werden in Öfen untergebracht, in denen die Ausbrütung in 42 Tagen erfolgt. Hennen von schlechter Zucht und solche, die nicht hinreichende und gute Nahrung erhalten, legen jedoch nicht halb so viele Eier, wie eine in gutem Zustande befindliche Henne. Auch wird die Güte der Federn durch die der Nahrung bedingt, womit man die Vögel füttert. Diese besteht auf der südcalifornischen Straußenfarm namentlich aus dem hier vortrefflich gedeihenden Alfalfa (Lucerne), sowie aus Rüben, Bohnen und Eicheln, die mit Salz, kleinen Steinen und zerbröckelten Knochen und Muschelschalen vermischt werden. Den erwachsenen Vögeln schneidet man alle sieben Monate die Schwanz- und Flügelfedern über der Wurzel ab; die eintrocknenden Kiele werden nach 2 bis 3 Wochen leicht mit einer Zange ausgerissen, worauf schnell wieder neue Federn hervorwachsen. Den jungen Vögeln pflegt man die ersten Federn im Alter von 6 bis 8 Monaten abzuschneiden, dann wieder im Alter von 13 bis 15 Monaten, bis nach etwa 30 Monaten die dritte Federnernte an den alsdann ausgewachsenen Straußen beginnt. Die Federn der jungen Strauße haben nur einen verhältnismäßig geringen Wert. Der von einem erwachsenen Strauße bei jedem Einheimsen seiner Federn erzielte Nutzen beläuft sich, je nach der Güte derselben, auf 40 bis 150 Dollars. Die schönsten weißen oder schwarzen Federn werden von den männlichen Straußen gewonnen.

Wie bereits erwähnt wurde, hängt die Güte der Federn ganz und gar von dem Zustand der den Vögeln dargereichten Nahrung ab. Am Kap, wo die Straußenzucht seit dem Jahre 1867 im großen betrieben wird, beträgt die Zahl der dort zur Federngewinnung in Einzäunungen gehaltenen Strauße bereits mehr als 50,000. Der Gesamtwert von den aus Südafrika ausgeführten Straußenfedern belief sich bereits auf 1¼ Millionen Pfund Sterling in einem Jahre. Während der letzten zwei Jahre liegt aber die Straußenzucht in Südafrika, infolge der dort herrschenden Dürre, sehr darnieder. Bei Norwalk hat sich das Unternehmen, trotz des sehr großen darin angelegten Kapitals schon jetzt als lohnend erwiesen.

Die fremdartigen Tiere, welche in einem durch eine doppelte Drahtumzäunung abgeschlossenen offenen Raume gehalten werden, gewähren einen sonderbaren Anblick, zumal sie sehr streitsüchtig sind und namentlich gegen ihre chinesischen Wärter, gegen welche sie einen besonderen Haß zu haben scheinen, bei der geringsten Veranlassung zum Angriff vorschreiten. Um die besonders während der Paarzeit sehr kampflustigen Hähne zur Vernunft zu bringen, benutzt man einen langen in einer Gabel auslaufenden Stock, mit dem der schmächtige Hals der Tiere ohne viele Umstände zu machen, gepackt wird. Selten sterben die Strauße, wenn sie gut in Obhut gehalten werden, an Krankheiten; dagegen beschädigen sie sich mitunter durch Beinbruch, wenn sie scheu gemacht sind und dann wie wahnsinnig durcheinander rennen.

Durch den Erfolg der vorhin beschriebenen Straußenfarm ermutigt, ging der bereits genannte Dr. Sketchley letztes Jahr nochmals nach Afrika und brachte im April 1886 glücklich fernere 36 erwachsene Strauße nach Los Angeles. Diese Vögel wurden 500 Miles im Innern von Südafrika käuflich erstanden und nach Natal getrieben. Auf der Landreise erlagen 30 Strauße, fast die Hälfte der zuerst gekauften Herde, den Strapazen, was die Kosten für die glücklich nach Südcalifornien gebrachten Vögel bedeutend erhöht hat. Diese Strauße sind auf der San Felipe Ranch untergebracht worden. Auf der San Felipe Ranch, die an den Vorbergen der Sierra Madre am Los-Angeles-Fluß, 7 Miles von Los Angeles und etwa 8 Miles von Pasadena entfernt liegt, wird jetzt ein Zoologischer Garten und Vergnügungsort für die Unterhaltung der Bewohner der Engelsstadt angelegt. Den Zoologischen Garten sollte man aber eigentlich als Affen- und Vogelgarten bezeichnen, denn außer unseren geschwänzten Vettern und allerlei Federvieh werden dort keine wilden Tiere geduldet werden. Die neue Straußenfarm wird aber das Hauptanziehungsobjekt des Rancho San Felipe sein. Die Straußenfedern sollen hinfort auf der Farm für den Markt zubereitet werden. Die den Platz besuchenden Damen können sich an den Vögeln selbst die ihnen zusagenden Federn aussuchen, die alsdann abgeschnitten und, nachdem sie den üblichen Verschönerungsprozeß durchgemacht haben, gleich an sie abgeliefert werden. Daß das Gewinnen von Straußenfedern binnen weniger Jahre einen namhaften Industriezweig in Südcalifornien bilden wird, leidet jetzt keinen Zweifel mehr. Die bereits damit erzielten Erfolge sind im höchsten Grade ermutigend; die Vögel gedeihen hier aufs beste und sind dazu bestimmt, den Schönen Amerikas, bei denen sich die Straußenfedern einer großen Beliebtheit erfreuen, bald billigere Federn

eine Schienenverbindung mit dem Norden herstellen. Los Angeles hat hat aber bereits einen solchen Aufschwung zu verzeichnen, daß seine vom großen transkontinentalen Durchverkehr etwas abgesonderte Lage nicht mehr von besonders nachteiligen Folgen für dasselbe sein kann. Auch läßt die „Atlantic- und Pacific"-Bahn, in Verbindung mit ihren von Mojave und den „Needles" durch den Cajon-Paß in südlicher Richtung abzweigenden Zügen, solche von Colton aus gleichzeitig nach San Diego und nach Los Angeles laufen und will außerdem noch eine direkte Bahn von Los Angeles nach San Bernardino und eine zweite von dort nach Riverside, als Parallelbahnen der Südpacific, bauen lassen um sich so ganz von dieser unabhängig zu machen. Wird alsdann noch, was nur eine Frage der nächsten Zeit ist, eine kürzere Schienenverbindung zwischen San Diego und Los Angeles über Santa Ana hergestellt, so ist damit dieser Stadt auch für die Zukunft ihr Platz als Mittelpunkt des Verkehrs von Südcalifornien vollkommen gesichert.

Die prächtigen Bauten und der ungewöhnlich lebendige Straßenverkehr der südcalifornischen Metropole gewähren ein großstädtisches Bild. Auf den Fremden macht das Leben in den Straßen den Eindruck, als befände er sich in einer Stadt von mindestens der doppelten oder dreifachen Bevölkerung, wie sie Los Angeles zu verzeichnen hat. Gebäude, deren Herstellung 150,000 bis 1/4 Million Dollars in Anspruch nahm, schmücken die Hauptstraßen, die Banken und Läden würden jeder Großstadt Ehre machen. In den Jahren 1883 und 1884 wurden 5 1/2 Millionen Dollars für neue Bauten verausgabt, darunter ein schönes Theater, eine Anzahl vortrefflicher Schulgebäude, 2000 neue Wohnhäuser, 150 Kaufläden und zahlreiche Fabriken. Die Summe für die im Jahre 1885 errichteten Neubauten und städtischen Verschönerungen übertrifft jene noch um ein Bedeutendes. Die Stadt besitzt Wasserwerke, Dampffeuerspritzen, Gas- und elektrische Beleuchtung, ausgedehnte Telephonverbindungen, die sich bis nach den umliegenden Ortschaften erstrecken, 14 1/2 engl. Meilen Pferdebahnen und sogar bereits eine anderthalb engl. Meilen lange Kabelbahn. Diese ziemlich einfach angelegte Kabelbahn, auf welche die Bewohner der Engelsstadt besonders stolz sind, vermittelt aber nicht den Straßenverkehr, sondern führt über die Höhen und das Gelände nördlich von der Stadt durch Schluchten und Einschnitte, bergauf und bergab, mit prachtvoller Aussicht auf die Sierra Madre und die umliegenden Hügel und Fluren. Eigentlich ist dieselbe nur eine Spekulation der Landeigentümer, welche durch eine bequeme Verbindung ihres in Bauplätze ausgelegten Besitztums mit der Stadt Käufer von Grundstücken für den Bau von Villen und Privat-

wohnungen anlocken wollen. Der Bau einer zweiten nach einem anderen Stadtteil führenden Kabelbahn, sowie der von zwei elektrischen Bahnen ist bereits in Angriff genommen worden.

Die Privathäuser stehen meistens jedes für sich in einem Garten, der fast ohne Ausnahme mit Grasbeeten, halbtropischen Pflanzen und einem herrlichen Blumenflor geschmückt und von hohen Hecken umrahmt ist. Im Winter erfreut sich Los Angeles eines wahrhaft paradiesischen Wetters. Bei meinem letzten Besuche in der südcalifornischen Hesperidenstadt (im December 1885) schwelgte ich förmlich in der milden, balsamischen Luft und konnte mich nicht satt sehen an der Farbenpracht der Geranien und Heliotropen, der Fuchsien, Jasmine, Rosen, Callas und Kamelien, die von buntschillernden Kolibris im hellen Sonnenschein umflattert wurden. Die Fernsicht auf die schönen Formen der Sierra Madre, deren höchste Gipfel mit blinkendem Schnee geschmückt waren, auf den sich in wunderbar scharfen Umrissen vom stahlblauen Himmel abzeichnenden Gebirgszug der Cucamonga-Range war entzückend schön. Inmitten eines den Horizont umschließenden Gebirgskreises liegt Los Angeles, wie in einem meilenweiten Garten. Orangen-, Citronen- und Limonenhaine, Obstgärten und Weinberge von der Ausdehnung kleiner Plantagen, liegen teils noch im Weichbilde der Stadt und umgeben dieselbe in weitem Kranze. Die schimmernden Früchte in dem dunkelgrün gesättigten Laubwerk der mit hohen glatten Stämmen und prächtiger Krone in endlosen Reihen dastehenden Orangenbäume, die mit hellerer Frucht beladenen Limonen- und Citronenbäume bilden den goldenen Schmuck dieses herrlichen Landschaftsbildes. An den Straßen stehen reihenweise die mit zierlichem Laubwerk geschmückten Pfefferbäume, Akazien und hochaufstrebende Eukalypten, in den Gärten wird das in hohen Büscheln wachsende, wie weiße Federn aussehende Pampasgras besonders gern gepflegt. Um die für den Pflanzenwuchs in diesem Klima unentbehrliche Feuchtigkeit das ganze Jahr über zur Verfügung zu haben, wurde der Los-Angeles-Fluß vermittelst eines umfassenden Systems von Bewässerungsgräben durch die Stadt und ihre Umgebungen geleitet.

Einen wunderlichen Gegensatz zu dem in neuerem großstädtischen Stil angelegten Geschäftsteil der Stadt und den schmucken Quartieren der Privatwohnungen bilden die Straßen, in denen die Mexikaner und Chinesen hausen, die sich nach dem Grundsatze „gleich und gleich gesellt sich gern“ freundnachbarlich nebeneinander niedergelassen haben. Die einstöckigen mit drei Fuß dicken Mauern versehenen Lehmhäuser der Mexikaner versetzten den Beschauer in eine ärmliche Binnenstadt des Aztekenlandes, während die Paläste der bezopften Mongolen nur infolge

der breitangelegten Straßen die Riechorgane der vorbeispazierenden Kaukasier weniger unangenehm berühren, als dies in dem eng gebauten Chinesenviertel von San Francisco der Fall ist. Um ihrer Abneigung gegen das Sonnenlicht und ihrem Hange, auch in der Engelsstadt möglichst zusammengeschachtelt zu wohnen, einigermaßen genügen zu können, haben die Mongolen hier eine Reihe niedriger von den Spaniern erbauten Arkaden in Besitz genommen, wo sie sich in dem Halbdunkel der von ihnen jedes in vier Räume und Stockwerke abgeteilten Hinterzimmer gemütlich verbergen und ungestört „Tan" spielen, Opium rauchen, Cigarren drehen und Hemden bügeln können. Mit der Liebe der weißen Bevölkerung zu den schlitzäugigen Asiaten ist es in Los Angeles geradeso wie in San Francisco und in jeder anderen Stadt an der pacifischen Küste bestellt: man möchte sie gern je eher je lieber ganz los sein! — Die Adobehäuser der Mexikaner stehen zum Teil an der Straße, welche vom Geschäftsviertel der Stadt nach dem Bahnhof führt, müssen dort aber den amerikanischen Neubauten rasch Platz machen. Der Reisende, welcher auf der Fahrt vom Bahnhof nach den Gasthöfen heute noch die in den Thüren ihrer niedrigen Lehmhäuser stehenden dunkeläugigen, in schlottrige Gewänder gekleideten Señoras und Señoritas anstaunt, und gelegentlich einen sein Roß tummelnden, abenteuerlich herausgeputzten Kaballero bewundert, wird diesen sonderbaren Anblick bald ganz entbehren müssen!

Das herrliche Klima und die reizende Lage der Stadt Los Angeles lockt, namentlich im Winter, Schwärme von Besuchern, die sich vor den Schneestürmen flüchten, aus den östlichen Unionsstaaten hierher, und auch im Sommer streifen Tausende von Fremden in Südcalifornien umher, wo die Hitze, wenn auch mitunter bedeutend, doch nur selten so unangenehm drückend wie im Osten des Kontinents auftritt. Während der ersten drei Monate des Jahres 1886 war das Zuströmen von Fremden nach Californien, infolge des damals herrschenden „Eisenbahnkrieges" zwischen den Überlandbahnen, der die Fahrpreise der Ersten Klasse zwischen San Francisco und Los Angeles und Kansas City zeitweilig bis auf 5 Dollars herabdrückte, ein ganz ungeheurer und belief sich auf beinahe 80,000 Köpfe. Zehntausende in den atlantischen Staaten benutzten die niedrigen Reisekosten, um sich Californien auch einmal anzusehen; die Mehrzahl jener Touristenarmee bestand aber aus Bürgern der Mittelklasse, welche sich in diesem Staate bleibend niederzulassen gedachten. Für Südcalifornien und namentlich für Los Angeles ist dieser „Eisenbahnkrieg" ein wahrer Gottessegen und von bleibendem Nutzen gewesen. Anstatt der etwa 2000 Fremden, die sonst den Winter in

Los Angeles zu verbringen pflegen, steigerte sich diese Zahl auf das Doppelte und Dreifache.

Was die Vorzüglichkeit des Klimas von Südcalifornien anbetrifft, so entbehrt man leider hier, wie überall an dieser Küste, die milden Sommerabende, welche in Deutschland den Aufenthalt im Freien vom Juni bis in den Augustmond so bezaubernd machen. Im Sommer wie im Winter stellt sich in Californien abends fast immer ein kühler Lufthauch ein, der z. B. eine Theegesellschaft im Freien, ein Zusammensein in einem Vergnügungsgarten oder dergleichen nach Sonnenuntergang von selbst verbietet. Jedoch sind die kühlen californischen Sommernächte, welche namentlich in den Küstendistrikten vorherrschend sind, (in den großen heißen Inlandthälern sind im Sommer die Nächte auch in Californien nichts weniger als erfrischend) der im Osten der Vereinigten Staaten zu jener Jahreszeit den Schlaf fast zu einer Plage machenden drückenden Hitze bei weitem vorzuziehen, und im Winter hat wohl niemand etwas dagegen, abends auch in Los Angeles einen Überzieher zu tragen. Für die Bewohner der Oststaaten besitzt Südcalifornien sowohl im Sommer wie im Winter ein Idealklima. In prächtigen Wagen kutschieren die Fremden durch die Straßen von Los Angeles und schwärmen in der Umgegend umher, Eisenbahnzüge entführen sie ins San-Gabriel-Thal, nach dem idyllischen Pasadena, nach Santa Anita, Sunny Slope und Sierra Madre Villa, oder nach dem Seebade Santa Monica, um dort in die auch im Winter lauen Wogen des Stillen Meeres zu tauchen.

Für die Entwickelung eines größeren Seebades scheint das mit Los Angeles durch eine Eisenbahn verbundene, nur 18 Miles entfernte und hart am Meere liegende Santa Monica von der Natur wie berufen zu sein und bietet Vorzüge, gegen welche selbst die Badeorte an der Bai von Monterey und bei Santa Barbara zurücktreten müssen. Die Durchschnittstemperatur der Luft beträgt in Santa Monica für das ganze Jahr 62° Fahrenheit; das Meerwasser ist sowohl im Winter wie im Sommer weder zu warm noch zu kalt und für Invaliden wie geschaffen. Von der See her weht fast unausgesetzt eine leichte Brise, zu welcher sich eine von der nahen an 2000 Fuß ansteigenden Santa-Monica-Range kommende nervenstärkende Bergluft gesellt. Das nur hundert Schritt vom Strande entfernte hohe Klippenplateau ist für die Anlage eines größeren Badeortes prächtig geeignet, die Umgebung ist herrlich und bietet sowohl ländliche Reize als romantische Gebirgsscenerie in dem denkbar schönsten Klima in Hülle und Fülle. Aber erst in neuerer Zeit hat Santa Monica einen größeren Fremdenverkehr

herbeigezogen und erst jetzt werden dort stattliche Gasthöfe errichtet und hübsche Anlagen 2c. ins Leben gerufen. Der Hauptgrund hierfür ist in der von San Francisco entfernten Lage des Platzes zu suchen. Die vom Osten in immer größerer Zahl nach Südcalifornien ziehenden Erholungsreisenden werden aber Santa Monica unzweifelhaft schon in den nächsten Jahren zu dem ihm gebührenden Range unter den Seebadeorten an der pacifischen Küste verhelfen.

Das 9 engl. Meilen in südöstlicher Richtung von Los Angeles gelegene, etwa 2500 Einwohner zählende Städtchen Pasadena kann man jetzt ebenfalls auf einer Eisenbahn (der „Los Angeles und San Gabriel Valley"-Eisenbahn) erreichen. Pasadena hat infolge des massenhaften Zuflusses von reichen Engländern und von wohlhabenden Amerikanern aus den östlichen Staaten einen außerordentlich schnellen Aufschwung zu verzeichnen und verspricht binnen kurzem eine ganz ansehnliche Stadt zu werden. Die Villen, Orangenhaine, Parkanlagen und Gärten in seiner Nähe sind bezaubernd schön und werden als das „südcalifornische Paradies" bezeichnet. Leider fehlen aber hier, wie überall in Californien, die herrlichen Wiesengründe und der üppige Graswuchs der Landschaften von Deutschland und Altengland, und die vielen Ameisen vertreiben einem bald die Lust, auf dem dürren Boden sich hinzulagern. Auf einem der Vorberge der Sierra Madre wird gegenwärtig das prächtige „Raymond-Hotel" errichtet, dessen Kosten man auf eine Million Dollars veranschlagt. Die Gasthäuser im Städtchen sind während des Winters so überfüllt, daß in ihnen alsdann oft kein Unterkommen zu finden ist.

Eine Wegstunde von Pasadena entfernt liegt die am 8. September 1771 von Franciskaner-Mönchen gegründete Mission San Gabriel mit ihren niedrigen Adobehäusern und der alten Kirche, die den Fremden jederzeit für einen Besuch offen steht. Die San-Gabriel-Kirche mit den festungsartigen dicken Mauern, dem bis ans Dach offenen inneren Raume, dessen Kalkwände mit großen in schreienden Ölfarben gemalten Heiligenbildern geschmückt sind, dem steinernen Hochaltar und den schönen Kirchenglocken, welche vor nun fast hundert Jahren von den frommen Spaniern in der alten Heimat zum Geschenk nach der neuen Welt herübergeschickt wurden, bildet ein interessantes Stück der Geschichte Californiens und nimmt sich inmitten der außerordentlich schnellen neueren Entwickelung dieses Landes wie ein Denkmal aus dem grauen Altertum aus. Der nahebei liegende Missionsgarten ist voll von Orangen-, Pomegranaten- und anderen mit goldig schimmernder Frucht beladenen Bänmen. In Entfernung von etwa zwei englischen Meilen von der Mission thront auf einem Bergabhange etwa 1800 Fuß über dem Thale die Sierra-

Madre-Villa, ein beliebter Ausflugsort für die Vergnügungsreisenden. Von dem Thurme der Villa genießt man eine entzückende Aussicht auf die langgestreckten Gebirgszüge und über das mit Orangenhainen und Ansiedelungen besäete Thal, hinüber bis nach Los Angeles und den blauen Spiegel des Oceans.

Das San-Gabriel-Thal ist wohl der an ländlichen Schönheiten reichste Bezirk des Countys von Los Angeles. Der an 30 engl. Meilen entfernte Gebirgszug der Sierra Madre scheint infolge der überaus klaren Luft so nahe zu liegen, als vermöchte man in einer halben Stunde hinzugelangen. Halbwegs zwischen der Mission San Gabriel und den Niederlassungen bei Sunny Slope liegt die berühmte „Lucky"-Baldwin-Ranch, Santa Anita, die 25,000 Acker umfaßt. Herr Baldwin, der Eigentümer dieses sorgfältig bebauten Besitztums, ist ein mit Glücksgütern reich gesegneter Minenspekulant aus San Francisco, der wegen seiner stets gut ausfallenden Wagnisse den Beinamen „Lucky" (der Glückliche) erhalten hat. Neuerdings hat er die Spekulationen in „Stocks" mit Wetten auf seine californischen Traber vertauscht, mit denen er gegen die berühmtesten Rennpferde im Osten bereits verschiedene bedeutende Gewinste zu verzeichnen hatte. Auf seiner südcalifornischen „Ranch" hat er sich ein ländliches Schloß in einem prächtigen Park erbaut. Nicht weniger als 2000 Acker seiner „Ranch" bestehen aus Weinbergen und Obstgärten.

Eine Fahrt nach Sunny Slope, nach der Farm des Deutsch-Pennsylvaniers Rose, durch dessen fast endlose Weinberge, Orangenhaine und Obstgärten, wird jedem, der sie unternommen hat, unvergeßlich bleiben. Eine über eine englische Meile lange Allee von einer Doppelreihe mit goldener Frucht geschmückter Orangenbäume führt nach seiner Villa. Mehr als 12,000 fruchttragender Orangenbäume befinden sich auf Roses Farm, über 300 Tonnen Trauben ist das tägliche Ernteprodukt seiner Weinberge. Unter den Sehenswürdigkeiten von Sunny Slope verdient ein Gestüt von wertvollen Rassenpferden und berühmten californischen Trabern besondere Erwähnung, das den Fremden von dem gastfreien Besitzer gern gezeigt wird.*) In einer Ausdehnung von etwa 30 englischen Meilen ziehen sich die aufs prächtigste gehaltenen Orangenhaine und Weinberge im Anschluß an Roses Farm bis nach San Bernardino hin, untermischt mit Anpflanzungen von Mandeln-, Oliven-, Walnuß- und anderen Obstbäumen; Palmen und Kaktusse mahnen an

*) Im Juni 1886 hat Rose seine Farm (mit Ausschluß des auf 100,000 Dollars geschätzten Gestüts) an eine englische Gesellschaft für 750,000 Dollars verkauft.

die Nähe der Tropen, der in den Gärten entfaltete Blumenflor bezaubert das Auge und der nur selten von Wolken oder Seenebeln verschleierte blaue Himmel überdacht ein Landschaftsbild, dessen idyllischer Schönheit nebst den herrlichen Gebirgsformen der nahen Sierra Madre nichts Ähnliches auf diesem Kontinente zur Seite gestellt werden kann. Das weitberühmte prächtige Besitztum des Gouverneurs von Californien G. Stoneman liegt in diesem gesegneten Landstrich.

Einige Bemerkungen über den ungeheuren Aufschwung, welchen der Handel in Citronenfrüchten, namentlich Orangen, in Südcalifornien genommen hat, werden von allgemeinem Interesse sein. Nach sorgfältiger Berechnung belief sich die Ernte von 1885/86 auf 133 Millionen Orangen. Hiervon wurden in 2000 Güterwagen (720,000 Kisten) 108 Millionen Orangen nach den östlichen Märkten gesandt. Die südlichen Counties von Californien, nebst San Francisco und den Inlandstädten, verbrauchten etwa 5½ Millionen Orangen, und 19½ Millionen blieben bis zum 10. Mai 1886 noch auf den Bäumen. Aus Florida, dem Hauptmitbewerber von Südcalifornien in diesem Geschäftszweige, werden ungefähr 3000 Frachtwagen mit Orangen im Jahr nach den östlichen Märkten versandt, welche Zahl sich jedoch infolge eines Frostes, der die dortige Orangenernte arg schädigte, im letzten Jahre auf ungefähr 2000 Frachtwagenladungen verringert hat. Die californischen Orangen gelangen im Osten frisch und saftig auf den Markt, wenn die Ernte Floridas bereits fast erschöpft ist. Für das kommende Jahr rechnet man auf einen Versand von mindestens 2500 Frachtwagenladungen der goldenen Frucht aus Südcalifornien nach dem Osten (zu dem herabgesetzten Frachtsatz von 300 Dollars den Waggon), und damit ist die Grenze der Ausfuhr für den ganzen Staat noch keineswegs erreicht, die sich, da auch in Mittelcalifornien die Orangenzucht mehr und mehr mit Erfolg betrieben wird, in wenigen Jahren wahrscheinlich auf 4000 Frachtwagen im Jahr stellen wird. —

Das in südlicher Richtung von Los Angeles liegende Santa-Ana-Thal erfreut sich bereits seit Jahren einer Eisenbahnverbindung mit der südcalifornischen Metropole. An der Bahnlinie — 27 engl. Meilen von Los Angeles — liegt die weitbekannte von Deutschen gegründete Kolonie Anaheim. Die Kolonie wurde nach dem Kooperativsystem angelegt, das sich seitdem bei der Gründung von Ansiedelungen in Südcalifornien schon mehrfach bewährt hat. Von der auf gemeinschaftliche Rechnung erworbenen Bodenstrecke wurde jede Sektion (= 640 Acker, oder 1 engl. □-Meile) Land in Heimstätten von 20 bis 40 Acker zerteilt und wieder in Zeitanzahlungen je einer Familie überlassen.

Vermittelst eines umfassenden Bewässerungssystems, zu dem der Santa-Ana-Fluß das Wasser liefert, vermag jeder Ansiedler das unentbehrliche feuchte Element für einen geringen Preis zu erwerben. Während von einem Teil der Kolonisten die Berieselungskanäle gebaut und die Anpflanzungen der Rebstöcke und Orangenbäume begonnen wurden, blieben die anderen noch eine zeitlang in San Francisco oder in ihren früheren Wohnplätzen, betrieben dort ihre Geschäfte, ehe sie nach Anaheim übersiedelten und waren so imstande, ihre Teilzahlungen allmählich abzutragen.

Der größte Teil der Bodenfläche in der Kolonie Anaheim ist mit Weinanpflanzungen bedeckt. Zäune von Pappeln, Weiden, Walnuß- und Pfefferbäumen, Eukalypten, Sykomoren und Granatäpfelbüschen umgeben die Felder und Weingärten, an denen die Berieselungsgräben entlang führen; Orangen- und Citronenbäume und alle Arten von Obstbäumen stehen in der Nähe der Wohnungen, die das Heim von zufriedenen Menschen sind. Das Städtchen Anaheim ist dagegen eigentlich nur ein großes Dorf und so langweilig wie nur denkbar. Aber unsere dort angesiedelten Landsleute sind trotzdem ein zufriedenes Völkchen. Sie pflanzen und keltern ihren Wein, heimsen ihre Orangen und andere Früchte ein und erfreuen sich eines Klimas, das selbst den Anforderungen des verwöhntesten Südländers entsprechen muß. Höhere Ansprüche an das Leben als den Frieden eines sorgenlosen Daseins kennen sie nicht, und diesen genießen sie im vollen Maße. Die landschaftlichen Reize des Santa-Ana-Thales, welches sich bis nach dem sieben engl. Meilen von Anaheim liegenden rührigen Städtchen Santa Ana erstreckt, stehen nur um ein geringes hinter denen des San-Gabriel-Thales zurück. Orangen- und Citronenhaine, Obstgärten und ausgedehnte Weinberge erfreuen das Auge, wohin es blickt; überall wo es möglich war, das belebende Wasser hinzuleiten, sproßt eine üppige Vegetation hervor. Die den Horizont einschließenden dunkelblauen Gebirgszüge umrahmen das idyllische Landschaftsbild mit herrlichen Konturen.

Unweit der zwischen Los Angeles und Anaheim liegenden Eisenbahnstation Norwalk wurde im Jahre 1881 von einer Aktiengesellschaft eine Straußenfarm angelegt. Ein Engländer mit Namen Sketchley führte die ersten 22 Strauße vom Kap ein, wo er sie für 1000 Dollars das Stück erstand. Ihr gegenwärtiger Wert, worin die sehr bedeutenden Versendungskosten mit inbegriffen sind, wird auf 4000 Dollars das Stück veranschlagt. Mit der Fortpflanzung der Strauße stieß man in den ersten Jahren auf große Schwierigkeiten. Eier gab es allerdings

genug, aber es wurden keine Jungen ausgebrütet, was wohl mit Recht der Jugend der zuerst eingeführten Hähne zugeschrieben wurde, welche die Eier nicht zu befruchten vermochten. Dies hat sich jedoch in neuerer Zeit geändert, und es fehlt jetzt nicht mehr an jungem Nachwuchs auf der Straußenfarm.

Die Eier, von denen eine gute Straußenhenne drei oder vier Mal im Jahre jedesmal 12 bis 20 legt, werden in Öfen untergebracht, in denen die Ausbrütung in 42 Tagen erfolgt. Hennen von schlechter Zucht und solche, die nicht hinreichende und gute Nahrung erhalten, legen jedoch nicht halb so viele Eier, wie eine in gutem Zustande befindliche Henne. Auch wird die Güte der Federn durch die der Nahrung bedingt, womit man die Vögel füttert. Diese besteht auf der südcalifornischen Straußenfarm namentlich aus dem hier vortrefflich gedeihenden Alfalfa (Lucerne), sowie aus Rüben, Bohnen und Eicheln, die mit Salz, kleinen Steinen und zerbröckelten Knochen und Muschelschalen vermischt werden. Den erwachsenen Vögeln schneidet man alle sieben Monate die Schwanz- und Flügelfedern über der Wurzel ab; die eintrocknenden Kiele werden nach 2 bis 3 Wochen leicht mit einer Zange ausgerissen, worauf schnell wieder neue Federn hervorwachsen. Den jungen Vögeln pflegt man die ersten Federn im Alter von 6 bis 8 Monaten abzuschneiden, dann wieder im Alter von 13 bis 15 Monaten, bis nach etwa 30 Monaten die dritte Federnernte an den alsdann ausgewachsenen Straußen beginnt. Die Federn der jungen Strauße haben nur einen verhältnismäßig geringen Wert. Der von einem erwachsenen Strauße bei jedem Einheimsen seiner Federn erzielte Nutzen beläuft sich, je nach der Güte derselben, auf 40 bis 150 Dollars. Die schönsten weißen oder schwarzen Federn werden von den männlichen Straußen gewonnen.

Wie bereits erwähnt wurde, hängt die Güte der Federn ganz und gar von dem Zustand der den Vögeln dargereichten Nahrung ab. Am Kap, wo die Straußenzucht seit dem Jahre 1867 im großen betrieben wird, beträgt die Zahl der dort zur Federngewinnung in Einzäunungen gehaltenen Strauße bereits mehr als 50,000. Der Gesamtwert von den aus Südafrika ausgeführten Straußenfedern belief sich bereits auf 1¼ Millionen Pfund Sterling in einem Jahre. Während der letzten zwei Jahre liegt aber die Straußenzucht in Südafrika, infolge der dort herrschenden Dürre, sehr darnieder. Bei Norwalk hat sich das Unternehmen, trotz des sehr großen darin angelegten Kapitals schon jetzt als lohnend erwiesen.

Die fremdartigen Tiere, welche in einem durch eine doppelte Drahtumzäunung abgeschlossenen offenen Raume gehalten werden, gewähren einen sonderbaren Anblick, zumal sie sehr streitsüchtig sind und namentlich gegen ihre chinesischen Wärter, gegen welche sie einen besonderen Haß zu haben scheinen, bei der geringsten Veranlassung zum Angriff vorschreiten. Um die besonders während der Paarzeit sehr kampfslustigen Hähne zur Vernunft zu bringen, benutzt man einen langen in einer Gabel auslaufenden Stock, mit dem der schmächtige Hals der Tiere ohne viele Umstände zu machen, gepackt wird. Selten sterben die Strauße, wenn sie gut in Obhut gehalten werden, an Krankheiten; dagegen beschädigen sie sich mitunter durch Beinbruch, wenn sie scheu gemacht sind und dann wie wahnsinnig durcheinander rennen.

Durch den Erfolg der vorhin beschriebenen Straußenfarm ermutigt, ging der bereits genannte Dr. Sketchley letztes Jahr nochmals nach Afrika und brachte im April 1886 glücklich fernere 36 erwachsene Strauße nach Los Angeles. Diese Vögel wurden 500 Miles im Innern von Südafrika käuflich erstanden und nach Natal getrieben. Auf der Landreise erlagen 30 Strauße, fast die Hälfte der zuerst gekauften Herde, den Strapazen, was die Kosten für die glücklich nach Südcalifornien gebrachten Vögel bedeutend erhöht hat. Diese Strauße sind auf der San Felipe Ranch untergebracht worden. Auf der San Felipe Ranch, die an den Vorbergen der Sierra Madre am Los-Angeles-Fluß, 7 Miles von Los Angeles und etwa 8 Miles von Pasadena entfernt liegt, wird jetzt ein Zoologischer Garten und Vergnügungsort für die Unterhaltung der Bewohner der Engelsstadt angelegt. Den Zoologischen Garten sollte man aber eigentlich als Affen- und Vogelgarten bezeichnen, denn außer unseren geschwänzten Vettern und allerlei Federvieh werden dort keine wilden Tiere geduldet werden. Die neue Straußenfarm wird aber das Hauptanziehungsobjekt des Rancho San Felipe sein. Die Straußenfedern sollen hinfort auf der Farm für den Markt zubereitet werden. Die den Platz besuchenden Damen können sich an den Vögeln selbst die ihnen zusagenden Federn aussuchen, die alsdann abgeschnitten und, nachdem sie den üblichen Verschönerungsprozeß durchgemacht haben, gleich an sie abgeliefert werden. Daß das Gewinnen von Straußenfedern binnen weniger Jahre einen namhaften Industriezweig in Südcalifornien bilden wird, leidet jetzt keinen Zweifel mehr. Die bereits damit erzielten Erfolge sind im höchsten Grade ermutigend; die Vögel gedeihen hier aufs beste und sind dazu bestimmt, den Schönen Amerikas, bei denen sich die Straußenfedern einer großen Beliebtheit erfreuen, bald billigere Federn

als Südafrika zu liefern, und so zu Wohlthätern ihrer neuen Heimat zu werden.*)

VII.

San Bernardino und die Kolonie Riverside.

Südcalifornien ist ein Land der Kontraste und bietet dem Auge eine Fülle von verschiedenartigen Landschaftsbildern. Der Reisende, welcher auf der Südpacific- oder auf der „Atlantic- und Pacific"-Bahn von Osten kommt, erblickt auf einer Strecke von mehr als 500 englischen Meilen, von Fort Yuma und den „Needles" am Colorado bis nach Tulare, mit Ausnahme der Gegend von San Bernardino bis Los Angeles, ringsum fast nichts als Wüstenei und wird die oft gelesenen Berichte von den Naturschönheiten des Goldlandes für eitel Lug und Trug halten. Wenn er die traurigen Einöden der Mojave-Wüste durchkreuzt, wird ihm Californien als das trostloseste Land der Welt vorkommen; und doch birgt dies selbe Land Distrikte von entzückender Schönheit! Aber es ist in jedem Falle nur das Wasser, welches hier als Zauberer so Herrliches zu Tage fördert; ohne dasselbe würden auch jene paradiesischen Thäler sich schnell wieder in eine Wüstenei verwandeln.

An der Südpacificbahn liegt, 58 Miles von Los Angeles, die Station Colton, welcher Platz für die 2½ Miles nördlich gelegene ansehnliche Stadt San Bernardino und für die 7 Miles südlich von der Bahnlinie liegende Kolonie Riverside den Mittelpunkt bildet.**) Auf der Eisenbahnfahrt von Los Angeles nach Colton (es fahren jetzt täglich 5 Passagierzüge zwischen diesen Plätzen) wird das Auge bis nach dem etwa 2000 Einwohner zählenden Städtchen Pomóna (33 engl. Meilen von Los Angeles) an der Wegseite von Obstgärten, Orangenhainen und hübschen Ansiedelungen erfreut; von dort bis Colton ist wieder alles Wüste, bis das mit Bäumen übersäete Thal von San Bernardino linker

---

*) Im Juli 1886 hat sich in Los Angeles eine dritte Gesellschaft zur Straußenzucht mit einem Kapital von 60,000 Dollars gebildet, welche bereits einen Agenten zum Ankauf von Straußen nach Südafrika sandte.

**) Jede Stunde fährt ein Eisenbahnzug von San Bernardino nach Colton und jede zwei Stunden einer nach Riverside.

Hand auftaucht. Überaus prächtig ist das den Reisenden auf der ganzen Fahrt begleitende Gebirgspanorama. Wir fahren hier über eine Hochebene, die etwa 2000 Fuß über dem Meere liegt und zur Linken von einer mächtigen Gebirgsreihe begrenzt wird. Der nächste stolze Gebirgszug ist die sich bis 9000 Fuß über dem Meeresspiegel erhebende Cucamonga Range, an deren südlicher Abdachung die gleichnamigen vortrefflichen Weine gezogen werden, die sich in Californien eines hohen Rufes erfreuen. Nordöstlich von der Cucamonga Range türmt sich der bis 9900 Fuß absoluter Höhe aufsteigende San Antonio Pik empor; jenseits desselben liegt in fortlaufender Linie die lange Kette der San-Bernardino-Berge. Der Cajon-Paß (sprich Kuhuhn), welcher eine Höhe von 4500 Fuß über dem Meere hat, schiebt sich schräge östlich von der Cucamonga Range als Senkung in diese gewaltige Gebirgsbrüstung, die etwa 15 englische Meilen von der Eisenbahn entfernt liegt und mit dieser in gleicher Richtung läuft, so daß das Auge das Bild von der sich volle 7000 Fuß über die Hochfläche erhebenden Gebirgsmasse aus der Nähe unbeschränkt zu erfassen vermag. Es ist dies ein stolzes Gebirgsbild, mit den schönsten Formen, worüber ein durchsichtiger bläulicher Duft liegt, der Zauber einer südlichen Landschaft.

Die Besitztitel des Thales von San Bernardino waren ursprünglich mexikanische „Grants", von denen der bedeutendste, welcher 35 509 Acker wertvollen Bodens enthält, im Jahre 1842 von Alvarado, dem damaligen mexikanischen Gouverneur Californiens, ausgestellt und später von den Vereinigten Staaten gesetzlich anerkannt wurde. Es war im Jahre 1851, als Brigham Young, der Mormonenprophet, sein Auge auf dieses Thal warf, dessen hohe Kulturfähigkeit er sofort erkannte. Er erwarb den Besitztitel des Rancho San Bernardino und gründete die gleichnamige Stadt, welche er als vorgeschobenen Posten und Ausrüstungsplatz für den Westen seines Mormonenreiches auserkor. Aber es kam anders, als er erwartet hatte. Der „Mormonenkrieg" von 1857 veranlaßte ihn, alle entlegenen Niederlassungen, worunter auch San Bernardino, wieder aufzugeben und seine ganze Macht in Utah zu vereinigen. Die Mormonen veräußerten ihre Häuser und Farmen in San Bernardino an die „Heiden". Nur etwa achtzig „Heilige" sind heute noch dort zu finden, eine dem Propheten halb abtrünnig gewordene kleine Herde, die es nicht mehr wagt, die Satzungen ihres Glaubens, insbesondere die Vielweiberei, in der neuen Nachbarschaft öffentlich kundzugeben.

San Bernardino ist der Regierungssitz und die bedeutendste Ortschaft des gleichnamigen Countys. Der bei weitem größte Teil dieses Countys, dessen Ausdehnung von 23,472 engl. □-Meilen ge-

nügen würde, um Raum für ein ganz ansehnliches Königreich zu geben, besteht aus Wüstenland, welches nie kulturfähig gemacht werden kann, weil das belebende Wasser dort fehlt und immer fehlen wird. Die Stadt San Bernardino ist aus kleinen Anfängen zu einem blühenden amerikanischen Geschäftsplatze von etwa 4000 Einwohnern emporgewachsen und verspricht ein bedeutender Mittelpunkt des Handels zu werden. Nach dem Abzuge der Mormonen blieb der Ort lange der Sammelplatz südcalifornischer und mexikanischer Desperados und genoß einen nichts weniger als vorteilhaften Ruf, bis eine neu einwandernde gesetzliebende Bevölkerung allmählich Ordnung in das bürgerliche Chaos brachte; aber erst seit die beiden südlichen Überlandbahnen zur vollendeten Thatsache geworden sind und das Territorium Arizona einen leicht erreichbaren Absatzmarkt für die Agrikulturprodukte dieses Teils von Südcalifornien bildet, macht sich der Geist des Fortschritts bemerkbar, welcher zu den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Die alten halbverfallenen Bretterhäuser in der Stadt und ihrer Umgebung machen schnell neuen Steinbauten, stattlichen Geschäftshäusern und hübschen Villen Platz, die schlecht gehaltenen Felder verwandeln sich in schmucke Farmen und Obstgärten und das Auge erfreut sich, wohin es blickt, an den thatsächlichen Beweisen einer neuen fortschreitenden Kultur. Die Menge der die Häuser an den Straßen von San Bernardino beschattenden Bäume, die grünen Gärten und Felder und der für Californien auffallend üppige Baumwuchs in der Umgebung des Platzes geben diesem das Ansehen einer kleinen Landstadt in Neu-England.

Auch San Bernardino hat seine „Mission", aber die „Väter" sind längst von dort fortgezogen, und heute bilden die alten aus Luftziegeln aufgeführten Missionsgebäude nur noch einen Haufen von Ruinen, deren letzte Spur bald ganz vom Erdboden verschwunden sein wird. Die alte Mission liegt etwa fünf engl. Meilen von der Stadt, am Ausgange einer Gebirgsschlucht und in einer so geschützten Lage, daß Frost dort ganz unbekannt ist. Es befinden sich daselbst die ältesten Orangenhaine im County, mit den prächtigsten Bäumen, deren hochaufstrebende mit goldgelben Früchten beladene dunkle Wipfel das Ideal von Schönheit im Pflanzenreiche sind. Die in jener Gegend gezogenen Orangen sind die besten in ganz Südcalifornien und geben wieder einmal den Beweis von der Umsicht der „frommen Väter", welche nie in der Wahl für eine Ansiedelung irrten, wenn es galt, die besten Plätze im Lande für ihr weltliches Heim auszusuchen.

Außer den Fluten des mittelmäßig großen Santa Ana und kleiner Gebirgsbäche haben zahlreiche artesische Brunnen in und um San

Bernardino dort den nötigen Wasservorrat geliefert. In der Stadt selber befinden sich 400 bis 500 artesische Brunnen mit einer Tiefe von 95 bis 325 Fuß, in denen das Wasser auch in trockenen Jahren nie versiegt. In den meistens kleineren Farmen bei San Bernardino werden sowohl die Früchte der gemäßigten als die der halbtropischen Zone in großer Auswahl gezogen. Alfalfa, jenes unübertreffliche Futter für Pferde und Hornvieh, wird hier in großer Menge angebaut. Man schneidet dasselbe fünf bis sieben Mal im Jahre und es ist noch nie ein Mißwachs desselben vorgekommen. Das erste Alfalfa an dieser Küste wurde in San Bernardino gesäet und fand von hier seinen Weg durch ganz Californien. Auch der Weinbau schreitet stetig voran; es werden namentlich Rosinen aus der Muskattraube in großer Menge gewonnen und finden in den östlichen Staaten vorteilhaften Absatz. Unter den Ausfuhrartikeln bildet der Honig einen bedeutenden Prozentsatz, wie überhaupt die Bienenzucht eins der lohnendsten Geschäfte in Südcalifornien ist. Der Honig von San Diego und von San Bernardino ist der anerkannt beste in Amerika und ein gesuchter Handelsartikel. Ich will hier einschalten, daß der Ertrag der Honigernte in Südcalifornien für das Jahr 1886 auf 11 Millionen Pfund geschätzt wird. Der größte Teil davon wird nach dem Osten und nach Europa versandt.

Das Klima von San Bernardino, welches in einer besonders geschützten Lage, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel und nur sechs Miles vom Fuße der Gebirge entfernt liegt, ist bedeutend wärmer, als das an der Seeküste. Das Thermometer zeigt im Sommer oft 100 und 110 Grad Fahrenheit. Die Hitze ist aber wegen der trockenen Luft lange nicht so drückend und weit erträglicher, als ein Wärmegrad von 80 bis 85 Grad Fahr. in den atlantischen Staaten. Auch pflegen im Sommer um die Mittagszeit erfrischende Seewinde zu wehen und die Temperatur zu mäßigen. Die Nächte sind stets kühl. Sonnenstich, jene in den atlantischen Staaten im Sommer so sehr gefürchtete Plage, kennt man hierzulande ebensowenig wie die im Osten verheerend auftretenden Gewitter und Wirbelstürme. Wenn es in Californien gelegentlich einmal blitzt und donnert, so wird dies nur als ein unschuldiges pyrotechnisches Vergnügen des Himmels angesehen, das niemandem etwas zu leide thut.

Eine herrliche Rundschau genießt man vom Turm des Gerichtshauses in San Bernardino. Zu Füßen liegt das weite baumreiche Thal mit seinen blühenden Heimstätten und der rührigen Stadt, während das riesige Gebirgspanorama den ganzen Horizont ringsum einschließt. Im fernen Südost, 35 Miles entfernt, ragt die mächtige Reihe der San-Jacinto-Berge empor, an deren Fuß sich die „Southern-Pacific“-Eisen-

nügen würde, um Raum für ein ganz ansehnliches Königreich zu geben, besteht aus Wüstenland, welches nie kulturfähig gemacht werden kann, weil das belebende Wasser dort fehlt und immer fehlen wird. Die Stadt San Bernardino ist aus kleinen Anfängen zu einem blühenden amerikanischen Geschäftsplatze von etwa 4000 Einwohnern emporgewachsen und verspricht ein bedeutender Mittelpunkt des Handels zu werden. Nach dem Abzuge der Mormonen blieb der Ort lange der Sammelplatz südcalifornischer und mexikanischer Desperados und genoß einen nichts weniger als vorteilhaften Ruf, bis eine neu einwandernde gesetzliebende Bevölkerung allmählich Ordnung in das bürgerliche Chaos brachte; aber erst seit die beiden südlichen Überlandbahnen zur vollendeten Thatsache geworden sind und das Territorium Arizona einen leicht erreichbaren Absatzmarkt für die Agrikulturprodukte dieses Teils von Südcalifornien bildet, macht sich der Geist des Fortschritts bemerkbar, welcher zu den kühnsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Die alten halbverfallenen Bretterhäuser in der Stadt und ihrer Umgebung machen schnell neuen Steinbauten, stattlichen Geschäftshäusern und hübschen Villen Platz, die schlecht gehaltenen Felder verwandeln sich in schmucke Farmen und Obstgärten und das Auge erfreut sich, wohin es blickt, an den thatsächlichen Beweisen einer neuen fortschreitenden Kultur. Die Menge der die Häuser an den Straßen von San Bernardino beschattenden Bäume, die grünen Gärten und Felder und der für Californien auffallend üppige Baumwuchs in der Umgebung des Platzes geben diesem das Ansehen einer kleinen Landstadt in Neu-England.

Auch San Bernardino hat seine „Mission“, aber die „Väter“ sind längst von dort fortgezogen, und heute bilden die alten aus Luftziegeln aufgeführten Missionsgebäude nur noch einen Haufen von Ruinen, deren letzte Spur bald ganz vom Erdboden verschwunden sein wird. Die alte Mission liegt etwa fünf engl. Meilen von der Stadt, am Ausgange einer Gebirgsschlucht und in einer so geschützten Lage, daß Frost dort ganz unbekannt ist. Es befinden sich daselbst die ältesten Orangenhaine im County, mit den prächtigsten Bäumen, deren hochaufstrebende mit goldgelben Früchten beladene dunkle Wipfel das Ideal von Schönheit im Pflanzenreiche sind. Die in jener Gegend gezogenen Orangen sind die besten in ganz Südcalifornien und geben wieder einmal den Beweis von der Umsicht der „frommen Väter“, welche nie in der Wahl für eine Ansiedelung irrten, wenn es galt, die besten Plätze im Lande für ihr weltliches Heim auszusuchen.

Außer den Fluten des mittelmäßig großen Santa Ana und kleiner Gebirgsbäche haben zahlreiche artesische Brunnen in und um San

Bernardino dort den nötigen Wasservorrat geliefert. In der Stadt selber befinden sich 400 bis 500 artesische Brunnen mit einer Tiefe von 95 bis 325 Fuß, in denen das Wasser auch in trockenen Jahren nie versiegt. In den meistens kleineren Farmen bei San Bernardino werden sowohl die Früchte der gemäßigten als die der halbtropischen Zone in großer Auswahl gezogen. Alfalfa, jenes unübertreffliche Futter für Pferde und Hornvieh, wird hier in großer Menge angebaut. Man schneidet dasselbe fünf bis sieben Mal im Jahre und es ist noch nie ein Mißwachs desselben vorgekommen. Das erste Alfalfa an dieser Küste wurde in San Bernardino gesäet und fand von hier seinen Weg durch ganz Californien. Auch der Weinbau schreitet stetig voran; es werden namentlich Rosinen aus der Muskattraube in großer Menge gewonnen und finden in den östlichen Staaten vorteilhaften Absatz. Unter den Ausfuhrartikeln bildet der Honig einen bedeutenden Prozentsatz, wie überhaupt die Bienenzucht eins der lohnendsten Geschäfte in Südcalifornien ist. Der Honig von San Diego und von San Bernardino ist der anerkannt beste in Amerika und ein gesuchter Handelsartikel. Ich will hier einschalten, daß der Ertrag der Honigernte in Südcalifornien für das Jahr 1886 auf 11 Millionen Pfund geschätzt wird. Der größte Teil davon wird nach dem Osten und nach Europa versandt.

Das Klima von San Bernardino, welches in einer besonders geschützten Lage, 2000 Fuß über dem Meeresspiegel und nur sechs Miles vom Fuße der Gebirge entfernt liegt, ist bedeutend wärmer, als das an der Seeküste. Das Thermometer zeigt im Sommer oft 100 und 110 Grad Fahrenheit. Die Hitze ist aber wegen der trockenen Luft lange nicht so drückend und weit erträglicher, als ein Wärmegrad von 80 bis 85 Grad Fahr. in den atlantischen Staaten. Auch pflegen im Sommer um die Mittagszeit erfrischende Seewinde zu wehen und die Temperatur zu mäßigen. Die Nächte sind stets kühl. Sonnenstich, jene in den atlantischen Staaten im Sommer so sehr gefürchtete Plage, kennt man hierzulande ebensowenig wie die im Osten verheerend auftretenden Gewitter und Wirbelstürme. Wenn es in Californien gelegentlich einmal blitzt und donnert, so wird dies nur als ein unschuldiges pyrotechnisches Vergnügen des Himmels angesehen, das niemandem etwas zu leide thut.

Eine herrliche Rundschau genießt man vom Turm des Gerichtshauses in San Bernardino. Zu Füßen liegt das weite baumreiche Thal mit seinen blühenden Heimstätten und der rührigen Stadt, während das riesige Gebirgspanorama den ganzen Horizont ringsum einschließt. Im fernen Südost, 35 Miles entfernt, ragt die mächtige Reihe der San-Jacinto-Berge empor, an deren Fuß sich die „Southern-Pacific“-Eisen-

bahn hinzieht, der große Heerweg, der von Californien durch das südliche Arizona und über El Paso nach den östlichen Staaten der Union führt. Nördlich von jener Gebirgskette läuft die „Atlantic- und Pacific"-Eisenbahn, welche in Verbindung mit der „Atchison-Topeka- und Santa-Fé"-Eisenbahn eine direkte Schienenverbindung zwischen St. Louis und San Francisco hergestellt hat. Der St.-Gregonia-Paß trennt die San-Jacinto-Berge von dem 11,600 Fuß hohen breit gewölbten San Bernardino Pik, an welchen sich die in gerader Linie von unserem Standpunkte nur sechs Miles entfernte lange Kette der San-Bernardino-Berge anschließt. Jenseits jener Gebirge liegt die Mojave-Wüste, die sich hier, als östlicher Ausläufer der großen Colorado-Wüste, nach Californien hineinschiebt. Dort befinden sich — etwa 80 Miles nördlich von San Bernardino — die reichen Silberminen des „Calico-Distrikts", die im ersten Halbjahr 1885 über anderthalb Millionen Dollars förderten. Die wertvollste Mine in jenem Distrikt ist die „Waterman"-Silbermine, nach welcher die Station Waterman, die den Knotenpunkt der „California-Southern"- und der „Atlantic- und Pacific"-Eisenbahn bildet, ihren Namen genommen hat.

Der schon erwähnte San Antonio Pik und die langgestreckte Cucamonga Range mit dem 25 Miles entfernten Cajon-Paß, durch welchen die „California-Southern"-Eisenbahn von der vorhin genannten Station Waterman über San Bernardino nach Colton und San Diego führt, schließen an dieser Seite das Panorama. Auf jener Paßhöhe entspringt der Mojave-Fluß, welcher sich nordwärts in die gleichnamige Wüste ergießt. Die Gewässer dieses 130 Miles langen Flusses, welche im Sommer kaum anderthalb Fuß tief sind, schwellen im Frühjahr, wenn die Schneemassen im Hochgebirge schmelzen, bis zu einer Höhe von 25 Fuß an. Dieser Fluß hat die Eigentümlichkeit, daß er in seinem Laufe sechs Mal im Boden versinkt und sechs Mal wieder zum Vorschein kommt, bis er zuletzt im Wüstensand verschwindet. Man sucht die merkwürdige Erscheinung damit zu erklären, daß unterhalb der Sandschicht ein altes in Felsen gewaschenes Bett besteht, worin das einsinkende Wasser eine Strecke weit fortströmt, bis dasselbe durch Verengung des Bettes und hydraulischen Druck wieder an die Oberfläche gelangt.

Im Südwesten der Rundschau liegen eine Menge zerrissener nackter Bergkuppen, unter ihnen der Slover Mountain, in welchem ein vortrefflicher weißer und weiß und blau gestreifter Marmor gefunden wird, der aber bis jetzt nur zum Kalkbrennen Verwendung findet. Auch eine reiche Silberader vermutet man in jenem Berge; es geht nämlich die Sage, daß ein alter Spanier sich von dort das zum Beschlagen

seines Sattels nötige Silber geholt hätte. Zwischen den Bergkuppen lugen die grünen Fluren von Riverside hervor; dahinter liegt in weiter Ferne die blaue Linie der Temescal-Range. Das Ganze bildet eine überaus großartige Rundschau.

Ein interessanter Punkt in der San-Bernardino-Kette ist der sogenannte „Arrow-head“ (die Pfeilspitze). Der beinahe senkrecht abfallende Gebirgshang ist dort mit schwärzlichem, niedrigem Gebüsch bewachsen, mit Ausnahme einer Stelle, an welcher die Büsche eine helle, graugrüne Farbe haben. Diese Stelle ist fast eine halbe engl. Meile lang und breit und giebt, aus der Ferne gesehen, genau das Bild einer umgekehrten Pfeilspitze — daher der Name. Im Volksmunde nennt man jenen Felsen „Ace of Spades“ (das Pik-As).

Riverside (7 Miles südlich von Colton, an der Eisenbahn nach San Diego) ist das landschaftliche Wunder Südcaliforniens und infolge einer umfassenden Bewässerung und durch den Fleiß einer thätigen, mit bedeutenden Geldmitteln ausgerüsteten Bevölkerung ein kleines Paradies in der Wüste geworden. Vor 15 Jahren hatten die Heuschrecken ihre liebe Not, auf diesem Grund und Boden, wo Salbeibüsche und Zwergkaktusse die ursprüngliche traurige Vegetation bildeten, ihr Leben zu fristen; heute wohnen daselbst nahezu 4000 Menschen, die Hälfte von ihnen in der hübsch angelegten Stadt Riverside, die anderen ringsum in der Kolonie in schmucken Heimstätten und in prächtigen Villen, umgeben von Luxus und Komfort, wie man dies sonst nur in altbesiedelten Gegenden und auf den Landsitzen der Reichen findet. Anpflanzungen von Orangen- und Citronenbäumen, Gärten, Weinberge und Äcker, bestanden mit Mandeln-, Feigen-, Aprikosen- und Olivenbäumen, reihen sich an einander, durchschnitten von prächtigen Alleen: darüber der blaue Himmel Südcaliforniens und ringsum der weite Kranz schöngeformter Gebirgszüge, mit vereinzelt davorstehenden niedrigeren Bergkuppen, denen die Fernschau ihr ödes Äußeres genommen und ihre Formen in ein duftiges Gewand gekleidet hat.

Der Grund und Boden, worauf die Kolonie Riverside liegt, wurde bereits im Jahre 1869 von einer Gesellschaft erworben, welche dort Seidenbau betreiben wollte. Dieser Plan kam aber nicht zur Ausführung, weil der Urheber desselben, ein gewisser Provost, der den Seidenbau in Frankreich praktisch erlernt hatte und die klimatischen und Bodenverhältnisse des südlichen Californiens dafür sehr geeignet fand bald darauf starb. Das von der „Silk Center Association“ erworbene Land ging in den Besitz der „Southern California Colony Association“ über, einer Gesellschaft von Landwirten aus Neu-England, welche in

bahn hinzieht, der große Heerweg, der von Californien durch das südliche Arizona und über El Paso nach den östlichen Staaten der Union führt. Nördlich von jener Gebirgskette läuft die „Atlantic- und Pacific"-Eisenbahn, welche in Verbindung mit der „Atchison-Topeka- und Santa-Fé"-Eisenbahn eine direkte Schienenverbindung zwischen St. Louis und San Francisco hergestellt hat. Der St.-Gregonia-Paß trennt die San-Jacinto-Berge von dem 11,600 Fuß hohen breit gewölbten San Bernardino Pik, an welchen sich die in gerader Linie von unserem Standpunkte nur sechs Miles entfernte lange Kette der San-Bernardino-Berge anschließt. Jenseits jener Gebirge liegt die Mojave-Wüste, die sich hier, als östlicher Ausläufer der großen Colorado-Wüste, nach Californien hineinschiebt. Dort befinden sich — etwa 80 Miles nördlich von San Bernardino — die reichen Silberminen des „Calico-Distrikts", die im ersten Halbjahr 1885 über anderthalb Millionen Dollars förderten. Die wertvollste Mine in jenem Distrikt ist die „Waterman"-Silbermine, nach welcher die Station Waterman, die den Knotenpunkt der „California-Southern"- und der „Atlantic- und Pacific"-Eisenbahn bildet, ihren Namen genommen hat.

Der schon erwähnte San Antonio Pik und die langgestreckte Cucamonga Range mit dem 25 Miles entfernten Cajon-Paß, durch welchen die „California-Southern"-Eisenbahn von der vorhin genannten Station Waterman über San Bernardino nach Colton und San Diego führt, schließen an dieser Seite das Panorama. Auf jener Paßhöhe entspringt der Mojave-Fluß, welcher sich nordwärts in die gleichnamige Wüste ergießt. Die Gewässer dieses 130 Miles langen Flusses, welche im Sommer kaum anderthalb Fuß tief sind, schwellen im Frühjahr, wenn die Schneemassen im Hochgebirge schmelzen, bis zu einer Höhe von 25 Fuß an. Dieser Fluß hat die Eigentümlichkeit, daß er in seinem Laufe sechs Mal im Boden versinkt und sechs Mal wieder zum Vorschein kommt, bis er zuletzt im Wüstensand verschwindet. Man sucht die merkwürdige Erscheinung damit zu erklären, daß unterhalb der Sandschicht ein altes in Felsen gewaschenes Bett besteht, worin das einsinkende Wasser eine Strecke weit fortströmt, bis dasselbe durch Verengung des Bettes und hydraulischen Druck wieder an die Oberfläche gelangt.

Im Südwesten der Rundschau liegen eine Menge zerrissener nackter Bergkuppen, unter ihnen der Slover Mountain, in welchem ein vortrefflicher weißer und weiß und blau gestreifter Marmor gefunden wird, der aber bis jetzt nur zum Kalkbrennen Verwendung findet. Auch eine reiche Silberader vermutet man in jenem Berge; es geht nämlich die Sage, daß ein alter Spanier sich von dort das zum Beschlagen

seines Sattels nötige Silber geholt hätte. Zwischen den Bergkuppen lugen die grünen Fluren von Riverside hervor; dahinter liegt in weiter Ferne die blaue Linie der Temescal-Range. Das Ganze bildet eine überaus großartige Rundschau.

Ein interessanter Punkt in der San-Bernardino-Kette ist der sogenannte „Arrow-head“ (die Pfeilspitze). Der beinahe senkrecht abfallende Gebirgshang ist dort mit schwärzlichem, niedrigem Gebüsch bewachsen, mit Ausnahme einer Stelle, an welcher die Büsche eine helle, graugrüne Farbe haben. Diese Stelle ist fast eine halbe engl. Meile lang und breit und giebt, aus der Ferne gesehen, genau das Bild einer umgekehrten Pfeilspitze — daher der Name. Im Volksmunde nennt man jenen Felsen „Ace of Spades“ (das Pik-As).

Riverside (7 Miles südlich von Colton, an der Eisenbahn nach San Diego) ist das landschaftliche Wunder Südcaliforniens und infolge einer umfassenden Bewässerung und durch den Fleiß einer thätigen, mit bedeutenden Geldmitteln ausgerüsteten Bevölkerung ein kleines Paradies in der Wüste geworden. Vor 15 Jahren hatten die Heuschrecken ihre liebe Not, auf diesem Grund und Boden, wo Salbeibüsche und Zwergkaktusse die ursprüngliche traurige Vegetation bildeten, ihr Leben zu fristen; heute wohnen daselbst nahezu 4000 Menschen, die Hälfte von ihnen in der hübsch angelegten Stadt Riverside, die anderen ringsum in der Kolonie in schmucken Heimstätten und in prächtigen Villen, umgeben von Luxus und Komfort, wie man dies sonst nur in altbesiedelten Gegenden und auf den Landsitzen der Reichen findet. Anpflanzungen von Orangen- und Citronenbäumen, Gärten, Weinberge und Äcker, bestanden mit Mandeln-, Feigen-, Aprikosen- und Olivenbäumen, reihen sich an einander, durchschnitten von prächtigen Alleen: darüber der blaue Himmel Südcaliforniens und ringsum der weite Kranz schöngeformter Gebirgszüge, mit vereinzelt davorstehenden niedrigeren Bergkuppen, denen die Fernschau ihr ödes Äußeres genommen und ihre Formen in ein duftiges Gewand gekleidet hat.

Der Grund und Boden, worauf die Kolonie Riverside liegt, wurde bereits im Jahre 1869 von einer Gesellschaft erworben, welche dort Seidenbau betreiben wollte. Dieser Plan kam aber nicht zur Ausführung, weil der Urheber desselben, ein gewisser Provost, der den Seidenbau in Frankreich praktisch erlernt hatte und die klimatischen und Bodenverhältnisse des südlichen Californiens dafür sehr geeignet fand bald darauf starb. Das von der „Silk Center Association“ erworbene Land ging in den Besitz der „Southern California Colony Association“ über, einer Gesellschaft von Landwirten aus Neu-England, welche in

Californien Obstzucht zu betreiben wünschten. Von ihnen wurde bereits ein Beginn damit gemacht, den Santa-Ana-Fluß in kleinerem Maßstabe für Bewässerungszwecke zu verwenden; auch wurde das Besitztum durch fernere Landankäufe bis auf 9000 Acker vergrößert. Die Neu-England-Kolonie bildete sich im Jahre 1874 mit 8000, die Santa-Ana-Kolonie mit 4000 Acker Land in der Nachbarschaft. Es stellte sich aber bald heraus, daß sich das zur Berieselung verwendbare Wasser aus dem Santa Ana zum Nutzen der verschiedenen Kolonien nicht gut praktisch verteilen ließ, und daß zu größeren Anlagen vereinte Kraft und bedeutende Geldmittel notwendig seien. Infolgedessen vereinigten sich im Jahre 1875 alle vier genannten Gesellschaften unter dem Namen „Riverside Land and Irrigation Company", und es trat die heutige Kolonie Riverside ins Leben.

Bis zum Jahre 1875 war nur wenig geschehen, um das erweiterte Besitztum der Kolonie, welches sich, 5 Miles von Colton beginnend, 16 Miles in südwestlicher Richtung nach dem Temescalthal in einer Breite von 2 bis 6 Miles am östlichen Ufer des Santa Ana hinzieht, unter Kultur zu bringen. Von jener Zeit an wurde aber planmäßig vorgegangen und die erzielten Erfolge sind in der That erstaunlich. Zwei Hauptbewässerungskanäle wurden angelegt, welche vom Santa Ana gespeist werden. Dieser wird von den im Sommer in den Schluchten des San Bernardino Pik langsam schmelzenden Schneemassen zu jener Jahreszeit, in welcher der Wasserbedarf am notwendigsten ist, mit einem nie fehlenden Wasservorrat versorgt, während die feuchten Niederschläge im Hochgebirge ihn in den kälteren Monaten auf gleicher Höhe halten. Die für Berieselungszwecke verwendbare Wassermenge des Santa Ana, welche die Compagnie gesetzlich erworben hat, beträgt 12,000 Kubikfuß in der Minute. Der Santa Ana hat einen Fall von 33 Fuß auf die englische Meile und es ist ein Leichtes, seinen überschüssigen Vorrat des feuchten Elements während der Regenzeit durch Busch-Dämme vor den Mündungen der Kanäle zu regulieren.

Die beiden miteinander parallel laufenden Hauptbewässerungskanäle welche sich 14 Miles unterhalb Colton in einen Kanal vereinigen, und von denen der eine 35 Fuß über dem anderen liegt, haben eine Entfernung von etwa $^3/_4$ englische Meile von einander. Der höher gelegene Kanal ist oben 16 Fuß und am Boden 6 Fuß breit. Er enthält eine Wassermenge von $2^1/_2$ Fuß Tiefe, welche in seinem oberen Teile einen Fall von 3 Fuß die Meile und in den letzten 5 Meilen einen Fall von 5 Fuß die Meile hat. Der niedriger gelegene Kanal hat eine Breite von 20 Fuß an der Oberfläche und von 8 Fuß am Boden. Das darin

fließende Wasser ist 3 Fuß tief und hat einen Fall von durchschnittlich 4 Fuß zur englischen Meile. Zwischen den beiden Kanälen laufen eine Menge kleiner Gräben, durch welche das zum Berieseln gebrauchte Wasser in die Felder zwischen den Kanälen und in das Gebiet unterhalb des niedrigeren Kanals gelangt.

Das Wasser wird den Ansiedlern von der Gesellschaft beim Zoll verkauft, auf dieselbe Weise wie es in den Minendistrikten Californiens nach den Gesetzen dieses Staates von den Grabenbesitzern an die Goldwäscher und die Eigentümer hydraulischer Minen geschieht. Ein Zoll Wasser ist eine Menge, welche durch eine Öffnung von einem Quadratzoll unter einem Druck von 4 Zoll in 10 Stunden entweicht, ein Maß von 8 Gallonen oder 1¼ Kubikfuß Wasser in der Minute. Ein Strom von 2½ Zoll genügt für den Hausbedarf einer Familie und um 3 bis 4 Acker Gemüseland und Obstgärten zu begießen. Ein Strom von 5 Zoll bewässert 10 Acker Land, und dieselbe Wassermenge ist hinreichend für eine Bodenfläche von 20 Acker, auf welcher die dort angepflanzten Bäume bereits herangewachsen sind. Es kostet ungefähr 3 Dollars im Jahr, um einen Acker Land für Agrikulturzwecke ausreichend zn bewässern.

Die Hochebene (mesa), auf welcher die unter das Bewässerungssystem gebrachten Ländereien der Gesellschaft sich befinden, liegt 60 bis 80 Fuß über dem Flußbett des Santa Ana. Vor Überschwemmungen ist dieselbe vollständig gesichert, da die Öffnungen der Kanäle im Santa Ana in der Nähe von Colton ausreichend geschützt sind und ein Hochwasser des Flusses die „Mesa“ nie erreichen kann. Die Ebene dacht sich mit einer Senkung von 45 Fuß zur englischen Meile allmählich nach Süden und Osten ab. Sie enthält keine Felsstücke, loses Gestein, Bäume und Gestrüpp, das fortgeschafft werden müßte; und da in der Kolonie keine Holzzäune (fences) errichtet werden dürfen, so kann der Ansiedler mit dem Pflügen und Anpflanzen beginnen, sobald er einen Kontrakt mit der Gesellschaft für den nötigen Wasserbedarf geschlossen hat.

Das Besitztum der Gesellschaft ist in Quadrate von je 10 Acker eingeteilt worden, von denen jedesmal 16 (= 160 Acker) einen „Block“ enthalten, der ringsum von Straßen eingeschlossen ist. Es können sechs Familien, die jede 20 Acker Land besitzen, und vier Familien mit je 10 Acker Land zusammen in einem „Block“ wohnen, und jede Familie wird eine Front nach einer Straße hinaus haben. Ich will hier einschalten, daß sich die meisten Ansiedler mit einem Bodenbesitz von 10 bis höchstens 20 Acker begnügen, da der Erfolg einer Orangenanpflanzung

von einer gründlichen Bodenkultur abhängt, was sich bei einem größeren Flächenraum weit schwerer als bei einem kleineren durchführen läßt.

Die ganze Länge der Kolonie Riverside wird von der Magnolia-Avenue durchschnitten, einer Straße von 16 Miles Länge, die von Colton nach dem Temescalthal führt. Der westliche Abschnitt der Magnolia-Avenue hat eine Breite von 132 Fuß und ist mit drei Reihen von immergrünen Bäumen bepflanzt; das östliche nur 80 Fuß breite Ende derselben soll mit zwei Baumreihen bepflanzt werden. In der Mitte dieser großartig angelegten Straße befinden sich zwei Fahrwege, jeder 40 Fuß breit, zwischen ihnen ein Spaziergang von 10 Fuß Breite, an den Seiten zwei Spaziergänge, je 20 Fuß breit. Längenstraßen (Avenues) von 50 bis 80 Fuß Breite laufen jede halbe englische Meile mit der Magnolia-Avenue parallel; Querstraßen von derselben Breite, welche die Namen der Präsidenten der Vereinigten Staaten, von Washington bis Cleveland, führen, durchschneiden sie rechtwinklig jede halbe Meile. Die prächtigen Bäume der Magnolia grandiflora, welche an der nach ihnen benannten Straße angepflanzt werden sollten, sieht man aber dort bis jetzt nur in wenigen Exemplaren.

Für die Anlage eines Geschäftsortes, Riverside genannt, wurde ein genügender Bodenraum in der Kolonie zurückgehalten. Die bereits 2000 Einwohner zählende Stadt Riverside ist zu einem blühenden Platze herangewachsen und enthält eine Anzahl „Stores“, eine öffentliche Stadthalle, eine Bank, Kirchen und Schulen. Von den Gemeinden der Kongregationalisten und der Methodisten, der Episkopalen und Baptisten wurden dort hübsche Kirchen erbaut. Die Presbyterianer rühmen sich damit, in Riverside die schönste Kirche südlich von San Francisco zu besitzen. Die Gesellschaften der Freimaurer, Odd Fellows und Good Templars haben dort jede ihre eigene Loge. Daß das in der Kolonie vorwiegend amerikanische Element aus dem puritanischen Neu-England nicht verfehlen würde, die religiösen Institutionen seiner alten Heimat nach der neuen Ansiedelung in Südcalifornien zu verpflanzen, ließ sich voraussehen. Da jene Einwanderer aber den Fleiß und die Thatkraft der Yankees mit hierhergebracht haben, so wird ihnen niemand ihre frommen Schrullen verübeln und ihnen gern das Vorrecht gönnen, auch in Riverside nach ihrer eigenen Façon selig zu werden. Auch zwei tägliche und drei Wochenzeitungen giebt es bereits in der Kolonie, unter denen der „Riverside Preß und Horticulturist“ eine Fülle von interessanten auf die Ansiedelung Bezug nehmenden Nachrichten giebt. Der gesellschaftliche Ton hat einen städtischen Anstrich, und auch die Minderbegüterten unter den Kolonisten sind sämtlich Leute von einer guten

Durchschnittserziehung, wie man sie unter der besseren Klasse der Amerikaner findet. Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich die Behauptung aufstelle, daß es schwerlich eine zweite Niederlassung von Ackerbauern in der Welt giebt, wo die Kultur der Bevölkerung auf einer so hohen Stufe steht, wie in Riverside. Man möchte eher wähnen, hier in einer Vorstadt von Boston zu sein, als in einem ländlichen Distrikte, der mehr als 100 deutsche Meilen von der nächsten Großstadt entfernt liegt.

Wie dem Leser klar geworden sein wird, wurde die Kolonie Riverside von ihren Gründern in großartigem Stil angelegt, namentlich um den Bedürfnissen und Erwartungen wohlhabender Ansiedler Rechnung zu tragen. Diese fanden sich denn auch bald, besonders durch das herrliche Klima angelockt, in Menge ein, und zwar der Mehrzahl nach aus Boston, New-York, den Neu-England-Staaten, Canada, Indiana und Illinois. Wer heute diese Kolonie durchwandert, sieht dort aller Orten die unverkennbaren Zeichen von Wohlstand. Die Ansiedler, welche, mit Ausnahme der nicht zahlreichen Geschäftsleute, fast alle den Anbau halbtropischer Früchte unternommen haben, sind durch den erhöhten Wert ihrer Besitztümer nicht minder als durch den Ertrag ihrer Anpflanzungen belohnt worden.

Der Wert des Grund und Bodens in der Kolonie ist auf eine erstaunliche Weise gestiegen. Unbebaute Ländereien, welche innerhalb des Systems der Bewässerungskanäle liegen und im Jahre 1876 für 25 Dollars den Acker nur mit Mühe Käufer fanden, bringen jetzt einen Preis von 100 bis 150 und mehr Dollars den Acker; angebaute Ländereien haben, mit Einschluß der darauf stehenden allerdings oft ansehnlichen Gebäulichkeiten, heute einen Wert von 250 bis 1000 Dollars per Acker, wobei selbstverständlich das Alter der Orangenhaine und Weinberge ꝛc. eine bedeutende Rolle spielt. Ältere Anpflanzungen von Orangenbäumen, die ihren Eigentümern ein Jahreseinkommen von 600 bis 700 Dollars den Acker verschaffen, werden sogar auf 2000 und mehr Dollars für den Acker geschätzt. Da aber solche Anpflanzungen nicht zu kaufen sind, so ist dies immerhin nur ein mütmaßlicher Wert. Durch die Eröffnung der südlichen Überlandbahnen wurde den Bodenprodukten von Riverside ein leicht zu erreichender und einträglicher Markt in den östlichen Unionsgebieten geschaffen, was natürlich eine überaus günstige Rückwirkung auf die Blüte der Kolonie gehabt hat, denn wenn auch viele von den hier ansässigen reichen Amerikanern durchaus nicht auf den Ertrag ihrer Ländereien angewiesen sind, so giebt es doch zahlreiche Familien unter den Kolonisten, denen ein solches Einkommen sehr

erwünscht ist. Als Regel kann man jedoch annehmen, daß die Kolonie Riverside für Unbemittelte heute kein Utopien mehr ist, indem es dort verhältnismäßig große Geldmittel in Anspruch nimmt, um eine Heimstätte zu gründen. Ansiedler, die vor vier Jahren mit einem Bar-Vermögen von nur 1000 Dollars nach Riverside kamen, haben allerdings in mehreren Fällen ihren Besitz bereits für 6000 und 8000 Dollars veräußert; aber die Gelegenheiten, mit geringen Geldmitteln ein Grundstück zu erwerben, bieten sich immer seltener, da die Zahl der Verkäufer weit beschränkter als die der Käufer ist und das beste Land bereits Eigentümer gefunden hat.

Durch den großartigen Erfolg der vorhin beschriebenen Bewässerungs-Anlagen ermutigt, hat sich im Winter 1885/86 eine neue Gesellschaft gebildet, welche einen Landstrich von etwa 15,000 Acker, der sich östlich von Riverside, oberhalb des höher gelegenen Kanals, erstreckt und unter dem alten System nicht zu berieseln ist, vermittelst artesischer Brunnen bewässern will. Aus sechs solcher Brunnen, die bis zu einer Tiefe von 110 Fuß gebohrt wurden, erlangte man bereits einen Strom von etwa 500 Zoll laufenden Wassers, der durch Kanäle über das unter Kultur zu bringende Wüstenland geleitet werden soll, auf ähnliche Weise, wie dies in Riverside geschieht. Um den Wasservorrat noch zu vermehren, hat die Gesellschaft ein Stück Land bei San Bernardino für 175,000 Dollars erworben, auf welchem sich eine Menge von wasserreichen Quellen befinden, die durch einen Zweigkanal nach der neu zu bildenden Oase gebracht werden sollen. In zwei Jahren werden diese Kanalbauten, deren Gesammtkosten man auf 450,000 Dollars veranschlagt, vollendet sein und es wird dann in der Nähe von Riverside eine neue Kolonie entstehen, die der alten in jeder Beziehung ähnlich zu werden bestimmt ist. Die bisher ganz wertlosen Wüstenländereien der neuen Gesellschaft finden bereits Käufer zu dem Preise von 100 und mehr Dollars den Acker.

Unter den in Riverside vorwiegend kultivierten halbtropischen Früchten ist die Zucht von Orangen die nutzbarste. Eine Orangenanpflanzung von 10 Ackern, das Land zu 40 Dollars den Acker gerechnet, mit hundert drei Jahre alten Bäumen auf den Acker gepflanzt, wird am Ende des fünften Jahres alle daran gewandte Arbeit, Bewässerung, die Zinsen des angelegten Kapitals rc. rc. eingeschlossen, auf 2000 Dollars zu stehen kommen. Am Ende des fünften Jahres pflegt jeder Baum 50 bis 100, am Ende des sechsten Jahres 500, am Ende des siebenten Jahres — also in einem Alter von zehn Jahren — 1000 Orangen zu tragen. Nach dem fünften Jahre wird die an jeden Acker

gewandte Arbeit, den Preis des Bewässerns eingeschlossen, etwa 150 Dollars im Jahr betragen. Berechnet man nun den Marktpreis der Orangen auf einen Cent das Stück, so wird das Einkommen für einen Acker im sechsten Jahre 500 Dollars betragen und in den folgenden Jahren schnell steigen, bis die Bäume ganz ausgewachsen sind. Orangenbäume sind lang lebend und können, sorgfältig gepflegt, ein sehr hohes Alter erreichen. Das Alter eines solchen Baumes, der jüngst in Frankreich abstarb, wurde nach zuverlässigen Quellen auf 462 Jahre angegeben. Dabei tragen die älteren Bäume oft eine erstaunliche Menge von Früchten. Ein bei Alt-San-Bernardino stehender 14 Jahre alter Orangenbaum trug z. B. bereits 2500 Früchte,' einer in Florida sogar 6000. In Riverside sind ungefähr 100,000 Orangenbänme und ebensoviele Citronen- und Limonenbäume angepflanzt worden. Eine Überproduktion kann auf lange Zeit hinaus nicht befürchtet werden, da die Ernte von Citronfrüchten in den Vereinigten Staaten, welche sich auf Florida, Louisiana und Californien beschränkt, den Bedarf lange nicht deckt. Ich will noch erwähnen, daß Riverside auf der Weltausstellung in New-Orleans (1885) die allerhöchste Orangenprämie erhalten hat. Die im April 1886 in Chicago stattgefundene Ausstellung von südcalifornischen Citronfrüchten war gleichfalls ein großartiger Erfolg. Die Orangenernte von Riverside belief sich im Jahre 1885 auf 500,000 Kisten, die den Züchtern 750,000 Dollars einbrachten, was einem Durchschnittsertrag von 250 Dollars für den Acker gleichkommt.

Die Olivenkultur schreitet ebenfalls in Riverside rasch voran und vergrößert sich dort von Jahr zu Jahr. Die daselbst bis jetzt gezogene Olivenart ist eine kleine schwarze Species, welche von den alten Missionären zuerst aus Spanien eingeführt wurde und ein vorzügliches Öl giebt. Die in der Kolonie gezogenen Feigen sind den Smyrna-Feigen an Güte vollkommen gleich; aber man scheint das Präservieren und die Verpackung dieser Früchte hier noch nicht gut zu verstehen, welchem Übelstande jedoch gewiß bald abgeholfen werden wird. Nachdem die Feigenbäume ein Alter von drei Jahren erreicht haben, tragen sie dreimal im Jahre, und zwar jeder Baum etwa 50 Pfund getrocknete Früchte von der zweiten Ernte, welche für die beste gilt. Die Traubenernte wird in Riverside fast ausschließlich zu Rosinen verbraucht, die in Amerika einen ausgezeichneten Markt finden. Die weiße Muskattraube von Alexandrien hat sich als die für das hiesige Klima am besten geeignete Sorte herausgestellt. Im zweiten Jahre tragen die Reben bereits eine mittelmäßig große Ernte; im dritten Jahre wurden schon 30 Pfund Rosinen von einem sich über ein flaches Gitterwerk (trellise) aus-

breitenden Weinstock geerntet. Man rechnet durchschnittlich auf 3 Pfund Trauben, um 1 Pfund Rosinen zu erlangen. Das Einkommen von einem mit Rebstöcken bepflanzten Acker, deren Trauben als Rosinen auf den Markt kommen, beläuft sich auf 150 bis 300 Dollars im Jahr. Eine in Riverside eingerichtete Obstdörre trocknet täglich 50,000 Pfund Trauben. Von Tafelfrüchten gedeihen Aprikosen in der Kolonie am besten. Sie werden meistens in luftdichten Blechbüchsen auf den Markt gesandt.

Um den Versand von Früchten, namentlich Orangen, aus dem Riverside-Distrikt nach Los Angeles und San Francisco leichter und billiger herzustellen, hat sich die „Atchison-, Topeka- und Santa-Fé“-Eisenbahngesellschaft entschlossen, eine direkte Bahnlinie zwischen Los Angeles und Riverside bauen zu lassen, die mit einer Länge von etwa 60 englischen Meilen südlich von der „Southern-Pacific“ und dieser von Colton bis Los Angeles parallel laufen soll. Durch diese Eisenbahn wird sich die Atchison-Gesellschaft ganz von der Southern-Pacific frei machen und auch imstande sein, Züge von Los Angeles über Riverside und die ihr gehörende „California-Southern“ nach San Diego direkt, statt über Colton, laufen zu lassen. Die „Southern-Pacific“ pflegte sogar die Früchte von Riverside nach Colton umsonst vermittelst Frachtfuhren zu befördern, um der Atchison-Gesellschaft die Beteiligung an diesem einträglichen Frachtverkehr unmöglich zu machen: ein Verfahren, das nach der Vollendung einer direkten Eisenbahn von Riverside nach Los Angeles von selbst wegfallen muß.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich auf die Bodenkultur und die Zucht von anderen in Riverside angebauten Früchten näher eingehen. Es ist diese Kolonie mit einem Wort ein kleines Paradies, nicht minder für den wohlhabenden Landmann und Produzenten aller Arten von halbtropischen Früchten, als für den Gärtner und Blumenliebhaber. Die Theerosen, Heliotropen, Geranien, Oleander rc. rc., welche die Gärten in Riverside zieren, sind eine Freude für jeden, der ihre mannigfaltige Pracht schaut. Dabei genießt diese gesegnete Kolonie ein mildes und trockenes Klima, wie es für Invaliden und Brustkranke nicht besser gewünscht werden könnte. Hier giebt es keine feuchten Nebel, die Temperatur ist, selbst in den heißesten Sommertagen, nie so drückend und schwül, um Arbeit im Freien lästig zu machen, und die Nächte sind stets kühl. Gegen Abend stellt sich in der heißen Jahreszeit regelmäßig eine kühle Brise ein, die sich bald nach Sonnenuntergang legt. Nach einem Abendspaziergange genießt man einen erfrischenden Schlummer, der weder durch Hitze noch durch Mosquitos gestört wird.

Während meines Aufenthaltes in Riverside machte ich eine Spazierfahrt durch die Kolonie, wozu ein mir befreundeter Canadier aus Montreal (derselbe, welcher die vorhin erwähnten artesischen Brunnen bohren ließ) mich eingeladen hatte. Die kühle Abend-Brise hatte sich bereits eingestellt, als unser Traber lustig ausgriff und wir die meilenlange grüne Vista der Magnolia-Avenue entlang rollten, in deren Mitte sich eine Reihe prächtiger peruanischer „Pfefferbäume" (Schinus Molle) hinzieht. Jedem Besucher Californiens ist das zierliche hellgrüne Laubwerk jener schönen Bäume bekannt, aber noch nirgends habe ich diese Species so groß gesehen, als hier in Riverside. Vor uns türmte die Cucamonga Range ihren dunkelblauen Gebirgswall in den sonnenklaren Äther; wie Vorposten zwischen unserer grünen Wüstenoase und dem Hochgebirge lagen im Vordergrund vereinzelt dastehende 500 bis 800 Fuß hohe Bergkuppen (Buttes) malerisch in der Ebene da, und rings umschloß das mächtige Gebirgspanorama, vom San Bernardino Pik bis zur blauen Linie der Temescal Range, den ganzen Horizont.

Das Auge wußte nicht, wohin es zuerst blicken sollte, ob nach jenem stolzen Panorama der Gebirge, oder nach den idyllischen Ansiedelungen, die sich in bunter Reihenfolge aneinander drängten. Reizende Villen tauchten aus dem Laubwerk hervor, vor ihnen Teppiche von sammetnem Rasen, schattige Laubengänge und Blumengärten, in denen Oleanderbüsche die Glut ihrer Farben zeigten. Dunkelgrüne Alfalfafelder, wohlgepflegte Äcker, auf denen die plastisch schönen Orangenbäume in endlosen schnurgeraden Reihen standen, die sich fächerartig vor unserm Blick aufrollten, Hecken von Rosenbüschen und Montereycypressen, Anpflanzungen halbtropischer Fruchtbäume, Weinberge und schmucke Heimstätten wechselten mit einander ab zu beiden Seiten der Avenue.

Mein Begleiter erzählte mir mit Begeisterung von dem Emporblühen der Kolonie. Die Geschichte jedes einzelnen Ansiedlers schien er auswendig zu wissen. Er machte mich auf dieses und auf jenes prächtige Heimwesen aufmerksam und nannte mir deren Bewohner, die aus weiter Ferne hierher gekommen waren und sich binnen weniger Jahre aus kleinen Anfängen zu Wohlhabenheit emporgearbeitet hatten; er zeigte mir Landschlösser reicher Bostoner, die im Winter aus ihrer unfreundlichen Heimat am Gestade des Atlantischen Oceans nach dem sonnigen Südcalifornien flüchteten und in Riverside wie kleine Könige wohnten. Nach einer Fahrt von etwa 6 Miles durch die Magnolia-Avenue bogen wir in die Seitenstraßen ein und fuhren kreuz und quer, bald über unbesiedeltes Land, bald durch blühende Ansiedelungen. An einer Stelle

überspannte eine lange und hohe Trestlebrücke, welche einem der großen Bewässerungskanäle als Aquädukt dient, eine weite Thalmulde.

Allmählich senkte sich die Dunkelheit über die Oase von Riverside, die Sterne zogen aus den Tiefen des Äthers herauf und die fernen Gebirge hüllten sich in ein schwarzes Kolorit. Als wir nach zweistündiger Fahrt nach meinem Gasthause zurückkehrten, hatte sich die Brise gelegt und die Natur war zur Rast gegangen. Still lag alles ringsum, Hain und Flur und das mächtige Gebirge, überdacht vom blauen Sternenfirmament. Ich dankte meinem canadischen Freunde für den mir bereiteten Genuß und suchte mein Lager auf, wo ich von dem Paradiese in Südcalifornien träumte, bis mich die neue Sonne erweckte und das eiserne Roß mich wieder aus diesem stillen Eden in die lärmende Geschäftswelt nach Norden führte.

VIII.

San Diego.

San Diego ist eine Stadt, welche bis vor kurzem eigentlich nur von der Hoffnung auf eine glänzende Zukunft gelebt hat. Im Besitze eines vorzüglichen Hafens, des einzigen von praktischer Bedeutung für die Schiffahrt an der langgestreckten Küste zwischen der Bai von San Francisco und Acapulco in Mexiko, blieb der Platz trotzdem vom Weltverkehr fast abgeschlossen. Die zwischen Panamá und San Francisco fahrenden großen Dampfschiffe liefen freilich einige Male in den letzten Jahren bei San Diego an; als sie aber dort weder für den Passagier- noch für den Warenverkehr eine nennenswerte Verwendung fanden, ließen sie den Ort wieder abseits liegen. Nur die Küstendampfer der südcalifornischen Linie fuhren (wie heute noch) jeden fünften Tag von San Francisco bis nach San Diego und verbanden dasselbe mit der Außenwelt. Der Landverkehr beschränkte sich bis zum Jahre 1882 auf eine elende Stagelinie mit dem Städtchen Santa Ana auf der Route nach Los Angeles.

Dieser Zustand der Dinge wurde für die hoffnungsvollen San Diegoer um so unerträglicher, weil bereits vor 25 Jahren große Eisenbahngesellschaften ihren Hafen als westlichen Endpunkt verkündigt hatten, welcher der californischen Handelsmetropole am Goldenen Thor Kon-

kurrenz machen sollte. Zuerst war es die vor dem großen Bürgerkriege von dem bekannten „Pfadfinder“ Fremont ins Leben gerufene „Memphis-El-Paso- und Pacific“-Eisenbahn, welche mit einem kläglichen Fiasko zu Grabe ging. Als Erbe des Fremont'schen Unternehmens erschien nach dem Kriege die „Texas- und Pacific“-Eisenbahn auf der Bildfläche und versprach für San Diego Wunder zu leisten. Im Staate Texas wurde anfangs recht rüstig an der Bahnlinie gearbeitet und der Schienenweg bis nach Fort Worth an die Grenze der großen westlichen Prärie geführt, welche sich von dort bis an den Rio Grande nach El Paso ausdehnt. Die Stadt San Diego machte der Gesellschaft eine ansehnliche Landschenkung, mit der Bedingung, daß auch dort der Eisenbahnbau sofort beginnen sollte. Die Landschenkung wurde gnädig angenommen, man baute, um das Anrecht auf die Ländereien nicht zu verwirken, vertragsgemäß einige Meilen Erddämme und nivellierte ein bischen in der Richtung nach Fort Yuma — dann trat wieder Totenstille in San Diego ein.

Die nächste Eisenbahngesellschaft, welche San Diego beglücken wollte, war die „Atlantic- und Pacific“- (auch die Bahn des 35. Breitengrades genannt), die ihre Linie von St. Louis quer über den Kontinent dorthin bauen wollte und auch noch San Francisco als zweiten westlichen Endpunkt in ihr Programm aufnahm. Dieser Gesellschaft gingen aber bald die Gelder aus, obgleich dieselbe nicht verfehlt hatte, sich, wie alle ihre Vorgänger, großartige Landschenkungen von den Vereinigten Staaten zu verschaffen.*) Endlich erschien die „Atchison-, Topeka- und Santa-Fé“-Eisenbahn als Retterin von San Diego, und diesmal hieß es: Ernst gemacht! — Jene von Bostoner Kapitalisten gegründete und über gewaltige Geldmittel gebietende Gesellschaft beschloß, ihr Eisenbahnnetz, welches bereits vom Missouri über Kansas und Colorado bis nach Neu-Mexiko reichte, bis an den Stillen Ocean auszudehnen und namentlich der „Southern-Pacific“ Konkurrenz zu machen. Die Atchison-Gesellschaft verschaffte sich die Gerechtsame der selig entschlafenen „Atlantic- und Pacific“ (deren Name für die Linie von Albuquerque in Neu-Mexiko westwärts bis Mojave beibehalten wurde), um sich das freie Wegerecht nach dem Stillen Meer zu sichern, und dann begann zunächst der großartige Wettlauf mit der fabelhaft schnell durch die ganze Breite von Süd-Arizona ostwärts vordringenden Southern-Pacific, um möglichst

---

*) Die Land-„Grants“ der Atlantic- und Pacific-Bahn wurden im Juli 1886 durch Kongreßbeschluß für verwirkt erklärt und der Bundesdomäne zurückgegeben.

viel Bodenraum zu erobern, ehe die Verbindung dieser beiden Linien stattfände.

Californien hatte am 18. Februar 1881 den großen Vorteil einer zweiten den ganzen Kontinent überspannenden Eisenbahnlinie zu verzeichnen, als die Atchisonbahn mit der Southern-Pacific bei der nagelneuen Stadt Deming (1197 englische Meilen von San Francisco) im südwestlichen Neu-Mexiko Fühlung nahm. Diesmal wurde kein historischer goldener Nagel, wie einst am 10. Mai 1869 bei Promontory am Nordende des großen Salzsees in Utah, in die letzte verbindende Eisenbahnschiene eingeschlagen, und wie über Nacht kamen die prächtigen neuen Waggons, mit den Namen „Atchison-, Topeka- und Santa-Fé" und „Southern-Pacific of Arizona" geschmückt, in die Bahnhöfe Californiens hereingerollt. Auch ohne die herkömmlichen Hülfsgelder aus der vollen Tasche von Onkel Sam war das große Werk vollendet worden; denn auch die südliche Pacificbahn ward ganz aus den Privatmitteln der Krösusse von der Central-Pacific gebaut. Die Southern-Pacific wurde schnell ostwärts quer durch den Staat Texas weiter geführt und trat dort unter dem Namen „Sunset-Route" über Galveston mit New-Orleans in Verbindung.

Mittlerweile war ihr gigantischer Rivale, die „Atchison-, Topeka- und Santa-Fé"-Eisenbahngesellschaft nicht müßig gewesen. Von Benson, einer Station an der Southern-Pacific 173 Miles westlich von Deming, bis wohin die Atchison-Gesellschaft nach einem Uebereinkommen mit der Southern-Pacific das Geleise dieser Bahn benutzen durfte, baute jene eine Eisenbahn nach Nogales (87 Miles von Benson) bis an die Staatsgrenze und von dort 264 Miles weiter quer durch den mexikanischen Staat Sonora nach Guaymas an den untercalifornischen Golf. Außerdem wurde von derselben Gesellschaft die „Mexican-Central" von El Paso bis nach der Hauptstadt Mexiko — eine Entfernung von 1224 Miles — gebaut, welche Eisenbahn ganz unter ihrer Leitung steht und durchweg nach dem Muster der besten amerikanischen Bahnen ausgerüstet ist.

Aber mehr als alle jene Errungenschaften lag es der Atchison Gesellschaft am Herzen, das Stille Meer zu erreichen, und zwar zunächst bei San Diego, in späterer Zeit wo möglich bei San Francisco. Unter dem Namen und der Gerechtsame der „Atlantic- und Pacific"-Bahn baute jene Gesellschaft einen 815 Miles langen Schienenweg von Albuquerque in Neu-Mexiko nach den „Needles" am Colorado und weiter bis nach der Station Mojave in Californien, und gleichzeitig unter dem Namen „California-Southern" eine Linie von San Diego nach Colton (125 Miles), die nordwärts durch den Cajon-Paß mit der

„Atlantic- und Pacific“-Bahn in Verbindung treten sollte. An beiden Punkten, bei Mojave und bei Colton, wurde der Atchison-Gesellschaft aber von der Southern-Pacific, die das Wegerecht vor jener voraus hatte, ein energisches Halt geboten. Infolge einer Übereinkunft erhielt die Atchison-Gesellschaft allerdings das Zugeständnis, nach Ablauf einer zwölfmonatlichen Ankündigung die Züge der Atlantic- und Pacificbahn für eine festgestellte Entschädigung auf dem Geleise der Southern-Pacific von Mojave nach San Francisco befördern zu dürfen; aber es dauerte volle vier Jahre, bis die Schienen der „California-Southern“-Eisenbahn quer über das Bahnbett der Southern-Pacific und durch den Cajon-Paß nach Waterman (81 Miles östlich von Mojave) gelegt wurden und damit endlich die Verbindung von Kansas City bis nach San Diego und an das Stille Meer unter der Flagge der „Atchison-, Topeka- und Santa-Fé“-Bahn — eine Entfernung von 1852 englischen Meilen — im November 1885 hergestellt werden konnte.

Die Feindschaft zwischen der „Southern-Pacific“ und der „Atchison-, Topeka- und Santa-Fé“ dauert inzwischen ununterbrochen fort. Von kameradschaftlicher Liebe und Freundschaft gegen einander ist bei diesen beiden gewaltigen Korporationen nicht die Rede; im Gegenteil, jede von ihnen sucht die andere so viel wie möglich zu schädigen. Im Frühjahr 1886 gipfelte dieser Haß in einem (bereits in einem früheren Kapitel erwähnten), förmlichen „Eisenbahnkriege“, an welchem sich auch die Central-, die Union- und mehrere östliche Verbindungsbahnen beteiligten. Das frühere Abkommen gleicher Raten (pool) zwischen den Überlandbahnen wurde gekündigt und jede Gesellschaft beförderte fortan, zur Freude des reisenden Publikums und der Kaufleute, Passagiere und Warengüter zu solchem Preise, wie es ihr beliebte. Die Fahrpreise erster Klasse von San Francisco nach Kansas City gingen bis auf 5 Dollars, die nach Chicago auf 10 Dollars herunter, und man konnte eine Zeit lang ein Billet erster Klasse von San Francisco nach New-York für 25 Dollars erwerben, anstatt wie früher $125^{50}/_{100}$ Dollars dafür zahlen zu müssen. Im Sommer 1886 war der Friede soweit wieder hergestellt, daß die Passagierpreise und Frachtraten auf ungefähr $^{2}/_{3}$ der alten Ansätze festgesetzt wurden; aber die Atchison-Gesellschaft wird von allen anderen Überlandbahnen immer noch als der Hecht im Karpfenteich angesehen.

Nachdem ich den Leser in Obigem in gedrängten Umrissen mit den alten und neuen gewaltigen Eisenbahnunternehmungen und -Bauten, bei welchen San Diego eine so hervorragende Rolle zu spielen bestimmt scheint, bekannt gemacht habe, wollen wir diese zukünftige Nebenbuhlerin

von San Francisco und Millionenstadt in spe etwas näher betrachten. Als ich im Herbste 1881 meinen ersten Besuch in San Diego auf dem Landwege über Santa Ana in der Stagekutsche machte, stand die Eröffnung der „California-Southern"-Eisenbahn nach Colton nahe bevor. Dieselbe gab aber wenig Veranlassung zur Freude. Die Bahn schwebte bei Colton so zu sagen in der Luft, indem ihr dort, wie bereits erwähnt wurde, das Queren des Geleises der „Southern-Pacific", ohne welches sie nicht an die damals westwärts im Bau begriffene „Atlantic- und Pacific" gelangen konnte, kurzweg untersagt worden war. Der teuflische Haß der braven San Diegoer gegen die Southern-Pacific war damals schreckenerregend. Seit dem Winter 1885/86 herrscht aber in San Diego, das endlich der westliche Terminus einer Transkontinentalbahn geworden ist, nur Jubel und Freude. Der Aufschwung, den jene Stadt während der ersten sechs Monate nach Eröffnung der Überlandbahn genommen hat, ist in der That erstaunlich. Man erkennt in der heutigen rührigen Haupt-Hafenstadt Südcaliforniens das alte schläferige San Diego kaum wieder. — Ein Rückblick in die „alte Zeit" wird von Interesse sein.

Die Stadt San Diego, welche sich an der gleichnamigen Bai, in der Nähe der ältesten von Junipero Serra am 1. Juli 1769 gegründeten „Mission San Diego" ansiedelte, kann als Hafenplatz eigentlich erst seit 1867 in Betracht kommen. Der Platz wird gewöhnlich die „Stadt der glänzenden Zukunft" (City of magnificent prospects) genannt. Außer seinem vorzüglichen Hafen und der jetzt vollendeten Thatsache, der westliche Terminus einer Überlandbahn geworden zu sein, besitzt San Diego noch einen großen natürlichen Vorzug, welchen kein neidischer Nebenbuhler, kein noch so wetterwendisches Geschick ihm zu rauben vermag. Es ist dies das wunderschöne Klima, welches in keiner Stadt auf dem weiten nordamerikanischen Kontinente das ganze Jahr hindurch so vorzüglich wie hier ist.

Wenn während der letzten anderthalb Jahrzehnte ein Fremder in diese fast am Ende des Unionsgebiets liegende Stadt verschlagen wurde, so drehte sich seine Unterhaltung mit den biederen San Diegoern nächst der unvermeidlichen Erörterung über die glänzende Zukunft ihrer Stadt sicherlich Tag aus Tag ein um drei Themata: den Hafen, die Eisenbahn und das Klima. Beim Frühstück redete man über den Hafen, beim „Lunch" über die Eisenbahn, beim Mittagsessen über das Klima. Am nächsten Morgen begann die Unterhaltung dann wieder mit dem unübertrefflichen Klima, beim „Lunch" kam der Hafen an die Reihe und beim Mittagsessen die Eisenbahn und so fort in der Reihenfolge. Von den

drei Hauptpunkten trägt das Klima augenscheinlich die Schuld daran, daß der Charakter der Bewohner von San Diego so geduldsam ausgebildet worden ist. Keine andere Stadt der Welt hätte 20 Jahre lang bloß von getäuschten Hoffnungen leben können, wenn nicht wie hier ein stets blauer Himmel auf sie herabschiene und eine wonnig milde und doch erfrischende Seeluft ewig über dieselbe hinsäuselte und alles Arg aus dem Herzen ihrer Bewohner verscheuchte. Eine beliebte Redefloskel ist bei den San Diegoern „by and by“ d. h. so nach und nach — nämlich es zu etwas bringen, so zu sagen einen Wechsel, zahlbar 20 Jahre dato, ausstellen. „By and by“ ist auch heute noch der Wahlspruch dieser zufriedenen Menschen. Man brauchte noch vor vier Jahren nur einen Spaziergang durch die geräumigen Straßen dieser Zukunftsmetropole zu machen, und man mußte über die Gemütlichkeit ihrer Bürger erstaunen. In jeder anderen Stadt Amerikas würden die Einwohner bei der Aussicht, daß die Tauben bereits gebraten sind, die ihnen demnächst in den Mund fliegen sollen, aus Rand und Band gerathen. Hier nahm man die Sache von der sich verwirklichenden glänzenden Zukunft als selbstverständlich mit großer Gemütsruhe entgegen, und niemand ereiferte sich, als die Landspekulanten, welche den Fremden Grundstücke und „corner lots“ (Eckbauplätze) zu verkaufen trachteten. Daß es in San Diego heute noch mehr Landspekulanten als Geschäftsleute, mehr Advokaten als Doktoren der Medizin giebt, hat dem Ruf dieser Stadt bis jetzt noch nicht geschadet; wenn die Vermehrung jener Menschengattung aber einen so stetigen Fortgang als bisher nimmt, so möchte die alte Gemütlichkeit doch bald ein Ende nehmen.

Die Bevölkerung von San Diego ist eine recht gemischte, und namentlich das spanisch-mexikanische Element ist unter derselben ziemlich stark vertreten. Die Gestalten der unverfälschten „Greaser“ beleben die Hafenstraßen, und die Wirtschaft in den dort liegenden zahlreichen Kneipen ist für eine amerikanische Stadt recht ausländisch zu nennen. Mandolinengeklimper schallt zu jeder Zeit aus den Trinkstuben hervor, schwarzbraune Señoritas lungern auf dem Trottoir und stolze Mexikaner ergehen sich in süßem Nichtsthun und freuen sich über das Geschrei der kleinen grünen Papageien, welche auf den Querbalken unter der Veranda auf und ab spazieren. Diese Bevölkerung, ebenso wie die Chinesen, welche hier das Waschmonopol haben, wird San Diego nicht groß machen; um dies einzusehen, dazu braucht man nicht ein Prophet zu sein! Im feinern Stadtteile dagegen tritt das amerikanische Element in seine Rechte. In der Hauptgeschäftsstraße, der fünften Straße, befinden

sich manche ansehnliche Bauten, große Warenlager sind in den „Stores" zum Verkauf ausgestellt und es zeigt sich dort ein recht lebhafter Verkehr. In den Gasthäusern sieht man außer zahlreichen Fremden viele Offiziere von dem hier garnisonierenden Grenzposten der Vereinigten Staaten-Armee. Es herrscht dort ein so guter Gesellschaftston, als befände man sich in einer größeren Stadt Amerikas.

Wir wollen jetzt die Stadt und ihre Umgebung etwas genauer betrachten. Bei einem Spaziergange durch dieselbe wird jedem Fremden sofort der Mangel an Bäumen auffallen, zumal die nackte Öde der umliegenden Gegend, welche nur selten durch geschlossene Bauten vor dem Auge verdeckt wird, offen zu Tage tritt. Erst mit dem Heranwachsen der Stadt wird dies weniger auffällig sein. Gegenwärtig stehen die Gebäude, mit Ausnahme an der fünften Straße, sehr zerstreut da, und zwischen ihnen drängt sich aller Orten der dürre, vergilbte Boden hervor, was ein sehr unerquickliches Bild giebt. In einer Stadt, die an der Grenze der Tropen liegt, erwartet man Palmen oder ähnliche Gewächse zu sehen. Außer zwei durchaus nicht schönen Bäumen dieser Species, die in der Altstadt stehen, muß ich leider die gänzliche Abwesenheit jener herrlichen Tropengewächse in San Diego bezeugen, dieselben müßten sich denn irgendwo versteckt halten, wo ein Fremder sie nicht leicht finden kann. Der geringe Baumwuchs beschränkt sich auf einige „Pfefferbäume". Die ausgedehnte Plaza ist so kahl wie eine Tenne. Bei einer Stadt von 100,000 und mehr Einwohnern würde dies weniger auffällig sein, aber eine kaum aus den Kinderschuhen herausgewachsene Stadt wie San Diego mit einer fast stets menschenleeren großen Plaza, ohne einen Halm oder Strauch und Baum darauf, ist gewiß eine seltene Erscheinung! Das blaue Gewässer der Bai inmitten der sie ringsum einschließenden fast vegetationslosen Ufergelände sieht so aus, als ob die Natur es beim Erschaffen des schönen Wasserspiegels hätte bewenden lassen wollen und den Menschen die Ausschmückung des Rahmens dazu überließe, ein Amt, welches von diesen bis jetzt nur kümmerlich verwaltet worden ist.

Dieser Mangel an Vegetation hat seine Ursache in der Abwesenheit von fließendem Wasser. Wo der Boden hinreichend bewässert werden kann, springt auch hier, wie überall in Südcalifornien, sofort ein üppiger Pflanzenwuchs hervor. Ein Beispiel davon sind die östlich von San Diego liegenden kleinen Thäler La Nacion, Otay, Chollas, Sweetwater und Paradise mit ihren blühenden Orangen- und Citronenhainen. Möglicherweise wird man durch die Anlage von artesischen Brunnen mit der Zeit einen genügenden Wasservorrat herbeischaffen können, um auch der

Stadt San Diego und ihrer Umgebung ihr ödes Äußere zu nehmen; bis jetzt haben die Versuche damit aber noch keinen besonders günstigen Erfolg gehabt, denn der einzige etwa 30 Fuß tiefe artesische Brunnen liefert nur eine geringe Wassermenge. Neuerdings ist der Plan aufgetaucht, den San-Diego-Fluß über die „Mesas" in die Stadt zu leiten. Sollte dieses Unternehmen Erfolg haben, so würde San Diego durch eine alsdann schnell emporschießende Vegetation bald einen freundlicheren Anblick gewinnen, als es jetzt zur Schau trägt.

Die Anlage der Stadt an einer sich sanft gegen den Hafen abdachenden Höhe ist sonst, namentlich für den Bau von Abzugskanälen, eine recht glückliche zu nennen. Man kann auch die Vorsicht der jetzigen Stadtväter nur loben, welche beizeiten für den nötigen Raum zu einer Metropole sorgten. San Francisco, welches bei seiner Anlage auf höchstens 30,000 Einwohner berechnet war, und wo man später, als sich die Stadt mit Riesenschritten vergrößerte, ganze Straßen erweitern und umbauen mußte, scheint den San Diegoern in dieser Beziehung als ein warnendes Beispiel vorgeschwebt zu haben. Sie nahmen sich vor, ihrer Stadt, ehe dieselbe durch Häuser eingeengt würde, den nötigen „Ellenbogenraum" zu sichern und die Lage der Hauptboulevards von vornherein genau zu bestimmen. Infolgedessen ist San Diego, welches aus Alt-, Mittel- und Neu-San-Diego und einem halben Dutzend „Anhängsel" (Additions) besteht, auf einem Raum von 10 engl. Quadratmeilen „ausgelegt" worden. Daß dabei für einen Park von etwa 1½ Quadratmeilen Flächenraum innerhalb der Stadtgrenzen Platz gelassen wurde, zeugt von einer anerkennenswerten Rücksicht auf die Gesundheit der Einwohnerschaft dieser zukünftigen Großstadt.

Der Leser möge nicht glauben, daß ich mir mit diesen Bemerkungen einen schlechten Scherz auf die San Diegoer erlaubt habe. Im Gegenteil, ich glaube kaum, daß ein Bewohner dieser Zukunftsmetropole, dem diese Zeilen vielleicht zu Gesicht kommen möchten, meine Worte so auslegen wird. Jedoch hat San Diego bereits einen Nebenbuhler in der Nähe, der ein recht unangenehmer Nachbar ist; es ist dies die von der „Atchison-, Topeka- und Santa-Fé"-Eisenbahngesellschaft nur vier Miles von San Diego am obern Ende der Bai gegründete nagelneue Stadt National City, wo die genannte Gesellschaft auf ihrem eigenen Grund und Boden bereits ansehnliche Maschinenwerkstätten und Hafenanlagen errichten ließ. National City ist der Dorn im Fleisch von San Diego. Ließ doch zur Zeit meines ersten Besuches in San Diego ein Yankee-Landspekulant namens Kimball im Laufe der Unterhaltung gegen mich die bedeutungsvollen Worte fallen: „daß Hundert-

tausende in New-York, Philadelphia, Boston, Brooklyn und Chicago be-bereits die Koffer packten, um nach National City zu ziehen, und daß es den Anschein habe, der ganze Osten wolle hierher kommen!" — Da die Atchison-Gesellschaft bei National City, dem von ihr bestimmten Terminus, eine große Bodenstrecke besitzt, so ist sie allerdings imstande — was den Raum anbelangt — ihre Stadt in noch größeren Verhältnissen als San Diego „auszulegen". Der für Bahnhofsbauten, Weichen, Hafenanlagen ꝛc. bestimmte Flächenraum ist ausgedehnter, als ihn irgend eine Eisenbahn in Amerika besitzt; und sollte National City dementsprechend aufgebaut werden, so würde San Diego in Vergleich zu demselben bald die Rolle einer Vorstadt einnehmen müssen. Glücklicherweise haben sich aber die Aussichten auf ein schnelles Emporblühen von National City seit der Eröffnung der Überlandbahn sehr verschlechtert, und San Diego braucht sich jetzt nicht mehr vor seinem nächsten Stadtnachbarn zu fürchten.

Was sind nun die Gründe, worauf die Großstadtgelüste von San Diego beruhen? — Zunächst ist es der Hafen, der allerdings vortrefflich ist, obgleich er sowohl der Bai von San Francisco als dem Puget Sund bedeutend nachsteht. Die Länge der Bai von San Diego beträgt etwa 14 englische Meilen, mit einer abwechselnden Breite von einer Meile vor Neu-San-Diego und $2^1/_2$ Miles vor National City und unterhalb San Diego. Die Bai ist den größten Seeschiffen zugänglich und bildet einen sichern Ankergrund. Vor Stürmen ist sie so vollständig geschützt, daß ein kleines Boot selbst beim heftigsten Winde ungefährdet von Ufer zu Ufer fahren kann. Dagegen verflacht sie sich so allmählich, daß z. B. die vor San Diego liegende Pfeilerbrücke 2260 Fuß lang ist, um an ihrem Ende einen Ankergrund von 22 Fuß Tiefe zu erreichen. Da das Wasser sich zur Zeit der Ebbe ziemlich weit zurückzieht und das Ufer bloßlegt, so wäre eine ganze Reihe solcher Hafenbauten für einen größeren Schiffahrtsverkehr und für das Ein- und Ausladen von Warengütern unumgänglich notwendig. Bei National City ist das Fahrwasser allerdings geräumiger, aber gewaltige Hafenbauten müßten auch hier errichtet werden, um der Schiffahrt einer großen Handelsstadt genügenden Platz zum Anlanden zu verschaffen. Die Bai von San Diego wird durch eine schmale und niedrige, von jeglichem Baumwuchs entblößte Landzunge (Peninsula of San Diego) gebildet, welche dieselbe vom Meere trennt. Ich möchte diese Bai mit einer der Lagunen vergleichen, wie sie sich an der atlantischen Küste der Südstaaten und am Mexikanischen Golf häufig vorfinden.

Die Einfahrt in die Bai liegt zwischen einem hohen mit einem Leuchtturm gekrönten Vorgebirge (Ballart Point) und der niedrigen Landzunge, in welche die „Peninsula of San Diego“ gegen Norden ausläuft. Vom Festlande erstreckt sich ein langer schmaler Erddamm in die Mündung der Bai hinaus, der aussieht, als ob er von Menschenhänden angelegt sei. Ob eine frühere längst vergessene Generation dieses seltsame Bollwerk erbaut hat, oder ob dasselbe von der Natur so geschaffen wurde, läßt sich schwer entscheiden; sicherlich könnte man keinen Wellenbrecher trefflicher als diesen anlegen. Vom Meere aus betrachtet nimmt sich San Diego, das auf einem sich sanft emporhebenden Uferhang erbaut ist, gerade so aus, als ob es direkt an der See läge, da die dazwischen liegende, den Hafen bildende niedrige Landzunge bereits in einer Entfernung von wenigen Meilen mit dem Festlande eins zu sein scheint. Eine feindliche Flotte könnte die Stadt mit der größten Leichtigkeit vom Meere aus, über die Landzunge und den Hafen hinweg, bombardieren.

Die für den Welthandel so vorzügliche Lage der Bai von San Diego wird von ihren Bewunderern folgendermaßen bezeichnet: — „Sie liegt Mexiko, Centralamerika und der Westküste von Südamerika 500 Miles näher als San Francisco; Australien, Neu-Seeland und die Südseeinseln sind ihr 300 englische Meilen, China und Japan 100 Meilen näher, als die Entfernung von San Francisco dorthin beträgt. Die Entfernung von San Diego nach New-York und den atlantischen Häfen der Union ist 500 englische Meilen kürzer, als von San Francisco dorthin, und die Eisenbahnlinien, welche, von San Diego ausgehend, den nordamerikanischen Kontinent überspannen, sind infolge der günstigeren Boden- und klimatischen Verhältnisse weit leichter und weniger kostspielig zu befahren, als die Central und Union Pacific mit ihren Schneedächern und schwierigen Gebirgspässen: — deshalb wird und muß San Diego den ostasiatischen, australischen und südamerikanischen Handel dem Emporkömmling San Francisco naturgemäß wieder entreißen.“

Was nun die durch Südcalifornien und Arizona nach dem Osten führenden Eisenbahnen anbetrifft, so ist es längst erwiesen, daß der Verkehr auf ihnen, namentlich im Winter, weit öfter als auf der Central und Union Pacific unterbrochen ist. In jedem Jahre richten gewaltige Regengüsse auf den südlichen Linien einen ungeheueren Schaden an, und es ist durchaus nichts Seltenes, daß Passagiere dort zu jener Jahreszeit oft wochenlang nicht vor- und nicht rückwärts kommen können. Geschäftsreisende, die von San Francisco nach New-York fahren wollen, benutzen deshalb auch im Winter in weit überwiegender Mehrzahl die Centralroute, welche jetzt gegen den Schneefall durch Schneedächer und Schnee-

tausende in New-York, Philadelphia, Boston, Brooklyn und Chicago be-bereits die Koffer packten, um nach National City zu ziehen, und daß es den Anschein habe, der ganze Osten wolle hierher kommen!" — Da die Atchison-Gesellschaft bei National City, dem von ihr bestimmten Terminus, eine große Bodenstrecke besitzt, so ist sie allerdings imstande — was den Raum anbelangt — ihre Stadt in noch größeren Verhältnissen als San Diego „auszulegen". Der für Bahnhofsbauten, Weichen, Hafenanlagen ꝛc. bestimmte Flächenraum ist ausgedehnter, als ihn irgend eine Eisenbahn in Amerika besitzt; und sollte National City dementsprechend aufgebaut werden, so würde San Diego in Vergleich zu demselben bald die Rolle einer Vorstadt einnehmen müssen. Glücklicherweise haben sich aber die Aussichten auf ein schnelles Emporblühen von National City seit der Eröffnung der Überlandbahn sehr verschlechtert, und San Diego braucht sich jetzt nicht mehr vor seinem nächsten Stadtnachbarn zu fürchten.

Was sind nun die Gründe, worauf die Großstadtgelüste von San Diego beruhen? — Zunächst ist es der Hafen, der allerdings vortrefflich ist, obgleich er sowohl der Bai von San Francisco als dem Puget Sund bedeutend nachsteht. Die Länge der Bai von San Diego beträgt etwa 14 englische Meilen, mit einer abwechselnden Breite von einer Meile vor Neu-San-Diego und $2^1/_2$ Miles vor National City und unterhalb San Diego. Die Bai ist den größten Seeschiffen zugänglich und bildet einen sichern Ankergrund. Vor Stürmen ist sie so vollständig geschützt, daß ein kleines Boot selbst beim heftigsten Winde ungefährdet von Ufer zu Ufer fahren kann. Dagegen verflacht sie sich so allmählich, daß z. B. die vor San Diego liegende Pfeilerbrücke 2260 Fuß lang ist, um an ihrem Ende einen Ankergrund von 22 Fuß Tiefe zu erreichen. Da das Wasser sich zur Zeit der Ebbe ziemlich weit zurückzieht und das Ufer bloßlegt, so wäre eine ganze Reihe solcher Hafenbauten für einen größeren Schiffahrtsverkehr und für das Ein- und Ausladen von Warengütern unumgänglich notwendig. Bei National City ist das Fahrwasser allerdings geräumiger, aber gewaltige Hafenbauten müßten auch hier errichtet werden, um der Schiffahrt einer großen Handelsstadt genügenden Platz zum Anlanden zu verschaffen. Die Bai von San Diego wird durch eine schmale und niedrige, von jeglichem Baumwuchs entblößte Landzunge (Peninsula of San Diego) gebildet, welche dieselbe vom Meere trennt. Ich möchte diese Bai mit einer der Lagunen vergleichen, wie sie sich an der atlantischen Küste der Südstaaten und am Mexikanischen Golf häufig vorfinden.

Die Einfahrt in die Bai liegt zwischen einem hohen mit einem Leuchtturm gekrönten Vorgebirge (Ballart Point) und der niedrigen Landzunge, in welche die „Peninsula of San Diego“ gegen Norden ausläuft. Vom Festlande erstreckt sich ein langer schmaler Erddamm in die Mündung der Bai hinaus, der aussieht, als ob er von Menschenhänden angelegt sei. Ob eine frühere längst vergessene Generation dieses seltsame Bollwerk erbaut hat, oder ob dasselbe von der Natur so geschaffen wurde, läßt sich schwer entscheiden; sicherlich könnte man keinen Wellenbrecher trefflicher als diesen anlegen. Vom Meere aus betrachtet nimmt sich San Diego, das auf einem sich sanft emporhebenden Uferhang erbaut ist, gerade so aus, als ob es direkt an der See läge, da die dazwischen liegende, den Hafen bildende niedrige Landzunge bereits in einer Entfernung von wenigen Meilen mit dem Festlande eins zu sein scheint. Eine feindliche Flotte könnte die Stadt mit der größten Leichtigkeit vom Meere aus, über die Landzunge und den Hafen hinweg, bombardieren.

Die für den Welthandel so vorzügliche Lage der Bai von San Diego wird von ihren Bewunderern folgendermaßen bezeichnet: — „Sie liegt Mexiko, Centralamerika und der Westküste von Südamerika 500 Miles näher als San Francisco; Australien, Neu-Seeland und die Südseeinseln sind ihr 300 englische Meilen, China und Japan 100 Meilen näher, als die Entfernung von San Francisco dorthin beträgt. Die Entfernung von San Diego nach New-York und den atlantischen Häfen der Union ist 500 englische Meilen kürzer, als von San Francisco dorthin, und die Eisenbahnlinien, welche, von San Diego ausgehend, den nordamerikanischen Kontinent überspannen, sind infolge der günstigeren Boden- und klimatischen Verhältnisse weit leichter und weniger kostspielig zu befahren, als die Central und Union Pacific mit ihren Schneedächern und schwierigen Gebirgspässen: — deshalb wird und muß San Diego den ostasiatischen, australischen und südamerikanischen Handel dem Emporkömmling San Francisco naturgemäß wieder entreißen.“

Was nun die durch Südcalifornien und Arizona nach dem Osten führenden Eisenbahnen anbetrifft, so ist es längst erwiesen, daß der Verkehr auf ihnen, namentlich im Winter, weit öfter als auf der Central und Union Pacific unterbrochen ist. In jedem Jahre richten gewaltige Regengüsse auf den südlichen Linien einen ungeheueren Schaden an, und es ist durchaus nichts Seltenes, daß Passagiere dort zu jener Jahreszeit oft wochenlang nicht vor- und nicht rückwärts kommen können. Geschäftsreisende, die von San Francisco nach New-York fahren wollen, benutzen deshalb auch im Winter in weit überwiegender Mehrzahl die Centralroute, welche jetzt gegen den Schneefall durch Schneedächer und Schnee-

fänge ausreichend geschützt ist. Die von Colton nach San Diego führende „California-Southern"-Bahn war im Jahre 1884 sogar sechs Monate lang durch Erdrutsche, zerstörte Brücken und fortgeschwemmtes Bahnbett ganz in Stillstand geraten. Das auf dieser Linie liegende Temecula-Cañon ist allerdings hochromantisch, wird aber bei starken Regengüssen ganz unzugänglich. Die Atchison-Gesellschaft hat neuerdings den Plan laut werden lassen, die „California-Southern" ganz umzubauen und ihr eine neue Richtung zu geben, um das Temecula-Cañon zu umgehen, — ein mit ungeheuren Kosten verknüpftes Unternehmen, dessen Ausführung aber San Diego zum großen Vorteil gereichen würde. Ich will hier erwähnen, daß die Schienen der „California-Southern"-Eisenbahn aus der Krupp'schen Fabrik stammen, die einzigen ihrer Art, die ich je noch in Californien sah.

Die außerordentlich reiche Atchison-Gesellschaft, welche die Bai von San Diego als westlichen Ausgangshafen ihrer Transkontinental-Linie auserkor, wird natürlich versuchen, einen Teil des australischen und des ostasiatischen Handels dorthin zu leiten. Im besten Falle kann dies aber vorläufig nur ein Transithandel werden, denn der Lokalhandel von San Diego muß noch auf Jahre hinaus höchst unbedeutend bleiben. Durch große Subsidien mögen Dampferlinien veranlaßt werden, einige ihrer Schiffe nach San Diego zu senden. Ohne besondere Zugeständnisse wird dies aber schwerlich der Fall sein; denn der Vorteil einer um etliche hundert Miles näheren Seereise ist kein Ersatz für den bedeutenden Lokalhandel, den eine große und reiche Handelsstadt, wie z. B. San Francisco, solchen Dampfschiffslinien bietet. Nebst einem vorzüglichen Hafen und einer Eisenbahn sind jedoch noch andere Faktoren notwendig, um eine Seestadt zu einem großen Handelsplatz zu machen, und dazu gehört in erster Linie ein Hinterland, das einer höheren Kultur nutzbar gemacht werden kann.

Ich muß gestehen, daß ich mich bei meinem ersten Besuche in San Diego, bei welcher Gelegenheit ich, wie bereits erwähnt wurde, die etwa 100 Miles lange Strecke von Santa Ana bis nach der Bai in der „Stage" durchkreuzte, durch die dort zu Tage tretende wüstenartige Landschaft nicht gerade für das Hinterland von San Diego begeistert fühlte. Ist es doch eine Thatsache, daß man heute noch in San Diego seinen Kaffee ohne Milch trinken muß, was gerade nicht für die Fruchtbarkeit jener Gegend spricht! — Kein Land der Welt täuscht aber den Besucher beim ersten Anblick mehr als Südcalifornien. Dieses selbe Gebiet, welches mir vor vier Jahren als das trostloseste Land unter der Sonne vorkam, wird ohne Zweifel im Laufe weniger Jahre durch Bewässerung

an vielen Stellen herrliche halbtropische Anpflanzungen und Orangenhaine, leuchtend von goldener Frucht, aufzuweisen haben. Weinstöcke, Oliven, Pfirsiche, Birnen, Pflaumen, Nektarinen, Aprikosen, Mandeln, Walnüsse und alle Arten von Citronfrüchten gedeihen in günstig gelegenen Thälern und auf den „Mesas" bei genügender Bewässerung so gut in San Diego County wie bei Los Angeles und in Riverside.

Wie wunderbar schnell sich dieses Land in kurzer Zeit entwickelt hat, ist staunenswert! Im Jahre 1873 belief sich die Zahl der Obstbäume in San Diego County auf 2500; 1885 wurden dort 728,311 fruchttragende Obstbäume gezählt. Der Honig von San Diego, der als der beste in Amerika gilt, ergab im letzten Jahre eine Ernte von 1340 Tonnen (à 2000 Pfund); Rosinen wurden 12,000 Kisten verschifft. Die Besiedelung des Landes schreitet rasch voran. 1885 wurden 159,180 Acker Regierungsland in jenem County von neuen Ansiedlern in Besitz genommen. In der Stadt San Diego wurden im selben Jahre 219 neue Geschäftshäuser erbaut, im Werte von 769,000 Dollars (von August 1885 bis Juni 1886 sogar 800 neue Häuser!). Die Einwohnerzahl der Stadt hat sich von ca. 4000 im Jahre 1882 auf 8000 bis zum Juni 1886 vermehrt und Grundeigentum ist 300 % im Werte gestiegen. Das frühere schläfrige Aussehen der Stadt ist ganz verschwunden und ein reger Handel und Wandel zeigt sich daselbst allerorten. An der 5. und 7. Straße sind zahlreiche stattliche Steingebäude und mehrere neue prächtige Gasthöfe entstanden, Straßenbahnen und elektrische Beleuchtung wurden bereits eingeführt, und eine wahre Bauwut hat sich der ganzen Bevölkerung bemächtigt. Die Einwohnerzahl des Countys stieg von 8,618 im Jahre 1880 auf 19,500 im Jahre 1885; der Gesamtwert des Eigentums vermehrte sich in zwei Jahren um 3½ Millionen Dollars und wurde im Jahre 1885 auf 11,707,357 Dollars abgeschätzt. Dies sind Zahlen, die durchaus nicht gering anzuschlagen sind, und wenn sich, wie vorauszusetzen ist, zahlreiche Kolonien von Amerikanern aus dem Osten der Union nach dem Vorbild von Riverside und Pasadena in der Umgegend von San Diego niederlassen werden, so muß dadurch das Leben und der Handel in dieser Stadt einen erstaunlichen Aufschwung nehmen. Mit Los Angeles wird auch ohne Zweifel bald eine nähere Schienenverbindung über Santa Ana hergestellt sein. Auf der Linie über Colton werden jetzt täglich zwei Passagierzüge zwischen Los Angeles und San Diego befördert.

Was nun die Zukunft von San Diego anbetrifft, die sich seit der Eröffnung der neuen Überlandbahn wesentlich zu seinem Vortheil gestaltet hat, so ist seine Aussicht, ein blühender Hafenort zu werden, ohne Frage

viel versprechend und es kann sich seine Einwohnerzahl in den nächsten fünf Jahren leicht auf 25,000 und mehr Seelen vermehren. Mit der Entwickelung von Südcalifornien wird es fortan Schritt halten; falls östliche Kapitalisten daselbst große Warenlager niederlegen und Einfuhrgeschäfte gründen, hat der Platz sogar Aussicht, ein ganz bedeutender Mittelpunkt des Handels zu werden. Für die mexikanische Provinz Untercalifornien ist San Diego bereits jetzt der Stapelplatz. Für diesen Handel droht jedoch die am jenseitigen Ufer des Golfes liegende Hafenstadt Guaymas ein Nebenbuhler von San Diego zu werden, den diese Stadt auch im überseeischen Handel zu fürchten hat. Die „Atchison-, Topeka- und Santa-Fé"-Eisenbahngesellschaft hat, wie bereits erwähnt wurde, durch den Bau der von der amerikanischen Grenze über Arispe und Hermosillo nach Guaymas laufenden „Sonóra-Eisenbahn" jenen Platz bereits zu einem ihrer Terminalhäfen gemacht und wird demselben jedenfalls einen ansehnlichen Teil ihrer Gönnerschaft zuwenden. Daß San Diego Los Angeles im Laufe der Zeit überflügeln wird, ist wohl kaum anzunehmen, denn dazu hat die Engelsstadt bereits einen zu weiten Vorsprung, und ihre Stellung als Mittelpunkt des Eisenbahnnetzes von Südcalifornien ist zu gesichert, um durch San Diego wesentlich beeinflußt werden zu können. Für San Francisco kann das Emporblühen der „Stadt der glänzenden Zukunft" an der Bai von San Diego nur von Nutzen sein. Ebensowenig wie New-York durch den Aufschwung von Boston, Philadelphia, Baltimore 2c. Schaden gelitten hat, wird San Francisco — das New-York der pacifischen Küste — durch das Entstehen von größeren Städten an der Bai von San Diego, im Gebiet des Columbia, am Puget Sund und in Britisch Columbia (Terminalstadt der canadischen Pacificbahn) benachteiligt werden. Im Gegenteil, der mit der Entwickelung solcher Plätze Schritt haltende und sich stetig erweiternde wechselseitige Verkehr, ihre erhöhte Handelsbedeutung, die ihren natürlichen Mittelpunkt in San Francisco findet, und die immer größere Verhältnisse annehmende Besiedelung des ganzen Gebiets der pacifischen Küste sind die Grundsteine zu der zukünftigen Größe der Metropole am Goldenen Thor.

Schließlich wollen wir uns noch etwas näher mit dem schönsten Erbteil San Diegos beschäftigen, mit seinem prachtvollen Klima, von welchem bereits Agassiz sagte, es sei das eigentliche Großkapital dieser Stadt. Eine kurze Schilderung ihrer klimatischen Vorzüge wird dies sofort verdeutlichen. Die mittlere Temperatur für die Frühlingsmonate beträgt dort 60, für den Sommer 68, für den Herbst 63 und für den Winter 54 Grade Fahrenheit; — oder um genauer zu sein: die Durch-

schnittstemperatur für jeden Monat im Jahre um fünf Minuten vor zwei Uhr des Nachmittags, der heißesten Tageszeit, beträgt nach der Angabe des „United States Signal Service“ für die Station San Diego: im Januar 64°; im Februar 59°; im März 62°; im April 65°; im Mai 65°; im Juni 67°; im Juli 74°; im August 74°; im September 70°; im October 68 ; im November 66° und im Dezember 60° Fahrenheit. Die Nächte sind im ganzen Jahre angenehm kühl und erfrischend, ohne je kalt zu werden.

Es ist dies eine so gleichmäßige gemäßigte Temperatur das ganze Jahr hindurch, und zwar an der Grenze der tropischen Zone, außerhalb des Bereichs der strengen Winter nördlicher Breiten, wie kein zweiter Kurort in Amerika sie aufzuweisen vermag. Dabei ist die Atmosphäre in San Diego, wie überall in Südcalifornien, trocken und gesund. Der Regenfall beträgt durchschnittlich 10 Zoll im Jahre. Der geringste, den man verzeichnet hat, betrug 2³/₈, der höchste 17 Zoll im Jahre; beide letztgenannten Fälle waren aber eine Ausnahme von der Regel. Dem Pflanzenwuchs ist nun allerdings ein so geringer atmosphärischer Niederschlag nicht gedeihlich; um so gesunder dagegen ist das Klima von San Diego für den Menschen. Hier giebt es keine Extreme im Klima, keinen plötzlichen Temperaturwechsel, und man trägt dieselben Kleider im Winter wie im Sommer. Die Abende sind geradezu himmlisch zu nennen. Wer unter diesem sonnigen Himmel und bei den milden und doch so erfrischenden Seewinden nicht gesundet, dem wird dies schwerlich sonstwo in der Welt gelingen! Die Bai und das nahe Meer bieten schwächlichen Personen den bestmöglichen Badegrund, da das Seewasser hier stets fast dieselbe Temperatur wie die Luft zeigt. Eine reiche Gesellschaft von Bostonern beabsichtigt, ein Seebad auf der „Peninsula“ am Oceanstrande anzulegen, das ein zweites Coney Island (das berühmteste Seebad an der atlantischen Küste, auf Long Island nahe bei New-York) werden soll und, falls man es zur Ausführung bringt, viele Tausende von Fremden hierher locken wird.

Schon seit Jahren wird San Diego wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften als Sanitarium namentlich von Brustkranken besucht, die hier Linderung fanden, nachdem sie dieselbe in Florida, Madeira und in anderen Heilplätzen vergebens gesucht hatten. Für den Fremden ist die Langeweile jetzt das schlimmste Übel, das ihm in San Diego zu teil werden kann. Vergnügungsplätze giebt es dort noch nicht; keinen Kurgarten, keine Musik, kein Theater oder dergleichen — und tagaus tagein von nichts zu reden als vom Hafen, der Eisenbahn, dem Klima und der glänzenden Zukunft der Stadt ist auf die Dauer nur für einen San

Diegoer erträglich. Alles dies wird sich aber allmählich ändern. Der Fremdenverkehr hat bereits infolge der Eröffnung der neuen Überlandbahn einen erstaunlichen Aufschwung genommen, mit der schnellen Vergrößerung der Stadt werden manche jetzt dort unbekannte, für den Kulturmenschen notwendige Erheiterungen und Genüsse einziehen, und San Diego wird im Laufe der Zeit ohne Zweifel das bedeutendste Sanitarium in Amerika werden.

Ein Ausflug nach den Gebirgsseen in der Sierra Nevada.

I.

Der westliche Aufstieg der Sierra Nevada. — Eisenbahnfahrt von Colfax nach Truckee. — Am Donnersee. — Die Donner-Gesellschaft und ihr entsetzliches Schicksal. — Durch das Truckeethal nach dem See Tahoe. — Das Abholzen der Sierra und die Verwüstung der Wälder.

In der californischen Sierra Nevada liegt eine große Anzahl von Gebirgsseen, welche diesem waldreichen Hochgebirge einen herrlichen Schmuck verleihen. Die bedeutendsten jener Seen sind nicht weit von der Linie der Centralpacific-Eisenbahn entfernt und können von San Francisco aus leicht erreicht werden. Um den Vergnügungsreisenden eine freie Umschau im Gebirge zu geben, wird den Tageszügen ein Salonwagen, der mit großen Spiegelscheiben versehen ist und am hinteren Ende einen offenen überdachten Raum bildet, angehängt. Bei der Station Colfax (144 Miles von San Francisco) tritt die Bahn ins Gebirge, und von dort bis Truckee (sprich Trukki — 209 Miles von San Francisco), dem Centralorte für die Touristen, welche die Seen besuchen wollen, ist die Fahrt hochromantisch. Gleich jenseits Colfax überschreitet die Eisenbahn eine hohe Brücke, wo ein anderer Schienenweg (die nach den alten Minenstädten Grass Valley und Nevada City führende engspurige Bahn) in der Tiefe rechtwinklig unter der Brücke hinläuft und sich das enge Thal des Bear River hinaufwindet, — ein außerordentlich malerisches Bild! — Das berühmte Cap Horn, wo die Central-Pacific einen schroffen Abhang umkreist, an dessen Fuße, 2500 Fuß in der Tiefe, der sich durch einen grünen Thalgrund hinschlängelnde Americanfluß wie ein Silberfaden heraufblitzt, die mit überaus mannigfachen

Arten von Nadelhölzern geschmückten Berglehnen und Kuppen, die sich wie ein welliges grünes Meer ringsum ausbreiten, die Fernsichten auf entlegene Schneegipfel und die Einblicke in waldumrahmte Seitenthäler werden jedem Reisenden, der sie geschaut hat, unvergeßlich bleiben. Alte Minenlager, worunter das in einiger Entfernung links von der Bahn liegende Städtchen Dutch Flat mit seinem von hydraulischen Strömen unterst zu oberst gewühlten, zerrissenen und halb fortgeschwemmten, mit Schutt und Geröll und mit entwurzelten Riesenstämmen bestreuten gelben Sandbergen und dem von aller Vegetation entblößten braunen Thalkessel wie ein Bild der Verwüstung aus der grünen Waldumgebung hervorblickt, hohe Wasserleitungen, zerfallene Minerhütten, Schutthaufen 2c. bringen eine interessante Abwechselung in das sich prächtig aufrollende Panorama des Hochgebirges.

Jenseits des weiten Thalkessels von Blue Cañon und Emigrant Gap beginnen die Schneedächer (snow sheds), die sich in nur selten unterbrochener endloser Reihe wie ein gewundener Riesentunnel über 40 Miles weit bis in die Nähe der Stadt Truckee erstrecken. Ungefährdet vor Schneestürmen und Lawinen rollen die Eisenbahnzüge im Winter unter jenen oben und an den Seiten durch Balken und Bretter geschlossenen Schneedächern dahin, vorbei an der Station Summit (7017 Fuß über dem Meeresspiegel) und nehmen erst beim östlichen Abstieg der Sierra ein Ende. Für den Reisenden sind diese Schneedächer, welche nur ab und zu an solchen Stellen, wo die Seitenbretter losgebrochen sind, oder wo gelegentlich an nicht gefährdeten Stellen sich kurze offene Zwischenräume befinden, einen flüchtigen Blick in das waldbedeckte Hochgebirge gestatten, außerordentlich peinlich und bilden mit den 15 auf dieser Strecke befindlichen Tunnels, deren Gesamtlänge sich auf 6262 Fuß beläuft, eine recht unangenehme Zugabe jener Gebirgsfahrt. Der Rückblick in die lange sich schlängelnde Vista jenes längsten Holzschuppens der Welt, mit den sich darin jagenden Strahlen des durch die Dachfugen hereinbrechenden Sonnenlichts, der zuerst recht unterhaltend ist, ermüdet auf die Dauer und man sehnt sich ordentlich danach, endlich einmal wieder einen ungehinderten Blick in Gottes freie Natur zu erhalten. Besonders ist dies gegen das Ende der Fahrt der Fall, wenn das Auge den von waldigen Höhen umrahmten in der Tiefe daliegenden blauen Spiegel des Donnersees erfaßt, dessen wunderbar schönes Bild nur ab und zu auf kurze Zeit sichtbar wird.

Im Augustmond 1886 machte ich, in Gesellschaft einer kleinen Anzahl von deutschen Freunden, die soeben kurz geschilderte Eisenbahn-

fahrt von San Francisco nach Truckee, von wo aus wir die Gebirgsseen in der Sierra Nevada besuchen wollten. Truckee, ein rühriges Städtchen, dessen Hauptindustrie der Holzhandel ist, liegt nur wenige Meilen von der östlichen Staatsgrenze Californiens entfernt. Drei Miles von Truckee liegt der bereits genannte Donnersee (Donner Lake). Der Vollmond, welcher soeben aufgegangen war und sein Silberlicht über die Sierra ausgoß, lud uns ordentlich zu einer Spazierfahrt ein, und da in dem langweiligen Truckee, wo wir gegen Abend anlangten, durchaus nichts zu versäumen war, so saß unsere kleine Gesellschaft von Damen und Herren bald in einem Gefährt und kutschierte in der lauen Mondnacht nach dem Donnersee.

Am östlichen Ufer des Sees liegt, wo nicht weit von der Landstraße ein Flüßchen, der Donner-Creek, jenem entströmt und thalwärts rauscht, ein kleiner von hohen Föhren umrahmter Wiesenplan, das sogenannte „Hungerfeld", auf welchem die Donnergesellschaft, nach welcher der romantische Bergsee benannt wurde, elendiglich umkam. Es war im Jahre 1846, als eine Gesellschaft von 82 Auswanderern, meistens Deutsche, worunter sich 32 Frauen und viele Familien mit Kindern befanden, unter der Leitung eines deutschen Farmers mit Namen Georg Donner die Reise aus Missouri durch die damals noch ganz unwegsamen Wildnisse nach Californien antrat, angeblich infolge unbestimmter Gerüchte von Goldentdeckungen in jenem Lande. Solche Gerüchte waren seit langen Jahren wiederholt beim Volke im Umlauf. Schon zu Cortez' Zeit redeten die beutesüchtigen Spanier von dem Goldlande Cibola und den sieben großen Städten, die dort lägen und unermeßliche Reichtümer enthielten. Jenes Goldland Cibola, das die Abenteurer im Nordwesten von Mexiko vergeblich suchten, tauchte wie eine Fata Morgana während eines Zeitraums von 300 Jahren immer wieder auf und wurde zuletzt mit Californien identisch. Allerdings wurde die erste beglaubigte große Goldentdeckung bekanntlich erst am 19. Januar 1848 von James W. Marshall beim Bau einer Sägemühle in der Nähe des heutigen Coloma am südlichen Arm des American-Flusses auf dem Besitztum des jetzt verstorbenen John A. Sutter gemacht; aber bereits im Jahre 1843 hatten die Mexikaner, die damaligen Besitzer des Landes, bestimmte Nachricht, daß die Provinz Alta California reich an Gold sei. Die Franziskanermönche hatten schon öfters kleine Stücke Gold von den Indianern eingehandelt, hielten es aber für passend, diese Thatsache geheim zu halten, um durch das Bekanntwerden derselben nicht eine ihnen unliebsame Bevölkerung von Abenteurern aus den östlichen Unionsstaaten ins Land zu locken. Daß das Gerücht von Goldentdeckungen in

Californien der Donnergesellschaft bereits im Jahre 1846 zu Ohren gekommen war, scheint durchaus nicht unglaublich zu sein.

Die Karawane gelangte nach einem viele Monate dauernden Marsche durch die pfadlose Wildnis im Spätherbst in die Nähe der Sierra Nevada. Da die Lebensmittel bereits auf die Neige gingen, so beschloß Donner, unter der Führung eines alten Indianers mit Namen Truckee den Übergang über das Gebirge ohne Verzug zu bewerkstelligen, ehe der Winter hereinbräche und die Pässe verschneien und unpassierbar machen würde. Am 28. Oktober 1846 erreichte die Wagenkolonne das Ufer eines damals noch ganz unbekannten Bergsees, den heutigen Donnersee, wo die Emigranten ein Lager bezogen. Hier wurden sie von einem furchtbaren Unwetter überrascht. Leider versäumten sie es, den Rat des Indianers, eine Wagenburg zu bilden, um das Vieh zusammenzuhalten, zu befolgen. Die Folge davon war, daß dieses sich verlief und im Gebirge umkam, so daß die bald ganz eingeschneiten Emigranten mit geringem Proviant den Winter im Lager verbringen mußten. Nicht einmal die Möglichkeit, Fische im See zu fangen, blieb ihnen, da jener bald ganz zugefroren war. Der Schneesturm hielt bis Mitte November an, um welche Zeit die Schneedecke eine Tiefe von 20 Fuß erreicht hatte. Der karge Vorrat von Lebensmitteln war bald verzehrt, die Pferde und Hunde wurden getötet und verspeist, dann mußten Schuhe, Lederzeug 2c. zur Nahrung dienen, bis absolut nichts Eßbares mehr im Lager vorhanden war. In dem nun folgenden entsetzlichen Kampfe zwischen Leben und Hungertod dienten zunächst die Leichen der zuerst dem gräßlichen Elend Unterliegenden den Überlebenden zur Speise. Ob alle, die umkamen, eines natürlichen Todes gestorben sind, darüber ist der Schleier nie ganz gelüftet worden.

Die Eingeschneiten machten während des Winters einen verzweifelten Versuch, sich aus ihrem lebendigen Grabe zu befreien. Neun Männer und fünf Frauen unternahmen es, unter der Führung des alten Indianers auf Schneeschuhen einen Weg über das Hochgebirge nach Californien zu suchen und Hülfe herbeizuholen. Nur drei Männern von jener verwegenen Schaar — der Indianer hatte sich unterwegs, aus Furcht verspeist zu werden, aus dem Staube gemacht und wurde nie wieder gesehen — gelang es, mit äußerster Anstrengung und halb verhungert, eine Niederlassung der Weißen am Bear River zu erreichen. Sofort brach von dort eine Hülfsexpedition unter der Führung eines Jägers mit Namen Blount nach dem Lager am Donnersee auf, wo jene am 19. Februar anlangte. Es war aber nicht möglich, alle am Leben ge-

bliebenen Emigranten auf einmal mitzunehmen. Zunächst wurden siebzehn der kräftigsten Männer fortgeschafft und auch glücklich nach der Ansiedelung am Bear River gebracht. Eine zweite am 1. März im Lager eintreffende Hülfsexpedition nahm wieder siebzehn Emigranten mit, von denen jedoch drei in einem Schneesturm unterwegs umkamen. Eine dritte, Expedition, die bis zum Lager vordrang, rettete von den noch Zurückgebliebenen alle Personen bis auf drei, die man zurücklassen mußte — Georg Donner, seine Frau Marie und Louis Käsburg. Die Mutter, Donners Frau, hatte ihre Kinder mit fortgeschickt und sich geweigert, ohne ihren bereits im Sterben liegenden Mann das Lager zu verlassen, was sie, da sie noch ziemlich bei Kräften war, leicht hätte thun können. Der Abschied der hochherzigen gebildeten deutschen Frau von ihren Kindern soll selbst die starken Männer, welche mit Todesverachtung zur Rettung über das verschneite Gebirge gekommen waren, zu Thränen gerührt haben. Als gegen Ende des Aprilmonds nochmals eine Abteilung verwegener Gesellen den Donnersee erreichte, um zu sehen, was aus jenen drei geworden sei, fanden sie nur noch Käsburg und zwar in bester Gesundheit vor. Der Körper von Donners Gattin war von ihm zerlegt und im Schnee präserviert worden, und mit ihm hatte jener sein Leben gefristet. Käsburg wurde von seinen Rettern des Mordes beschuldigt und auf grausame Weise mitgeschleppt, dann in Californien prozessiert, aber freigesprochen. Von der unglücklichen Donnergesellschaft erlagen sechsunddreißig dem Hungertode und zwar sechsundzwanzig Männer und zehn Frauen. Im Volksmunde geht die Sage, daß alle Emigranten bis auf einen überlebenden Greis, den alten Großvater der Familie Donner, nach einander dem Hungertode zum Opfer gefallen sind, und daß dieser allein von Reisenden lebend im Lager gefunden und vollständig gebrochen, hülflos und im Geiste verwirrt nach Californien mitgenommen wurde. Der obige Bericht wird aber jetzt als der Wahrheit entsprechend angenommen.

Auf dem „Hungerfelde“ kann man noch viele Baumstumpfe gewahren, die in bedeutender Höhe über dem Boden abgeschlagen wurden, ein Merkzeichen, wie tief der Schnee lag, als die so elend zu Grunde gegangenen deutschen Emigranten jene Bäume fällten. Die Blockhütten, welche bis vor wenigen Jahren dort noch standen, die Tiergerippe, die menschlichen Knochenreste 2c. sind alle von der grausigen Stätte verschwunden. Hoch an den Berglehnen fliegen jetzt die Dampfzüge unter den Schneedächern entlang, und nur wenige von denen, welche das bezaubernde Bild des idyllisch in der Wildnis liegenden blauen Donnersees aus den Fenstern eines Palastwaggons im Fluge mit den Augen

erhaschen, ahnen das entsetzliche Drama, dessen Zeuge jenes schöne Stück Erde einst gewesen ist.

Der 5,875 Fuß über dem Meeresspiegel liegende Donnersee, welcher eine Länge von drei Miles und eine Breite von anderthalb Miles, bei einer Tiefe von 483 Fuß, hat, ist ein schimmerndes Juwel inmitten wilder Hochland-Umgebungen. Im Sommer bilden seine mit anmutigen Wäldchen von Tamarackbäumen, Fichten, Canadischen Pappeln und Zitterespen umsäumten Wiesenufer den Sammelplatz zahlreicher Naturfrischler, welche aus den öden Landschaften und Minenstädten Nevadas hierherziehen, um Picknicks abzuhalten, Bootfahrten zu unternehmen und die köstlichsten Forellen zu angeln. Im Winter pflegen Hunderte von Schlittschuhläufern auf Stahlschuhen über den festgefrorenen blanken Spiegel des Sees hinzufliegen, und es klingeln alsdann die Glocken zahlreicher Schlitten auf dieser schönsten Schlittenbahn der pacifischen Welt. Als die Centralpacificbahn gebaut wurde, lebten mehr als 3000 weiße und chinesische Arbeiter in Zeltlagern am Ufer des Donnersees, die Wälder hallten vom Axtschlag wieder und das Gekrach von Explosionen, durch welche gewaltige Felsmassen fortgesprengt wurden, um dem Dampfrosse den Pfad über die Sierra zu bahnen, donnerte an den Berggipfeln, — die Musik des neu angebrochenen eisernen Zeitalters, welches den entlegenen Westen dieses Kontinents aus vieltausendjähriger Ruhe aufgerüttelt hat.

Beim Lichte des Vollmonds machten wir in einem winzigen Dampfer, dessen bewegende Kraft von einer kleinen mit Petroleum geheizten Dampfmaschine geliefert wurde, eine Rundfahrt auf dem herrlichen See. Kapitän, Mannschaft, Steuermann und Maschinist waren auf dem Boote durch ein und dieselbe Person vertreten. Das Steuer stand mit einem an der Seite des Schiffs neben der Maschine angebrachten Rade in Verbindung, so daß der Pilot sein Fahrzeug, ohne sich von der Maschine entfernen zu müssen, zu leiten vermochte und dabei Zeit fand, uns als ortskundiger Cicerone über die Geschichte, die Umgebungen 2c. des Donnersees zu unterrichten. Ein Frachtzug, der fern am Gebirge unter den Schneedächern entlang zog und mitunter hoch oben am finsteren Abhange sein rotes Licht aufleuchten ließ, brachte uns einen Gruß von der Außenwelt auf dieser traumhaften Seefahrt, wobei das Bild des Vollmonds aus der Tiefe des Wasserspiegels klar zu uns heraufblickte. Aber die Erinnerung an das entsetzliche Trauerspiel, das sich einst an den Ufern des herrlichen Donnersees abgespielt hat, drängte sich wie ein Schatten in die lichthelle Mondnacht und ließ die Gegenwart

bliebenen Emigranten auf einmal mitzunehmen. Zunächst wurden siebzehn der kräftigsten Männer fortgeschafft und auch glücklich nach der Ansiedelung am Bear River gebracht. Eine zweite am 1. März im Lager eintreffende Hülfsexpedition nahm wieder siebzehn Emigranten mit, von denen jedoch drei in einem Schneesturm unterwegs umkamen. Eine dritte, Expedition, die bis zum Lager vordrang, rettete von den noch Zurückgebliebenen alle Personen bis auf drei, die man zurücklassen mußte — Georg Donner, seine Frau Marie und Louis Käsburg. Die Mutter, Donners Frau, hatte ihre Kinder mit fortgeschickt und sich geweigert, ohne ihren bereits im Sterben liegenden Mann das Lager zu verlassen, was sie, da sie noch ziemlich bei Kräften war, leicht hätte thun können. Der Abschied der hochherzigen gebildeten deutschen Frau von ihren Kindern soll selbst die starken Männer, welche mit Todesverachtung zur Rettung über das verschneite Gebirge gekommen waren, zu Thränen gerührt haben. Als gegen Ende des Aprilmonds nochmals eine Abteilung verwegener Gesellen den Donnersee erreichte, um zu sehen, was aus jenen drei geworden sei, fanden sie nur noch Käsburg und zwar in bester Gesundheit vor. Der Körper von Donners Gattin war von ihm zerlegt und im Schnee präserviert worden, und mit ihm hatte jener sein Leben gefristet. Käsburg wurde von seinen Rettern des Mordes beschuldigt und auf grausame Weise mitgeschleppt, dann in Californien prozessiert, aber freigesprochen. Von der unglücklichen Donnergesellschaft erlagen sechsunddreißig dem Hungertode und zwar sechsundzwanzig Männer und zehn Frauen. Im Volksmunde geht die Sage, daß alle Emigranten bis auf einen überlebenden Greis, den alten Großvater der Familie Donner, nach einander dem Hungertode zum Opfer gefallen sind, und daß dieser allein von Reisenden lebend im Lager gefunden und vollständig gebrochen, hülflos und im Geiste verwirrt nach Californien mitgenommen wurde. Der obige Bericht wird aber jetzt als der Wahrheit entsprechend angenommen.

Auf dem „Hungerfelde" kann man noch viele Baumstumpfe gewahren, die in bedeutender Höhe über dem Boden abgeschlagen wurden, ein Merkzeichen, wie tief der Schnee lag, als die so elend zu Grunde gegangenen deutschen Emigranten jene Bäume fällten. Die Blockhütten, welche bis vor wenigen Jahren dort noch standen, die Tiergerippe, die menschlichen Knochenreste ꝛc. sind alle von der grausigen Stätte verschwunden. Hoch an den Berglehnen fliegen jetzt die Dampfzüge unter den Schneedächern entlang, und nur wenige von denen, welche das bezaubernde Bild des idyllisch in der Wildnis liegenden blauen Donnersees aus den Fenstern eines Palastwaggons im Fluge mit den Augen

erhaschen, ahnen das entsetzliche Drama, dessen Zeuge jenes schöne Stück Erde einst gewesen ist.

Der 5,875 Fuß über dem Meeresspiegel liegende Donnersee, welcher eine Länge von drei Miles und eine Breite von anderthalb Miles, bei einer Tiefe von 483 Fuß, hat, ist ein schimmerndes Juwel inmitten wilder Hochland-Umgebungen. Im Sommer bilden seine mit anmutigen Wäldchen von Tamarackbäumen, Fichten, Canadischen Pappeln und Zitterespen umsäumten Wiesenufer den Sammelplatz zahlreicher Naturfrischler, welche aus den öden Landschaften und Minenstädten Nevadas hierherziehen, um Picknicks abzuhalten, Bootfahrten zu unternehmen und die köstlichsten Forellen zu angeln. Im Winter pflegen Hunderte von Schlittschuhläufern auf Stahlschuhen über den festgefrorenen blanken Spiegel des Sees hinzufliegen, und es klingeln alsdann die Glocken zahlreicher Schlitten auf dieser schönsten Schlittenbahn der pacifischen Welt. Als die Centralpacificbahn gebaut wurde, lebten mehr als 3000 weiße und chinesische Arbeiter in Zeltlagern am Ufer des Donnersees, die Wälder hallten vom Axtschlag wieder und das Gekrach von Explosionen, durch welche gewaltige Felsmassen fortgesprengt wurden, um dem Dampfrosse den Pfad über die Sierra zu bahnen, donnerte an den Berggipfeln, — die Musik des neu angebrochenen eisernen Zeitalters, welches den entlegenen Westen dieses Kontinents aus vieltausendjähriger Ruhe aufgerüttelt hat.

Beim Lichte des Vollmonds machten wir in einem winzigen Dampfer, dessen bewegende Kraft von einer kleinen mit Petroleum geheizten Dampfmaschine geliefert wurde, eine Rundfahrt auf dem herrlichen See. Kapitän, Mannschaft, Steuermann und Maschinist waren auf dem Boote durch ein und dieselbe Person vertreten. Das Steuer stand mit einem an der Seite des Schiffs neben der Maschine angebrachten Rade in Verbindung, so daß der Pilot sein Fahrzeug, ohne sich von der Maschine entfernen zu müssen, zu leiten vermochte und dabei Zeit fand, uns als ortskundiger Cicerone über die Geschichte, die Umgebungen ꝛc. des Donnersees zu unterrichten. Ein Frachtzug, der fern am Gebirge unter den Schneedächern entlang zog und mitunter hoch oben am finsteren Abhange sein rotes Licht aufleuchten ließ, brachte uns einen Gruß von der Außenwelt auf dieser traumhaften Seefahrt, wobei das Bild des Vollmonds aus der Tiefe des Wasserspiegels klar zu uns heraufblickte. Aber die Erinnerung an das entsetzliche Trauerspiel, das sich einst an den Ufern des herrlichen Donnersees abgespielt hat, drängte sich wie ein Schatten in die lichthelle Mondnacht und ließ die Gegenwart

nicht zum vollen Genuß kommen, den sie ohne die dunkle Vergangenheit uns in doppeltem Maße gespendet haben würde.

Früh am nächsten Morgen befand sich unsere Reisegesellschaft auf der Fahrt nach dem 14 Miles von Truckee entfernten See Tahoe (sprich Tahó), dem weitaus größten unter den Bergseen in der Sierra Nevada. Die Landstraße führte das nicht sehr breite Thal des Truckeeflusses hinauf, welcher in den im Staate Nevada liegenden Pyramid-See mündet und den natürlichen Abfluß des Sees Tahoe bildet. Der Truckeefluß hat eine Länge von 105 englischen Meilen. An demselben liegen in der Nähe der gleichnamigen Stadt große Dampfsägemühlen mit Bergen von Brettern, Balken, Bohlen und Holzabfällen aller Art; letztere werden teils zur Heizung der Dampfmaschinen verbraucht, teils, wenn sie sich zu sehr anhäufen, in offener Luft verbrannt. Der Fluß war voll von Stämmen, welche, in richtige Längen zerteilt, auf seinen Fluten herabgeschwemmt worden waren und nun darauf warteten, von Eisenkrallen gepackt und vermittelst Ketten auf die Sägeschlitten gebracht zu werden, welche sie vor die schnarrenden Kreissägen bringen würden, um dort in Bretter und anderes Bauholz zerschnitten zu werden. Die Zuckerfichten (sugar pine) der nahen Sierra haben das kostbare Material für den Betrieb jener Sägemühlen geliefert. Ein bedeutender Teil des Bauholzes (lumber) wird nach San Francisco verschifft: das meiste davon wird aber im Staate Nevada verbraucht. Sowohl von Truckee als direkt vom See Tahoe findet das für den Abbau der Comstock-Silberminen nötige Holzmaterial in unglaublichen Massen seinen Weg nach Virginia City. Wurden doch während eines Zeitraums von 25 Jahren jährlich 16 Millionen Fuß Bauholz (meistens Balken und dicke Bretterbohlen) in jenen Gruben verbraucht! und immer noch verschlingt jene unterirdische Minenwelt ganze Wälder in ihrem zwei englische Meilen langen und bis 3200 Fuß tiefen Schoß. Ungestört schreitet die Waldverwüstung auf der Sierra vorwärts, um dem holzarmen Staate Nevada das für den Betrieb seiner zahlreichen Silberminen unerläßliche Holzmaterial zu liefern.

Während unserer Fahrt durch das Truckeethal nach dem See Tahoe trat uns diese Waldverwüstuug deutlich vor die Augen. Zu beiden Seiten des Thales führen zahlreiche alte und neue Gleitbahnen an den Abhängen bis an den Fuß herunter, um die weiter oberhalb geschlagenen Fichten zum Weitertransport an das Wasser zu befördern. Diese Gleitbahnen werden durch eine lange Doppelreihe von nebeneinander liegenden Baumstämmen gebildet, die in der Mitte schräge nach unten zu ausgekerbt sind, worin die thalwärts zu fördernden Stämme,

durch ihre eigene Schwerkraft fortgetrieben, hinunterschießen, bis sie das Flußufer erreichen. Oft laufen jene Gleitbahnen in Biegungen und übersteigen kleine Erhebungen des Bodens, welche von den in rasender Eile herabschießenden Stämmen mit Leichtigkeit überwunden werden. In den sanft geneigten Mulden und auf dem Plateau werden die von allen Zweigen entblößten Fichtenbäume mit Ochsengespannen auf gebahnten Wegen bis an das obere Ende jener Gleitrinnen geschleppt.

Außer den Gleitbahnen findet man in den zur Entwaldung bestimmten Gebieten meilenlange Flößrinnsale, die das zum Flößen notwendige Wasser den oberen Flußläufen entnehmen und ihre Tröge auf vielfüßigen Holzböcken durch das Thal führen. Wo diese Rinnsale ihre Fluten mit den schnell darin forttreibenden Stämmen entleeren, bilden sie einen förmlichen Holzwasserfall. Mitunter gewahrt man einen in Schlangenwindungen mit der doppelten Geschwindigkeit einer Lokomotive durch eine tausend und mehr Fuß lange Gleitrinne vom Berge herabsausenden Riesenstamm. Aus der durch die rasende Schnelligkeit des zu Thal eilenden Baumstamms erhitzten Holzbahn steigt Rauch empor, welcher wie ein Schweif hinterherfolgt. Beim Hineinstürzen ins Wasser wird dieses an hundert Fuß hoch, mit Schaumgarben nnd mit Regenbogenfarben geschmückt, emporgetrieben — ein prächtiges Schauspiel! — Zahlreiche halb zerstörte und nicht mehr benutzte alte Gleitbahnen gewahrten wir hier und dort an den Abhängen, die mit abgeschlagenen Baumstumpen besetzt waren, zwischen denen Äste und vermodernde Stämme wirr durcheinander geworfen dalagen, und nur wenige junge Fichten den spärlichen Nachwuchs des einst majestätischen Hochwalds bildeten. Obgleich nun die Waldverwüstnng wegen Mangels von Material dort notwendig bereits ein Ende gefunden hat, lieferten doch die neu angelegten Gleitrinnen den Beweis, daß das Abholzen der vor unseren Augen verborgenen Hochflächen ungestört seinen Fortgang nimmt. Im unteren Abschnitt des Truckeethales waren die Abhänge zum großen Teil bereits abgeholzt; weiter oberhalb im Thale stehen die Wälder noch in malerischer Pracht da und warten auf das unerbittliche Schicksal, das auch sie bald erreichen und in die Tiefe stürzen wird.

Die das Thal zur linken Hand einschließenden Höhen waren oft in seltsam anzuschauende Felsklippen geformt, denen man allerlei phantastische Namen gegeben hatte, z. B. „die Nase des Herzogs von Wellington“, „die Sphinx„ ꝛc. An einer Stelle bedeckte ein Gewirr schwarzen vulkanischen Gesteins einen steilen Abhang, der im Volksmunde den nicht unpassenden Namen „des Teufels Spielplatz“ (Devil's

play ground) führt. $3^1/_2$ engl. Meilen von See Tahoe entfernt war der Truckee abgedämmt worden und hatte sein Wasser oberhalb des Dammes bedeutend erweitert. Dieser Damm (Smith's Dam) wurde von einem Ingenieur Namens Smith in der Absicht erbaut, das Wasser des Sees Tahoe von dort durch Tunnelanlagen und einen 200 englische Meilen langen Aquädukt nach San Francisco zu leiten. Das Unternehmen wurde aber als zu kostspielig vorläufig wieder aufgegeben. Gegenwärtig dient das durch den Damm aufgestaute Wasser dazu, um ein das Thal hinabführendes Flößrinnsal mit dem notwendigen Zufluß zu versorgen.

II.

Lage und Eigentümlichkeiten des See Tahoe. — Das Gebirgspanorama am See. — Dampferfahrt von Tahoe City nach Tallác. — Das „Talláchouse" und dessen Umgebungen. — Die feindlichen Nachbarn. — Bootfahrten im Mondschein. — Am Cascade-See. — Ausflug nach der Emerald-Bucht. —

Der See Tahoe, welcher nach einem alten Indianerhäuptling genannt wurde, der während eines Sturmes in seinen Fluten ertrank, hieß ursprünglich Lake Bigler (nach dem californischen Gouverneur John Bigler, der von 1852 bis 1855 im Amt war). Der letztgenannte Name, der sogar von der californischen Legislatur am 9. Februar 1870 offiziell angenommen wurde, hat aber den seit Anfang der sechziger Jahre allgemein gebräuchlichen Namen Lake Tahoe nicht wieder verdrängen können. Von den Amerikanern wird statt der richtigen Aussprache Taho in neuerer Zeit meistens die von Täho gebraucht; mitunter sagt man auch Tähu und Tahu. —

Der erste Anblick des Sees Tahoe macht einen großartigen Eindruck. 6216 Fuß über dem Spiegel des Meeres dehnt sich das 25 Miles lange und 12 bis 14 Miles breite Gewässer mit seinem schillernden Glanze von Smaragdgrün und tiefem Blau vor den Augen aus, rings umrahmt von bewaldeten Bergen, die den See von 2000 bis 4000 Fuß überragen. Am nördlichen Ufer, wo die Landstraße von Truckee den See erreicht, liegt an einer mit Fichten bestandenen Anhöhe ein Gasthaus mit Nebengebäuden, welches den vornehmen Namen Tahoe City führt. Wir hatten jedoch nicht viel Zeit zu verlieren, von dort die Aussicht auf den See und das näher und entfernter liegende

prächtige Bergpanorama zu genießen, indem der die tägliche Rundfahrt machende hübsche Schraubendampfer, der uns nach Tallác an das südliche Gestade bringen sollte, bereits zur Abfahrt bereit lag. Bald befand sich unsere Reisegesellschaft an Bord des Dampfers, der zunächst nach dem westlichen Ufer hinübersteuerte.

Das in der Nähe des Strandes smaragdgrüne Wasser des Sees Tahoe, welches von solcher Klarheit ist, daß man den Boden und die darauf liegenden versunkenen Gegenstände bis zu einer Tiefe von 80 bis 100 Fuß genau zu erkennen vermag, nimmt in einiger Entfernung vom Ufer eine Färbung wie von Ultramarin an. Die Erklärung davon ist in der schnell zunehmenden Tiefe des Wassers zu suchen, das, wo jene mehr 1300 Fuß beträgt, allemal plötzlich in ein überaus prächtiges Blau übergeht. Auf der Grenzlinie der Staaten Californien und Nevada, welche quer durch den östlichen Abschnitt des Sees Tahoe läuft und im See einen scharfen Winkel bildet, erreicht das Senkblei auf einer Strecke von 14 Miles erst bei 1400 bis 1500 Fuß den Grund. Die größte bis jetzt im See gemessene Tiefe beträgt 1645 Fuß. Der Boden desselben wird von zahlreichen Hügeln und Schluchten und von meilenlangen Plateaus gebildet und liegt mehrere hundert Fuß tiefer als das Thal des Carsonflusses, welches in vorgeschichtlicher Zeit wahrscheinlich ebenfalls einen See bildete. Die Entstehung des Sees Tahoe welche man früher auf vulkanische Kraterbildungen zurückführte, wird von neueren Geologen in die Gletscherperiode versetzt. Die Temperatur des Sees beträgt an der Oberfläche im Winter 44°, im Sommer 65° Fahrenheit; in einer Tiefe von 800 Fuß beträgt dieselbe 42°, in 1506 Fuß Tiefe 39½° Fahrh. Der See friert nie zu und zeigt im Winter trotz seiner hoher Lage nur an den oft 10 bis 12 Fuß hoch mit Schnee bedeckten Ufern hier und dort geringe Eisbildung. Die mit dem See Tahoe verbundene Emerald Bay, sowie die kleineren Gebirgsseen in der Sierra Nevada frieren dagegen im Winter zu.

Eine Eigentümlichkeit des Wassers im See Tahoe besteht darin, daß alle sonst schwimmfähigen Gegenstände, Holzstücke, kleine Zweige &c., nach Verlauf einiger Tage auf den Boden sinken; auch ist keiner von den im See Ertrunkenen jemals wieder zum Vorschein gekommen. Die letzterwähnte Thatsache läßt sich durch die in den unteren Regionen des Sees vorherrschende bedeutende Kälte erklären, welche die Entwickelung von Gasen in den Leichnamen verhindert und diese, wie in einem Eishause präserviert, in der Tiefe zurückhält; aber es nimmt sich recht sonderbar aus, selbst nicht weit vom Ufer kleine Stücke Holz, Borke, Zweige u. d. m. am Grunde liegen zu sehen. Die Bewohner am See

behaupten, daß die besondere Leichtigkeit des Wassers die Ursache davon sei, wogegen sich einwenden läßt, daß chemisch reines Wasser im Winter in einer Höhe von mehr als 6000 Fuß über dem Meere leicht zufrieren würde, was, wie bereits erwähnt wurde, nicht der Fall ist. Fast nirgends gewahrt man auf der Oberfläche des Sees schwimmende Gegenstände irgendwelcher Art; überall ist er so rein und so prächtig grün und blau schimmernd, wie vielleicht keine zweite Wasserfläche in der weiten Welt. Ein durchsichtiger blauer Himmel, der fast nie von Wolken oder von Nebel getrübt ist, wölbt sich über diesem herrlichen Bergsee mit einer wunderbaren Klarheit. Gewitterstürme, welche mitunter im Juli vorkommen, sind stets von kurzer Dauer; der alsdann wie der Ocean von wilden Wogen aufgeregte See beruhigt sich bald wieder, und nur die namentlich an das nordöstliche Ufer in Menge ausgeworfenen kleinen bunten Steine, Karneole rc. sind der Beweis von dem Aufruhr, der durch die Tiefen Tahoe's gewütet hat. Silberforellen, die von 1 bis 8 Pfund wiegen, findet man zahlreich im See Tahoe. Sie werden ohne besondere Schwierigkeit mit Angelhaken, die mit kleinen Fischen als Köder versehen sind, gefangen.

Die den See umschließenden Bergzüge erheben sich zu bedeutender Höhe. Im Westen liegt die bis 9284 Fuß über dem Meere aufsteigende Rubicon-Range, im Süden erheben sich Mount Tallác 9715 und Mount Ralston 9140 Fuß; im Südosten der 10,052 Fuß hohe Pyramid Pik und der fast dieselbe Höhe erreichende Monument Pik. In der im Staate Nevada liegenden Washoe-Range erreichen Job's Pik 10,637, Genoa Pik 9135 und der breite Doppelgipfel des Sand Mountain eine Höhe von 7500 Fuß über dem Meeresspiegel. Alle jene Berge, mit Ausnahme des ganz nackten braunen Sand Mountain und des gegen den See schroff abfallenden Mount Tallác, sind, ebenso wie die niedrigeren langgestreckten Höhenzüge, mit Fichtenwaldungen bestanden, die jedoch auf den leichter zugänglichen Erhebungen bereits arg gelichtet wurden und stellenweise fast ganz fortgehauen worden sind. Aber selbst dort, wo die Wälder noch nicht von der Axt berührt wurden, haben dieselben etwas Einförmiges, Starres in ihrer Gestaltung; es fehlt ihnen der wunderbare Reiz des mannigfaltigen Blätterschmucks mitteleuropäischer oder ostamerikanischer Waldungen. Die sich zum Teil bis über 4000 Fuß über den See erhebenden Gipfel legen bereits im Juli ihren Schneemantel ab, und die kleinen vereinzelten Schneefelder, welche im Spätsommer hier und dort an den entfernten Höhen in das Gesichtsbild treten, gewähren nur eine schwache Erinnerung an die silberne Pracht der Alpen mit ihren leuchtenden Gletschern und Firnen.

Dagegen vermag sich kein Landschaftsbild in der seenreichen Schweiz oder an den Lagos in Oberitalien mit der schillernden Farbenpracht des Lake Tahoe und dem blauen, durchsichtigen Himmel, der denselben überwölbt, zu messen.

Während unserer Dampferfahrt war es namentlich das herrliche Ultramarin der schimmernden Fluten, welches uns entzückte. Auch die Umgebungen des Sees wurden malerischer, als wir seinem Südende zusteuerten; am Ufer gewahrten wir jedoch selten Wohnungen, und nur an einer Stelle (Mc. Kinney's) bemerkte ich eine zahlreichere Touristengesellschaft. Reizend war der Einblick in die sich weit ins Land hinein erstreckende von Bergen umrahmte Emerald-Bucht, an deren schmaler Öffnung wir vorüberfuhren. Bald darauf begrüßte uns das zwischen hohen Tamarackbäumen hervorlugende schmucke „Tallác-House", auf welches die Abhänge des Mount Tallác herniederschauen; und als wir auf sauber gehaltenen Pfaden zwischen grünen Rasen und Büschen hinschritten und dann von der gastlichen Veranda durch den Blätterschmuck eines reizenden Parks auf den blauen sonnenhellen Spiegel des Sees Tahoe hinausblickten, waren wir alle froh und zufrieden, fern vom Lärm und Treiben der Außenwelt, hier die nächsten Tage und Wochen verbringen zu dürfen.

Das ansehnliche Gasthaus „Tallác" ist von dem in Californien bekannten Millionär Lucky Baldwin (der glückliche Baldwin) erbaut worden, der sozusagen mit einem goldenen Löffel im Munde auf die Welt kam und mit fast allen seinen Unternehmungen der verschiedensten Art — Minenspekulationen, Pferderennen, Gasthöfen, Grundeigentumsspekulationen, großartigen „Ranches" in Südcalifornien rc. — Erfolg gehabt hat. In Tallác versäumte es der Glückliche Baldwin jedoch, einen widerhaarigen Nachbarn beizeiten unschädlich zu machen, der ihm nun dort eine unabhängige Sommerfrische vor die Nase hingepflanzt hat und mit dem Wirte des „Tallác-House" auf einem interessanten Kriegsfuße lebt. Der liebenswürdige Nachbar erlaubt z. B. nicht den zum Tallác-House gehörenden Fuhrwerken, die einzige über seinen Grund und Boden nach dem Mount Tallác führende Straße zu benutzen, wogegen der Glückliche Baldwin eine Fenz zwischen den beiden Besitzthümern ziehen ließ und dem Nachbarn nicht gestattet, auf seine Seite der Fenz zu kommen. Man munkelt sogar, daß die höchst verdächtige Feuersbrunst einer 15,000 Dollars-Wohnung auf das Conto der guten Nachbarschaft zu schreiben sei und nicht, wie behauptet wird, durch die Benutzung von ungelöschtem Kalk verursacht wurde. Auch soll der Plan vorliegen, nächstes Jahr zur Erheiterung der beiderseitigen Hotelgäste einige Er-

plosionsversuche mit Dynamitbomben zu unternehmen. Der in jeder Beziehung musterhafte Betrieb des Tallác-House wurde jedoch durch diese Kriegswolken nicht weiter beeinflußt; es kam auch während unseres Besuchs zu keinen offenen Scharmützeln zwischen den feindlichen Parteien. Im Grunde genommen war es uns Gästen auch ziemlich einerlei, wer von den beiden Wirten die größte Unliebenswürdigkeit und Kriegslust entwickelte, so lange es uns nicht direkt an den Kragen ging.

Nicht minder herrlich wie die überaus prächtigen Sonnenuntergänge, mit ihren in allen Farben des Regenbogens und mit Gold verbrämten Luftgebilden, waren die Mondscheinnächte auf dem See, wenn das große Silbergestirn der Nacht über das dunkle Gebirge emporstieg und die phantastisch gestalteten Wolkenzüge mit lichtem Glanze umsäumte. Unter dem blauen Sternenhimmel und bei Luna's zauberischem Schein ruderten wir allabends weit hinaus in den See, sangen deutsche Lieder und verlebten dort poetische Stunden, die jedem von uns unvergeßlich geblieben sind. Die zwischen den Tamarackbäumen zu später Stunde in der Nähe des Gasthauses hoch emporlodernden Flammen eines dort an jedem Abend kunstvoll aufgebauten mächtigen Scheiterhaufens (bon fire) dienten uns als Fanal für die Rückkehr. Wenn wir alsdann lange noch in der kühler werdenden Nacht in der Nähe des flammenden Holzstoßes auf einer Bank saßen, oder die mächtigen Feuerzungen von der Veranda des Gasthauses betrachteten, wie sie vom Winde hin und her getrieben wurden und Gebäude, Park und Büsche traumhaft erhellten, wenn wir dabei über dies und jenes plauderten, den Reiseschilderungen eines weitgereisten deutschen Arztes lauschten, der vom Orient, von Bagdad und von abenteuerlichen Fahrten auf dem Tigris zu erzählen wußte, und die Bilder der Gegenwart mit denen aus vergangener Zeit und aus entlegenen Zonen vor unserem geistigen Auge vorüberziehen ließen, — so waren dies bezaubernde Mondscheinnächte, von einer solchen Romantik, Ruhe und Lieblichkeit, wie sie wohl nur von wenigen während des sich in fieberhafter Unruhe schnell abspinnenden Lebens in diesem Lande genossen worden sind.

Während unseres Aufenthaltes in Tallác unternahmen wir mehrere längere Ausflüge zu Wasser und zu Land nach den romantischsten Punkten in der Umgegend, zunächst nach dem Cascade-See (Cascade Lake), der in westlicher Richtung vom See Tahoe liegt und nur durch eine bewaldete Höhe von diesem getrennt wird. Eine Bootfahrt brachte uns nach dem sogenannten „Einsiedlerhäuschen“, das etwa zwei Miles vom Tallác-House entfernt am Ufer des Sees Tahoe liegt, bei welcher Fahrt uns das herrliche Panorama des schroffen Mount Tallác mit dem sich

vorlagernden Walde und der grünen Doppelkuppe der Maggie's Piks stets vor Augen stand. In jenem Walde versteckte sich die bereits öfters von uns besuchte „Milch-Ranch", deren Besitzer, ein Schweizer, nie verfehlt hatte, uns einen Labetrank der köstlichsten Milch vorzusetzen. Seine 100 Kühe, welche ihm jeden Sommer 10,000 Pfund Butter einbringen, würden jeder Schweizer Alm zur Zierde gereichen. In dem Einsiedlerhäuschen wohnt seit 17 Jahren ein Schotte in stiller Abgeschiedenheit, der auch im Winter, wenn fast die ganze weiße Bevölkerung in den Gasthäusern und Sommerfrischen den See verläßt, und auch die Kühe, Pferde und Angoraziegen nach dem Sacramentothale getrieben werden, in seiner Behausung zurückbleibt. Ein Paar an der Außenwand der Hütte lehnende Schneeschuhe wurden von dem Einsiedler im Winter bei seinen Ausflügen ins Land benutzt; seinen Lebensunterhalt verschaffte er sich durch Jagd und Forellenfang. Die Wohnung war nur mit einem Bett und mit einem Kochofen möbliert und inwendig ganz mit Zeitungsbildern bedeckt und verklebt, was einen originellen Anblick gewährte. Im Hintergrunde befand sich ein großer Kamin, der das kleine Gemach während des Winters in einen Backofen verwandelte, in welchem sich der Einsiedler monatelang zu vergraben pflegte. Der bereits bejahrte Mann schien ganz mit seinem Schicksal zufrieden zu sein und erzählte uns mit heiterer Miene, daß er sich freue, niemandem zur Last zu fallen, und sein Leben hier zu beschließen gedenke.

Ein Spaziergang von 3/4 englische Meile brachte uns von dem Einsiedlerhäuschen, durch offenen Hochwald und an einem rauschenden Bach entlang schreitend, zwischen Granitblöcken und majestätischen Cedern, Fichten und Tamarackbäumen, auf das 316 Fuß über dem Spiegel des Sees Tahoe liegende Plateau und an das mit Felsblöcken bedeckte Ufer des Cascade-Sees, der eine Länge von etwa anderthalb Miles und eine Breite von 3/4 englische Meile hat. Der nackte Granitabsturz des Mount Tallác überragte die niedrigeren bewaldeten Höhen, welche den romantischen von Fichten umrahmten blauen Bergsee rings umschlossen. In einem Boote ließen wir uns an das jenseitige Ufer rudern, während welcher Fahrt uns der Bootführer von den seltsamen Wirbelwinden erzählte, die mitunter urplötzlich aus den nahen Gebirgsschluchten auf den See herabstürzen, das Wasser desselben alsdann stellenweise über hundert Fuß hoch emportreiben und ihn sozusagen in einen riesigen Kochtopf umwandeln. Am westlichen Gestade des Sees braust ein ansehnlicher Wasserfall (Cascade Falls) 275 Fuß hoch an einer zerklüfteten Granitwand herab, die von grünen Koniferen und Laubbäumen eingefaßt ist. Eine ziemlich anstrengende Kletterübung an den brausenden Fluten über

feuchte Felsplatten hinauf belohnte uns durch eine herrliche Aussicht. Der in der Tiefe liegende blaue Cascade-See, der aus der Ferne zwischen grünen Bäumen herüberblinkende weite Spiegel des Sees Tahoe, das wilde Gebirgspanorama und der wuchtig herabprasselnde schöne Wasserfall gewährten ein überaus malerisches Gesamtbild.

An einem sonnenhellen Tage unternahm unsere kleine Gesellschaft unter der Obhut des portugiesischen Bootsführers, der sich mit einem Schweden in den Besitz der bei Tallác liegenden Ruderböte teilte, einen Ausflug im Kahn nach der bereits erwähnten Emerald Bay, deren Verbindung mit dem See Tahoe etwa eine englische Meile von dem „Einsiedlerhäuschen" entfernt liegt. Die Fahrt auf dem See war herrlich. Als wir aus dem grünen Ufergewässer wie über eine scharf gezeichnete Grenzscheide in die glänzendblaue Flut und in tieferes Fahrwasser gelangten, konnten wir uns nicht satt sehen an dem schimmernden Ultramarin des prächtigen Tahoe, der sich spiegelblank in weite Ferne vor uns ausdehnte. Dreihundert Yards vor der Mündung der Emerald Bay, wo der See noch eine Tiefe von 790 Fuß hat, änderte sich jedoch die Farbe des Wassers, und als wir bei einem bewaldeten Vorgebirge (Eagle Point) über seichteres Fahrwasser in die Bucht einfuhren, zeigte diese das glänzende Smaragdgrün, wonach sie ihren Namen genommen hat. Zwei englische Meilen erstreckt sich die Emerald Bay landeinwärts. Daß sich dieselbe im Laufe der Zeit durch das allmähliche Auffüllen ihrer stellenweise bereits sehr seichten Mündung in einen geschlossenen Landsee verwandeln wird, scheint wahrscheinlich zu sein. Das linke (südliche) Ufer der Bay wird von einem langgestreckten mit zerstreuten Fichten bewachsenen grünen Höhenrücken gebildet, der Grenzscheide zwischen ihr und dem Cascade-See. Das gegenüberliegende Ufer erhebt sich zu höheren Bergen, die teils mit Nadelhölzern bestanden sind, teils in grauen Schraffirungen den nackten Granit hervortreten lassen. Das obere Ende der Emerald-Bucht wird von Granitwänden abgeschlossen, die sich hinter einem grünen Vorhang von Laubbäumen und Koniferen hellgrau in den Äther emporheben. Eine kleine zum Teil mit Bäumen bewachsene Felseninsel liegt in der oberen Bucht und bildet einen reizenden Schmuck in dem smaragdgrünen Gewässer.

Auf diesem jetzt unbewohnten Eiland steht ein Häuschen und ein einsames Grabmal mit weißem Kreuz, woran sich die interessante Lebensgeschichte eines verstorbenen alten Seemanns knüpft. Richard (Dick) Barter, gewöhnlich kurzweg Kapitän Dick genannt, war der Name des alten Seefahrers, eines englischen Schiffskapitäns, der nach einem abenteuerlichen Leben nach Californien kam und zuletzt hierher verschlagen

wurde. Er beteiligte sich an der bekannten Flibustier-Expedition des Generals Walker nach Nicaragua und unternahm es (im Jahre 1856), eine Schiffsladung Waffen und Kriegsmaterial für die Flibustier nach Centralamerika zu bringen. Sein Schiff wurde von einem englischen Kreuzer genommen, er selbst zum Gefangenen gemacht. Es gelang aber dem Kapitän Dick, zu entkommen. Ganz allein landete er an der Küste und durchkreuzte 300 Miles zu Fuß die Wildnis, bis er einen Hafen am Stillen Meere erreichte, von wo aus er sich nach San Francisco begab. Zu Anfang der sechziger Jahre befand Kapitän Dick sich in Virginia City, wo er in den Silberminen am Comstockgang arbeitete, dort ein Vermögen erwarb und wieder verlor und schließlich bei der Rückwanderung nach Californien an den damals wenig bekannten See Bigler (Tahoe) gelangte. An der Emerald Bay, die ihn entzückte, wollte er sein Leben beschließen. Von dem bekannten californischen Pionier Ben Holladay, dem damals das Land an der Emerald Bay gehörte, erhielt Kapitän Dick die Erlaubnis, sich auf der Insel niederzulassen. Dort erbaute er das jetzt noch stehende Häuschen, befuhr in seinem Segelboot die Bay und den See Tahoe, jagte und fischte und lebte auf seiner Insel jahrelang in stiller Zurückgezogenheit, ohne sich ferner um das Getriebe der Menschen zu kümmern.

Nach einer überstandenen schweren Krankheit grub der Einsiedler ein Grab in dem Felsen auf der Höhe der Insel, errichtete darüber ein schlichtes Denkmal mit weißem Holzkreuz und hinterließ als seinen letzten Willen den Wunsch, dereinst dort begraben zu werden. Aber es kam anders, als er erwartet hatte. Vor ungefähr zehn Jahren unternahm der damals 75jährige Greis mitten im Winter eine Fahrt in seinem Segelboot über den See Tahoe, nach Glenbrook, welchen Platz er auch glücklich erreichte. Trotz eines ausgebrochenen wütenden Sturmes und der Warnung der in Glenbrook wohnenden Fischerleute, begab Dick sich auf die Rückfahrt über den See nach seiner Insel. Von dem alten Seemann sah man nie eine Spur wieder; er ruht, wie so viele, die im See ertrunken sind, in der Tiefe Tahoe's, der noch nie einen Toten wieder herausgegeben hat. Das zertrümmerte Boot fand man nach zehn Tagen am felsigen Ufer in der Nähe der Emerald Bay. Es wird behauptet, daß Barter in Gesellschaft von lustigem Volk in Glenbrook des Guten zu viel gethan habe und die gefährliche Rückfahrt über den stürmischen See mit tollem Übermut antrat. Möge dies dahingestellt sein; es stimmt wehmütig, das einsame Kreuz und die verlassene Hütte auf dem Eiland in der schönen Emerald-Bucht zu betrachten und dabei an das traurige Schicksal des alten Seemanns zu denken, dessen letzter

feuchte Felsplatten hinauf belohnte uns durch eine herrliche Aussicht. Der in der Tiefe liegende blaue Cascade-See, der aus der Ferne zwischen grünen Bäumen herüberblinkende weite Spiegel des Sees Tahoe, das wilde Gebirgspanorama und der wuchtig herabprasselnde schöne Wasserfall gewährten ein überaus malerisches Gesamtbild.

An einem sonnenhellen Tage unternahm unsere kleine Gesellschaft unter der Obhut des portugiesischen Bootsführers, der sich mit einem Schweden in den Besitz der bei Tallác liegenden Ruderböte teilte, einen Ausflug im Kahn nach der bereits erwähnten Emerald Bay, deren Verbindung mit dem See Tahoe etwa eine englische Meile von dem „Einsiedlerhäuschen" entfernt liegt. Die Fahrt auf dem See war herrlich. Als wir aus dem grünen Ufergewässer wie über eine scharf gezeichnete Grenzscheide in die glänzendblaue Flut und in tieferes Fahrwasser gelangten, konnten wir uns nicht satt sehen an dem schimmernden Ultramarin des prächtigen Tahoe, der sich spiegelblank in weite Ferne vor uns ausdehnte. Dreihundert Yards vor der Mündung der Emerald Bay, wo der See noch eine Tiefe von 790 Fuß hat, änderte sich jedoch die Farbe des Wassers, und als wir bei einem bewaldeten Vorgebirge (Eagle Point) über seichteres Fahrwasser in die Bucht einfuhren, zeigte diese das glänzende Smaragdgrün, wonach sie ihren Namen genommen hat. Zwei englische Meilen erstreckt sich die Emerald Bay landeinwärts. Daß sich dieselbe im Laufe der Zeit durch das allmähliche Auffüllen ihrer stellenweise bereits sehr seichten Mündung in einen geschlossenen Landsee verwandeln wird, scheint wahrscheinlich zu sein. Das linke (südliche) Ufer der Bay wird von einem langgestreckten mit zerstreuten Fichten bewachsenen grünen Höhenrücken gebildet, der Grenzscheide zwischen ihr und dem Cascade-See. Das gegenüberliegende Ufer erhebt sich zu höheren Bergen, die teils mit Nadelhölzern bestanden sind, teils in grauen Schraffirungen den nackten Granit hervortreten lassen. Das obere Ende der Emerald-Bucht wird von Granitwänden abgeschlossen, die sich hinter einem grünen Vorhang von Laubbäumen und Koniferen hellgrau in den Äther emporheben. Eine kleine zum Teil mit Bäumen bewachsene Felseninsel liegt in der oberen Bucht und bildet einen reizenden Schmuck in dem smaragdgrünen Gewässer.

Auf diesem jetzt unbewohnten Eiland steht ein Häuschen und ein einsames Grabmal mit weißem Kreuz, woran sich die interessante Lebensgeschichte eines verstorbenen alten Seemanns knüpft. Richard (Dick) Barter, gewöhnlich kurzweg Kapitän Dick genannt, war der Name des alten Seefahrers, eines englischen Schiffskapitäns, der nach einem abenteuerlichen Leben nach Californien kam und zuletzt hierher verschlagen

wurde. Er beteiligte sich an der bekannten Flibustier-Expedition des Generals Walker nach Nicaragua und unternahm es (im Jahre 1856), eine Schiffsladung Waffen und Kriegsmaterial für die Flibustier nach Centralamerika zu bringen. Sein Schiff wurde von einem englischen Kreuzer genommen, er selbst zum Gefangenen gemacht. Es gelang aber dem Kapitän Dick, zu entkommen. Ganz allein landete er an der Küste und durchkreuzte 300 Miles zu Fuß die Wildnis, bis er einen Hafen am Stillen Meere erreichte, von wo aus er sich nach San Francisco begab. Zu Anfang der sechziger Jahre befand Kapitän Dick sich in Virginia City, wo er in den Silberminen am Comstockgang arbeitete, dort ein Vermögen erwarb und wieder verlor und schließlich bei der Rückwanderung nach Californien an den damals wenig bekannten See Bigler (Tahoe) gelangte. An der Emerald Bay, die ihn entzückte, wollte er sein Leben beschließen. Von dem bekannten californischen Pionier Ben Holladay, dem damals das Land an der Emerald Bay gehörte, erhielt Kapitän Dick die Erlaubnis, sich auf der Insel niederzulassen. Dort erbaute er das jetzt noch stehende Häuschen, befuhr in seinem Segelboot die Bay und den See Tahoe, jagte und fischte und lebte auf seiner Insel jahrelang in stiller Zurückgezogenheit, ohne sich ferner um das Getriebe der Menschen zu kümmern.

Nach einer überstandenen schweren Krankheit grub der Einsiedler ein Grab in dem Felsen auf der Höhe der Insel, errichtete darüber ein schlichtes Denkmal mit weißem Holzkreuz und hinterließ als seinen letzten Willen den Wunsch, dereinst dort begraben zu werden. Aber es kam anders, als er erwartet hatte. Vor ungefähr zehn Jahren unternahm der damals 75jährige Greis mitten im Winter eine Fahrt in seinem Segelboot über den See Tahoe, nach Glenbrook, welchen Platz er auch glücklich erreichte. Trotz eines ausgebrochenen wütenden Sturmes und der Warnung der in Glenbrook wohnenden Fischerleute, begab Dick sich auf die Rückfahrt über den See nach seiner Insel. Von dem alten Seemann sah man nie eine Spur wieder; er ruht, wie so viele, die im See ertrunken sind, in der Tiefe Tahoe's, der noch nie einen Toten wieder herausgegeben hat. Das zertrümmerte Boot fand man nach zehn Tagen am felsigen Ufer in der Nähe der Emerald Bay. Es wird behauptet, daß Barter in Gesellschaft von lustigem Volk in Glenbrook des Guten zu viel gethan habe und die gefährliche Rückfahrt über den stürmischen See mit tollem Übermut antrat. Möge dies dahingestellt sein; es stimmt wehmütig, das einsame Kreuz und die verlassene Hütte auf dem Eiland in der schönen Emerald-Bucht zu betrachten und dabei an das traurige Schicksal des alten Seemanns zu denken, dessen letzter

Wunsch, auf seiner ihm so lieb gewordenen Insel begraben zu werden, nicht in Erfüllung gehen sollte.

Als wir in die Emerald-Bay hineinfuhren, gewahrten wir rechter Hand an einer Berglehne eine lange Gleitbahn, auf welcher die auf dem Plateau geschlagenen Baumriesen von der Anhöhe an das Ufer befördert wurden. Gottlob ist das Abholzen der Ufergelände hier von den Eigentümern des Grund und Bodens verboten worden, sonst würde die Emerald-Bucht bald den herrlichen Waldrahmen einbüßen, der ihr jetzt zur Zierde gereicht. Es war ein aufregendes Schauspiel, die mächtigen Stämme auf der Gleitbahn vom Berge an die Bai hinunterrasen zu sehen, wo sie beim Einschlagen ins Wasser die Flut in gewaltiger Masse hoch emportrieben, um später, zu Flößen vereint, von kleinen Schleppdampfern nach den bei Glenbrook liegenden Sägemühlen befördert zu werden. Rings am Ufer des Sees Tahoe sieht man häufig solche Gleitbahnen und „logging camps“ (Lager der Holzschläger), wo das Abholzen der Berge unbehindert seinen Fortgang nimmt, wie dasselbe bei der Beschreibung des Truckee-Thales eingehend von mir erörtert wurde. Wenn diesen Waldverwüstungen nicht bald von Staatswegen Einhalt gethan wird, so werden in nicht ferner Zeit die Berge in nackter Öde auf den herrlichen Sierra-See herabschauen, was von kommenden Geschlechtern wohl betrauert aber nicht wieder ungeschehen gemacht werden kann.

Während unserer Bootfahrt in der Emerald-Bay waren wir eifrig bemüht, einige von den dort zahlreich vorkommenden Silberforellen zu angeln, von denen wir ein halbes Dutzend bis vier Pfund schwere Prachtexemplare erwischten, — eine aufregende Beschäftigung, welche namentlich unseren Damen ein unbändiges Vergnügen bereitete. Am oberen Ende der Bucht, wo sich ein Amerikaner in einem schmucken Häuschen angesiedelt hatte, bezogen wir ein Lager im Walde, und nachdem wir ein mächtiges Holzfeuer angezündet und unserem Bootsmann als Koch das mitgebrachte Speisematerial nebst den Forellen anvertraut hatten, machten wir uns auf den Weg nach einem prächtigen Wasserfall (Eagle Falls), dessen silberne Flut deutlich zwischen dem Grün der Bäume herüberschimmerte und der uns mit hörbarem Brausen zu einem Besuch förmlich einzuladen schien.

Auf steilem Pfade, über Felsgeröll und durch Busch und ragenden Wald, erreichten wir den etwa 150 Fuß hohen Granitabhang, an dessen staffelförmigen Felslagen der schöne Wasserfall stufenweise zwischen grünen Fichten, Cedern und Tamarackbäumen ins Thal herabstürzte. Der Rückblick nach der Emerald-Bay, in welche gerade ein Exkursions-

dampfer einlief und im Bogen um das Eiland herumfuhr, die vor uns liegenden grauen Felshänge, der prächtige Wasserfall und die Waldumgebung hätten einen Landschaftsmaler in Begeisterung versetzt. Einem bedenklich steilen nahen Granitgipfel, der einmal von drei verwegenen amerikanischen Schulmamsells ganz allein erklettert worden ist, wurde von jenen Damen der hübsche Name „Devil's Delight“ (die Freude des Satans) zuerteilt. Mein Ehrgeiz verstieg sich nicht zu solcher Höhe; ich begnügte mich damit, die von unserem Bootsführer angegebene Thatsache der Jungfrauenbesteigung in mein Notizbuch einzutragen und den berühmten Gipfel vom Thal aus ehrfurchtsvoll zu betrachten. Daß uns das Bankett im Walde, ehe wir die Rückfahrt nach Tallác antraten, königlich mundete, brauche ich wohl kaum zu erwähnen.

III.

Besteigung des Mount Tallác. — Der „Fallen-Leaf“-See und sein Spiegelbild. — Eine Indianer-Romanze. — Das Cañon von Glen Alpine. — Der „trail“ auf den Mount Tallác. — Herrliches Bild des Hochgebirges. — Eine Herde von Angoraziegen. — Der Gilmore-See. — Wirbelwinde. — Kletterübungen auf dem Felsgrat. — Panorama vom Gipfel des Mount Tallác. — Dampferfahrt nach Glenbrook und Hot Springs. — Die große Flößrinne nach Carson City. — Umgebungen von Hot Springs. — Eine Karawanserei der Holzhacker.

Grundverschieden von unserem sozusagen idyllischen Ausflug nach der Emerald-Bay war die an Schweizerfahrten erinnernde Besteigung des Mount Tallác, dessen zerklüfteter Gipfel uns bereits seit mehreren Tagen vor Augen stand und uns zu einem Besuch auf seiner felsigen Höhe aufzufordern schien. Um Fuhrwerk, Reittiere und Führer zu erlangen, waren wir genötigt, uns an den bereits erwähnten liebenswürdigen Nachbarn zu wenden, der das Monopol für die Straße auf den Mount Tallác besaß. An der anderen Seite der Fenz hielt am frühen Morgen eine Fuhr, welche uns zunächst nach den 7 Miles entfernten „Glen Alpine Springs“ bringen sollte. Auf romantischem Waldwege fuhren wir zwischen hochaufragenden Cedern, Fichten, Föhren und Tamarackbäumen und neben hellgrünen Büschen von Zitterespen (quaking asp) hin und erreichten bald das Ufer des herrlichen „Fallen-Leaf“-Sees, der uns auf einer Strecke von mehr als drei englischen Meilen das Geleit gab.

Der $3^1/_2$ Miles lange und etwa eine englische Meile breite Bergsee, welcher 6321 Fuß über dem Meeresspiegel und direkt unter dem schroff aufsteigenden Mount Tallác liegt, wurde nach einem Indianerhäuptling mit Namen Fallen Leaf (das abgefallene Blatt) benannt. Dieser Häuptling hatte sich in die Tochter eines ihm feindlich gesinnten Stammes verliebt, die sich, weil ihre Stammesgenossen eine Verbindung mit jenem nicht gutheißen wollten, aus Verzweiflung darüber in dem See ertränkte. Der Häuptling stürzte sich dann auch noch in den nach ihm benannten See und fand in demselben seinen Tod. Das Aussehen der wenigen Rothäute, die man gelegentlich in dieser Gegend zu sehen bekommt, ist nun freilich nicht ein solches, wie man es von so romantisch angelegten Naturen erwarten könnte; die Romanze wurde mir aber als authentisch mitgeteilt. Die alten indianischen Namen von den in der Sierra Nevada liegenden Gipfeln und Seen wurden in vielen Fällen beibehalten. Tahó z. B. bedeutet großes Wasser, Tallác großer Berg ꝛc. Jetzt trifft man nur noch wenige Indianer in dieser Gegend, die meistens zu dem Stamme der Washoes gehören. Sie kleiden sich wie die ärmere Klasse der Weißen, sind ganz friedfertige Leute und finden oft als Arbeiter Beschäftigung. Auf den Dampfern machen sie sich beim Ein- und Ausladen der Warengüter und Gepäckstücke nützlich und tragen die zur Feuerung nötigen Holzscheite an Bord; auf den „Ranches" und in den Lagern der Holzfäller verrichten sie allerlei Handlangerdienste; die Squaws waschen in den Gasthäusern mit emsigem Fleiße und haben dort die Stelle der Chinesen eingenommen, die fast alle aus Truckee und aus der Gegend um den See Tahoe fortgetrieben wurden. Die Rothäute, deren Ehrgeiz sich nicht hoch versteigt, werden von den Weißen gut behandelt und scheinen mit ihrem Schicksal ganz zufrieden zu sein.

Ungewöhnlich für eine californische Sommerlandschaft, mit dem vergilbten Gras, den mit Staub bedeckten Bäumen und den braunen Hügeln, ist das frische Grün der Sierra, das an europäische Hochlandsscenerien erinnert. Rauschende Bäche und Kaskaden beleben die Landschaft und grüne Hänge erfreuen das Auge, die verschiedenartigen Koniferen des Hochwalds und die im Lufthauch sich zitternd bewegenden hellgrünen Blätter der Espenbüsche sehen so frisch aus, als ob sie soeben vom Regen rein gewaschen worden wären, der doch auch hier im Sommer zu den großen Seltenheiten gehört. Der ungewöhnlich starke Taufall erklärt dies. In der Nähe des „Tallác-House" waren die Gräser morgens immer so feucht, als ob es während der Nacht geregnet hätte. Dabei ist die außerordentlich reine Luft, trotz der großen Erhebung des

Gebirges, leicht zu atmen; selbst auf den bis 10,000 Fuß aufsteigenden Gipfeln wird die verdünnte Luft den Lungen nicht beschwerlich.

Das Gewässer des „Fallen Leaf"-Sees zeigt am frühen Morgen wenn kein Wind die Oberfläche kräuselt, das Spiegelbild der umliegenden Gebirgs- und Waldlandschaft mit wunderbarer Schärfe tief in seinem Schoße. Selbst die berühmten Reflexe im Yosemite-Thale müssen dagegen zurücktreten. In dem meilenweiten Bogen des Sees spiegelten sich die grauen, schwärzlichen und rötlichen Tinten des schroffen Mount Tallác und die seinen Fuß umsäumenden Nadelhölzer in so scharfen Linien und so getreuen Farbentönen, als wären sie dort hingemalt, während sich die niedrigeren grünen Hänge mit den darauf wachsenden Fichten guirlandenartig rings am See in der blauen Flut abzeichneten. Kleine oben am Berge liegende Schneefelder leuchteten wie Geschmeide aus dem Wasser hervor. Bis fast in die Mitte des Sees erstreckte sich das herrliche Doppelbild des Gebirges, der Wälder und der grünen Anhöhen. Auf der Weiterfahrt begrüßten uns kleine Wasserfälle, die über rötliches Gestein herabstürzten, und ein aus dem grünen Waldrahmen hervorlugender blauer Wasserspiegel — der Liliensee (Lily Lake) Granit, Basalt und rötlicher Quarz traten an vielen Stellen nackt hervor. Wir fuhren hier durch ein von felsigen Höhen eingeschlossenes gewaltiges Cañon, das sich, mit einer Breite von etwa zwei Miles, 15 englische Meilen in westlicher Richtung bis nach den Granitwänden am Half Moon-See ausdehnt. Der Angora Pik und Ralston's Dome, die sich mehr als 9000 Fuß über dem Meeresspiegel erheben, krönten linker Hand die steil aufsteigende Façade jenes südlichen Gebirgsstocks der Sierra, auf dessen Plateau 30 kleine Seen, die Echoseen genannt, liegen; der vom See Tahoe abgewendete Abhang des Mount Tallác begrenzt das Cañon auf der Nordseite. Inmitten dieses wilden malerischen Felsthales liegen in einer weiten Ausbuchtung die Gilmore Glen Alpine Springs: eine der romantischsten Sommerfrischen in der Sierra Nevada. In der Nähe des dort errichteten Gasthauses sprudelt eine mit Eisen und Schwefel versetzte Sodaquelle aus dem Felsboden empor, deren Wasser den Gaumen beim Trinken wie Champagner prickelt.

Bei Glen Alpine bestiegen wir Reitpferde, um von dort aus den auf den Mount Tallác führenden 7 Miles langen „trail" (Gebirgspfad) zu benutzen. Über Felsgeröll und Granitplatten führte der gefährliche Weg bergan. Stellenweise hielten sich die klugen Tiere dicht an der Gebirgswand, wenn sie einen gewölbten nackten Granitblock überschreiten mußten, dessen untere Seite in einer Entfernung von nur wenigen Fußen in einen Abgrund verlief. Der uns voranschreitende Führer stand öfters

Der $3^1/_2$ Miles lange und etwa eine englische Meile breite Bergsee, welcher 6321 Fuß über dem Meeresspiegel und direkt unter dem schroff aufsteigenden Mount Tallác liegt, wurde nach einem Indianerhäuptling mit Namen Fallen Leaf (das abgefallene Blatt) benannt. Dieser Häuptling hatte sich in die Tochter eines ihm feindlich gesinnten Stammes verliebt, die sich, weil ihre Stammesgenossen eine Verbindung mit jenem nicht gutheißen wollten, aus Verzweiflung darüber in dem See ertränkte. Der Häuptling stürzte sich dann auch noch in den nach ihm benannten See und fand in demselben seinen Tod. Das Aussehen der wenigen Rothäute, die man gelegentlich in dieser Gegend zu sehen bekommt, ist nun freilich nicht ein solches, wie man es von so romantisch angelegten Naturen erwarten könnte; die Romanze wurde mir aber als authentisch mitgeteilt. Die alten indianischen Namen von den in der Sierra Nevada liegenden Gipfeln und Seen wurden in vielen Fällen beibehalten. Tahó z. B. bedeutet großes Wasser, Tallác großer Berg ꝛc. Jetzt trifft man nur noch wenige Indianer in dieser Gegend, die meistens zu dem Stamme der Washoes gehören. Sie kleiden sich wie die ärmere Klasse der Weißen, sind ganz friedfertige Leute und finden oft als Arbeiter Beschäftigung. Auf den Dampfern machen sie sich beim Ein- und Ausladen der Warengüter und Gepäckstücke nützlich und tragen die zur Feuerung nötigen Holzscheite an Bord; auf den „Ranches“ und in den Lagern der Holzfäller verrichten sie allerlei Handlangerdienste; die Squaws waschen in den Gasthäusern mit emsigem Fleiße und haben dort die Stelle der Chinesen eingenommen, die fast alle aus Truckee und aus der Gegend um den See Tahoe fortgetrieben wurden. Die Rothäute, deren Ehrgeiz sich nicht hoch versteigt, werden von den Weißen gut behandelt und scheinen mit ihrem Schicksal ganz zufrieden zu sein.

Ungewöhnlich für eine californische Sommerlandschaft, mit dem vergilbten Gras, den mit Staub bedeckten Bäumen und den braunen Hügeln, ist das frische Grün der Sierra, das an europäische Hochlandsscenerien erinnert. Rauschende Bäche und Kaskaden beleben die Landschaft und grüne Hänge erfreuen das Auge, die verschiedenartigen Koniferen des Hochwalds und die im Lufthauch sich zitternd bewegenden hellgrünen Blätter der Espenbüsche sehen so frisch aus, als ob sie soeben vom Regen rein gewaschen worden wären, der doch auch hier im Sommer zu den großen Seltenheiten gehört. Der ungewöhnlich starke Taufall erklärt dies. In der Nähe des „Tallác-House“ waren die Gräser morgens immer so feucht, als ob es während der Nacht geregnet hätte. Dabei ist die außerordentlich reine Luft, trotz der großen Erhebung des

Gebirges, leicht zu atmen; selbst auf den bis 10,000 Fuß aufsteigenden Gipfeln wird die verdünnte Luft den Lungen nicht beschwerlich.

Das Gewässer des „Fallen Leaf"-Sees zeigt am frühen Morgen wenn kein Wind die Oberfläche kräuselt, das Spiegelbild der umliegenden Gebirgs- und Waldlandschaft mit wunderbarer Schärfe tief in seinem Schoße. Selbst die berühmten Reflexe im Yosemite-Thale müssen dagegen zurücktreten. In dem meilenweiten Bogen des Sees spiegelten sich die grauen, schwärzlichen und rötlichen Tinten des schroffen Mount Tallác und die seinen Fuß umsäumenden Nadelhölzer in so scharfen Linien und so getreuen Farbentönen, als wären sie dort hingemalt, während sich die niedrigeren grünen Hänge mit den darauf wachsenden Fichten guirlandenartig rings am See in der blauen Flut abzeichneten. Kleine oben am Berge liegende Schneefelder leuchteten wie Geschmeide aus dem Wasser hervor. Bis fast in die Mitte des Sees erstreckte sich das herrliche Doppelbild des Gebirges, der Wälder und der grünen Anhöhen. Auf der Weiterfahrt begrüßten uns kleine Wasserfälle, die über rötliches Gestein herabstürzten, und ein aus dem grünen Waldrahmen hervorlugender blauer Wasserspiegel — der Liliensee (Lily Lake) Granit, Basalt und rötlicher Quarz traten an vielen Stellen nackt hervor. Wir fuhren hier durch ein von felsigen Höhen eingeschlossenes gewaltiges Cañon, das sich, mit einer Breite von etwa zwei Miles, 15 englische Meilen in westlicher Richtung bis nach den Granitwänden am Half Moon-See ausdehnt. Der Angora Pik und Ralston's Dome, die sich mehr als 9000 Fuß über dem Meeresspiegel erheben, krönten linker Hand die steil aufsteigende Façade jenes südlichen Gebirgsstocks der Sierra, auf dessen Plateau 30 kleine Seen, die Echoseen genannt, liegen; der vom See Tahoe abgewendete Abhang des Mount Tallác begrenzt das Cañon auf der Nordseite. Inmitten dieses wilden malerischen Felsthales liegen in einer weiten Ausbuchtung die Gilmore Glen Alpine Springs: eine der romantischsten Sommerfrischen in der Sierra Nevada. In der Nähe des dort errichteten Gasthauses sprudelt eine mit Eisen und Schwefel versetzte Sodaquelle aus dem Felsboden empor, deren Wasser den Gaumen beim Trinken wie Champagner prickelt.

Bei Glen Alpine bestiegen wir Reitpferde, um von dort aus den auf den Mount Tallác führenden 7 Miles langen „trail" (Gebirgspfad) zu benutzen. Über Felsgeröll und Granitplatten führte der gefährliche Weg bergan. Stellenweise hielten sich die klugen Tiere dicht an der Gebirgswand, wenn sie einen gewölbten nackten Granitblock überschreiten mußten, dessen untere Seite in einer Entfernung von nur wenigen Fußen in einen Abgrund verlief. Der uns voranschreitende Führer stand öfters

still und ließ unsere Kavalkade von Damen und Herren vorbeipassieren, um das Sattelzeug zu mustern und Vorsichtsmaßregeln zu erteilen, und oft war er genötigt, die Gurte fester anzuschnallen — eine nichts weniger als angenehme Reiterübung! Da sich aber in unserer Gesellschaft keine Neulinge zu Roß befanden, so äußerte der Führer nur Worte des Lobes über unser ritterliches Gebahren. Von Yankeetouristen, die am Mount Tallác ihre ersten Reiterkunststücke im Leben anstellten, wußte er erheiternde Geschichten zu erzählen, — wie die Damen mitunter vor Angst Thränen vergössen, und die Herren abstiegen und über die gefährlichsten Stellen förmlich hinüberkröchen!

Wundervoll war der Anblick des Glen-Alpine-Cañon, das sich weithin in der Tiefe erstreckte. Das breite Thal war sozusagen mit Granitplatten, die sich wellenartig hoben und senkten, bepflastert, zwischen denen hier und dort hochanstrebende Fichten in den Spalten und Rissen Fuß gefaßt hatten. Das Bild eines plötzlich im Sturm erstarrten, einst flüssig gewesenen Granitmeeres drängte sich uns unwillkührlich auf beim Beschauen dieser grandiosen Felsenwildnis. Als wir die gefährlichsten Stellen des „trail" überwunden hatten und auf dem Saumpfade bald über freie Bodenstrecken, bald zwischen reizenden Waldpartien bergan ritten, entrollte sich das Panorama der Sierra in großartiger Pracht. Zerstreute Schneefelder, die stellenweise eine Mächtigkeit von 150 Fuß haben sollen, lagen an den sich koulissenartig vor, neben und über einander emportürmenden gewaltigen Felsabhängen; zwei kleine Wasserfälle (Glacier Cascades und Glen Alpine-Falls) grüßten uns von den entfernten Höhen; eine nackte rötliche Felsmasse, Richardson's Pik genannt, stand als prächtige Landmarke da; waldumbaute Seen blickten mit blauem Auge aus der grauen Granitwildnis hervor, und über uns türmte sich der Mount Tallác stolz in den sonnenhellen Äther. Dabei lag ein bläulicher Duft über dem weiten herrlichen Gebirgspanorama, über Bergen, Wäldern, Schneefeldern und Seen, — ein Gesamtbild von wahrhaftig schweizerischer Großartigkeit und Gestaltung! — Eine bezaubernde Überraschung gewährte eine Herde von über hundert weißen Angoraziegen, die an einem Waldessaum plötzlich in unseren Gesichtskreis trat. Die prächtigen Tiere, welche auf dem Gipfel des Mount Tallác zu übernachten pflegen, spazierten ohne jegliche Aufsicht frei im Gebirge umher. Der Führer erzählte uns, daß vor einigen Jahren eine ganze Herde von 400 Angoraziegen, die sich während eines heftigen Gewitters unter einigen allein dastehenden Fichten dicht zusammengedrängt hatte, dort von einem mächtigen Blitzstrahl erschlagen worden sei. Spuren von Blitzstrahlen bemerkten wir häufig an vereinzelt wachsenden Fichten.

Am bewaldeten Ufer des 8382 Fuß über dem Spiegel des Meeres liegenden Gilmore-See, der etwa eine engl. Meile lang und breit ist, hielten wir kurze Rast und ritten dann durch Wiesenland, zwischen Büschen und Bäumen und zuletzt über Felsgeröll langsam weiter, bis wir bei einigen verkrüppelten Bäumen in der Nähe des letzten noch mehrere hundert Fuß hohen steilen Felsabhangs Halt machten, den wir zu Fuß erklettern mußten. Als wir von den Pferden stiegen, ertönte plötzlich ein seltsames Geräusch, ein Sausen, Rasseln und Brausen, das rasch näher kam und uns erschreckte. Der Führer rief uns zu, schnell unter den Bäumen Schutz zu suchen und uns an den Stämmen und Zweigen festzuklammern, indem ein Hurrikan im Anzug sei. Ein gewaltiger Wirbelwind raste nicht weit von uns vorüber; bald aber entfernte sich das Geräusch und die Luft war wieder so still wie zuvor. Diese recht interessanten Wirbelwinde, von denen wir beim Abstieg noch einen in der Ferne gewahrten, kommen öfters und jedesmal ganz plötzlich auf dem Mount Tallác vor. Hüte, Spazierstöcke, Decken und Tücher werden den Touristen mitunter erbarmungslos entrissen und in die Gebirgsschluchten entführt. Die umherfliegenden Steine, die abgerissenen Gräser und Zweige und der dichte Staub geben dabei ein recht aufmunterndes Schauspiel.

Der letzte Aufstieg zum Gipfel des Mount Tallác war außerordentlich beschwerlich: eine Kletterübung über Felsgeröll und verwitterten Granit, von Faustgröße bis zur Größe von ansehnlichen Blöcken, die wild über- und durcheinander dalageu und unsere Balancierkünste auf eine starke Probe stellten. Herren sowohl wie Damen waren hier ganz auf eigene Kraft und Geschicklichkeit angewiesen; von gegenseitiger Hülfsleistuug konnte bei diesem Aufstieg gar nicht die Rede sein. Dabei war das ganze Felsgewimmel mit den Exkrementen der hier ihr Nachtquatier haltenden Angoraziegen wie übersäet. Jene Trümmerwildnis ist wahrscheinlich durch die vieltausendjährige Einwirkung von abwechselnder Feuchtigkeit und Kälte entstanden. Das nach dem Eintreten des Frühjahrs zur Tageszeit in die Felsritzen hineinsickernde schmelzende Schneewasser sprengt, sobald es nachts gefriert, das Gestein, ein Prozeß, der in kleinerem oder größerem Maßstabe, je nach der Höhe und nach den atmosphärischen Verhältnissen, in jedem Hochgebirge beobachtet werden kann.

Bei einigen verkrüppelten Bäumen, die nahe an einer gen Norden steil abfallenden Schlucht auf dem Felsgrat standen, hatten wir den ersten großartigen Anblick des uns tief zu Füßen liegenden Sees Tahoe. Noch eine Turnübung über zersplitterten Granit und wir hatten den

höchsten Gipfel des Mount Tallác erreicht, wo sich ein wundervolles Panorama vor unseren Augen ausbreitete. Mehrere tausend Fuß fiel der Berg jäh unter uns ab. Wie ein blaues Binnenmeer lag der von Bergen umrahmte Spiegel des Sees Tahoe weit ausgebreitet da, an seinem uns zugewendeten Ufer zu unseren Füßen das „Tallác-House“ in seinem Park und umschlossen von grünem Wiesenland. Der rechter Hand gerade unter uns liegende, von Wald umsäumte Fallen-Leaf-See hatte die Form einer Riesensandale. Nach links hinüber lagen der Cascade-See und die liebliche Emerald Bay, eingenistet zwischen Berg und Wald, wie kleine Aquarell-Gemälde. Die steilen Felsabhänge des Mount Tallác, auf dessen nur wenig Raum bietenden schroffen Zinken wir dicht zusammengedrängt Platz genommen hatten, lagen uns nahe genug, um einen direkten Blick in die Tiefe zu ermöglichen. Diese Nordseite des Berges sah genau so aus, als wäre sie abgebrochen, wie die Wand eines Riesenkraters. Möglicherweise sind neben den vorhin erwähnten Einwirkungen von Kälte und Feuchtigkeit und von atmosphärischen Einflüssen auch noch vulkanische Kräfte einst hier thätig gewesen. Man findet Basalt am südlichen Abhange des Mount Tallác und hier und dort zerbröckeltes Trachytgestein und Lava am Ufer des Fallen-Leaf-Sees; am steilen Nordabhange des Mount Tallác und auf seinem Gipfel gewahrte ich aber kein vulkanisches Gestein.

Auf der Südseite des Mount Tallác lag das Panorama der Hauptkette der Sierra nicht minder großartig vor unseren Augen ausgebreitet da. Nicht weniger als 14 Bergseen zählten wir, die sich rings um unsere felsige Hochwarte in den Gebirgen eingenistet hatten. Fast eine Stunde verweilten wir auf dem zerklüfteten Gipfel — 9715 Fuß über dem Meere und 3513 Fuß über dem Spiegel des Sees Tahoe —, wo wir, wie die Götter im Olymp, unser mitgebrachtes „Lunch“ verzehrten, warfen Felsstücke in den Abgrund und blickten hinaus auf die weite vom sonnenhellen Himmel überwölbte blaue Fläche des Sees Tahoe, auf Wälder und Wiesen, Thäler, Abhänge und Berge, auf Schneefelder und grüne Hänge und blaue Gebirgsseen. Beim Abstieg genossen wir auf halber Höhe des Berges nochmals das von dort aus sich vielleicht noch schöner als vom Gipfel entfaltende Panorama der Sierra Nevada. Als die gefährliche Strecke des unteren Saumpfads glücklich hinter uns lag und wir in Glen Alpine unser Gefährt wieder bestiegen, waren wir einstimmig der Ansicht, daß die Besteigung des Mount Tallác alle daran gewandte Mühe tausendfältig belohnt hätte und eine schöne Erinnerung für das Leben sei, an welche jeder von uns noch oft und mit ungetrübter Freude zurückdenken würde.

Unsere kleine Gesellschaft zerstreute sich bald nach unserer Rückkehr vom Mount Tallác. Einige gingen nach den Comstockminen in Virginia City, und nach Carson City, um in letzterem Platze die sog. „prehistoric footprints“ in Augenschein zu nehmen, d. h. die in einem Sandsteinlager entdeckten riesigen Fußstapfen von Elephanten, Bären, Wölfen und Menschen, deren Alter auf soundso viele Zehntausende von Jahren geschätzt wird. Ich verweilte noch eine Woche im „Tallác-House“, um dort die friedliche Ruhe in der idyllischen Umgebung am See Tahoe etwas länger zu genießen. Meine Rückreise machte ich im Dampfer an der östlichen Seite des Sees, zunächst nach Glenbrook, wo die größten Sägemühlen am Tahoe liegen und von wo eine 16 Miles lange, durch ihre kühne Bauart berühmt gewordene Flößrinne (lumber flume) nach dem Carsonthale hinabführt.

Die bereits früher erwähnten, zahlreich in der Sierra Nevada vorkommenden Flößrinnen, welche eine Länge von 5 bis zu 40 engl. Meilen erreichen, haben die Gestalt eines V, mit Seiten von 18 bis 26 Zoll hoch, und sind aus zwei Zoll starken Brettern erbaut. Die Flume von Glenbrook nach Carson City hat die außergewöhnliche Neigung von 16 Fuß auf 1000 Fuß und führt Stämme von 400 Pfund Gewicht mit der doppelten Schnelligkeit einer Lokomotive vom Gebirge hinab ins Thal. In Schlangenwindungen läuft sie an den Hängen entlang, führt auf Holzböcken durch die Thalmulden, überschreitet auf Holzgerüsten, die oft mehr als 100 Fuß hoch in Stockwerken aufgebaut sind (Trestles), tiefe Thaleinschnitte, Klüfte und Schluchten. Wenn die „Flume“ in Thätigkeit ist, jagen sich Hunderte von schweren Baumstämmen in derselben hinter einander her, als ob der Teufel ihnen auf den Fersen sitze, — ein aufregendes Schauspiel, das man von der in der Nähe der Flößrinne hinführenden Landstraße beobachten kann. Mitunter kutschieren die an der „Flume“ Angestellten in einem etwa 14 Fuß langen Holzkasten, der ebenfalls die Gestalt eines V hat und lose in die Flößrinne hineinpaßt, von Glenbrook nach Carson City, welche 16 Miles lange Fahrt bereits in 8 Minuten und 40 Sekunden zurückgelegt wurde. Das Fahrzeug ist an jeder Seite mit zwei Rubber-Bremsen versehen, damit die Schnelligkeit bei den Kurven etwas abgemindert werden kann. Durch eine gegen die Wände der „Flume“ drückende, mit den Bremsen in Verbindung gebrachte Hebelvorrichtung kann das Fahrzeug gleichzeitig etwas gehoben werden, um dem pfeilschnell darunter hinschießenden Wasser Raum zum Entweichen zu geben. Vorne sind an den Seiten des Bugs zwei kleine Rubber-Räder angebracht, damit sich derselbe bei den Krümmungen nicht zu stark an den Wänden der Rinne

reibt. Eine solche Fahrt thalab, wobei das Wasser mitunter 50 Fuß hoch emporspritzt, stellenweise über bis 120 Fuß hohe „Trestles“, über Baumwipfel, Thal und Abgründe und an den Abhängen mit der Geschwindigkeit eines Orkans dahinfliegend, muß ein Kapitalvergnügen sein, das aber leider den Fremden nicht gestattet ist.

Die Waldverwüstung macht sich am östlichen Ufer des Sees Tahoe besonders bemerkbar. Viele Berge sind dort bereits ganz abgeholzt, auf anderen ist der Waldstand so gelichtet, daß sie wie zerzaust aussehen. Um das Zerstörungswerk zu beschleunigen, baut man gegenwärtig auch noch eine Eisenbahn oben an den Hängen entlang, vermittelst welcher die auf der Höhe geschlagenen Stämme leichter an die Gleitbahnen gelangen sollen. In Glenbrook machte man mich auf den sogenannten „Shakespeare Rock“ aufmerksam, einen Felsen, an dem die Umrisse eines Kopfes deutlich zu sehen sind, der große Ähnlichkeit mit dem Bildnis des weltberühmten Briten haben soll. Ich muß jedoch der Wahrheit die Ehre geben und gestehen, daß besagtes Felsbild ein recht kümmerliches Konterfei des bekannten Shakespearekopfes ist. Als wir von Glenbrook weiterfuhren, erhob sich ein scharfer Wind, der die Oberfläche des Sees in eine so starke Bewegung versetzte, daß selbst der Kapitän bedenklich dreinschaute und ich recht zufrieden war, bei dem hinter einer dicht bewaldeten hohen Landzunge am nördlichen Ende des Sees geschützt liegenden Platze Hot Springs den Dampfer verlassen zu können.

Wie schon der Name andeutet, befinden sich heiße Quellen in der Nähe von Hot Springs. Dieselben sprudeln in ziemlicher Anzahl nahe am Ufer und zum Teil im See aus dem Boden empor und dienen dazu, ein mit bürgerlicher Einfachheit hergerichtetes sogenanntes „Schwimmbassin“, das etwa zwei Fuß tief ist, mit warmem Wasser zu versorgen. Als Heilquellen haben jene Thermen gar keine Bedeutung. Dicht hinter dem Gasthause erhebt sich ein dicht bewaldeter Berg, der südwärts in die vorhin genannte Landzunge ausläuft. Das Ufer ist an jener Landzunge außerordentlich felsig; gewaltige Granitblöcke bedecken den Strand und die angrenzenden Höhen. Auch im See kann man bis in ziemlicher Entfernung vom Ufer große Felsen am Grunde daliegen sehen. Nach einem Sturme werden hier und namentlich an der nicht weit entfernten Cornelian Bay Massen von Karneolen, Achat und anderen kleinen bunten Steinen und Kieseln ans Land geworfen. Die Temperatur der Luft ist in Hot Springs wärmer als in Tallác, weil der Ort entfernter vom Hochgebirge und besonders geschützt liegt. Leider giebt es aber in Hot Springs keine guten Spaziergänge. Nur wenige

Schritte vom Gasthause entfernt gelangt man bereits in den Sand; und auf der wackeligen Bretterbrücke, an welcher die Dampfer und Fischerböte anlegen, zwischen den heraussteckenden rostigen Nägeln spazieren zu gehen, oder auf der Höhe unter den Felsblöcken umherzustolpern, ist auch kein Vergnügen für jedermann! Bemerkenswert ist ein kleiner Obstgarten in der Nähe des Gasthauses. Derselbe enthielt eine Anzahl Äpfelbäume, die voll von Früchten hingen. Dieser 6200 Fuß über dem Meere liegende Obstgarten ist wohl der höchstgelegene seiner Art in Amerika.

Das sogenannte Hotel in Hot Springs war außer meiner bescheidenen Person nur von vier Touristen besucht und eigentlich weiter nichts als eine Herberge von Holzfällern und rohem Volk, welche eine nur wenige Schritt vom Hauptgebäude entfernt liegende Kneipe als Rendezvousort auserkoren hatten, wo sie lärmten, sangen, spielten und zechten. Abends pflegte der chinesische Koch den biederen Holzfällern dort ihre überflüssigen Dollars beim Pokerspiel abzunehmen. Er erinnerte mich durch sein unschuldig dreinschauendes Gesicht und die geschickte Art und Weise des Kartengebens lebhaft an Bret Harte's berühmten „Heathen Chinee“. Einige Washoe-Indianer, die in der Nähe des Hotels herumlungerten und eine Squaw, die sich als Waschfrau nützlich machte, paßten prächtig zu dem Poker spielenden chinesischen Koch und den edlen Holzhackern. Wenn ich hinzufüge, daß das Essen, die Bedienung und das Logis genau zu den Bewohnern dieses Seehafens paßten, so wird man es mir wohl nicht verargen, daß ich nicht lange in Hot Springs verweilte und meine Rückreise über Tahoe City und Truckee schleunigst in Ausführung brachte. Einer Sommerfrische mit 95 Prozent Klima und nur 5 Prozent Bequemlichkeit vermochte ich selbst am herrlichen See Tahoe auf die Dauer keine Reize abzugewinnen.

Vermischtes.

Die californischen Indianer und der Modoc-Krieg.

Die californischen Indianer stehen auf einer weit niedrigeren Kulturstufe wie die jenseits der Felsengebirge wohnenden Rothäute und haben mehr Ähnlichkeit mit den Bewohnern von Kamtschatka als mit ihren Brüdern im Osten Nordamerikas. Sie besitzen keine festen Wohnsitze, sondern wandern von Ort zu Ort, um Nahrung zu suchen; die Zusammengehörigkeit in Stämmen ist bei ihnen sehr lose und sie kennen unter sich weder Gesetze, noch eine regierende Gewalt an. Als die Spanier ins Land kamen, fanden diese die Indianer am zahlreichsten in den Thälern und an den Flußläufen, wo sie hier und da in Dörfern zusammen lebten und stets mit einander in Fehde lagen, um die besten Wohnsitze nach dem Recht des Stärkern in Besitz zu nehmen. Da sie keine Namen hatten, so gaben die Spanier ihnen solche, und zwar wurden die an einem Fluß, in einem Thale 2c. wohnenden Indianer meistens nach diesen benannt, um sie von den in anderen Gegenden lebenden Rothäuten unterscheiden zu können. Eine Ausnahme bildeten nur die am Santa-Barbara Channel*) wohnenden Indianer, welche auf einer bedeutend höheren Kulturstufe als ihre zwischen der Bai von San Diego und dem Mount Shasta über das ganze Land zerstreut lebenden roten Brüder standen.

Von den Amerikanern werden die californischen Indianer mit dem Namen „Digger-Indians" bezeichnet, d. h. solche, die nicht Ackerbau treiben oder von der Jagd leben, sondern Wurzeln aus dem Boden ausgraben und irgend etwas als Speise benutzen, was ohne besondere Mühe zu erlangen ist. Die Verkommenheit dieser Indianer

*) Siehe das Kapitel „Santa-Barbara."

scheint mehr die Folge von Jahrhunderte lang dauernder Trägheit und Vagabondierens zu sein, als von einem Mangel an geistigen Anlagen herzurühren, denn sie verstehen sich vortrefflich auf Jagd und Fischfang und wurden später unter der Anleitung der Franziskanermönche auf den „Missionen“ bald zu tüchtigen Arbeitern und Ackerbauern herangebildet. Zu den Weißen blickten sie wie zu höheren Wesen ehrfurchtsvoll empor, denen sie unbedingt Gehorsam leisten müßten. Unter der Leitung der Padres bauten sie die zum Teil noch heute stehenden stattlichen Missionskirchen sie bekehrten sich, wenigstens dem Namen nach, in großer Anzahl zum christlichen Glauben und schienen sich nach und nach zu civilisieren. Allmählich änderte sich dies jedoch. Die nicht zur Kirche gehörenden Indianer begannen Pferde und Rinder zu stehlen, und ihre auf den Missionen wohnenden Brüder verweigerten oft den Gehorsam. Kleinere Abteilungen überfielen gelegentlich eine unbeschützte Mission und waren stets bereit, allerlei Unfug anzurichten.

Die Folgen davon ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Die auf den „Ranches“ lebenden Weißen, welche den Pferdediebstahl, wie es überall in neuen Ländern der Fall ist, als eine Todsünde betrachteten, verfolgten sie und gingen regelmäßig auf die „Indianerjagd“ aus, und es kam zu größeren und kleineren Kämpfen, in denen die Rothäute selbstverständlich unterliegen mußten. Dazu traten ansteckende Krankheiten auf, durch welche die Indianer auf eine erschreckliche Weise decimiert wurden. Im Jahre 1834 starben z. B. in Tulare County 12,000 Indianer an einer der Cholera ähnlichen Krankheit; 1836 kamen ihrer 8000 im Sacramentothal an Fieber und Syphilis um. 1842 gab es nur noch 4450 christliche Indianer in Californien, ein siebentel von denen, die 1834 gezählt wurden. Am Ende des vorigen Jahrhunderts belief sich die indianische Bevölkerung von Alta California auf 45,000 bis 50,000 Seelen. Im Jahre 1818 gab der Gouverneur Sola in einem amtlichen Bericht die Zahl der zum Christentum bekehrten Indianer auf 20,238 an; 1842 war die Zahl der Indianer in Californien bereits auf 8000 bis höchstens 9000 Köpfe gesunken, und da ihre Totenliste die Geburten jährlich um 10 Prozent übersteigt, so kann die Zeit nicht mehr fern liegen, wenn der letzte Digger-Indianer aus diesem Lande verschwunden sein wird. Manche von den jetzt noch lebenden Rothäuten bemühen sich allerdings, als Farmarbeiter, beim Holzfällen, Hopfenpflücken ꝛc. etwas zu verdienen, um sich dadurch die Mittel zu einem menschenwürdigen Dasein zu verschaffen, und die Hetzjagd auf Indianer hat ganz aufgehört; aber es ist dies doch nur

das letzte Aufflackern des Lebenslichtes einer Rasse, deren Untergang von einem unerbittlichen Schicksal bestimmt zu sein scheint.

Im allgemeinen hat sich in Californien das Drama des Untergangs der Indianerrasse auf ähnliche Weise abgespielt, wie es in den östlichen Unionsgebieten geschah. Die ersten weißen Ansiedler — Goldgräber, Jäger, Trapper und Grenzler —, ein rohes und zanksüchtiges, nur auf seinen eigenen Vorteil bedachtes und zur Selbsthülfe geneigtes Volk, geriet bald mit den Rothäuten, die von dem Begriff des Eigentums nur sehr unklare Begriffe haben, in Streit, gewissenlose Händler versorgten diese mit Waffen und Feuerwasser, man behandelte sie auf die verächtlichste Weise und niemand erkannte ihre Rechte an. Die Indianer, welche keinen Unterschied zwischen der Person und der Rasse ihrer Verfolger machen, sahen jeden Weißen als Feind an, sie überfielen die wehrlosen, friedlichen Ansiedler, sengten und mordeten, stahlen Vieh ꝛc., wo sich ihnen dazu eine Gelegenheit darbot, und verübten die haarsträubendsten Grausamkeiten. Daß die Unschuldigen dabei fast immer für die Schuldigen leiden mußten, ist das Entsetzlichste der sich bald zwischen den Weißen und Indianern entspinnenden blutigen Kämpfe. In Californien waren aber die Indianer den Weißen so wenig gewachsen, daß die Kämpfe zwischen ihnen nicht den Namen von Kriegen verdienen. Eine Ausnahme davon bilden nur die in den fünfziger und sechziger Jahren zwischen den Weißen und den kriegerischen Pitt-River-Indianern im Norden des Staates und im südlichen Oregon geführten hartnäckigen Kämpfe, in welchen die Rothäute nur mit äußerster Anstrengung überwältigt und zum Frieden gezwungen werden konnten. An jenen mörderischen Kriegen hatten sich auch die an der Nordgrenze des Staates seßhaften, später weltberühmt gewordenen **Modocs** beteiligt; deren letzten Verzweiflungskampf ich hier beschreiben will, da er wohl als der Schlußakt des Trauerspiels der dem Untergange in Californien geweihten Rothäute betrachtet werden kann: — die in den Monaten Januar bis Mai 1873 sich abspielende Schilderhebung des **Kapitän Jack** und seiner 45 Modoc-Indianer gegen die Kriegsmacht der Union, eine traurige Kriegsaffaire, die in den Annalen dieser Republik nicht ihresgleichen hat. Der Ausbruch dieses Kampfes, bei dem ein halbes hundert Rothäute nicht viel weniger in den amerikanischen Zeitungen von sich reden machte, als weiland der deutsch-französische Krieg gethan hat, ward in erster Reihe durch das eigennützige Verfahren der von der Bundesregieung angestellten Indianeragenten veranlaßt.

Nach Beendigung des vorhin erwähnten Krieges der Weißen mit den Pitt-River-Indianern und Modocs hatte sich der letztgenannte

schwache Stamm in der Nähe des Klamathsees Heimstätten gegründet. Die Modocs lebten dort von der Jagd und vom Fischfang und trieben auch ein wenig Ackerbau. Nicht selten zeigten sie sich in den etwa zwei Tagereisen von ihrer Ansiedelung entfernten Minenstädten Jacksonville in Oregon und Yreka (Weirika) in Californien, wo sie als gänzlich harmlos angesehen wurden. So lange man sie ruhig auf den von ihnen beanspruchten Ländereien leben ließ und ihnen vertragsmäßig Kleidungsstücke, Lebensmittel 2c. geliefert wurden, ward der Friede in keinerlei Weise gestört. Als jedoch die Modocs planmäßig von den von der Regierung angestellten Indianeragenten (einer in ganz Amerika verrufenen Menschenklasse) übervorteilt wurden und sie von ihren Nachbarn, den weißen Ansiedlern, manches wirkliche oder eingebildete Unrecht erlitten, erwachte in ihnen der alte indianische Trotz, und es bedurfte nur eines sie noch mehr erbitternden Anlasses, um die Kriegsfackel zu entzünden. Dieses geschah, als man die Modocs nach einer entfernten „Reservation" bringen und zum Aufgeben ihrer alten Wohnsitze zwingen wollte. Einer Kavallerieabteilung, durch welche die Indianer eskortiert werden sollten widersetzten sich diese, und als das erste Blut einmal geflossen war, war an einen gütlichen Vergleich nicht mehr zu denken.

Die Indianer überfielen die wehrlos und vereinzelt daliegenden Gehöfte und ermordeten eine Anzahl weißer Ansiedler — und der Indianerkrieg war fertig, in optima forma! — Von vielen Seiten wurde ganz offen behauptet, daß die V.-St.-Agenten und Unterhändler einen Krieg herausfordern wollten, um dadurch Gelegenheit zu finden im Trüben zu fischen. Möge dies dahingestellt bleiben; gewiß ist, daß der Modockrieg ein wahrer Goldregen für die Armeelieferanten, Spekulanten und Agenten gewesen ist, und daß die 45 Modocs, ehe dieselben unschädlich gemacht wurden, den V.-St. wenigstens 100,000 Dollars den Kopf gekostet haben. Die Lieferungen für die Armee, die Transportkosten 2c. für das aus ungeheuren Entfernungen requirierte Militär 2c. beliefen sich auf wahrhaft kolossale Summen. Natürlich mußte der Krieg in die Länge gezogen, fette Kontrakte, kostspielige Kriegsmanöver in Scene gesetzt und womöglich aus einer Mücke ein Elephant gemacht werden. Wer die Depeschen vom „Kriegsschauplatze", von den „Schlachten im Lavabett" las, rieb sich die Augen und mußte glauben, daß daselbst ein furchtbarer Kampf geführt werde, der das Bestehen des Landes bedrohe. Durch das Hinzuziehen tüchtiger Freiwilliger unter den in der Art und Weise der Indianerkämpfe geschulten Grenzern hätte der Krieg im Keime erstickt werden können, und manches kostbare Leben wäre gespart worden. Aber nichts weniger als das geschah, obwohl

jeder, der den Charakter der Indianer kennt, weiß, daß in einem solchen Falle nur das rücksichtsloseste Vorgehen seitens der Militärbehörde schnell zu einem günstigen Ziele führen kann. Von der Bundesregierung wurden die den Feindseligkeiten vorangehenden Friedensunterhandlungen auf eine lächerliche Weise in die Länge gezogen, so daß sich die Modocs ganz erklärlich für die stärkere Partei hielten und von Tag zu Tag übermütiger wurden. Telegraphierte doch der Sekretär des Innern Delano nach dem Kriegsschauplatze, nachdem bereits vierzig Unionssoldaten gefallen waren: „Man suche mit den Indianern einen Frieden zu vereinbaren, und sollte es dazu auch den ganzen Sommer brauchen!“ — Das war natürlich jenen Schurken, welche diesen Krieg in die Länge ziehen und sich dadurch bereichern wollten, aus der Seele gesprochen!

Doch ich will den Ereignissen nicht vorgreifen und den berühmten Feldzug in Kürze schildern. Am südwestlichen Ufer des zwischen den Staaten Oregon und Californien liegenden Tulesees ist ein etwa 20 englische Quadratmeilen großes altes Lavafeld, eine aus mächtigen Basalt- und Trachytmassen aufgebaute Felsenwildnis. Wie Stockwerke türmen sich die Felshöhen (Bluffs) übereinander auf, und es ist nur möglich, das Tafelland durch enge im Zickzack laufende Schluchten, in denen oft kaum zwei Mann neben einander gehen können, zu erreichen. Die Felsen sind schwarz und nackt und können nur auf großen Umwegen erklommen werden, und das ganze alte Lavabett ist voll von Höhlen und Schluchten, welche einem Feinde leicht Deckung gewähren und für Hinterhalte wie geschaffen scheinen. In diese natürliche Festung flüchteten sich im Dezember 1872, nach ihrem Mordanfall auf die wehrlosen Ansiedlungen, die Modocs, unter der Führung ihres Häuptlings Kapitän Jack.

Nach wochenlangem Parlamentieren unternahm es am 17. Januar eine mit ungeheuren Kosten beim Lavabett versammelte Truppenmacht von etwa 400 Mann, die Modocindianer von dort zu vertreiben. Der Angriff geschah im dichten Nebel und auf eine so widersinnige Weise, daß die Truppen in getrennten Abteilungen auf einer sage zwei Meilen langen Gefechtslinie in der Felsenwildnis umherstolperten und von den Indianern, welche man gar nicht zu Gesicht bekam, wie die Rebhühner niedergeschossen wurden. Nachdem die Armee vierzig Mann an Toten und Verwundeten eingebüßt hatte, zog sie sich vor den siegreichen 45 Rothäuten, die gar keinen Verlust erlitten, in ihre alten Standlager wieder zurück. Die Regierung in Washington suchte nun aufs neue durch Unterhandlungen einen Frieden mit den Indianern anzubahnen,

wozu eine Friedenskommission unter dem Vorsitze des General Canby ernannt wurde.

Mit einer unbegreiflichen Mißkenntniß der Sachlage wurden von der Regierung dieser Kommission drei den Modocs besonders verhaßte Indianeragenten beigegeben, sowie ein Methodistenprediger, der Reverend Doktor Eleazar Thomas, der den Rothäuten wahrscheinlich durch seine Hymnen Achtung einflößen sollte. Natürlich blickten diese mit Mißtrauen auf eine so zusammengesetzte Kommission von Unterhändlern, fühlten sich aber doch veranlaßt, weil ein paar gegen die Truppen unternommene Ausfälle erfolglos geblieben waren, den Friedenskommissären Gehör zu schenken. Eine schmutzige Squaw, Mary genannt, die Gattin eines Halfbreed, machte den Parlamentär zwischen den V.-St.-Generälen und hohen Friedenskommissären und den indianischen Führern. Die bedeutendsten unter diesen waren, nebst dem berühmten Kapitän Jack, einem kupferfarbigen Vollblutindianer mit langem schwarzen und struppigen Haar, bartlosem Gesicht und breitem Mund — die Helden Boston Charley (der „weiße Karl"; die Weißen werden von allen Indianern als „Boston Men" bezeichnet, und dieser Modoc war fast weiß); Hawkeye Jim (Jakob mit den Habichtaugen), gewöhnlich Huka Jim genannt, der niederträchtigste von allen Modocs, und sein Busenfreund „der Doctor", vor denen sich sogar Kapitän Jack fürchtete; ferner die Paladine Scarfaced Charley (Karl mit dem vernarbten Gesicht); Shaknasty Jim (der Sau-Jakob); Bogus Charley (der unechte Karl); Black Jim (der schwarze Jakob) und John Sconchin, der Bruder eines früheren Häuptlings der Modocs. Unter diesen indianischen Helden stelle man sich aber keine Coopersche Figuren vor, sondern Rothäute von der schmutzigsten Sorte, in zerlumpten, von den Weißen erbettelten Kleidern und mit wahren Galgengesichtern. Der Paladin „Sau-Jakob" war namentlich ein gefährlicher Geselle und als Schütze berühmt. Es wird ihm nachgesagt, daß er einen Purzelbaum zweimal hinter einander schlagen und dabei eine Flinte zwischen den Beinen hindurch abfeuern konnte. Ich selber habe die zweifelhafte Ehre der Bekanntschaft jenes großen Kriegers gehabt, der mich in den Straßen der californischen Minenstadt Yreka anbettelte. Obgleich nun jene Indianer wie der Auswurf der Menschheit aussehen, sind sie doch, mit einer Hinterladungsbüchse bewaffnet, als tückische, katzenartig gewandte Feinde äußerst gefährliche Gegner. Die besten Schußwaffen und reichliche Munition wurden ihnen von niederträchtigen Händlern verkauft, und sie waren in dem schwer zugänglichen Lavabett gewiß als Feinde nicht zu verachten. Haben

doch verschiedene von jenen Wilden damit großgethan, daß einer von ihnen es zu jeder Zeit mit zehn Soldaten aufnehmen könne!

Während der drei volle Monate dauernden Friedensunterhandlungen, welche, wie jeder, der mit dem indianischen Charakter vertraut ist, einsehen mußte, nie zu einem für die Vereinigten Staaten ehrenhaften Ziele führen konnten, benahmen sich die Modocs, denen während dessen sogar Lebensmittel und Wolldecken geliefert wurden, mit der kolossalsten Frechheit. Sie verlangten kurzweg, man solle sie ungeschoren lassen und ihnen ihre alten Wohnsitze in der Nähe des Klamathsees wieder herausgeben. Die Ermordung von siebzehn weißen Ansiedlern schienen sie als eine Bagatelle zu betrachten, und von einem Fortziehen nach einer anderen Gegend wollten sie durchaus nichts wissen. Da die in Jacksonville tagende „große Jury" das Ausliefern der Indianer, welche die Mordthaten vollbracht hatten, verlangte, damit dieselben aufgehängt würden, so war natürlich nicht daran zu denken, jenen in der Nähe ihrer Todfeinde Wohnsitze anzuweisen, und alle Unterhandlungen scheiterten an diesem Punkte.

Schon lange hatte man einen Verrat von den Modocs befürchtet, die sich immer mürrischer gestimmt zeigten. Die mittlerweile auf beinahe tausend Mann verstärkte Armee, welche einen riesigen Bagagezug mit sich führte, bestand aus Infanterie, Kavallerie und Artillerie und einer Mörserbrigade nebst siebzig den Weißen befreundeten Warm-Springs-Indianern, welche man von ihrer im östlichen Oregon am Deschutesflusse liegenden „Reservation" zur Hilfe herbeigezogen hatte. Ehe man jedoch einen erneuten Angriff auf die 45 im Lavafelde befindlichen Modocs unternehmen wollte, mußten die Friedenskommissäre laut Befehl von Washington, wo die falsche Quäkerpolitik, die feindlichen Rothäute mit Liebe zu behandeln, maßgebend war, nochmals mit diesen unterhandeln. Kapitän Jack, dem gesagt worden war, daß dies der letzte Versuch zum Frieden sein würde, erklärte sich zu der Unterhandlung bereit und bezeichnete als passenden Rendezvousort eine Stelle am Rande des Lavabetts, in der Nähe des Tulesees; doch dürften nicht mehr als höchstens sechs Weiße dorthin kommen. Am 12. April begab sich der V.-St.-General-Canby mit noch zwei Friedenskommissären, dem Reverend Thomas und einem Indianeragenten namens Meacham, nebst zwei Begleitern und der Squaw Mary, nach dem verhängnisvollen Platze im Lavafelde, wo sie den Häuptling der Modocs und sieben andere Indianer trafen, die sämmtlich mit Revolvern bewaffnet waren. Kapitän Jack that es sehr leid, daß der die Truppen befehligende General Gillem, dem er eine besondere Einladung zugeschickt hatte, nicht mitgekommen war. Derselbe

war durch Amtsgeschäfte verhindert worden, die Friedenskommission zu begleiten.

Nach stattgehabter Begrüßung begann die Unterhandlung zwischen den Friedenskommissären und den Indianern. Erstere hielten nacheinander Reden und suchten die Modocs zu überzeugen, daß der „Große Vater", d. h. der Präsident in Washington, es gut mit ihnen meine; das Vergangene solle vergessen sein, nur müßten sie ihre Wohnsitze ändern, welche Erklärung von den Wilden mit dem bei allen Indianern üblichen Beifallsgrunzen entgegen genommen wurde. Kapitän Jack verlangte hierauf ein paar den Weißen gehörige „Ranches", eine Zumutung, welche, als gänzlich unstatthaft, von Canby abgelehnt wurde. Während der Unterhäuptling Sconchin nun eine friedliche Rede hält, tritt Kapitän Jack plötzlich schnell nahe an den auf einem Felsblock sitzenden General Canby heran, schreit: Hetuk! — Hetuk!" — (alles fertig) und jagt ihm mit einem Revolverschuß eine Kugel durch den Kopf. Sconchin schießt fast gleichzeitig den Agenten Meacham zusammen (derselbe kam jedoch mit dem Leben davon), und Boston Charley und noch ein Indianer töten den Reverend Thomas. Den anderen Kommissären gelang es, den Schüssen von Huka Jim glücklich zu entkommen. Gleichzeitig mit diesem Mordanfall greift eine andere Indianerbande mit einer weißen Fahne einen Vorposten des Militärs an und tötet noch zwei Offiziere. Als die bei den ersten Schüssen zu Hilfe eilenden Soldaten den Platz der grauenhaften Mordthaten erreichten, waren die Indianer alle verschwunden; nackt und skalpiert und auf das gräßlichste entstellt fanden sie die Toten auf den Lavafelsen daliegend. Die Aufregung, welche diese haarsträubende Unthat der Modocs, wohl der schändlichste Verrat, welcher je von Indianern verübt worden ist, im ganzen Lande hervorrief, war eine wahrhaft furchtbare zu nennen, namentlich veranlaßte der Tod des allgemein geachteten hochbejahrten General Canby einen Schrei der Wut, der blutige Rache verlangte. Der Präsident erließ denn auch sofort durch den Telegraphen den Befehl: „Die Modocs zu vernichten!" — Dieses war jedoch, wie die Folge lehrte, leichter gesagt als gethan!

Es liest sich wie ein Märchen, dieser Kampf im Lavabett von den 45 Modocs gegen eine mehr als zwanzigfache Übermacht von regulärem, mit zahlreicher Artillerie versehenem Militär, das durch befreundete Indianer verstärkt worden war. Am 15. April begann das blutige Drama aufs neue, und erst am 29. Mai gelang es, den Rest der feindlichen Rothäute gefangen zu nehmen. Wie Helden haben sich die Modocs gewehrt und oft sogar den Angreifer gemacht. Schritt vor Schritt ver-

teidigten sie ihre Lavafeste gegen eine furchtbare Übermacht und führten den hoffnungslosen Kampf unverzagt bis zum Ende fort.

Während der ersten, drei Tage anhaltenden Kämpfe verloren die Truppen 27 Tote und Verwundete; die Modocs verloren 7 Tote — nämlich 5 Krieger und 2 Squaws. Dann nahm Kapitän Jack mit seinen am Leben gebliebenen 40 Kriegern eine neue Stellung in einem alten Krater ein, etwa dreiviertel deutsche Meilen von seiner früheren entfernt. Gegen diese Stellung wurde am 26. April von 64 Mann, meistens Artilleristen, eine große Rekognoscierung unternommen, welche einen noch kläglicheren Ausgang als alle früheren Gefechte hatte. Die Soldaten gerieten nämlich in einen Hinterhalt von 25 Indianern und wurden beinahe vernichtet. Alle Offiziere und 43 Mann wurden bei dieser Affaire getötet und schwer verwundet; die Modocs verloren durch die den Soldaten zu Hilfe kommenden Warm-Springs-Indianer vier ihrer Krieger.

Man glaube nicht, daß die Truppen der regulären Armee der Vereinigten Staaten kriegsuntüchtig sind, oder daß es ihnen an Tapferkeit fehlt. Im Gegenteil, in unzähligen Gefechten haben sie ihren Mut und ihre Tüchtigkeit bewiesen. Aber in diesem unzugänglichen Lavabette waren sie gegen einen Feind, der fast immer unsichtbar blieb und fast nie seinen Mann fehlte, ganz ratlos. Artillerie, von der zuerst so viel Wesens gemacht wurde, ist gegen Indianer, namentlich in solchem Terrain, ungefähr von derselben Wirkung, wie Granaten auf der Hasenjagd, und Soldaten, die gegen einen unsichtbaren Feind fechten müssen, sind natürlich nicht viel besser. Daß ein paar hundert nach ihrer eigenen Art bewaffnete Grenzer, die auf dieselbe Weise wie die Indianer zu kämpfen verstehen, dem Kapitän Jack und seiner Bande längst das Garaus gemacht hätten, weiß jeder Californier; aber jetzt, da die militärische Ehre der Nation auf dem Spiel stand, wurden alle Anerbietungen von Freiwilligen schnöde zurückgewiesen. Die Armee wurde daher aus Kansas und Arizona — ungefähr so weit vom Lavafelde entfernt, wie Konstantinopel von Paris — zur Freude der Lieferanten auf 2000 Mann verstärkt, und ein neuer Feldherr, Jefferson C. Davis, übernahm den Oberbefehl. Während dieser durch den Telegraphen mit dem Kriegsdepartement in Washington Pläne schmiedete, um Kapitän Jack und seine Paladine Scarfaced Charley, Shaknasty Jim 2c. zu umzingeln und auszuhungern, marschierten diese, wegen Mangel an Trinkwasser, mit dem Reste ihrer Bande ruhig ab und lieferten den nachrückenden Truppen am 8. und 11. Mai noch zwei Schlachten, wobei wieder sechszehn Soldaten gegen einen Indianer kampfunfähig wurden.

Eine charakteristische Episode dieses Modockrieges bildeten die Schlachtrapporte amerikanischer Tagesblätter, von denen der New-York Herald, das San Francisco Chronicle und andere Journale Spezialberichterstatter auf dem Kriegsschauplatze hatten. Namentlich das letztgenannte Blatt zeichnete sich durch Bulletins aus, die sich lasen, als ob dort im Lavabett eine zweite Schlacht von Sedan gefochten ward. Um dem Leser eine anschauliche Idee von dem hochtrabenden Stil dieser Zeitungen zu geben, lasse ich hier eine Blumenlese aus den mit zolllangen Lettern in fetter Schrift gedruckten Überschriften der Kriegsdepeschen in den Extras des San Francisco Chronicle vom 15., 16. und 17. April 1873 in getreuer Übersetzung folgen, die nichts weniger als ein Witz, sondern in vollem Ernst gemeint sind.

Die Schlachten im Lavabett!!!

Der Reporter des Chronicle an der Front!

Die Felsen lebendig von den Wilden (the rocks alive with the Savages. — N. B. 45 Mann!)

Glänzende Attacken der Burschen in Blau! (brilliant charges by the boys in blue — nämlich der V.-St.-Regulären).

Sechs Modocs machen einen Ausfall.

Die Haubitzen und die Mörser in Aktion.

Die Kavallerie liegt im Hinterhalt.

Das Prasseln der Gewehrsalven an der Schlachtlinie.

Der „lange Jim“ entwischt!

Thomas' Batterie bombardiert die Felsen.

Das Kriegsgeheul der Wilden.

Das Lavabett wird mit einer wütenden Attacke erstürmt!!

Die Modocs auf unserer Flanke.

Furchtbares Artillerie- und Gewehrfeuer.

Die Kugeln der Modocs fallen wie Hagel.

Niemand weiß, wo die Modocs stecken.

Meisterhafter Schlachtplan des General Gillem (General Gillem's masterly plan of action)!!!

Die furchtbare Schlacht dauert bis in die Nacht.

Fünf Modocs sollen bereits getötet sein!

Es ist unmöglich, die Modocs zu umzingeln.

General Gillem verlangt Verstärkung aus San Francisco (N. B. 100 deutsche Meilen entfernt!).

Die indianische Festung ist erstürmt worden!!!

Schreckliche Wirkung der Mörser beim Bombardement.

Vier tote Modocs in der Lavafestung.

Dem Reporter des Chronicle wird der Stiefelabsatz weggeschossen!

Die Modocs durchbrechen die Schlachtlinie!

General Gillem's Rückzugslinie bedroht!!

Der glänzende Stil der Schlachtberichte ist aus folgenden Proben ersichtlich:

„General Gillem giebt die Ordre: „stir them up on that side!" was die Division des Obristen Mason mit Todesverachtung ausführt. — Gillem spricht zum Obersten Green: „Greifen Sie doch mit Macht an und verlieren Sie um Gottes Willen nicht die Verbindung mit den Warm-Springs-Indianern! Ist Ihr Sattel nicht zu weit nach hinten auf Ihrem Maulesel?" „Es ist nicht mein Sattel", antwortet der kühne Obrist und sprengt mit geschwungenem Säbel die Lavafelsen hinan" ꝛc. — Die Manöver der tausend Mann starken Armee werden dabei mit großartigen Zügen gezeichnet: „Die Artillerie geht im gestreckten Galopp vor und bombardiert die Lavafelsen mit furchtbarer Wirkung. Hier wird eine Division vorgeschoben, dort macht ein Flügel eine äußerst gefährliche Schwenkung; die Bataillone des Centrums, die Reserven müssen vorrücken; die Kavallerie fegt wie ein Sturmwind über das Schlachtfeld; die Erde erbebt von dem Krachen der Mörser und Haubitzen" ꝛc. — Alle diese Schlachtscenen gegen 45 Modocs, mit oben erwähnten Verlusten! — Die östlichen illustrierten Journale verherrlichten diese Berichte der Kriegskorrespondenten durch Bilder, bei deren Anschauen es einem ordentlich gruselt. Besonders effektvoll sind die unter den entsetzten Indianern krepierenden Granaten, und es ist ergreifend, zuzusehen, wie die Modocs von den Soldaten bajonettiert werden. —

Doch das Drama nähert sich seinem Ende! — Kapitän Jack, der das zuletzt erwähnte Gefecht damit eröffnet hatte, daß er die Truppen bei Tagesgrauen im Lager überfiel, und der dabei, den Soldaten zum Hohn, die Uniform des Generals Canby trug, zog sich mit seinen Braven unter fortwährendem Kampfe mit dem ihn verfolgenden sage 458 Mann starken Detachement, wieder in eine fast unzugängliche Stelle im Lavabett, den sogenannten großen Krater, zurück, wo er belagert wurde. Am 18. Mai hatten die Truppen den Krater glücklich umzingelt und schritten zu einem Sturmangriff auf denselben — fanden das Nest aber leer, da

die Modocs über Nacht „französischen Abschied“ genommen hatten. Der kommandirende General Jefferson C. Davis begann jetzt mit der ganzen Armee — zu Pferde und zu Fuß, mit Artillerie, Infanterie und den indianischen Hilfstruppen — eine wütende Verfolgung, ereilte einen Flügel der Modocs und lieferte demselben am 20. Mai wieder eine Schlacht. Hierauf folgten zwei Tage Waffenruhe, als am 22. Mai die glorreiche Nachricht kam, daß ein Teil der Modocs sich ergeben wolle. Die zwei Squaws „Artinie Chokus“ und die „Einäugige Dixie“ bildeten die Parlamentäre, und am Nachmittage des genannten Tages rückten die Modocs — 10 Krieger (bucks, d. h. Böcke), 20 Squaws und 30 Papuhse (Kinder) in das Lager und legten die Waffen nieder. Unter dieser Abteilung befanden sich die Helden Huka und Shaknasty Jim, der „kraushaarige Doktor“ und Bogus Charley. Die Frauen und Kinder bildeten die erbärmlichste Gruppe, welche sich nur denken läßt — halb verhungert, fußlahm und in Lumpen gehüllt. Während des ganzen Feldzugs waren sie bei den Männern im Lavabett gewesen, wo sie sich damit nützlich gemacht, Gewehre zu laden und die Gefangenen nach indianischer Sitte zu Tode zu martern. Diese Abteilung der Modocs hatte sich mit Kapitän Jack und der andern Hälfte der Bande erzürnt, weil ihnen die Lust am Kriege, der ihnen hoffnungslos schien, vergangen war. Kapitän Jack mit den übrigen 25 Kriegern hatte sich nach den Gebirgen am Goose Lake zurückgezogen, wo er den Krieg bis zum bitteren Ende fortzusetzen gedachte.

Hierzu kam es jedoch nicht. Die Schandbuben Bogus Charley, Huka Jim, der kraushaarige Doktor und Shaknasty Jim erboten sich, ihren ehemaligen Führer einzufangen, wenn man ihnen eine Truppenabteilung zur Verfügung stellen und Begnadigung versprechen würde. Nach längerem Zögern ging General Davis, der dem Kriege so schnell als möglich ein Ende zu machen wünschte, auf diesen niederträchtigen Vorschlag ein. Unter der Leitung der obengenannten aufs beste bewaffneten und berittenen vier Modocs, machten sich 230 auserlesene Reguläre und sämmtliche Warm-Springs-Indianer, unter dem persönlichen Befehl ihres berühmten Anführers Donald Mc. Kay, auf die Verfolgung des Kapitän Jack und seiner ihm treu gebliebenen 25 Braven. Am 29. Mai wurde das Lager der flüchtigen Modocs in einer Felsenwildnis westlich vom Goose Lake, im äußersten nordöstlichen Winkel des Staates Californien, von dem Truppenkommando umzingelt und erstürmt. Die vollständig überraschten Modocs ergaben sich, ohne Widerstand zu leisten. Nur Kapitän Jack und seinen drei Waffengefährten Scarfaced Charley, Boston Charley und Sconchin, der Prinzessin Mary (Jack's

Schwester) und $\frac{1}{2}$ Dutzend Squaws gelang es zu entkommen, die sich aber schon am folgenden Tage alle freiwillig auf Gnade und Ungnade ergaben. Unbewaffnet kam der gefürchtete Modoc-Held, gefolgt von den letzten seiner Bande, ins Lager. Zu niemandem redete er, Neugierige umringten ihn, starrten ihm ins Gesicht und stellten Fragen an ihn, die er nicht beachtete. Ruhig war er wie eine Bildsäule, — jeder Zoll ein Häuptling.

Die Gesamtverluste der Truppen in diesem beispiellosen Kriege beliefen sich auf 80 Tote und 67 Verwundete, die der Modocs auf 12 Tote, worunter 2 Squaws. Nicht Einer von den Anführern der Modocs hatte dabei das Leben eingebüßt. Betrachtet man nun diesen Kampf der kleinen Indianerschar gegen eine militärische Uebermacht, wie sie nicht vernichtender sein konnte, so wird wohl niemand der Tapferkeit der Modocs Bewunderung versagen, und hätten diese nicht den scheußlichen Verrat gegen die Friedensboten begangen, so wäre die Sympathie der ganzen civilisierten Welt gewiß auf ihrer Seite, obgleich der hinterlistige Mord von den Rothäuten schwerlich anders als eine erlaubte Kriegslist betrachtet wurde. Aber Kapitän Jack wird trotzdem als ein Held der Geschichte der Indianerkriege fortleben, der, von Gott und aller Welt verlassen und von seinen eigenen Brüdern verraten und zu Tode gehetzt, die Strafe für den entsetzlichen Mord an den Friedenskommissären mannhaft entgegennahm. —

Der Schlußakt des Modoc-Krieges spielte in Fort Klamath, einem Militärposten im südlichen Oregon, wohin auf Befehl des Kriegsdepartements in Washington sämtliche gefangene Modocs gebracht worden waren, damit dort Standrecht über sie gehalten werde. Der Prozeß zog sich vier Monate in die Länge und wurde schließlich dahin entschieden, daß Kapitän Jack, Sconchin, Boston Charley und der schwarze Jakob, welche den Mord an den Friedensboten verübt hatten, ihre That mit dem von den Rothäuten für besonders schimpflich gehaltenen Tod am Galgen büßen sollten. Die verurteilten Indianer protestierten dagegen ohne Erfolg. Sconchin, der Demosthenes der Modocs, schloß seine darauf bezügliche, eine volle Stunde dauernde Rede mit den Worten: „Ich stehe hier wie am Fuße eines hohen Berges und der Große Vater (d. h. der Präsident in Washington) steht auf dem Gipfel, außerhalb des Bereichs meiner Stimme. Uns geschieht ein himmelschreiendes Unrecht, daß man uns nicht sterben lassen will, wie es tapferen Männern gebührt!" — Kapitän Jack machte in vollem Ernst den gelungenen Vorschlag, man solle doch lieber seinen Vetter Scarfaced Charley statt seiner aufhängen, da er (Jack) weit besser als Charly

für die Familie sorgen könne, und dieser überhaupt ein schlechterer Kerl als er sei.

Die Hinrichtung fand am Freitag den 3. Oktober bei Fort Klamath statt. Zu derselben waren umfassende Vorbereitungen getroffen worden, um den Indianern einen bleibenden Schrecken einzuflößen. Viele hundert Weiße, an 500 Klamath-Indianer und sämtliche Modocs waren auf der Richtstätte zugegen, wo eine stattliche Militärmacht versammelt worden war. Als das Brett fiel, worauf die Verurteilten unter dem Galgen standen, erhoben sämtliche Rothäute einen markerschütternden Jammerschrei, der kaum von dem Rollen der Trommeln übertönt werden konnte, eine Scene, welche auf alle Anwesenden einen furchtbaren Eindruck machte. Die Auslieferung der übrigen Modocs auf eine Requisition des Gouverneurs von Oregon wurde von der Bundesregierung verweigert. Zwei Modocs, die der Ermordung des General Canby beigewohnt hatten, wurden als Sträflinge auf Lebenszeit nach Fort Alcatraz (bei San Francisco) gebracht; den Rest der Bande transportierte man nach dem Indianerterritorium, wo sie auf einer „Reservation" ein Unterkommen fanden. Sie sind dort fleißige Ackerbauer und Viehzüchter geworden und sollen gute Fortschritte auf dem Wege zur Civilisation machen. Sechs Knaben ihres Stammes bezogen kürzlich die Schule in Elmen in Pennsylvanien. Scarfaced Charley wurde zum Häuptling der Modocs ernannt, die das Kriegsbeil auf immer begraben haben, und ist ein behäbiger Farmer geworden. Der Stamm der Modocs zählt gegenwärtig ungefähr 200 Köpfe.

Ein Schneesturm in der Sierra Nevada.

Der Winter von 1873/74 zeichnete sich im Gebiete der Sierra Nevada durch fast unablässig anhaltende Schneestürme aus und war seit der Eröffnung der Centralpacific-Eisenbahn weitaus der strengste, der jene Gebirgsgegend heimgesucht hat. Man hatte es für unmöglich gehalten, daß auf der Central-Pacific eine Unterbrechung des Verkehrs, wie im Januar und Februar 1872 durch die denkwürdige Schneeblockade auf der Union-Pacific, stattfinden könne, indem die sich dort über 40 englische Meilen erstreckenden Schneedächer den Eisenbahnzügen hin-

reichenden Schutz gegen Schneewehen und Lawinen geben müßten. Die in jenem Winter gesammelten Erfahrungen haben aber den Beweis geliefert, daß selbst die bestmöglichen Vorkehrungen gegen eine Schneeblockade und die höchsten Anstrengungen, eine solche zu bewältigen, in einem längeren Kampfe mit den Elementen mitunter zeitweilig unterliegen müssen.

Seit Anfang Dezember wurden fast unaufhörlich und mit ungeheurem Kostenaufwande bei Tag und bei Nacht die herkulischten Anstrengungen von der Bahnverwaltung der Central-Pacific gemacht, um ihre Linie von Schnee frei zu halten. In der ersten Hälfte des Monats März 1874 mußte der Kampf mit den Elementen aber eine Zeit lang ganz aufgegeben werden. Der Schneesturm hatte sich in einen förmlichen Schneeorkan verwandelt, die großen Flocken, welche beim Niederfallen zusammenfroren und ansehnliche Schneestücke bildeten, wurden von dem Orkan mit einer Wut über das Gebirge gepeitscht, daß sich kein Eisenbahnzug mehr in dem Unwetter, ohne die größte Gefahr zu laufen, fortbewegen konnte, geschweige denn ein lebendes Wesen es nur einige Minuten lang im Freien dagegen auszuhalten vermocht hätte. Auf einer Strecke von 86 englischen Meilen, zwischen den Plätzen Alta und Reno, fiel der Schnee während jener Tage zwölf bis achtzehn Fuß tief im Gebirge und wurde dort in ungeheuren Massen auf dem Bahnbett und in den von diesem durchschnittenen Schluchten aufgehäuft. Da kaum die Hälfte jener Strecke durch Schneedächer geschützt ist und sich keine Schneeschaufler im Freien aufzuhalten vermochten, so blieb nur die Möglichkeit noch, die Bahn durch Schneepfluge von Schnee zu befreien, um den blockierten Dampfzügen den Weg von dem verschneiten Osten nach dem sonnigen Goldlande zu öffnen.

Ein solcher Schneepflug, der an 50,000 Pfund wiegt, ist so hoch wie ein mittelgroßes zweistöckiges Haus und ist aus dem stärksten Holzwerk, das mit Eisen verklammert und teilweise damit beschlagen ist, erbaut. Vorne sieht der Schneepflug dem Bug einer Panzerfregatte mit vorgestrecktem Widder ähnlich. Derselbe, sowie die ganze Vorderseite des Pflugs besteht aus einen halben Zoll dicken Stahlplatten und berührt beinahe den Boden mit der am Unterteil angebrachten sogenannten Schürze (apron), die gehoben und gesenkt werden kann und gewöhnlich dicht über den Schienen liegt. Die „Schürze" ist unten abgerundet, so daß sie leicht, ohne anzustoßen, über die eisernen Bolzen und kleine Unebenheiten hingleitet. Ist der Pflug in Bewegung, so dringt die Spitze des Widders zuerst in die fortzuräumende Schneebank, die „Schürze" reinigt die Schienen von Schnee und drängt diesen in einer

Masse nach oben, wo er von der nach außen gewölbten Breitseite des Bugs in zwei Teile gesondert und nach beiden Seiten hin empor- und fortgeschleudert wird. Den Schneepflug treiben sechs, acht, zehn oder gar zwölf von den größten Lokomotiven vorwärts, die jede ein Gewicht von etwa 55 Tons (ca. 2000 Pfund) haben, und zwar mit einer Geschwindigkeit von 30 bis 40 englische Meilen die Stunde. Da der Pflug viel breiter und höher als die ihm folgenden Lokomotiven ist, so befindet sich auf demselben jedesmal ein Führer, der die Leitung des „Schneezugs“ übernehmen muß.

Ein Ritt auf einem Schneepflug ist auch solchen, die nicht zu den an der Bahn Angestellten gehören, mitunter gestattet, — ein Vergnügen von ganz absonderlicher Art! Wir wollen uns in Gedanken einmal auf den riesigen Schneepflug versetzen, der im März 1874 an der Arbeit war, das Bahnbett zwischen den Stationen Emigrant Gap und Blue Cañon, eine der wildesten Strecken in der Sierra Nevada, von den dort damals die Schienen berghoch bedeckenden Schneemassen und zwar während des Sturmes zu reinigen. Wie Eskimos in große aus dicken Wolldecken verfertigten Überröcke eingehüllt, besteigen wir bei der Station Summit, der höchstgelegenen Eisenbahnstation an der Centralpacific (250 Miles östlich von San Francisco und 7042 Fuß über dem Meere) den Schneepflug, und zwar unter den Schneedächern und geschützt vor dem draußen tobenden Orkan. Auf einer Strecke von 22 englischen Meilen müssen wir fast unausgesetzt unter den einem endlosen gewundenen Tunnel gleichenden, an beiden Seiten und oben geschlossenen Schneedächern 1742 Fuß bergab fahren, ehe wir die bei Emigrant Gap vor der westlichen Mündung derselben lagernden Schneebänke erreichen können. Der Führer des „Schneezugs“ giebt uns den wohlgemeinten Rat, uns an dem oben am Pflug angebrachten Sicherheitstau fest anzuklammern und uns ja in acht zu nehmen, nicht mit den Querbalken des Schneedachs in unangenehme Berührung zu kommen und dadurch die Schädel an unseren Köpfen während der wilden Fahrt einzubüßen. Dann frägt er mit lauter Stimme, ob alles zur Abfahrt bereit ist, die Führer der 12 Lokomotiven geben eine bejahende Antwort — und „go ahead!“ (vorwärts) schallt das Kommando, und die zwölf Eisenrosse donnern, den schaukelnden und in allen Fugen zitternden riesigen Schneepflug vor sich her treibend, unter den Schneedächern entlang, an denen der Sturm dicht über uns dämonisch braust und rüttelt, als wollte er sie mit Gewalt über den Haufen werfen. Mit aller Macht halten wir das Sicherheitstau, sozusagen auf Leben und Tod, fest und ducken uns vor den dicht über uns hinfliegenden Quer-

balken des Dachfirsts. An solchen Stellen, wo die Seitenbretter losgebrochen sind, oder wo auf kurzen Strecken Öffnungen zwischen einzelnen Abteilungen der Schneedächer gelassen wurden, blicken wir ab und zu seitwärts hinaus aus der dämmernden Gasse und erfassen flüchtig das grandiose Bild des Schneesturms, das, schnell verschwindend, gespenstisch über die Sierra vor unserem Auge vorüberhuscht.

Endlich fahren wir am Ende der meilenlangen überdachten Gasse ins Freie und rasen gerade gegen den blendenden Schneesturm, der uns die Haut ritzt wie mit tausend Nadeln. Der Führer des „Schneezugs“ schreit uns zu, festzuhalten, wenn uns das Leben lieb ist! — Durch die Wucht der gewaltigen zusammengeketteten Eisenmasse der zwölf mit Hochdruck des Dampfes arbeitenden Lokomotiven und die Neigung des Bahnbetts vereint fortgetrieben, stürmen wir schneller und schneller vorwärts, mit einer Gewalt, die nervenerschütternd ist. Ab und zu jagen wir durch finstre Tunnels und von hohen Schneebergen umrahmte Schluchten, rasen unter steilen Felswänden und an Abgründen entlang und donnern über schwankende, oft hundert und mehr Fuß hohe Trestlebrücken, während der riesige Pflug, der bei den vielen kurzen Biegungen der Bahn wie ein lebendes Ungeheuer stöhnt und ächzt, den Schnee wie schäumende Meereswogen nach rechts und nach links haushoch emporschleudert und in Massen in die Abgründe wälzt. Der durch den heftigen Luftzug nach rückwärts getriebene Schnee umwirbelt wie spritzender Schaum die lange Linie der finsteren Qualm ausspeienden Lokomotiven. Ein Blick nach hinten zeigt uns jene zwölf uns gleichsam verfolgenden schwarzen Ungetüme, die oft fast im Schnee begraben sind und, wie vor Lust aufjauchzend, durch den Orkan vorwärts stürmen. Mehrere auf Seitengeleisen stehende tief eingeschneite Frachtzüge sind in ihrer weißen Umhüllung bei der wilden Fahrt kaum zu erkennen.

Ehe wir's gedacht, taucht der prachtvolle Thalkessel von Emigrant Gap und Blue Cañon vor uns auf, den die Eisenbahn in einem meilenweiten sich an den Berghängen herumziehenden Bogen umspannt. Hier haben die Schneewehen allen Passagier- und Frachtzügen einen unübersteigbaren Damm entgegengesetzt, und hier sollen wir freie Bahn machen. Eine furchtbar schöne Scenerie umgiebt uns. Um die Berggipfel und zerklüfteten Felshöhen peitscht der Sturm den fliegenden Schnee; die schlanken Kiefern, Fichten und Tannen, welche unter und über uns die Abhänge bedecken, beugen sich wie Reiser im sausenden Winde und suchen vergeblich die immer aufs neue auf sie herabstürzenden Schneemassen von ihren Zweigen abzuschütteln, während der orkanartige Wind in den Schluchten des Gebirges in allen Tonarten heult, saust und

pfeift. Das Geprassel des wie Hagelschlag herniederfallenden gefrorenen Schnees und das Brausen des Sturmwinds vermischen sich mit dem höllischen Lärm der vielen, Flammen und Rauchmassen aus ihren breiten Schornsteinen ausspeienden Lokomotiven; mitunter leuchtet der rote Glutschein der prasselnden Lohe beim Öffnen der Heizungsthüren wie ein Blitzstrahl über den in den Hohlwegen aufgetürmten Schnee; das Rasseln der wuchtigen Räder, der regelmäßige hammerähnliche Schlag der Triebwerke, das gigantische Atemholen und mächtige Herzklopfen der eisernen Rosse dröhnt durch den Sturm, während der Koloß des Schneepflugs ungeheure Massen von Schnee zwischen die Baumwipfel in die Tiefe und in die Schluchten hinunterschleudert: ein prachtvolles Kampfesbild der freien und der gefesselten Elemente!

Aber trotz des vereinten Vorwärtsstürmens des gewaltigen Schneepflugs und der zusammengeketteten zwölf Lokomotiven verringert sich unsere Schnelligkeit allmählich, immer wilder werden die Gestikulationen der Männer, immer lauter stöhnen die alle ihre Kraft anspannenden Maschinen. Alles vergeblich! In einem tiefen Hohlwege, wo der Schnee an zwanzig Fuß hoch fest gepackt daliegt, kommt der Zug zuletzt zum Stillstand. Mit Hülfe einiger hundert mit uns gekommenen Chinesenarbeiter wird der Schneepflug samt den Eisenrossen in zwei Stunden wieder losgeschaufelt und fährt etwa fünf Meilen zurück, um dann, mit Anwendung aller Dampfkraft, unter dem Hurraruf und Schwenken von Hüten sämtlicher Bahnarbeiter und Lokomotivenführer und dem Geheul des entweichenden Dampfes aufs neue mit einer Geschwindigkeit von zehn deutschen Meilen die Stunde gegen die Schneebank Sturm zu laufen. Wie ein Rasiermesser ist der riesige Schneepflug mit den ihn vorwärts treibenden zwölf schweren Lokomotiven durch die Schneebank gegangen und wir erreichen glücklich die Station Blue Cañon, wo wir zitternd vor Kälte und halb betäubt von dem furchtbaren Ritt, unseren luftigen Sitz verlassen und an einem lodernden Kaminfeuer unsere halb erfrorenen Glieder wieder auftauen können. —

Aber man glaubte nicht, daß durch den einmaligen Sturmlauf eines Schneepflugs das Bahnbett dauernd fahrbar gemacht wurde. In kurzer Zeit hat der rasende Orkan die eben freigewordene Eisenstraße und die Engpässe der Sierra schon wieder mit Schnee versperrt, und es bedurfte während 14 Tagen jeden Tag erneuerter Anstrengungen, um das eroberte Gebiet behaupten zu können. Mehrere Schneepflüge stürzten um und eine Anzahl von Lokomotiven entgleiste und vermehrte dadurch die allgemeine Verwirrung. Nach einem unausgesetzten von 31 der schwersten Frachtzug-Lokomotiven und fünf gewaltigen Schneepflügen

während fünf Tagen und Nächten geführten Kampfe wurde die Central-pacific endlich am 8. März wieder auf ihrer ganzen Linie als fahrbar erklärt. Der Schneesturm hatte aufgehört und ein blauer Himmel wölbte sich über der tief verschneiten Sierra. Am 9. März 1874 donnerten drei von der Stadt der Heiligen am großen Salzsee kommende vereinigte Passagierzüge, jeder mit vier Lokomotiven bespannt, und jedem von ihnen ein von eben so vielen Eisenrossen geschobener Schneepflug als Avantgarde voraus, über die Sierra Nevada nach den frühlingssonnigen Fluren Californiens hinunter. In der Stadt Oakland, am Ufer der San-Francisco-Bai, wurden die Reisenden von der halben Bevölkerung mit prächtigen Blumenspenden bewillkommnet, und über die Stadt San Francisco ergoß sich eine wahre Sündflut von Briefen aus dem Osten und aus Europa, auf ähnliche Weise wie es zwei Jahre vorher nach der Hebung der großen vierwöchentlichen Schneeblockade auf der Union-Pacific gesehen war. Seit der vorhin beschriebenen Blockade wurden die Schneedächer auf der Sierra Nevada noch bedeutend weiter ausgedehnt. Eine Unterbrechung des Verkehrs auf der Centralpacific hat sich nicht mehr wiederholt, und da San Francisco seitdem durch die Eröffnung von zwei südlichen Überlandbahnen so viele neue Verbindungslinien mit dem Osten gewonnen hat, so kann man diese Stadt jetzt wohl gegen eine neue Absonderung von dem Reste der civilisierten Welt als ganz gesichert betrachten.

Der erste transkontinentale Schnellzug.

Seit mit dem Einschlagen des weltbekannten „goldenen Nagels" bei Promontory am großen Salzsee, am 10. Mai 1869, durch die Vollendung der Union- und Centralpacific-Eisenbahnen das erste Mal eine ununterbrochene Schienenverbindung über das Gebiet der Union vom atlantischen Gestade bis nach der Bai von San Francisco hergestellt wurde, sind verschiedene Überlandbahnen nördlich und südlich von dieser Pionierbahn für den transkontinentalen Verkehr eröffnet worden; aber erst einmal wurde der Versuch gemacht, einen Schnellzug ohne Aufenthalt von Meer zu Meer über die ganze Breite dieses Kontinents zu entsenden. Die Hauptschwierigkeit eines solchen Unternehmens bestand von jeher darin, daß östlich vom Missouri eine ganze Anzahl von selb-

ständigen Eisenbahnen die Richtung nach New-York einnimmt, von denen jede weiter westwärts mit den verschiedenen Pacificbahnen in Verbindung tritt, an welcher Stelle die Züge einander ablösen. Bei Gelegenheit des ersten Durchzugs mußten die von einander unabhängigen Eisenbahngesellschaften des Ostens mit der Union- und Centralpacific einmütig zusammenhandeln, um den Erfolg des Unternehmens zu sichern. Zahllose Frachtzüge auf den verschiedenen Eisenbahnen mußten rechtzeitig auf Seitengeleise gebracht und der Fahrplan sämtlicher von Osten nach Westen und von Westen nach Osten laufenden Züge mußte geändert werden, um dem Durchzuge auf dem eingeleisigen Hauptbahnbett freie Spur zu geben, wobei die sich allmählich auf der ganzen Linie von Osten nach Westen über drei Stunden verschiebende Sonnenzeit genau in Anschlag zu bringen war. Rasende Schnelligkeit, Pünktlichkeit sämtlicher Bahnangestellten auf der ganzen ungeheuren Wegstrecke, Benutzung der stärksten Lokomotiven, des tadellosesten Fahrmaterials, der erfahrensten Ingenieure und Zugführer waren jedes unentbehrlich, um das gigantische Unternehmen zu ermöglichen, der unbedeutendste Verzug, irgend eine Nachlässigkeit im Dienst waren genug, um den Erfolg zu vereiteln. Es waren endlose Wegstrecken zu durcheilen, Urwälder, Sümpfe und Prärien zu durchfliegen, wo Herden von Rindern ungehindert über den Bahnkörper zu schreiten pflegen und nicht selten bei Stürmen Baumriesen auf dasselbe geschleudert, Brücken zerstört und Verheerungen durch Ueberschwemmungen angerichtet werden; mächtige Flüsse mußte man überschreiten, hohe Gebirgszüge erklimmen, ehe das ferne Ziel am Goldenen Thore erreicht werden konnte.

Am Sonntagmorgen den 4. Juni 1876, genau ein Viertel nach 9 Uhr, verkündeten dreizehn Böllerschüsse vom Dache des Palace-Hotels die Ankunft des ersten transkontinentalen Schnellzugs („lightning-train") von New-York an den Gewässern der San-Francisco-Bai, der die ungeheure Wegstrecke von 3317 englischen Meilen ohne nennenswerte Unterbrechung in 83 Stunden, 53 Minuten und 45 Sekunden zurückgelegt hatte, eine Eisenbahnfahrt, die bis auf den heutigen Tag einzig in ihrer Art in der Welt dasteht. Der Unterschied der Zeit zwischen New-York und San Francisco von 3 Stunden, 13 Minuten und 7 Sekunden hatte die zu dieser Reise verbrachte Zeit auf 80 Stunden, 40 Minuten und 38 Sekunden abgemindert. Von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde berichtete der Telegraph von dem Fortschritt des in rasender Eile den Kontinent durchfliegenden Dampfzugs; die Bevölkerung des ganzen Landes verfolgte die Einzelheiten der wilden Fahrt mit gespanntester Aufmerksamkeit. Täglich wurden die Stimmen des Zweifels

an dem Gelingen des großartigen Unternehmens geringer, bis sich das zuerst für unmöglich Gehaltene als glänzende Thatsache herausstellte. In San Francisco mit seiner leicht erregbaren kosmopolitischen Bevölkerung war die Aufregung während jener Tage eine ganz gewaltige, und man hörte in der Stadt fast nur vom „Lightning-Train" reden. Briefe aus New-York in weniger als vier Tagen, schriftliche Nachrichten aus Europa in noch nicht zwei Wochen am Gestade des Stillen Meeres abgeliefert! — wer so etwas vor zwei Jahren vorausgesagt hätte, den würde sicherlich jeder Californier für toll gehalten haben.

Emigranten gebrauchten in früheren Jahren vier bis acht Monate, die Überland-Postkutschen (Stages) zwei Wochen — oft jedoch die doppelte Zeit und mehr —, um die Reise vom Missouri nach San Francisco zurückzulegen. Wurden einzelne Schnellfahrten noch rascher gemacht, wie z. B. von dem bekannten Ben Holladay, der in zwölf Tagen und zwei Stunden von Atchison am Missouri nach San Francisco fuhr — eine Strecke von ungefähr 2000 englischen Meilen —, so waren das selten Ausnahmen. Die Pony-Expreß, eine reitende Schnellpost, welche jedoch nur Briefe beförderte, ging Tag und Nacht, immer im Galopp, und pflegte dieselbe Entfernung in neunmal 24 Stunden, zuletzt in acht Tagen und Nächten, zurückzulegen, womit die äußerste Grenze der Schnelligkeit der Fortbewegung mit Pferden erreicht schien. Dann wurde die erste Pacificbahn vollendet, und Reisende pflegten bis 1884 in sieben Tagen und Nächten von New-York nach San Francisco zu fahren, welche Zeit später auf sechs Tage und Nächte abgemindert wurde. Der erste transkontinentale „Lightning"-Zug hat aber dieselbe ungeheure Strecke in etwas über 80 Stunden durchflogen. Unzweifelhaft wird bald die Zeit kommen, wenn Schnellzüge mit dieser Geschwindigkeit regelmäßig den Kontinent durchmessen werden. Die canadische Pacificbahn hat bereits angezeigt, daß sie demnächst den Reigen der transkontinentalen Blitzzüge eröffnen wird, infolge welcher Erklärung die amerikanischen Überland-Bahnen am 25. Juli 1886 die Fahrzeit der neuen Schnellzüge (fast trains) auf fünf Mal 24 Stunden verringert haben. Der erste Blitzzug von Meer zu Meer war aber, wie der New-Yorker Herald zu jener Zeit richtig bemerkte „ein geschichtliches Ereignis, das wohl verdient, in der Erinnerung aufbewahrt zu werden."

Allerdings ist eine Schnelligkeit von 35 bis 55 und mehr englischen Meilen in der Stunde auf europäischen Eisenbahnen und auch in Amerika schon längst nichts ungewöhnliches mehr. Aber die Entfernungen sind in Europa verhältnißmäßig kurze, die Schienenwege

haben Doppelgeleise und sind auf der ganzen Fahrstrecke eingefriedigt (was in Amerika nur auf einigen östlichen Bahnen der Fall ist); das Dienstpersonal ist dort ein bei weitem zahlreicheres als auf amerikanischen Eisenbahnen, und die zu überwindenden Terrainschwierigkeiten halten auf den europäischen Hauptlinien mit denen hier zu Lande keinen Vergleich aus. Wer diese und die früher erwähnten Hindernisse, welche sich dem Gelingen eines solchen Unternehmens in Amerika entgegenstellen, zu würdigen versteht, der wird obigem Ausspruche des „Herald“ seine Zustimmung gewiß nicht versagen.

Der in Amerika durch ihre Aufführungen des Shakespeare'schen Dramas „Heinrich der Fünfte“ und des großartigen Schlachtgemäldes von Agincourt berühmt gewordenen Schauspielergesellschaft der Herren Jarrett und Palmer*) gebührt die Anerkennung, dieses Riesenunternehmen geplant und durchgeführt zu haben. Die genannten Direktoren jener Gesellschaft mieteten den Schnellzug für die Hin- und Herreise mit einem Kostenaufwande von 500 Dollars die Person, um in San Francisco ein Gastspiel zu geben.

Am 1. Juni, Schlag 1 Uhr morgens, setzte sich der Schnellzug, der aus dem Hotelwaggon „Thomas A. Scott“, dem Schlafwaggon „Yosemite“ nnd einem Gepäck- und Postwagen bestand, welcher letztere für San Francisco allein 100,000 Briefe an Bord hatte, bei Jersey-City, New-York gegenüber, in Bewegung. Die Fahrkarten waren in prächtig ciselierte Silberdeckel geheftet; die Briefe führten alle den Poststempel „Jarrett & Palmer's Special Fast Trans Continental Train New-York, June 1—1876—12. 10. A. M.“ Für die Bequemlichkeiten der Reisenden war auf das umfassendste gesorgt worden und die besten Speisen, die vorzüglichsten Weine und Leckerbissen befanden sich in der Vorratskammer des Hotelwaggons. Vor der Abreise wurden in einer halben Stunde 15,000 Abzüge der Donnerstagsnummer des „New-Yorker-Herald“ im Zeitungspalaste jenes Weltblatts gemacht, welche während der Fahrt nach der fernen Goldstadt unterwegs verteilt werden sollten.

Über die Pennsylvania-Central-Eisenbahn brachte eine einzige Lokomotive den Schnellzug, ohne nur einen Augenblick unterwegs anzuhalten, nach der Stadt Pittsburg — 444 engl. Meilen in 10 Stunden und 4 Minuten. Auf allen Halteplätzen begrüßten ihn jubelnde Menschenmassen. Als die Reisenden mit einer Geschwindigkeit von zehn deutschen Meilen in der Stunde durch Pennsylvanien dahinflogen, wurde das

*) Jarrett starb im Juli 1886 in Buenos Ayres.

erste Frühstück im Hotelwaggon aufgetragen. Während rechts und links Farmen, Wälder, Städte und Fluren wie toll kreisend vorübereilten, brachte Warren Jarrett ein Hoch auf die glückliche Ankunft in San Francisco aus, das bei klingenden Gläsern einen begeisterten Widerhall fand. Ohne Verzug raste der Dampfzug weiter durch die gesegneten Fluren von Ohio, Indiana und Illinois und fuhr um 10 Uhr 25 Min. abends in den Bahnhof der Chicago-Rock-Island-Eisenbahn bei Chicago ein, von einer nach Tausenden zählenden Menschenmenge mit wilden Hurras begrüßt. Die Entfernung von 913 englischen Meilen zwischen New-York und Chicago war in genau zwanzig Stunden zurückgelegt worden.

Mit einem frischen Dampfrosse als Vorspann stürmte der Schnellzug weiter und erreichte das Ufer des Mississippi am nächsten Morgen 4 Minuten vor 1 Uhr. Um 9 Uhr 30 Minuten donnerte der Zug über die mächtige Missouribrücke bei Council Bluffs, nachdem er die letzten 67½ Miles in sechzig Minuten durchmessen hatte. Auf ebenem Boden war seine Durchschnittsgeschwindigkeit 60 englische Meilen in der Stunde. Omaha, 1405 Miles von New-York, wurde in 32 Stunden erreicht; Cheyenne, am Fuße der Felsengebirge, 1932 Meilen von New-York, in 40 Stunden. Weiter ging die wilde Fahrt. Über die große Laramie-Ebene, 7000 Fuß über dem Meere, raste der Dampfzug mit einer Schnelligkeit von 76½ englische Meilen in der Stunde; über die bis zu 8242 Fuß ansteigenden Pässe der Felsengebirge stürmte er dahin wie eine wilde Jagd. Die letzten 75 Meilen auf der Union-Pacific nahmen nur 79 Minuten Zeit in Anspruch. Die Fahrt auf der Union-Pacific zwischen Omaha und Ogden, eine Strecke von 1029 englischen Meilen, wurde in 25 Stunden und 20 Minuten zurückgelegt, die von New-York bis nach Ogden, 2435 Meilen in 55 Stunden.

Aber die schwierigste Strecke, das gefährlichste Terrain, war dem Schlusse der wilden transkontinentalen Dampffahrt vorbehalten, denn es mußten in demselben rasenden Zeitmaß die bedeutenden Steigungen und die zahllosen Krümmungen, der Centralpacific überwunden werden. Der mächtigen Locomotive Nr. 149, welche sich in Ogden vor den Schnellzug spannte, sollte unter der Leitung des kühnen Ingenieurs Hank Small das für fast unmöglich Gehaltene gelingen. Der Wasserbehälter, aus welchem das 65,450 Pfund schwere Eisenroß gespeist wird, hält 3700 Gallonen Wasser. Diese gewaltige Lokomotive blieb für die ganze Fahrt zwischen Ogden und San Francisco — eine Entfernung von 883 englischen Meilen, die längste Strecke, welche je von einem einzelnen Dampfroß ohne Aufenthalt zurückgelegt worden ist —

in Thätigkeit. Steigungen von 45 bis 65 Fuß zur englischen Meile wurden mit einer Schnelligkeit von 45 Meilen in der Stunde überwunden. Mit rasender Schnelligkeit durchmaß der Schnellzug die Salbeiwüsten von Nevada, wo der mächtig aufwirbelnde Staub demselben wie der Schweif eines Kometen nachfolgte. Von der ganzen mobilen Bevölkerung wurde der vorübersausende Dampfzug an den Stationen mit Hurrarufen und Böllerschüssen bewillkommnet. Auf der Truckee-Division legte er 80 Meilen in 81 Minuten zurück.

Während der letzten Nacht ging's über das gefährliche Gebirgsterrain der Sierra Nevada, volle 7000 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Kurven giebt es auf der Centralpacific, nach Angabe des Superintendenten dieser Bahn, im ganzen 1100, die zusammengelegt 125 Kreise bilden würden. Steigungen sind 14,800, Neigungen 10,700 im Bahnbett; die Längendifferenz zwischen den inneren und äußeren Schienen beträgt 4000 Fuß. Bei weitem die Mehrzahl dieser Hindernisse kommt auf die Gebirgsstrecke. Wie sehr eine solche Bauart, die in diesem Terrain jedoch nicht zu vermeiden war, einer Schnellfahrt hinderlich sein muß, wird jedem praktischen Eisenbahn-Angestellten einleuchtend sein. Aber ohne den geringsten Aufenthalt überschritt das mächtige Eisenroß im Geschwindschritt die Sierra Nevada. Große Feuer aus Warenkisten und Theertonnen brannten in den an der Linie liegenden Ortschaften; Feuerwerke erhellten die Nacht und die Bevölkerung war wie toll in ihren Ausbrüchen der Freude, als die wilde Dampfjagd brausend über das Hochgebirge dahinrollte. Unter den sich vierzig Meilen weit erstreckenden Schneedächern donnerten die Dampfwagen dahin, durch endlose Tunnels und über die riesigen Trestlebrücken, wirbelten um die Kurven herum, als ob sie jeden Augenblick vom Geleise heruntergeschleudert werden müßten. Kurz vor Tagesanbruch, als der aufgehende Vollmond die Gebirgslandschaft zauberisch erhellte, flog der Schnellzug, mit einer Geschwindigkeit von 45 Meilen in der Stunde, um den gewaltigen schroffen Abhang des Kap Horn, 2500 Fuß über dem Spiegel des wie ein Silberfaden in der finsteren Tiefe glitzernden Americanflusses und eilte dann thalwärts nach den Fluren des schönen Californiens.

Sacramento, wo Tausende den Bahnhof die halbe Nacht hindurch in Belagerung gehalten hatten, begrüßte die kühnen Reisenden bereits um sechs Uhr morgens. Um neun Uhr zwanzig Minuten fuhr der Blitzzug auf die zwei Meilen lange Pfeilerbrücke bei Oakland, wo derselbe von dem City-Mayor der Stadt San Francisco, den Beamten der californischen Metropole und von Tausenden von Zuschauern mit

Hochrufen, Hüteschwenken und fortwährendem Blumenwerfen begeistert empfangen wurde. Nach einer beispiellosen Geschwindreise über die ganze Breite des nordamerikanischen Kontinents rollten die New-Yorker Gäste sieben Minuten vor zehn Uhr nach San Franciscoer Zeit in den Kutschen des Palace-Hotels unter den letzten Böllerschüssen vom Dache des Riesengebäudes und dem Jubel der versammelten Menge in den weiten Hofraum des größten Gasthauses der Welt. An einer mit den kostbarsten Speisen des produktereichen Californiens beladenen Festtafel in dem mit Blumen und Guirlanden feenhaft geschmückten Saale genossen die Reisenden, worunter sich Vertreter der „London Illustrated News“, des „Neu-York-Herald“ und vom „Journal des Débats“ befanden, in Gesellschaft der ersten Stadtbeamten, zahlreicher angesehener Bürger und der Mitglieder der hiesigen Presse ihr erstes Frühmahl in San Francisco und erzählten von den Wundern der wilden Fahrt von Meer zu Meer.

Ein „Autoren-Karneval.“

Im Jahr 1879 fand in San Francisco der erste sogenannte „Autoren-Karneval“ nach dem Vorbilde ähnlicher in östlichen Unionsstädten, namentlich in Boston, in Scene gesetzten Aufführungen statt, d. h. eine Darstellung durch lebende Bilder und Deklamationen aus den Werken berühmter Schriftsteller aller Nationen. Die kosmopolitische Bevölkerung der californischen Metropole bildete ein trefflich zu verwertendes Material, und der Erfolg des hier ganz neuen Unternehmens übertraf denn auch die kühnsten Erwartungen.

San Francisco ist eine Großstadt, in der sich die Bewohner fast unaufhörlich in einer intensiven, aber verhältnismäßig harmlosen Aufregung befinden. Heute ist es ein wilder Minenaufruhr, welcher alle Gemüter erhitzt und jedermann zum Millionär-Bewerber macht; morgen predigt ein hirnverbrannter Agitator vor vielen Tausenden Mord und Verwüstung gegen alles Bestehende in drohenden Reden, welche ihn in jedem anderen Lande der Welt hinter Schloß und Riegel setzen würden, während man hier die Glut durch ihre eigene Hitze sich austoben läßt; bald sind es die unliebsamen Chinesen, gegen welche man in gewaltigen Volksversammlungen Rache schnaubt, die aber niemals zur Ausführung

kommt; bald setzt eine Wahlcampagne, ein öffentliches Vergnügen oder ein patriotisches Fest alles außer Rand und Band und reißt die ganze Bevölkerung mit sich fort, wie in einem Taumel. Jedermann beteiligt sich an diesen Aufregungen (Excitement). Die spießbürgerliche Ruhe einer deutschen Stadt würde einen San Franciscoer vor Langeweile töten.

Der „Autoren-Karneval“ fand als etwas ganz Neues sofort begeisternden Anklang. Die ganze Bevölkerung der Metropole nahm besonderen Anteil daran, als ob sowohl die persönliche Ehre als die der Stadt auf dem Spiele ständen. Es gelang, sechs wohlthätige Gesellschaften für das Unternehmen zu interessieren. Nicht weniger als 1200 Männer, Jünglinge, Frauen und Jungfrauen aus den tonangebenden Kreisen der Stadt erboten sich, als thätige Teilnehmer Rollen zu übernehmen, alle Kosten für die Kostüme selbst zu tragen und für den Erfolg nach besten Kräften zu wirken. Wenn ich sage, daß 100,000 Dollars für Kostüme von Privatleuten ausgegeben wurden, so wird der Leser zugeben müssen, daß die Begeisterung unter den Teilnehmern des Karnevals fast eine beispiellose gewesen ist.

Die Werke von sechzehn Dichtern verschiedener Nationen sollten durch lebende Bilder illustriert und einzelne Scenen daraus dramatisch aufgeführt werden. Hervorragende Schauspieler unternahmen es, die Rollen einstudieren zu lassen und die lebenden Bilder künstlerisch zu gestalten, und es wurde weder Geld noch Mühe gespart, um dem Unternehmen einen durchschlagenden Erfolg zu sichern. Die Franzosen, Italiener, Spanier, Engländer, Amerikaner und Deutschen gingen mit einem wahren Feuereifer an die Arbeit, um Scenen aus den Lieblingsdichtern ihrer Nationen zur möglichst vollkommenen Geltung zu bringen.

Der Schauplatz des „Autoren-Karnevals“ wurde nach dem „Mechanick's Pavilion“ verlegt, einem mächtigen Holzgebäude von 500 Fuß Länge und 200 Fuß Breite. Schon die weite, oben von einer breiten Gallerie umkränzte Halle, mit dem Gewimmel der zu vielen Tausenden sich darin drängenden Menge, dem Lichterglanz, Fahnen- und Blumenschmuck, bot einen überaus fesselnden Anblick dar. Zu beiden Seiten des riesigen Raumes aber reihte sich eine lange Linie von Bühnen aneinander, auf denen sich bald hier, bald dort der Vorhang öffnete, um das Auge mit Schaustellungen von oft blendender Wirkung zu überraschen.

Hier erschließt sich der Bazar, in welchem sich die Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ in so verschwenderischer Pracht zeigen, als wäre die schöne Scheherazade in eigener Person wieder erschienen, um dem Kalifen inmitten seines Harems ihre Erzählungen vorzutragen.

Der Glanz der im reichsten orientalischen Stil kostümierten Schönheiten aus der californischen Wunderstadt würde sicherlich auch in Bagdad Furore gemacht haben.

Auf der nächsten Bühne werden Episoden aus den Werken der deutschen Dichterfürsten Schiller und Goethe in prächtigen Tableaux dargestellt. Diese Bilder waren ohne Frage das Vollendetste, was auf dem „Autoren-Karneval" geboten wurde. Die mannigfaltigen Scenen aus „Faust", „Don Carlos", „Hermann und Dorothea", Die Glocke", „Götz", „Wilhelm Tell", ꝛc., die Darstellungen vom „Haideröschen", „Lotte und die Kinder" kamen unter der trefflichen Leitung des Regisseurs der hiesigen deutschen Bühne zu einer so hervorragenden Geltung, daß sich ein wählerisches deutsches Publikum in der alten Heimat gewiß nicht minder daran gefreut haben würde, als das hier versammelte kosmopolitische Publikum der californischen Metropole.

Neben der Schiller- und Goethe-Bühne liegt die sogenannte ägyptische, auf der sich die Darsteller, sechzig an der Zahl, meistens in Massenscenen zeigen. Die Pracht der Ägypter übertrifft noch den Pomp von „Tausend und eine Nacht". Wenn ich beiläufig bemerke, daß die durchweg aus Seide und Sammet verfertigten und mit Goldstickereien förmlich überladenen Kostüme der vierzig Damen dieses Bazars 12,000 Dollars gekostet haben und daß z. B. die Sphinx mit Diamanten vom Nipptische einer Bonanzaprinzessin geschmückt war, die einen Wert von 50,000 Dollars repräsentierten, so wird man sich einen Begriff von dem dort entfalteten Aufwand machen können. Unter den prächtigsten Bildern auf dieser Bühne sind „Esther vor dem Könige", „Antonius und Kleopatra" und „Die Auffindung des Moses" rühmlich hervorzuheben, welche letztere Persönlichkeit zum Gaudium des Publikums durch ein schreiendes Baby personificiert wurde. — Weiterhin steht ein Tempel der Flora, in welchem die schönsten Mädchen der Stadt in klassischen-griechischen Gewändern die Blumenpracht des Goldlandes für schnöden Mammon austauschen und manchen ansehnlichen Obolus aus den Taschen eines bewundernden Publikums locken.

Auf den nächsten Bühnen werden die Werke von Walter Scott und Tennyson bildlich dargestellt. Die Hochländer und schottischen Helden des zuerst genannten Dichters sind nicht minder charakteristisch, als der „Traum von den schönen Frauen" Tennysons, wobei die herrlichsten Frauengestalten allmählich aus dem Dunkel in den vollen Glanz hervortreten und langsam wieder verschwinden. Weiterhin erscheint Longfellow mit seiner rührenden Idylle „Evangeline" und den Indianern aus „Hiawatha". Indianische Häuptlinge stolzieren in vollem Kriegerschmuck

dort auf und ab, und es ist eine wahre Freude, sie anzuschauen; Sitting Bull und die „Rote Wolke" hätten sicherlich nichts an ihnen auszusetzen. Einen seltsamen Gegensatz zu den romantischen roten Kriegern und ihren Squaws und einem unverfälschten Indianer-Wigwam bildet der Salon der Madame Recamier mit dem Ensemble der französischen feinen Welt, welche sich um jenen Schöngeist zu versammeln pflegte. Die Vertreter der Madame de Stael, Madame Marat, der Herzogin von Broglie, von Chateaubriand ꝛc. erscheinen hier im getreuen Kostüm ihrer Zeit.

Auf der gegenüberliegenden Längenseite der großen Halle befindet sich zunächst die Bühne, auf der die Werke von Charles Dickens durch Tableaux und humoristische Deklamationen von nicht weniger als 120 Darstellern verherrlicht werden. Nikolaus Nickelby, David Copperfield und andere lebensgleiche Gestalten des großen Briten treten dort abwechselnd auf, und die Pickwickier erfreuen uns durch ihren unverwüstlichen Humor. Nebenan liegt die Cervantes-Bühne, auf welcher Don Quixote, der Ritter von der traurigen Gestalt, und Sancho Pansa ihre wunderbaren Abenteuer bestehen und wo mitunter ein Fandango von echten Spanierinnen aufgeführt wird.

Zu den besten Darstellungen gehören die von Bret Harte. Hier ist das urwüchsige Leben in den wilden californischen Minenlagern auf eine so getreue Weise wiedergegeben worden, daß man sich nach Roaring Camp oder Sandy Bar versetzt glaubt. Die auf der nebenan liegenden Bühne versammelten fünfzig persischen Schönheiten nebst den mit prächtigen Tüllflügeln versehenen Peris und ellenhohe schmale Hüte tragenden Herren Persern aus Thomas Moores „Lalla Rookh" vermögen nicht den Vergleich mit Bret Hartes Minenlager auszuhalten. Die Bühne des amerikanischen Dichters Whittier ist der andere Nachbar von Thomas Moore und bildet mit Bret Harte den Rahmen zu dem orientalischen Flitterpomp.

Für Shakespeare ist in einem größeren Zimmer eine Bühne eingerichtet worden, wo die gewaltigen Gestalten des unsterblichen Briten wie zu Königin Elisabeths Zeit über die Bretter schreiten, welche die Welt bedeuten. 160 Darsteller haben die Rollen übernommen, welche zwischen Deklamationen und Tableaux abwechseln. Der ganz schmucklose Zuschauerraum ist stets so gedrängt voll mit Menschen, daß es fast unmöglich ist, dort mehr als einen vorübergehenden Einblick zu erlangen. Hunderte, die sich gleich beim Öffnen der Thüren einen Platz auf einer der hölzernen Bänke erobert haben, verweilen dort jeden Abend bis zum Schlusse der Vorstellungen.

Das fröhliche Italien hat sich mit seinen farbenreichen Bildern in den höheren Regionen auf einer der Hausgallerien angesiedelt. Auf zwei einander gegenüberliegenden Bühnen, die das alte und das neue Rom veranschaulichen, werden dort abwechselnd Scenen aus den Meisterwerken der alten und neuen Schule von 75 Darstellern aufgeführt. Außer den bereits angeführten Bühnen befinden sich im Pavilion noch ähnliche für Bulwer, die Knickerbocker und Washington Irving, ferner eine Sennhütte, ein japanesischer Theegarten mit echten Japanern darin, ein kleines Amphitheater, wo die allerliebsten Märchen von Walther Crayne durch 200 fröhliche Kinder aufgeführt werden, der berühmte Garten „Trianon“ der Marie Antoinette en miniature und andere mehr oder weniger hübsch angeordnete Darstellungen, deren genauere Beschreibung hier jedoch zu weit führen würde.

Vor dem Beginn der Schaustellungen, die auf den verschiedenen Bühnen in bunter Reihenfolge einander ablösten, fand an jedem Abend ein großer Umzug sämtlicher sich thätig am „Autoren-Karneval“ beteiligenden Personen in vollem Kostüm statt, welche höchst interessante Parade eine volle Stunde dauerte. Auf einer die ganze Breite der Halle einnehmenden großen Bühne wurden zu alledem an jedem Abend Massenbilder unter prächtiger Beleuchtung gestellt, in denen die verschiedenen Nationalitäten mit einander wetteiferten. Die vereinigten orientalischen Darsteller veranschaulichten dort eine Haremsscene und einen Sklavenmarkt, wobei nicht weniger als 150 auf das reichste kostümierte Personen vertreten waren — ein prächtig schillerndes Farbenspiel von Rot und Gold und Geschmeide! — Die Deutschen errangen auch auf der großen Bühne, wie von den Amerikanern bereitwillig zugestanden wurde, die höchsten Triumphe. Die „große Apotheose“ von Schiller und Goethe kam hier zu herrlicher Geltung. Um Goethe und Schiller, die lebenstreu personifiziert waren, scharten sich die Gestalten der Charaktere aus den Werken der beiden Dichterfürsten, während die Muse über der Gruppe gleichsam schwebte und einen Lorbeerkranz zu Häupten des Dichterpaares hielt. Hundert deutsche Sänger, welche sich bei dieser Gelegenheit im Vordergrund unterhalb der Bühne aufgestellt hatten, ließen beim Aufgehen des Vorhangs ein prächtiges vaterländisches Lied ertönen. —

Der „Autoren-Karneval“ war ohne Frage eines der schönsten Feste, die je in San Francisco stattgefunden haben, und stellte alle ähnlichen Unternehmungen in den östlichen Unionsstädten weit in den Schatten. Die Beteiligung des Publikums blieb bis ans Ende eine solche, wie sie sich niemand vorher hatte träumen lassen. Im Pavilion

war an jedem Abend ein unbeschreibliches Menschengewoge. Oft war es fast unmöglich, dort einen bestimmten Punkt zu erreichen, und mancher konnte von Glück sagen, in einem abgelegenen Winkel bei den Japanern eine ganz kleine Tasse Thee, oder von den Dienerinnen der Lalla Rookh ein Glas Scherbet verabreicht zu bekommen. Ein großer Kostümball beschloß das neun Abende dauernde Fest. Die Gesamteinnahme betrug etwas über 45,000 Dollars; der Reinertrag von etwa 25,000 Dollars wurde den früher erwähnten sechs wohlthätigen Gesellschaften zu gleichen Teilen eingehändigt.

Wie eingangs dieser Skizze bemerkt wurde, hatte der „Autoren-Karneval" in San Francisco in erster Linie der der gesammten Bevölkerung gleichsam in Fleisch und Blut übergegangenen Sucht nach neuen Aufregungen seinen beispiellosen Erfolg zu verdanken. Daß der Sinn des Volkes für das Schöne und Edle durch jenes Fest einen mächtigen Antrieb erhalten hat, ist aber die den finanziellen Erfolg weit überwiegende kulturelle Bedeutung solcher Kunst-Darstellungen. Der Leser wird wohl eingestehen müssen, daß San Francisco trotz seiner vielen Untugenden noch lange nicht der schlechteste Platz in dieser weiten Welt ist. Wie einem fidelen Burschen, der eben seinen Flegeljahren entwachsen ist, sitzt das ernstere Manneskleid der jungen Großstadt im Goldlande noch etwas unbequem. Aber die Zeit wird rasch herankommen, wo San Francisco unter den kultiviertesten Städten der Erde ebenso gut wie unter den reichsten mit in erster Reihe genannt werden muß. Manchem wird es sogar leid thun, daß die alten lustigen, wenn auch etwas rauhen Zeiten bald unwiederbringlich entschwunden sein werden, um dem Leben der großen civilisierten Außenwelt den Platz einzuräumen.

Der Piratenschatz auf der Cocosinsel.

Die Cocosinsel (Cocos Island), welche in 5 Grad 33 Minuten nördlicher Breite, ungefähr 300 Seemeilen westlich von Panamá im Stillen Meere liegt, ist das Ziel einer erklecklichen Anzahl von Expeditionen gewesen, von denen die meisten von San Francisco, einige von Central-Amerika und die letzte von Portland in Oregon ausging, um einen dort vergrabenen Schatz zu heben, der sich auf die Kleinigkeit

von 65 Millionen Dollars (Gold, Silber und Juwelen) belaufen soll. Die Insel ist unbewohnt und liegt ganz einsam und von allen Verkehrswegen der Handelsschiffe auf dem Ocean entfernt, und schwerlich könnte ein passenderer Platz als dieser, um Schätze zu vergraben, auf unserem Planeten gefunden werden. Wie es geschah, daß die 65 Millionen Dollars (Gold, Silber und Juwelen) auf der Cocosinsel eingescharrt wurden, wird aus der Lebensbeschreibung eines gewissen Kapitän Thomas Welsh klar werden, der mehrere Expeditionen nach jener zweiten Monte-Christo-Insel selbst ausrüstete und befehligte.

Kapitän Thomas Welsh und seine Gattin sind — wie der berühmte Schatzsucher mir in San Francisco selbst erzählt hat — die einzigen Überlebenden von der Bemannung eines Seeräuberschiffes, dessen blutige Laufbahn im Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gespielt hat. Welsh macht Anspruch darauf, der Sohn eines engländischen Edelmanns aus der Grafschaft Kent zu sein. Seine Mutter ward, ehe sie heiratete, von einem schönen, aber leider sehr armen Engländer sterblich geliebt, mußte jedoch auf Befehl ihres Vormunds — sie war eine Waise — gegen ihren Willen besagtem Edelmann an den Altar folgen. Aus Verzweiflung darüber, die Geliebte seines Herzens nicht heimführen zu können, ward der arme Engländer ein Pirat und machte es zugleich zu seiner Lebensaufgabe, an dem Zerstörer seines häuslichen Glückes schreckliche Rache zu nehmen. Im Jahre 1813 ward Thomas Welsh geboren. Seine Jugendgespielin war Eliza, die Tochter des ehemaligen Vormunds seiner Mutter, und seine jetzige Gemahlin, die acht Jahre älter als er ist. Als die beiden Kinder (Welsh war dazumal vier, Eliza zwölf Jahre alt) einst am Meeresstrande Muscheln suchten, überraschte sie ein wild aussehender Mann, der frühere Geliebte seiner Mutter und jetzt Seeräuberkapitän, und schleppte sie auf ein Schiff, das in der Nähe der englischen Küste ankerte, — und bald darauf segelte die Piratenbrigg nach Westindien. Die Rache des Seeräuberkapitäns war freilich nicht ganz gelungen, da er beabsichtigt hatte, Vater, Mutter, Vormund und Kinder alle zusammen gefangen fortzuführen; aber er ließ es mit den Kindern bewenden und kehrte nie wieder nach England zurück. Der kleine Welsh wurde nun zum Seeräuber förmlich erzogen und Eliza wohnte in der Kajüte des Kapitäns.

Die Piratenbrigg war während des nächsten Jahres der Schrecken aller Kauffahrer in den westindischen Gewässern. Aber der unternehmende Kapitän suchte einen größeren Wirkungskreis und hatte ein Auge auf das ehemalige Reich der Incas geworfen. Als sich im Jahre 1818 die spanischen Kolonien in Südamerika gegen das Mutterland

empörten, segelte der Pirat um das Kap Horn nach der Südsee, wo sich ihm eine herrliche Gelegenheit darbot, die unbeschützten Kauffartei-schiffe und die mit dem Golde Perus beladenen spanischen Gallionen zu plündern. Die 160 Mann starke Besatzung des Seeräuberschiffes, welche aus Engländern, Schotten und Irländern bestand, war unter der Führung ihres heldenhaften Kapitäns unbesiegbar. Die schnellsegelnde Brigg war mit acht Geschützen bewaffnet, und die schweren Vollkugeln von der auf dem hohen Quarterdecke stehenden Drehbasse „Long Tom" genannt, fehlten nie ihr Ziel. Zuerst wurden die reichen Kauffahrtei-schiffe zusammengeschossen und dann geentert; die auf ihnen gefundenen Schätze — Piaster, Dublonen, Gold- und Silberbarren, Juwelen, Silberzeug 2c. — wurden an Bord der Brigg geschafft, einzelne verwegene Matrosen von den genommenen Schiffen als Seeräuberrekruten angeworben und dann das eroberte Fahrzeug mit Toten und Lebendigen versenkt. Nur einmal war das Piratenschiff nahe daran, genommen zu werden. Eine mit 500 Seesoldaten bemannte französische Fregatte holte die Brigg ein und enterte dieselbe. Die Franzosen wären auch sicher Sieger geblieben, hätte der Piratenkapitän nicht durch fast übermenschliche Tapferkeit seine Mannschaft zu Heldenthaten angefeuert, und er selbst, durch die dichtesten Haufen der Feinde dringend, diese dermaßen zusammengehauen, bis sie entsetzt die Flucht ergriffen. Bei dieser Gelegenheit erhielt der junge Welsh einen Säbelhieb über das Gesicht, wovon heute noch die Narbe zu sehen ist. Die Mannschaft des Seeräubers zählte nach diesem blutigen Siege nur noch sechszig Köpfe.

Um die zusammengeschmolzene Besatzung des Korsarenschiffs wieder vollzählig zu machen, landete der Kapitän jetzt öfters an der chilenischen und peruanischen Küste, wo er zugleich mit den Einwohnern ein Freundschaftsbündnis anknüpfte, damit er das Absegeln der mit Gold und Silber befrachteten spanischen Gallionen rechtzeitig erführe, die er dann nachher plünderte. Nach und nach vermehrten sich die Schätze an Bord der Piratenbrigg auf eine so kolossale Weise, daß der Kapitän sich nach einem Orte umsah, wo er die ungezählten Millionen sicher aufbewahren könnte. Er entdeckte die unbewohnte Cocosinsel und machte dieselbe sofort zu seinem Rendezvousorte und Schatzdepot. In einem etwa dreihundert Fuß hohen Berge fand man eine Höhle, die als Hauptquartier eingerichtet ward und wo in einem verborgenen Gewölbe die Beute untergebracht wurde. Wochenlang pflegten die Korsaren hier wüste Trinkgelage zu halten und ihre Schätze zu zählen, ehe das Schiff zu neuen Raubzügen wieder in See ging. Bei ihrer Abreise wurde die Höhle jedesmal so

wieder zugedeckt, daß es einem mit ihrer Lage nicht Bekannten unmöglich wäre, dieselbe aufzufinden.

Der kleine Welsh ward bald der Liebling der Seeräuber, und der Kapitän behandelte Eliza auf das sanftmütigste. Die Rache, welche er den beiden Kindern geschworen hatte, schien von ihm ganz und gar vergessen zu sein, und Welsh erinnert sich, daß er ihn oft seinen Sohn nannte. Er suchte einen Stolz darin, ihn zu einem tüchtigen Piraten auszubilden. Aber Welsh und Eliza, die zu einer schönen Jungfrau heranblühte, trauten nicht den Absichten des Kapitäns und hatten schon lange danach gestrebt, von dem Schiffe zu entfliehen, wozu dieser, der wohl so etwas argwöhnen mochte, ihnen jedoch keine Gelegenheit bot. Endlich, nachdem sie sieben Jahre lang unter den Piraten gelebt hatten, schlug ihnen die Stunde der Erlösung.

Die Korsaren hatten bereits eine solche Unmasse Beute auf der Cocosinsel zusammengeschleppt, daß sie allen Ernstes davon sprachen, die Reichtümer — dieselben wurden auf mindestens dreizehn Millionen Pfund Sterling geschätzt — zu teilen und sich friedlich ins Privatleben zurückzuziehen. Der Kapitän war damit einverstanden; nur noch einen guten Fang wollte er machen, und dann sollte das wilde und gefahrvolle Piratenleben aufhören. Er kannte eine reiche Stadt an der südamerikanischen Küste, die er nach dem Beispiel der alten Buccaniere plündern wollte. Ungezählte Millionen lagen dort in den Gewölben der Kaufleute, silberne Apostel standen in den Kirchen und schwere goldene Weihgefäße auf den Altären; die spanischen Dons hatten den Ertrag der nahen ergiebigen Silberbergwerke schon seit Jahren des Krieges halber nicht nach Hause schaffen können, — genug, es waren in der friedlichen Stadt unermeßliche Reichtümer mit Leichtigkeit zu erobern. Während vier Tagen und und Nächten praßten und schlemmten die Piraten in der Stadt, bis die Einwohner, welche jene gastlich aufgenommen hatten, die wahre Absicht ihrer Besucher merkten. Eliza war allein an Bord der Brigg zurückgeblieben, als einige aus einem benachbarten Fort im geheimen von der Stadtbehörde zu Hülfe gerufene spanische Militärcompagnien unversehens über die zechenden Piraten herfielen. Während des Blutbades gelang es Welsh, in einem Boote die Brigg zu erreichen, mit Eliza zu flüchten und sich in einem nahen Walde so lange verborgen zu halten, bis der Kampf vorüber war. Die Seeräuber wurden bis auf den letzten Mann niedergehauen, ihr Schiff verbrannt.

Was Welsh während der nächsten dreißig Jahre nach dem so dramatisch von ihm beschriebenen Untergange der Piratenbande getrieben

hat, möchte schwer festzustellen sein. Wie er behauptet, heiratete er seine teure Eliza in New-York, machte viele Seefahrten und war lange Zeit auf Neu-Seeland. In den fünfziger Jahren tauchte das Abenteurerpaar in San Francisco auf, wohin das californische Goldfieber sie gelockt hatte, und hier erfuhr die Welt zuerst von dem riesigen Schatze auf Cocos-Island. Welsh sprach von weiter nichts als von den 65 Millionen Dollars, die er gern holen wollte. Aber ohne Hülfe war er nicht imstande dies zu thun. Er allein von allen Menschen in der Welt wußte genau, wo der Schatz lag, hatte ihn mit eigenen Augen gesehen und konnte so zu sagen die Hand darauf legen. Wem jedoch sollte er trauen, außer seiner Eliza? und sie beide allein konnten den Schatz nicht heben. In San Francisco fanden seine kolossalen Räubergeschichten bei vielen ein gläubiges Ohr. Bereits im Jahre 1855 segelte eine Expedition nach der Cocosinsel, um die Millionen zu holen, kehrte aber leider ohne dieselben zurück; und mehreren anderen ihr folgenden erging es nicht besser. Im Jahre 1867 wurde in San Francisco die „Aktiengesellschaft von dem verborgenen Schatze in der Südsee" gebildet, und Welsh übernahm das Kommando des von der Gesellschaft ausgerüsteten Schoners „Petrel" nach der Cocosinsel, auf welcher abenteuerlichen Fahrt ihn Eliza begleitete. Welsh behauptete damals, unterwegs eine Verschwörung, ihn und Eliza vergiften zu wollen, entdeckt zu haben, und daß er deshalb das Schiff nach Panamá gesteuert hätte, wo er dasselbe verließ.

Die Reise des Schoners „Petrel" von San Francisco nach Panamá war eine ganz schreckliche. Auf dieser Seefahrt, welche volle fünf Monate währte, ward das Schiff bald von wütenden Regenstürmen umhergeschleudert, bald kam es in Windstillen wochenlang kaum von der Stelle; die gänzliche Unfähigkeit des Kapitäns machte die Fahrt zu einer wahren Jammerreise. Zuletzt waren die Segel alle in Fetzen und kein Segeltuch da, um neue zu machen, als glücklicherweise ein Vereinigten Staaten-Kanonenboot in Sicht kam und den Schoner nach Panamá schleppte. „Der verrückte Kapitän" — so schrieb ein Deutscher aus Panamá, der sich als Matrose auf dem „Petrel" hatte anwerben lassen — hatte sich um 800 Meilen im Kurs verrechnet und versteht besser eine Schneidernadel zu führen, als ein Schiff zu kommandieren. Statt direkt nach Cocos-Island zu fahren, kroch er förmlich an der Küste herum. Er ist der ungeschliffenste Mensch, den ich je sah. Daß er früher ein Seekapitän war, ist eine kolossale Lüge" 2c.

Das Ende vom Liede war, daß der Schoner „Petrel" in Panamá öffentlich versteigert wurde, damit die Matrosen, welche seit acht Monaten

keinen Cent Geld erhalten hatten, ihre rückständige Löhnung ausgezahlt bekommen konnten. Trotz dieses glänzenden Fiaskos der Fahrt des „Petrel“ und anderer Expeditionen zur Hebung des Schatzes fehlte es sowohl in San Francisco als in Centralamerika nicht an Leuten, welche an das Vorhandensein der 65 Millionen auf der Cocosinsel glaubten. Im Jahre 1870 ging Welsh als Passagier mit einer unter den Auspizien der Regierung von Costa Rica ausgerüsteten Expedition von Punta Arenas nach Cocos-Island. Diesmal gelangte er wirklich dorthin, er sah den Berg wieder, in dem die Millionen schlummerten. „Einmal“ — so erzählte er später in San Francisco — „standen mehrere Schatzsucher dicht vor dem verdeckten Eingange der Höhle; aber sie entdeckten dieselbe nicht und noch viel weniger den in ihr verborgenen Schatz.“ Man beschwor Welsh auf den Knieen, die Höhle zu zeigen, wo der Schatz verborgen liege, man bat und drohte, man versprach ihm die Hälfte davon, — alles umsonst! Er weigerte sich standhaft, den Ort anzugeben, denn er wußte, daß die Abenteurer ihn hinterdrein doch totgeschlagen hätten, damit er nichts bekäme — und so hatte auch diese Expedition keinen Erfolg.

Während der nächsten Jahre lebten Welsh und Eliza, letztere als Wahrsagerin, in San Francisco. Vielen Hunderten hat diese hier als magnetisches Medium von den Schätzen auf der Cocosinsel erzählt: daß die Juwelen (meistens Rubinen und Diamanten) dort noch immer haufenweise in den eisernen Truhen glitzern, daß die Dublonen und Piaster in Säcken und Fässern an der einen Wand der Höhle stehen, die Gold- und Silberbarren daselbst zu Bergen aufgestapelt liegen und die massiven silbernen und goldenen Gefäße, Kandelaber &c. gar nicht zu zählen seien.

In San Francisco, wo es mehr berufsmäßige Wahrsagerinnen als vielleicht in irgend einer Stadt der Welt giebt, die hier ein gewinnreiches Geschäft treiben, in allen Zeitungen ihre Kunstanzeigen und als „Clairvoyants“ mit goldenen Lettern an den Hausfronten in den Hauptstraßen der Stadt die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregen, fand Eliza viele Gläubige. Auch von anderen „Mediums“ wurde das Vorhandensein des unermeßlichen Schatzes auf der Cocosinsel bestätigt, und die in San Francisco oft citierten Geister der ehemaligen Piraten liebten es, besonders von den silbernen Aposteln zu reden. Es war daher Welsh ein Leichtes, im Jahre 1872 eine neue Gesellschaft zu bilden, welche diesmal unter seiner Leitung die Millionen sicher holen wollte. Die „South Pacific Hidden Treasure Prospecting Company“ (die Gesellschaft zum Auffinden des verborgenen Schatzes in der Südsee) wurde nach den Gesetzen des Staates Californien geschäftsmäßig

inkorporiert und die Brigg „Laura“ auf Aktien angekauft. Cocos-Island-„Stock“ hatte damals in San Francisco einen Marktwert von 10 Dollars die Aktie! — Welsh und Eliza erboten sich freiwillig, das Kommando der Expedition zu übernehmen und wurden zu Befehlshabern des Schiffes ernannt, welches am 29. Februar 1872 von San Francisco nach der Cocosinsel unter Segel ging. Beide zusammen verlangten für ihre Mühe und unentbehrlichen Dienste nur so viel von dem kostbaren Schatze als man mehr als 30 Millionen Dollars antreffen würde; sollte derselbe gegen Erwarten weniger als diese Summe betragen, so würden sie nach den Statuten der Gesellschaft keinen Cent erhalten. Die Brigg „Laura“ zählte außer Welsh und Eliza und acht Mitgliedern der Gesellschaft, die sicherheitshalber mitfuhren, noch sechs Matrosen als Bemannung. Das Schiff war aufs beste ausgerüstet und mit Lebensmitteln auf acht Monate versehen; aber Welsh und Eliza glaubten in weniger als vier Monaten nach der Abreise zurückzukommen, d. h. wenn das Anbordnehmen der 65 Millionen nicht zu viel Zeit in Anspruch nehmen sollte.

Das Schiff legte die Reise von San Francisco nach der Cocosinsel schnell zurück, Wind und Wetter waren der Fahrt günstig und in 31 Tagen befand man sich zur Stelle. Der berühmte Welsh zeigte nach einigem Hinundherspüren auf der etwa zwei deutsche Meilen langen und eine Meile breiten bergigen und mit tropischer Vegetation bedeckten Insel den Schatzsuchern die Höhle, worin die Millionen verborgen liegen sollten, und da der Eingang verschüttet war, so machten sich diese mit lobenswertem Eifer an die Arbeit, die Höhle auszugraben. Nach achttägiger, unter Furcht und Hoffen verbrachter anstrengender Arbeit hatte man einen 80 Fuß langen Tunnel in den Berg gebohrt, ohne bis jetzt die Spur von einem Schatze entdeckt zu haben. Die getäuschten Schatzgräber machten nun den Vorschlag, den alten Welsh nebst seiner holden Eliza, welche sie so zum besten gehabt, an einer Kokospalme aufzuhängen, aber diese bestanden darauf, daß der Schatz im Berge stecke; man solle nur munter weiter graben, man werde ihn schon finden! — Auf diese Versicherung hin gruben die Schatzgräber während der nächsten zwölf Tage noch 200 Fuß weiter in den Berg hinein, bis die Höhle ganz ein Ende hatte. Jeder von der Gesellschaft überzeugte sich davon, daß die 65 Millionen Dollars — Gold, Silber und Juwelen, Kandelaber und silberne Apostel — nicht in *dieser* Höhle steckten und auch nie darin gewesen sein konnten. Jetzt sollte Lynchrecht gehalten und Welsh und Eliza dennoch summarisch aufgeknüpft werden. Hierzu kam es jedoch nicht, weil mehrere noch an das Vorhandensein des Piratenschatzes

glaubten; und auch auf der unbewohnten Insel wurde das Ehepaar, wie einige Schatzsucher beabsichtigten, nicht zurückgelassen, da es zu gewagt schien, sie mit den unermeßlichen Reichtümern, die möglicherweise doch noch auf der Cocosinsel stecken könnten, allein zu lassen. Die Aktionäre des Piratenschatzes ließen sich zuletzt durch die jammervollen Bitten von Welsh und Eliza erweichen, dieselben nach Punta Arenas in Costa Rica mitzunehmen, wo man sie ans Land setzte und laufen ließ. Am 29. Juli 1872 kehrte die Brigg „Laura" ohne das Abenteurerpaar nach San Francisco zurück.

Hier wurden die Schatzsucher durch die freudige Botschaft überrascht, daß man während ihrer Argonautenfahrt eine alte, dem früheren Seeräuberkapitän gehörende Karte von der Cocosinsel gefunden habe, auf welcher der Ort, an dem der Schatz vergraben liege, genau verzeichnet stände. In San Francisco gelang es jedoch nicht, eine neue Compagnie zum Heben des Schatzes zu gründen, trotzdem die von hiesigen magnetischen Mediums zu Rate gezogenen Geister der Korsaren alle erklärten, daß die Karte „all right" sei. Der Cocosinselschatz wurde hier endlich von jedermann als ein riesiger Humbug angesehen. Glücklicher waren die Aktionäre der „South Pacific Hidden Treasure Prospecting Company" in Portland, wo sich eine neue Gesellschaft von Schatzsuchern bildete, um nach der Cocosinsel zu fahren. Mehrere von der letzten Gesellschaft waren wieder dabei; aber Welsh und Eliza wollte man nicht mitnehmen, und dieselben sollten, weil sie einen falschen Platz angegeben hatten, auch nichts von den Millionen abhaben.

Die Argonautenfahrt der leichtgläubigen Oregonier, welche in einem eigens für diesen Zweck angekauften Schoner im Herbst 1872 nach der Cocosinsel segelten, war die kläglichste von allen Expeditionen der Schatzsucher. Auf der Insel fanden sie, wie ihre Vorgänger, statt Diamanten, Dublonen und silberner Apostel nur Sand und Steine und hätten in verbitterter Stimmung mit dem Herrn Urian ausrufen können:

„Allein, allein, allein, allein,
Wie kann der Mensch sich trügen!
Ich fand da nichts als Sand nnd Stein,
Und ließ den Sack da liegen."

Bei der Rückfahrt gerieten die Abenteurer in einen entsetzlichen Sturm und landeten schließlich, halbverhungert und als Schiffbrüchige, an der peruanischen Küste.

Dies war die letzte von den tollen Expeditionen zum Heben des Piratenschatzes auf der Cocosinsel. Welsh und Eliza sind seitdem ganz von der Bildfläche verschwunden, und den zahlreichen Schatzsuchern ist

statt der Millionen nur der Spott und Hohn ihrer weniger leichtgläubigen Mitbürger als Lohn für ihre Mühsale und getäuschten Hoffnungen geblieben.

Der große Diamantenschwindel.

Während der letzten sechs Monate des Jahres 1872 wurde die für alle Arten von Minenschwindel und abenteuerliche Unternehmungen stets überaus empfängliche Bevölkerung San Franciscos durch die Nachricht von der Entdeckung angeblich fabelhaft reicher Diamantenminen im Territorium Arizona in große Aufregung versetzt. Wer so glücklich gewesen war, seine überflüssigen Dollars in Diamantenaktien anlegen zu können, hielt sich bereits für einen Krösus; da entpuppte sich zum Schrecken aller hierbei Beteiligten gegen Ende November des genannten Jahres die ganze Diamantenherrlichkeit als der riesigste Schwindel, welcher die leichtgläubigen Bewohner dieser Stadt je heimgesucht hat.

Nachdem bereits im Frühjahr 1871 ein gewisser Roberts dem hier ansässigen reichen Kapitalisten W. M. Lent und seinem Freunde Willis mehrere rohe Diamanten gezeigt hatte, welche aus jenem entlegenen Territorium stammen sollten, machte im Juni 1872 derselbe Roberts mit zwei Amerikanern namens Arnold und Slack wiederum seine Aufwartung bei dem Herrn Lent und einem anderen reichen San Franciscoer mit Namen Harpending. Unter dem Siegel des Vertrauens wurde den genannten Geldleuten von jenen Fremden eine beträchtliche Anzahl von Diamanten, Rubinen und anderen Edelsteinen vorgelegt, welche einen Theil einer von ihnen auf 600,000 Dollars geschätzten, sechzig Pfund schweren Diamantensammlung bilden sollte, deren Fundort im Territorium Arizona sei. Diamanten und Rubinen, die mit leichter Mühe aufgelesen werden könnten, sagten sie, gäbe es in jener Gegend in großer Menge. Nur ungern machten sie das Geheimnis vor der Welt bekannt, da sie am liebsten die kostbaren Juwelen allein eingesammelt hätten; aber die große Entfernung der Diamantenfelder von den Ansiedelungen der Weißen und die mit Gefahren aller Art verbundenen Expeditionen nach der Wildnis schreckten sie hiervon zurück. Sie wären zu der Überzeugung gelangt, daß es das Vorteilhafteste für sie sei, wenn eine Aktiengesellschaft zum Heben der Edelsteine gegründet

würde, und hätten zu dem Zweck die Reise nach San Francisco unternommen, wo, wie sie wüßten, stets ein besonders reges Interesse für Minenunternehmungen sei. Das Geschäft verspräche einen ganz riesigen Gewinn, da der Reichtum der von Arnold und Slack entdeckten Diamantenminen ein ganz unglaublicher wäre.

Die Geldleute machten große Augen über diesen fabelhaft klingenden Vorschlag; aber die Diamanten und Rubinen waren allem Anschein nach echte Steine, die Fremdlinge waren das Urbild von biederen Minern und sahen nichts weniger als Schwindlern ähnlich. Wozu auch sollten jene ein solches Lügengewebe ersonnen und zum besten gegeben haben? Vertrauensmänner und ein tüchtiger Mineraloge würden sich doch unmöglich in Arizona, an Ort und Stelle auf den angeblichen Diamantenfeldern, täuschen lassen; gäbe es dort Edelsteine, so müßten sich dieselben auch unzweifelhaft in natura finden lassen! Genug, die Geldleute gingen soweit auf den Vorschlag ein, daß sie sich zuvörderst von dem Vorhandensein und Reichtum der Diamantenmine überzeugen wollten. Auf einem Billardtische in Harpendings Hause wurde am nächsten Tage vor Lent und mehreren von seinen reichen Freunden die 600,000 Dollarssammlung von Diamanten und Rubinen zuerst ausgeschüttet und verfehlte nicht, einen riesigen Effekt zu machen. Lent, der sich bei mehreren hiesigen Juwelenhändlern bereits von der Echtheit einiger ihm tags zuvor gezeigten rohen Diamanten überzeugt hatte, kaufte in Gemeinschaft mit seinem Freunde Dodge von Slack ein Achtel der Mine für 50,000 Dollars bar, mit dem Vorrecht, daß er nach der Rückkehr des Mineralogen von den Diamantenfeldern ein zweites Achtel der Mine für dieselbe Summe kaufen könne. Die Wahl eines dorthin zu sendenden Sachverständigen fiel auf Henry Janin, einen der tüchtigsten und zuverlässigsten Bergbauingenieure Californiens, dem einige Vertrauensmänner beigegeben wurden. In Begleitung von Arnold und Slack begaben sich diese sofort nach den Diamantenfeldern.

Einige Zeit nach der Abreise der Erforschungsexpedition nach dem neuen Golkonda verbreitete sich in San Francisco das Gerücht von der Entdeckung unglaublich reicher Diamantfelder — irgendwo in Arizona. Alle paar Tage brachten ungenannte Korrespondenten in den californischen Zeitungen ausführliche Berichte über gefundene Massen von Edelsteinen, die bald in Arizona, bald in Colorado oder in Neu-Mexiko liegen sollten, — eine Länderfläche, doppelt so groß als ganz Deutschland. Man hätte in den dortigen Wüsteneien uralte seit Jahrhunderten verlassene spanische Festungen und Städte entdeckt, deren ehemalige Bewohner von den Mexikanern und Apache-Indianern ermordet worden wären. In

jener Gegend lägen die Diamanten zwischen den Kaktusbüschen und funkelten in der Sonne. Aus dem Brunnen eines halbzerstörten spanischen Klosters sei ein ganzes Lager von Smaragden und Amethysten zu Tage gefördert worden, welche die Mönche während einer Belagerung dort in Sicherheit gebracht haben müßten. Auf den Erdhaufen der in jener Gegend besonders häufig vorkommenden großen roten Ameisen (diese fehlen nie in allen jenen Diamantengeschichten) finde man zahlreiche kostbare Rubine, welche die fleißigen Tiere mit den Kieseln aus dem Boden heraufgewühlt u. s. w. — genug, die tollsten Diamantengeschichten las man fast tagtäglich und lachte darüber, ohne den Unsinn als ernsthaft gemeint zu betrachten. Da hieß es eines schönen Tages im Augustmond: „Janin ist mit einem Sack voll Diamanten, Rubinen, Smaragden, Saphiren u. s. w. aus Arizona angekommen! In den Gewölben der „Bank of California" sind die unermeßlichen Schätze vorläufig niedergelegt worden: Diamanten, Rubine und andere Edelsteine von fabelhafter Größe und einem Werthe, der sich auch nur annähernd gar nicht berechnen läßt!"

Bald nachher treffen wir die ganze Diamantengesellschaft beieinander in New-York, mit einem Beutel voll roher Diamanten und anderer Edelsteine, welche von der großen Juwelierfirma Tiffany u. Comp. auf 150,000 Dollars geschätzt werden. Janin entwirft dazu eine entzückende Schilderung über den Reichthum der Diamantenmine, für welche vier Millionen Dollars ein wahrer Spottpreis seien.

Tiffany und einige seiner Freunde machten jetzt den Vorschlag, weil Arnolds Besitztitel zu der Mine leicht in Frage gestellt werden könne, sicherheitshalber eine Bill durch den Kongreß zu bringen, wonach die Vereinigten Staaten der Gesellschaft die Diamantenregion (3000 Acker) als Eigenthum verleihen sollten; sobald die „Bill" in Washington erlangt sei, wollten sie eine Million Dollars einschießen. Dieses wurde angenommen und gleichzeitig festgestellt, eine Diamantaktiengesellschaft unter dem Namen „San Francisco and New-York Mining and Commercial Company" zu bilden, und zwar auf einer nominellen Kapitalbasis von zehn Millionen Dollars, wovon vorläufig eine Million durch den Verkauf von Aktien zu vierzig Dollars flüssig gemacht werden sollte. Arnold, der als Entdecker und zeitweiliger Besitzer des Diamantenfeldes sozusagen den „Knopf auf dem Beutel" hatte, ließ sich nach einigen Schwierigkeiten, worin er, gegen den skandalös geringen Betrag des Anlage- und Betriebskapitals der Diamantencompagnie empört, Einwand erhoben hatte, bereden, den Vorschlag anzunehmen, verlangte aber bestimmt sofort mehr bar Geld für seine Zustimmung, und zwar

100,000 Dollars. Diese Summe verschaffte ihm Lend durch Telegraphenwechsel von dem in San Francisco wohnenden bekannten Geschäftsführer der „Bank of California" — W. C. Ralston —, welcher damit als ein Hauptheilnehmer in die Diamantengesellschaft eintrat, die nun nach San Francisco verlegt wurde.

Am Tage nach der Ankunft der Diamantenspeculanten in San Francisco erschien in allen hiesigen Zeitungen ein ausführlicher in glühenden Farben geschriebener Bericht des Mineningenieurs Janin und seiner Begleiter. Sie hatten ungefähr anderthalb Tonnen Kies und Erde auf dem Diamantfelde ausgewaschen und darin eine fast unglaubliche Menge Edelsteine gefunden. Die geographische Lage der Minen wurde jedoch vorläufig geheim gehalten, weil die Gesellschaft, ehe sie den Schleier des Geheimnisses ganz lüfte, erst die Eigenthumsurkunde für die Diamantenländereien vom Vereinigten-Staaten-Kongreß erlangen wollte, um unberufene Eindringlinge von dort fern halten zu können. In einem Zimmer der „Exchange" (Börse) jedoch sollten die mitgebrachten Edelsteine öffentlich ausgestellt werden.

Während der nächsten Tage sprach man in San Francisco aller Orten von Janins Diamanten und Rubinen. Eine ununterbrochene Menschenreihe stieg die breite Treppe zum „Diamantenzimmer" hinauf und eine andere, treppab steigend, kam ihr entgegen, vom frühen Morgen bis zum Abend. Im Diamantenzimmer lagen die Edelsteine, in zwei mit Glas bedeckten langen Schaukästen ausgeschüttet, zur Ansicht da, aber so, daß niemand dazu kommen und sie anrühren konnte. Einige Steine waren von der Größe ansehnlicher Kiesel, während die meisten höchst unbedeutend aussahen. Die Rubinen sahen böhmischen Granaten und die Diamanten hellen Quarzstückchen ähnlich. Wer noch keine ungeschliffenen Diamanten gesehen hatte, dem mußten die Steine werthlos scheinen; aber Kenner erklärten dieselben als unzweifelhaft echt, was denn auch beim Publikum allgemeinen Glauben fand.

Die in San Francisco zu Verkauf ausgebotenen Diamantenaktien fanden zu je 40 Dollars schnell Abnehmer; binnen wenigen Stunden wurden 15,000 davon abgesetzt, meistens an Kapitalisten, unter denen der vorhin genannte Ralston sich am höchsten betheiligte. Die Aktien stiegen rasch zu 80 und 100 Dollars und bald würde ihr Kurs eine ungeahnte Höhe erreicht haben, wenn nicht, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, schon am folgenden Tage aus London die telegraphische Nachricht gekommen wäre, daß vor nicht langer Zeit ein Amerikaner rohe Diamanten und Rubine für den bedeutenden Betrag von 8000 Pfund Sterling von dem Hause L. Keller u. Comp. gekauft habe, ohne offenbar das Geringste

von dem Werte der Edelsteine zu verstehen. Böse Zungen erklärten sofort das ganze Diamantengeschäft als Schwindel und die Diamantenmine in Arizona als Humbug erster Klasse; die hier in der Börse gezeigten echten Diamanten, sagte man, kämen ursprünglich aus Afrika und wären jene von dem Londoner Hause gekauften Steine, die Rubine seien meistens Granaten und gefärbtes Glas. Kein Mensch wollte hier noch Diamantenaktien kaufen. Den Kapitalisten, welche große Summen darin angelegt hatten, wurde schwül zu Mut. Die Möglichkeit lag nahe, daß das Diamantenfeld gesalzen sein könne, wie man hierzulande das Hineinpraktizieren von Goldkörnern ꝛc. in zu verkaufenden, kein Edelmetall tragenden Boden technisch zu benennen pflegt. Ein Stück Land mit Diamanten zu salzen, war allerdings noch nicht dagewesen; aber wer konnte wissen, was dort in der Wildnis, im fernen Arizona, vorgegangen?

Die am meisten in Diamantenaktien Beteiligten suchten nun das Vertrauen des Publikums durch direkte neue Mitteilungen von dort wieder herzustellen. Janin mußte wieder hinreisen und brachte einen neuen glänzenden Bericht und mehr Edelsteine; Roberts und Arnold gingen hin und brachten gleichfalls einen günstigen Bericht und einen frischen Beutel mit Juwelen. Mehrere neue Gesellschaften bildeten sich und rüsteten Expeditionen aus, um das Arnoldsche Diamantenfeld zu entdecken und auszubeuten. Von San Francisco, von Salt Lake City und Denver zogen Abenteurer, nach Edelsteinen suchend, in die Wildnis; die fabelhaftesten Berichte von neuen, in Colorado, Neu-Mexiko und Arizona entdeckten Diamanten- und Rubinenminen waren wieder in den Zeitungen im Umlauf. Beim leichtgläubigen Publikum war das Vertrauen in die Zuverlässigkeit der alten Diamantengesellschaft beinahe wieder hergestellt, da wurden alle schönen Anordnungen plötzlich durch das Dazwischentreten des in Diensten der Vereinigten Staaten stehenden vortrefflichen Geologen Clarence King vernichtet.

Diesem Geologen kamen die Diamantenentdeckungen zu Ohren und er erfuhr auch die ungefähre Lage des angeblichen Diamantenfeldes. Es schien ihm sonderbar, daß er, der jene Gegend genau kannte, dort nie solche Edelsteine gefunden hatte. Auch sprach die geologische Formation jener Gegend durchaus nicht für das Vorkommen von Diamanten, und die Vereinigung von all den verschiedenen Arten von Edelsteinen an derselben Stelle schien ihm dabei ganz widersinnig. Infolge seiner genaueren Kenntnis von der dortigen Gegend und der Übung, jeden Fußpfad (trail) in der Wildnis zu finden, gelang es ihm ohne besondere Schwierigkeit, das Diamanten-„Claim" zu entdecken, woselbst er sofort

die umfassendsten Forschungen anstellte. Die durch mehrere Tage fortgesetzten Untersuchungen gaben ein Resultat, welches bei ihm keinen Zweifel mehr an einem hier verübten riesigen Schwindel zuließ.

Clarence King eilte sofort nach San Francisco, wo er am 11. November eintraf, holte seinen Freund Janin nachts aus dem Bette und teilte ihm die Hiobsbotschaft eines von Arnold und Genossen verübten kolossalen Schwindels mit. Am folgenden Tage wurden die Direktoren der Diamantengesellschaft insgeheim zusammenberufen und ihnen von King das Ergebnis seiner Forschungen vorgelegt. Aber sie wollten das alle Hoffnungen vernichtende Gutachten des tüchtigen Geologen nicht als endgültig annehmen, so daß dieser, von der ungeheuren Wichtigkeit seiner Entdeckung überzeugt, sich erbot, nochmals die beschwerliche Reise nach der Diamantenwildnis zu unternehmen und zwar in Begleitung von Janin, einem der Direktoren der Gesellschaft (dem General Colton) und einigen anderen Vertrauensmännern. Während der Abwesenheit dieser Expedition kam Arnold, der Lunte gerochen haben mußte, wieder nach San Francisco und zog sein Guthaben von 200,000 Dollars aus der „Bank of Californien". Arnold verließ sofort mit seinem Gelde die Stadt und ward hier nicht mehr gesehen. Sein Freund Slack hatte sich schon früher unsichtbar gemacht.

Am 25. November kehrte Clarence King mit seinen Gefährten von den angeblichen Diamantenfeldern zurück, und nun wurde der ganze kolossale Schwindel sofort in allen hiesigen Tagesblättern veröffentlicht. Wenn ich sage, daß die ganze Bevölkerung San Franciscos bei diesen Enthüllungen erschrak, so heißt das kaum genug gesagt. Noch ein günstiger Bericht von dem Diamantenfelde und das Schwindelunternehmen wäre auf breitester Grundlage weitergeführt worden und hätte in San Francisco bei der hier herrschenden Spekulationswut viele Tausende zu Grunde gerichtet.

Nach dem Berichte von Clarence King und seinen Gefährten lagen die angeblichen Diamantfelder nicht in Arizona, wie fälschlich ausgesprengt worden war, sondern in Colorado, etwa fünfzig engl. Meilen südlich von der an der Union Pacific-Eisenbahn gelegenen Station Black Butte, bei dem sogenannten „Tafelfelsen" (table rock). Die dort gefundenen Diamanten und Rubine lagen in neun aus zehn Fällen ganz offen auf dem harten Felsen da, und wo sie in der Erde angetroffen wurden, war diese augenscheinlich während des letzten Jahres von Menschenhänden gestört und wieder geglättet worden. Die meisten Edelsteine fand man am oberen Ende einer Schlucht, in einer Lage, in welcher sie unmöglich lange hätten bleiben können, ohne vom Regen herabgewaschen

worden zu sein; in der Schlucht, wohin sie auf natürlichem Wege hätten gelangen müssen, gab es gar keine. Auf den Hügeln der großen roten Ameisen fand man Rubine besonders zahlreich. Durch die Inkrustierung dieser Hügel waren künstliche Löcher, von den natürlichen Ausgängen der Insekten leicht zu unterscheiden, wahrscheinlich mit Stöcken gemacht worden, an deren unterem Ende jedesmal einer oder zwei kleine Rubine lagen. Obgleich mehrere dieser Ameisenhaufen dem Boden gleich gemacht wurden, fand man doch weiter keine Rubine in ihnen. Auf dem „Tafelfelsen" lagen vier ganz verschiedene Arten von Diamanten, sowie Rubine, Granatsteine, Spinels, Saphire, Smaragde uud Amethyste, eine Vereinigung von Edelsteinen, wie sie in der ganzen Welt nicht vorkommt. Eine genaue Untersuchung des entfernter liegenden Bodens gab das Resultat, daß nur der „Tafelfelsen" mit Edelsteinen gesalzen war, denn jenseits desselben war keine Spur weder von Diamanten noch Rubinen zu finden. Janin, der sich von Arnold und Slack arg hatte täuschen lassen, vermutete, daß von jenen die meisten Edelsteine in die Waschschüsseln praktiziert worden waren, worin seine Leute die Erde auswuschen. Zehn von diesen sammelten damals in einer Stunde 285 Diamanten auf und waren von diesem unerhörten Glück in eine solche Aufregung geraten, daß keiner von ihnen daran dachte, den Boden oder die entfernter liegenden Teile des Diamantenfeldes genauer zu untersuchen.

Die Direktoren der „San-Francisco aud New-York Mining and Commercial Company" erließen gleichzeitig mit dem Berichte von Clarence King eine Bekanntmachung, worin erklärt wurde, daß sie von dem Schwindel und der Wertlosigkeit der angeblichen Diamantenminen vollkommen überzeugt seien und es für ihre Pflicht und Schuldigkeit hielten, dies hiermit öffentlich auszusprechen. Zugleich wurde verfügt, daß keine Aktien mehr verkauft oder auf anderer Namen übergeschrieben werden dürften, daß die Certifikate schleunigst eingefordert und die Gesellschaft aufgelöst werden sollte. Hiermit fand denn die ganze Diamantenherrlichkeit ihren Abschluß, und jeder der vorwitzigen Spekulanten war gezwungen, seinen Verlust selber zu tragen.

Betrachtet man nun die Kühnheit der Ausführung dieses kolossalen Schwindels genauer, so muß man vor den Anstiftern fast Respekt bekommen. Mindestens 30,000 Dollars Wert kostbarer Edelsteine in der Wildnis auszustreuen und dann mit einem beispiellosen Selbstvertrauen seine Opfer unter den anerkannt tüchtigsten Geldleuten von New-York und San Francisco zu suchen, setzt eine Willenskraft und einen Unternehmungsgeist voraus, die eines besseren Zieles würdig gewesen wären.

Und wie leicht hätte einer von der Bande den Verräter spielen oder die Diamanten für eigene Rechnung wieder einsammeln können, während seine Gefährten monatelang abwesend waren! Arnold scheint der leitende Geist bei diesem Schwindelgeschäft gewesen zu sein, denn ihn trifft man allemal da, wo die Ausführung am schwierigsten war. Arnold, dessen Heimat in Kentucky ist, wurde gerichtlich verfolgt, und Lent reiste als Bevollmächtigter und Präsident der „Diamantencompagnie" dorthin, um eine Klage auf 350,000 Dollars gegen ihn einzureichen. Dieser Abenteurer schrieb nun einen Brief an die hiesige „Diamantencompagnie", worin er auf lieblose Weise die folgenden Bemerkungen machte: „Er habe gehört, man wolle ihn und seinen Freund Slack gerichtlich belangen. Auch er habe einen Advokaten — eine gute Henrysbüchse (die beste amerikanische Repetierbüchse), welcher seine Sache an einem passenden Tage in der Californiastraße (damals das Hauptquartier der Minenspekulanten in San Francisco) verfechten werde. Es würde ihm Spaß machen, dort nächstens ein paar von den Direktoren zu skalpieren! Jann würde er nicht belästigen, der sei ihm denn doch gar zu dumm; den solle man nach China schicken, um dort Mineralogie zu studieren! Da jeder von der Bande sich übe, Schriftstücke in den Zeitungen loszulassen, so wolle auch er einmal einen Brief vor die Öffentlichkeit bringen. Zum Frühjahr werde er mit fünfzig Mann nach den Diamantenfeldern abgehen und alle „Sachverständigen" von dort wegjagen. Sollte er daselbst einige von den fein behandschuhten Herren von der Diamantencompagnie abfassen, so werde er denselben — auf sein Ehrenwort! — das einfältige Gehirn aus dem Schädel blasen."

(gezeichnet P. Arnold).

Der sofort von allen Zeitungen Amerikas abgedruckte Drohbrief des genialen Schwindlers, verschaffte diesem einige Wochen Ruhe, da kein Diener der Gerechtigkeit es wagte ihn in seinem Hause, wo er sich verschanzt hatte, aufzusuchen. Nachdem Arnold seine Gegner eine geraume Zeit herumgenarrt, gelang es endlich einem Polizeibeamten, der sich als ein ehrlicher Miner verkleidet hatte, die zu einer civilgerichtlichen Anklage nötigen Schriftstücke dem „Diamantenkönig", ehe dieser seine geladene Repetierbüchse herbeiholen konnte, auf dem Hühnerhofe seiner prachtvollen Residenz in Elisabethtown im Staate Kentucky persönlich zu überreichen und ihn damit zu zwingen, sich vor Gericht zu stellen. Der wertvolle Grundbesitz des berühmten Abenteurers, sowie andere Habseligkeiten desselben wurden nun im Betrage von circa 80,000 Dollars mit Beschlag belegt und er anderweitig mürbe gemacht, so daß er sich

schließlich, um den unangenehmen Prozeß vom Halse los zu werden, entschloß, mit einem Teile seiner sauer erworbenen Reichtümer wieder herauszurücken. Das Ende vom Liede war ein Kompromiß zwischen Bevollmächtigten der Diamantencompagnie einerseits und Arnold und Slack andererseits, wonach letztere 150,000 Dollars als Abfindungssumme zahlten. Arnold und Slack konnten nun ihren Reichtum in Ruhe genießen, denn die Diamantencompagnie verspürte keine Lust, auch noch eine kriminalgerichtliche Anklage gegen die beiden abgefeimten Schwindler anzustrengen. Berechnet man den aus der Diamantenspeculation erzielten Nutzen auf eine halbe Million Dollars netto, da von der ursprünglichen Bruttoeinnahme von ca. 750,000 Dollars die Vergleichssumme von 150,000 und etwa 100,000 Dollars mehr für echte Diamanten und Rubine, Reisekosten, Advokatengebühren u. s. w. in Abzug zu bringen sind, so war dies immerhin ein Geschäftsunternehmen, das sich anständig belohnt hat. Mit Bezugnahme auf den großen Beutel mit Edelsteinen, welchen Arnold bei der „Bank of California" früher als Sicherheit hinterlegt hatte, muß ich noch erwähnen, daß sich die darin enthaltenen Juwelen leider fast alle als unecht herausstellten. Selbst der 108 Karat schwere große Diamant, von dem in San Francisco so viel Aufsehens gemacht wurde, erwies sich nur als ein harter Bergkrystall.

Und wie leicht hätte einer von der Bande den Verräter spielen oder die Diamanten für eigene Rechnung wieder einsammeln können, während seine Gefährten monatelang abwesend waren! Arnold scheint der leitende Geist bei diesem Schwindelgeschäft gewesen zu sein, denn ihn trifft man allemal da, wo die Ausführung am schwierigsten war. Arnold, dessen Heimat in Kentucky ist, wurde gerichtlich verfolgt, und Lent reiste als Bevollmächtigter und Präsident der „Diamantencompagnie" dorthin, um eine Klage auf 350,000 Dollars gegen ihn einzureichen. Dieser Abenteurer schrieb nun einen Brief an die hiesige „Diamantencompagnie", worin er auf lieblose Weise die folgenden Bemerkungen machte: „Er habe gehört, man wolle ihn und seinen Freund Slack gerichtlich belangen. Auch er habe einen Advokaten — eine gute Henrysbüchse (die beste amerikanische Repetierbüchse), welcher seine Sache an einem passenden Tage in der Californiastraße (damals das Hauptquartier der Minenspekulanten in San Francisco) verfechten werde. Es würde ihm Spaß machen, dort nächstens ein paar von den Direktoren zu skalpieren! Janin würde er nicht belästigen, der sei ihm denn doch gar zu dumm; den solle man nach China schicken, um dort Mineralogie zu studieren! Da jeder von der Bande sich übe, Schriftstücke in den Zeitungen loszulassen, so wolle auch er einmal einen Brief vor die Öffentlichkeit bringen. Zum Frühjahr werde er mit fünfzig Mann nach den Diamantenfeldern abgehen und alle „Sachverständigen" von dort wegjagen. Sollte er daselbst einige von den fein behandschuhten Herren von der Diamantencompagnie abfassen, so werde er denselben — auf sein Ehrenwort! — das einfältige Gehirn aus dem Schädel blasen."

(gezeichnet P. Arnold).

Der sofort von allen Zeitungen Amerikas abgedruckte Drohbrief des genialen Schwindlers, verschaffte diesem einige Wochen Ruhe, da kein Diener der Gerechtigkeit es wagte ihn in seinem Hause, wo er sich verschanzt hatte, aufzusuchen. Nachdem Arnold seine Gegner eine geraume Zeit herumgenarrt, gelang es endlich einem Polizeibeamten, der sich als ein ehrlicher Miner verkleidet hatte, die zu einer civilgerichtlichen Anklage nötigen Schriftstücke dem „Diamantenkönig", ehe dieser seine geladene Repetierbüchse herbeiholen konnte, auf dem Hühnerhofe seiner prachtvollen Residenz in Elisabethtown im Staate Kentucky persönlich zu überreichen und ihn damit zu zwingen, sich vor Gericht zu stellen. Der wertvolle Grundbesitz des berühmten Abenteurers, sowie andere Habseligkeiten desselben wurden nun im Betrage von circa 80,000 Dollars mit Beschlag belegt und er anderweitig mürbe gemacht, so daß er sich

schließlich, um den unangenehmen Prozeß vom Halse los zu werden, entschloß, mit einem Teile seiner sauer erworbenen Reichtümer wieder herauszurücken. Das Ende vom Liede war ein Kompromiß zwischen Bevollmächtigten der Diamantencompagnie einerseits und Arnold und Slack andererseits, wonach letztere 150,000 Dollars als Abfindungssumme zahlten. Arnold und Slack konnten nun ihren Reichtnm in Ruhe genießen, denn die Diamantencompagnie verspürte keine Lust, auch noch eine kriminalgerichtliche Anklage gegen die beiden abgefeimten Schwindler anzustrengen. Berechnet man den aus der Diamantenspeculation erzielten Nutzen auf eine halbe Million Dollars netto, da von der ursprünglichen Bruttoeinnahme von ca. 750,000 Dollars die Vergleichssumme von 150,000 und etwa 100,000 Dollars mehr für echte Diamanten und Rubine, Reisekosten, Advokatengebühren u. s. w. in Abzug zu bringen sind, so war dies immerhin ein Geschäftsunternehmen, das sich anständig belohnt hat. Mit Bezugnahme auf den großen Beutel mit Edelsteinen, welchen Arnold bei der „Bank of California" früher als Sicherheit hinterlegt hatte, muß ich noch erwähnen, daß sich die darin enthaltenen Juwelen leider fast alle als unecht herausstellten. Selbst der 108 Karat schwere große Diamant, von dem in San Francisco so viel Aufsehens gemacht wurde, erwies sich nur als ein harter Bergkrystall.

Anhang.

Die Chinesen in Californien, die Geschichte der Antichinesenbewegung in San Francisco und der gegenwärtige Standpunkt der Chinesenfrage.

Neben der aus geborenen Amerikanern und fast allen Nationen Europas zusammengesetzten weißen Bevölkerung der westlichen Kulturländer Nordamerikas, welche sich im allgemeinen aufs beste miteinander verträgt und sich schnell zu einer besonders californischen assimiliert, bilden die Chinesen, wie allgemein bekannt, einen bedeutenden Bruchteil der Gesamtbevölkerung dieses Landes, der, ganz getrennt von dem Reste derselben, eine Kaste für sich ausmacht.

In früheren Jahren wurde die chinesische Einwanderung nach Californien von der Mehrzahl der weißen Bewohner dieses Landes als ein notwendiges Übel und von manchen als ein wünschenswerter Zuwachs unserer Bevölkerung betrachtet, während viele schon damals eine warnende Stimme gegen das Überhandnehmen dieses der europäisch-amerikanischen Civilisation ganz fremden Volkselements erhoben. Unsere Brüder im Osten der Union dagegen, welche den Mongolen meistens nur aus Bilderbüchern kannten, haben erst in neuerer Zeit die Asiaten durch kleine in New-York, Brooklyn und anderen Großstädten angesiedelte chinesische Kolonien und die in anderen Plätzen zerstreuten chinesischen Waschhäuser auch persönlich kennen gelernt. Von den socialen Übeln, welche durch ein massenhaftes Zusammenwohnen der Mongolen erst recht klar werden, weiß man aus persönlicher Anschauung auch heute noch im Osten der Vereinigten Staaten sehr wenig. Die dort lebenden Amerikaner haben von dem bienenartigen Fleiße der Chinesen die übertriebensten Begriffe,

von seiner moralischen Verkommenheit und seiner für unser Staatswesen gefährlichen Sonderstellung dagegen fast gar keine Idee, und sahen den Mongolen von jeher als einen uns besonders vom Himmel zugesandten Segen an, um den sie uns von Herzen beneideten. Obwohl nun schon im allgemeinen anzunehmen sein sollte, daß wir Californier, die wir die Chinesen seit mehr als dreißig Jahren aus persönlicher Anschauung kennen gelernt haben, über ihre Tugenden und Laster sowohl wie über den Nutzen, den sie der Entwickelung unserer engeren Heimat bringen, besser als unsere Freunde im Osten der Union unterrichtet sein müßten, zucken diese doch über unsere Voreingenommenheit betreffs der so nützlichen Asiaten mitleidig die Achseln; pochen darauf, daß ein Mensch so gut als der andere und der Chinese unser Bruder sei, den man zum Christentum bekehren müsse und nicht hartherzig von der Thür fortweisen dürfe; daß es als ein Armutszeugnis für die Amerikaner angesehen werden müsse, wenn sie vor der asiatischen Konkurrenz zurückschreckten; suchen uns mit der Bemerkung, ob wir vielleicht eine chinesische Mauer um Californien ziehen wollten, lächerlich zu machen und behaupten, daß billige Arbeitskraft der Segen sine qua non jedes aufstrebenden Gemeinwesens sein müsse.

Die früher getrennte Anschauungsweise der Californier über den Nutzen und Nachtheil der Chineseneinwanderung hat sich, durch Erfahrung gewitzigt, mit jedem Jahre mehr und mehr gegen dieselbe erklärt, und heute möchte, mit Ausnahme der großen Farm- und Fabrikbesitzer, der Schiffsrheder, welche die Kulis hierher zu bringen pflegten, und der anderweitig an der Mongoleneinfuhr Interessierten, kaum einer unter hundert hier zu Lande zu finden sein, der die unbeschränkte Einwanderung von Chinesen aufs neue inauguriert sehen möchte. Alle Tagesblätter in Californien, Nevada, Oregon und den angrenzenden Territorien, ohne Unterschied ihrer politischen Parteistellung und der Sprache, in welcher sie erscheinen, sind einmütig in dieser Frage. Bei der allgemeinen Volkswahl im Jahre 1880 wurde die Gelegenheit wahrgenommen, für und gegen die Chineseneinwanderung ein Votum abzulegen, um unseren Widersachern im Osten der Union ad oculos darzulegen, daß nicht, wie sie behaupteten, nur der plebs in den pacifischen Gebieten gegen die Mongoleneinwanderung sei, sondern daß die ganze Bevölkerung fast einmütig über diese Frage urtheile. Im Staate Nevada stimmten damals 183 für und 17,259 gegen chinesische Einwanderung; in Californien 883 dafür und 154,638 dagegen. In Oregon und in den Territorien wurde leider nicht darüber abgestimmt; doch würde das Resultat ohne allen Zweifel in Oregon ganz dasselbe, in den Territorien ein noch schlagenderes

gewesen sein. Jeder Stimmgeber wußte, daß dies nicht mehr eine Frage von billiger Arbeit allein, von Dollars und Cents, sondern eine Lebensfrage für diese Länder geworden sei; ob sich deren glänzende Aussicht, eins der bevorzugten Gebiete dieser Erde in den Händen einer fortschrittlichen, thatkräftigen weißen Bevölkerung zu werden, verwirklichen, oder dieselben einer sie zu überschwemmen drohenden verknöcherten asiatischen Halbkultur anheimfallen sollten.

Friedrich Ratzel, der sich während seiner amerikanischen Reise längere Zeit in San Francisco aufhielt, sagt in einem, in der Zeitschrift „Das Ausland" (1876 Nr. 41) veröffentlichten, auf die Chinesenfrage in Californien Bezug nehmenden Artikel: „Man kann gerade in den Vereinigten Staaten es nicht ernst genug nehmen, wenn eine fremde, in ihrer Art und Richtung thatkräftige Race sich mitten in ein anderes Volk einschiebt und dessen Homogenität und inneren Zusammenhang stört." — Diese Worte, denen ich vollständig beipflichte, wurden niedergeschrieben in einer Zeit als die Antichinesenbewegung in Californien eine bedenkliche Intensität erreicht und sich fast die ganze Presse im Osten der Vereinigten Staaten gegen uns gewandt hatte. Seitdem hat sich vieles geändert. Man hat wenigstens soweit den Wünschen Californiens Rechnung getragen, daß es möglich gewesen ist, ein „Restriktionsgesetz" im Kongreß durchzubringen, wenn es sich auch leider nicht leugnen läßt, daß die überwiegende Mehrzahl der tonangebenden Bevölkerung in den östlichen Unionsgebieten den Chinesen immer noch recht gern das Recht der unbeschränkten Einwanderung zu Teil werden lassen möchte. Von welcher Wichtigkeit jene Errungenschaft für Californien gewesen ist, davon geben andere Länder, in denen die unbeschränkte mongolische Einwanderung gestattet ist, ein warnendes Beispiel. Im malayischen Archipel z. B. giebt es jetzt 500,000, in Siam anderthalb Millionen, in Chili und Peru 200,000, in Cuba 130,000 Chinesen. In der Stadt Singapore waren nach Baron von Hübners Angabe im Jahre 1871 nur 100 weiße Familien, 20,000 Malayen und einige tausend Chinesen ansässig; 1884 hatten sich letztere dort auf 86,000 vermehrt und den ganzen Handel zwischen jener Stadt und China an sich gerissen, während die anderen Volkselemente fast stationär geblieben sind. In Australien (wo etwa 50,000 Chinesen wohnen), und neuerdings auch in Hawaii und in British Columbia, ist der fernere Zufluß von Mongolen gesetzlich untersagt worden; aber es war eine wahre Sisyphus-Arbeit der californischen Kongreßabgeordneten, bis auch in den Vereinigten Staaten ein Gesetz gegen die fernere unbeschränkte Einwanderung der Chinesen endlich angenommen wurde.

Man sollte glauben, daß eine nächtliche Rundschau in dem Chinesenviertel von San Francisco (vergleiche das Kapitel „Ein Spaziergang durch die Chinesenstadt") genügen müßte, um es jedem, der dort gewesen, klar zu machen, daß ein Volkselement, wie die daselbst eingenisteten Asiaten, kein Segen für ein civilisiertes Gemeinwesen sein kann; aber es ist ein langer Weg von Boston und New-York nach San Francisco, und mancher, der uns besucht hat, wollte mit offenen Augen nicht sehen und blieb nach wie vor bei seiner verbohrten Ansicht von der „common fatherhood of God" und der „common brotherhood of man". Wir Californier wollen von dieser allgemeinen Gleichheitsduselei nichts wissen und nehmen das Recht in Anspruch, uns, soweit es sich auf gesetzmäßigem Wege ausführen läßt, diejenigen vom Halse zu halten, die unsere Civilisation untergraben. Noch weniger verspüren wir die geringste Neigung dazu, uns zu der in neuerer Zeit von den östlichen Chinesophilen in den Vordergrund gerückten Ansicht zu bekehren, daß die Handelsverbindungen New-Yorks und der Neuengland-Staaten mit dem asiatischen 400-Millionen-Reiche weit wichtiger seien als die Interessen Californiens und bei allen Verträgen mit China zuerst berücksichtigt werden müßten.

Ich will jetzt zunächst zu schildern versuchen, wie sich das chinesische Volkselement in San Francisco eingebürgert hat, damit der Leser den Standpunkt, den die pacifischen Staaten gegen dasselbe eingenommen haben, verstehen und würdigen könne. Ein treffendes Seitenstück zu dem Chinesentum in dieser Stadt findet sich in kleineren Verhältnissen in jedem Orte an dieser Küste; aber hier in der californischen Großstadt, wo die Asiaten massenweise zusammengeströmt sind, ist der Brennpunkt der Chinesenfrage, die hier endgültig ihre Entscheidung finden muß.

Die chinesische Einwanderung nach Californien, welche zuerst durch die Entdeckung des Goldes an dieser Küste ins Leben gerufen wurde, steht fast ganz unter der Kontrolle von sechs großen chinesischen Handelsgesellschaften, welche die Namen Sam Yup-, Yung Wo-, Kong Chow-, Wing Yung-, Hop Wo- und Yan Wo-Compagnie führen. Die Art und Weise, wie die genannten sechs Korporationen die Einwanderung ihrer Landsleute — früher aus Macao, später aus Hongkong — vermittelten, ist immer noch in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Fast alle Chinesen, welche nach Californien auswandern, kommen aus der Provinz Kuang Tung (mit der Hauptstadt Canton) und gehören zu den niedrigsten Volksklassen der Bewohner des himmlischen Reiches. Die Behauptungen der mit fast souveräner Gewalt über ihre Landsleute herrschenden sechs Compagnien, — daß die einwandernden Chinesen ihr Passagegeld selbst bezahlten, daß sich dieselben

hier freiwillig unter ihre Botmäßigkeit stellten und daß sie — die Compagnien — nur ihre Ratgeber seien, ihnen, wo es sein müsse, eine hülfreiche Hand reichten und ihre Streitigkeiten schlichteten: diese Angaben verdienen gar keinen Glauben und sind ein offenbares Lügengewebe. Das erforderliche Reisegeld (früher 25, jetzt 50 Dollars im Zwischendeck) ist für einen armen Chinesen eine fast unerschwingliche Summe, und es ist erwiesen, daß der ganze Raum oft auf Monate im voraus für chinesische Auswanderer belegt war. Thatsache scheint zu sein, daß die Verwandten der auswandernden Kulis in China mit Leib und Gut für die getreue Ausführung des Kontrakts haftbar bleiben.

Alles spricht dagegen, daß die Chineseneinwanderung bis zum Jahre 1881 eine freie gewesen ist, so sehr die Peonage auch von den sechs Compagnien bestritten wird. In San Francisco wurden die Neuankömmlinge so lange von jenen unterhalten, bis sie Arbeit fanden. Dadurch gerieten sie immer tiefer in Schulden, wurden von den Compagnien, die den ganzen Arbeitslohn einzogen, ausgemietet und blieben jahrelang weiter nichts als Sklaven. Die Pacific-Dampfschiffahrtsgesellschaft verweigerte, infolge eines Kontrakts mit den sechs Compagnien, allen Kulis die Rückreise nach China, die nicht einen Schein von einer der Compagnien vorweisen konnten, worin bezeugt war, daß sie alle Schulden bezahlt hätten. Viele Kulis haben sich freilich im Laufe der Jahre von dem Abhängigkeitsverhältnis emanzipiert; aber selbst solche, welche für eigene Rechnung Geschäfte machen, sind bis auf den heutigen Tag der Oberhoheit der chinesischen sechs Compagnien unterthan geblieben. Den Arbeitsmarkt beherrschen diese vollständig. Sie liefern auf Verlangen jede beliebige Zahl von Eisenbahn-, Fabrik- oder Minenarbeitern, Köche, Hausdiener 2c. und geben einer größeren Abteilung allemal einen Aufseher mit, der alles Geschäftliche besorgt und die Kulis unter Aufsicht hält. Tausende von beschäftigungslosen Asiaten werden in großen Karawansereien untergebracht und dort auf Kosten derjenigen Compagnie, unter deren Oberhoheit sie stehen, so lange unterhalten, bis sie eine Anstellung finden. Als die Kulieinwanderung in höchster Blüte stand, wurde den Einwanderern bei ihrer Ankunft in San Francisco allemal durch einen Dollmetscher erklärt, daß alle etwa in China von ihnen eingegangenen Kontrakte hier durchaus rechtlos seien. Diese Bekanntmachung hat jedoch nie den geringsten Einfluß ausgeübt. Die Einwanderer stellten sich denn auch stets gleich nach ihrer Ankunft unter die Botmäßigkeit von einer der sechs Compagnien, von denen jede einen Distrikt der Provinz Kuang Tung vertritt.

Die chinesischen Frauen werden von ihren Landsleuten in Californien ganz offen als Sklaven betrachtet. Man kauft und verkauft sie, für 400 bis 600 und mehr Dollars, auf eine Reihe von Jahren zu den schamlosesten Handelszwecken, und die Chinesen finden dies so natürlich, als ob sich das von selbst verstünde. Ist ihre Zeit abgelaufen, so sind sie doch immer noch der Gefahr ausgesetzt, aus irgend einem nichtigen Grunde aufs neue verkauft zu werden und bleiben, so lange sie nicht ganz schuldenfrei sind, das Eigentum ihrer Gläubiger. Die Frauen lassen diesen schändlichen Handel mit ihrer Person mit einem stoischen Gleichmut über sich ergehen und beanspruchen nur in seltenen Fällen den Schutz der amerikanischen Gerichte, der ihnen alsdann selbstverständlich in ausgiebigster Weise zu teil wird. In jüngster Zeit hat man sogar Chinesen zu wiederholten Malen dabei ertappt, wie sie weibliche Säuglinge von kaukasischer Abstammung, die meistens von ganz verkommenen irischen Weibsbildern für einen Spottpreis eingehandelt worden waren, nach China senden wollten. Die Polizei nahm die weißen Kinder den Mongolen, welche dieselben als ihr wohlerworbenes Eigentum energisch beanspruchten, ohne weiteres fort.

Ein Familienleben nach amerikanischen Begriffen besteht unter den hiesigen Chinesen fast gar nicht. Die Anzahl der chinesischen Kinder in San Francisco beträgt höchstens 600, NB. bei einer Mongolen-Bevölkerung von mehr als 35,000 Köpfen! Im Schulcensus vom Juni 1886 wurden unter 73,000 Kindern nur 170 chinesische Kinder angegeben! Nicht mehr als ein halbes Hundert, ausschließlich an reiche chinesische Kaufleute verheiratete Chinesinnen befinden sich in San Francisco; alle anderen sind Prostituierte. Man muß diese Geschöpfe gesehen haben, um einen Begriff von der grenzenlosen sittlichen und körperlichen Verkommenheit zu erhalten, deren ein menschliches Wesen fähig ist! Werden sie alt, krank oder hülflos, so werden sie von ihren Herren einfach auf die Straße geworfen, damit die Polizeibehörde sie ins Spital bringe, oder man schafft sie in ein abgelegenes Zimmer, stellt eine Schale voll Reis neben ihr Schmerzenslager und verläßt sie dann, auf daß der Tod sich ihrer erbarme.*)

Die sechs chinesischen Compagnien in San Francisco bilden im buchstäblichen Sinne des Wortes einen Staat im Staate. Sie

*) Nach einer von den städtischen Behörden San Franciscos im Juli 1885 vorgenommenen Zählung betrug damals die Zahl der in dieser Stadt wohnenden Chinesen 30,360 — darunter 567 Prostituierte. 761 Frauen und 576 Kinder leben ohne ehelichen Verband, und nur 57 Frauen mit 59 Kindern in anerkanntem Ehebund.

haben ihre eigenen Gesetze und Gerichte, erheben Steuern, strafen u. s. w., wie es ihnen beliebt, und die amerikanischen Behörden sind, teils aus Unkenntnis der fremden Sprache, teils weil die große Masse der Asiaten ihre Oberhoheit gar nicht und nur gezwungen anerkannt, ganz machtlos dagegen. Es ist hier schon öfters vorgekommen, daß, im Falle sich ein Chinese geweigert hat, den Mandaten der Compagnien nachzukommen, an allen Straßenecken in der Mongolenstadt Mordplakate in chinesischer Sprache im Namen der geheimen Vehme des „Hip Yee Tong" angeschlagen worden sind, worin so und so viele hundert Dollars für die Tötung des Betreffenden geboten wurden. Kommen die Chinesen in Konflikt mit den Landesgesetzen, so machen die Gerichte kurzen Prozeß mit ihnen. Das Staatszuchthaus in San Quentin hat eine Mustersammlung von verurteilten gelben sogenannten „highbinders" in seinen Mauern, die ihre in jener Strafanstalt wohnenden weißen Kollegen an Niederträchtigkeit und abstoßender Erscheinung weit in den Schatten stellen. Die reichen Chinesen sind sonst in Vergleich mit ihren Unterthanen die wahren Gentlemen; sie sind die liebenswürdigsten Wirte und dabei ausgezeichnete und durchaus zuverlässige Geschäftsleute. Bei einer Unterhaltung mit ihnen fühlt man sofort, daß sie sich uns Weißen als vollständig ebenbürtig dünken und auf einer hohen Kulturstufe stehen. Daß sie ihre Herrschaft über ihre armen Landsleute inmitten der ihnen feindlichen weißen Race bis auf den heutigen Tag so trefflich bewahrt haben, ist unseren Behörden gegenüber gewiß ein Meisterstück! —

Ohne das allen Ansprüchen auf neuere Kultur Hohn sprechende, in einem früheren Kapitel bereits eingehend beschriebene Bild des Chinesenghettos von San Francisco dem Leser nochmals vor die Augen zu führen, will ich jetzt nur kurz die Art und Weise schildern, wie die Mongolenstadt sich allmählich so gestalten und ausbreiten konnte, wie wir sie heute sehen. Keiner anständigen weißen Familie ist es zu verargen, wenn sie nicht in unmittelbarer Nähe einer Chinesenwohnung leben mag. Sobald als möglich wird sie die unliebsame Nachbarschaft verlassen, und der Hauseigentümer wird gezwungen sein, sein Eigenthum an Asiaten zu vermieten, oder es leer stehen zu lassen. Da die Zopfträger, soweit das Zahlen in Betracht kommt, vortreffliche Mietsleute sind, so sind die Hauseigentümer übrigens im allgemeinen gar nicht abgeneigt, diese tartarischen Hauseroberungen zu begünstigen. Sobald der schlaue Mongole mit einem ganzen Rudel von Landsleuten eingezogen ist, die aus je einem Zimmer sofort vier, mit mehreren Stockwerken darin, machen, worin statt einer Familie ein paar Dutzend Bezopfte ein Unterkommen finden, die nie ausfegen oder die Farbe der Wände erneuern, die auf offenen

Eisenschalen in den Stuben und auf den Gängen kochen und eine Abneigung gegen Licht, Reinlichkeit, Öfen und Schornsteine zu haben scheinen, — wird sein nächster weißer Nachbar, dem der Gestank und der Schmutz und der kreischende Lärm von chinesischen Geigen und das Geschnatter nebenan bald ganz unleidlich werden, Reißaus nehmen; und so wiederholt sich dies und die Mongolen haben die Weißen Haus bei Haus zurückgedrängt. Ganze Straßen, in denen früher gar keine Asiaten wohnten, haben diese gleichsam erobert und dringen allmählich weiter vor. Ein ganzer Stadteil (der nördlich gelegene, ehedem einer der besten in San Francisco, ist durch das ekelhafte Chinesenquartier abgeschlossen worden. Anständige Familien, denen es nicht zuzumuten ist, durch die Mongolenstadt zu gehen, um von ihren Wohnungen nach den Geschäftsstraßen zu gelangen, sind nach anderen Stadtteilen übergesiedelt, wo sie von der asiatischen Nachbarschaft befreit sind, und der nördliche Stadtteil ist infolge dessen ganz heruntergekommen. In neuerer Zeit ist das Ausbreiten der Chinesenstadt gottlob etwas in Stillstand geraten; aber es wäre nur nöthig, die Thore für eine neue Einwanderung wiederum zu öffnen, auf daß das frühere Verfahren der Mandeläugigen, sich Ellenbogenraum zu verschaffen, eine verbesserte Auflage fände.

Als die Chineseneinwanderung noch in höchster Blüte stand, war es außerordentlich interessant, nach dem Landen eines von Hongkong angelangten Dampfers die Uebersiedelung der Neuankömmlinge aus dem Himmlischen Reiche nach dem hiesigen Chinesenviertel zu beobachten. Durch die Hauptstraßen der Stadt fuhr halbtagelang ein offener Wagen nach dem andern, jedes Gefährt mit einem Dutzend bis zu zwanzig Asiaten vollgepackt, die in ihrer unverfälschten Nationaltracht, mit Champignonstrohhüten, Blousen und an den Knöcheln zusammen gebundenen bauschigen Beinkleidern aus hellblauem Baumwollenzeug, zwischen und auf den Bündeln, Bambusrohren und altertümlichen Gepäckstücken hockten und erstaunt die ihnen fremde Umgebung anstierten. Fast jede paar Wochen zog eine solche mit 1000 und mehr Chinesen bepackte Wagenkarawane durch die Stadt, wurde von den weißen Einwohnern mit verhaltener Wuth betrachtet und bildete einen Gegenstand des Erstaunens für jeden Fremden.

Nun die Kehrseite dieses Bildes. Man gehe in die Privatwohnungen der wohlhabenderen Weißen, und man wird dort vielfach Chinesen als Hausarbeiter angestellt finden. Sie sind sauber gekleidet, fleißig, ohne Widerrede und ohne viel Worte zu verlieren, kommen sie ihren Pflichten pünktlich nach. Was ihnen einmal gezeigt worden, verrichten sie mit ängstlicher Genauigkeit. In der Küche dienen sie als

Köche, bei Tisch warten sie auf, sie putzen und reinigen Haus und Hof, und sind mit einem Wort ganz vorzügliche Dienstboten. Als Hausdiener und „Mädchen für alles“ sind die Mongolen den irischen „Bridgets“ bei weitem vorzuziehen, wenn auch jedermann einem deutschen Dienstmädchen (für welches dies das gelobte Land ist!) den Vorrang einräumen wird. Von Frechheit, Trägheit, Widersetzlichkeit und demokratischem Hochmuth ist bei den Zopfträgern nicht die Rede, die, wenn ihnen der ausbedingte Lohn pünktlich ausbezahlt wird, nur selten Anlaß zur Unzufriedenheit geben. Nach vollbrachtem Tagewerk werden die meisten von ihnen nach dem Chinesenviertel gehen, wo sie sich bis spät in die Nacht hinein amüsieren. Als Logis nehmen sie mit einer Schlafstätte im Keller oder auf dem Boden vorlieb, und werden am frühen Morgen wieder ihre Tagesarbeit beginnen. Es wird allerdings behauptet, daß der scheinbar ehrlichste Mongole, nachdem er jahrelang treu in einer Familie gedient hat, mitunter plötzlich mit den silbernen Löffeln, mit Geschmeide 2c. verschwindet. Was meine Erfahrung anbelangt, so muß ich bezeugen, daß ich mit allen Chinesen, die seit Jahren meine Wohnung in Ordnung gehalten haben, stets zufrieden gewesen bin, und daß mir nie das Geringste abhanden gekommen ist. Daß sie die Bücher, nach dem Abstäuben derselben, öfters sozusagen auf den Kopf stellen und die Bilder an der Wand gern in eine schiefe Richtung bringen, ist allerdings tadelnswert; sonst werden sie mit der peinlichsten Genauigkeit, selbst, wenn beim Reinmachen alle Gegenstände im Zimmer durcheinander gekommen sind, jedes Stück wieder auf seinen Platz legen. Ich kann nicht behaupten, daß mir ein chinesischer Diener, trotz seiner katzenartigen Bewegungen, unangenehm sei; im Gegentheil, „John“ ist im allgemeinen ein ganz netter Kerl, der ein freundliches Entgegenkommen dankbar anerkennen wird.

Geht man durch die verschiedenen Stadtteile, so wird man vielerorts chinesische Waschhäuser finden. Man mag dort vorbeigehen, wann man will, vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein sieht man die Zopfträger fleißig beim Plätten beschäftigt. Beim Nässen der Wäsche spritzen sie das Wasser aus dem Munde über das zu bügelnde Linnen, was allerdings nicht sehr appetitlich aussieht, aber doch ganz praktisch ist. Übrigens gehen sie nichts weniger als sanft mit der Wäsche um, und es wird auch keinem von ihnen einfallen, einen Strumpf zu stopfen, einen Knopf anzunähen, oder einen Riß auszubessern. Daß unter so bewandten Umständen die Leibwäsche nicht sehr lange aushält, braucht niemanden Wunder zu nehmen. Das Plätten dagegen ist stets vorzüglich ausgeführt; jede deutsche Hausfrau könnte sich ein Muster daran

nehmen! In den chinesischen Waschhäusern sieht es sauber und nett aus. Die dort beschäftigten Asiaten sind, ebenso wie die chinesischen Hausdiener, Köche ꝛc. stets reinlich gekleidet, und es ist unbegreiflich, daß dies dieselben Menschen sind, die in den Logierhäusern in der Mongolenstadt, wo sie massenweise zusammenhocken, im Schmutz und Unrat fast verkommen. In den Fabriken, namentlich in den Wollenwaren-, Cigarren-, Schuh- und Stiefel-, Kleider- ꝛc. Fabriken, überall wo leichte Arbeit im großen gethan wird, sind sie zu Tausenden thätig und, ebenso wie als Eisenbahnbauer, als fleißige, zuverlässige und namentlich billige Arbeiter geschätzt. In den Agrikulturdistrikten ist es ebenso. Zur Erntezeit sieht man sie scharenweise auf allen Feldern, in den Weinbergen, Obstgärten ꝛc. thätig, und viele Landwirte, ebenso wie die Fabrikbesitzer erklären, daß sie noch auf Jahre hinaus und bis die weiße Einwanderung einen Ersatz giebt, ohne die billige und zuverlässige Chinesenarbeit gar nicht fertig werden könnten. Auch in den Goldwäschereien, namentlich in solchen Placers, die nur noch einen, im Verhältnis zur früheren Zeit, spärlichen Ertrag liefern, findet man die Asiaten überall an dieser Küste als fleißige Arbeiter beschäftigt.

Leider machen aber namentlich die Fabrikbesitzer oft recht unangenehme Erfahrungen mit ihren chinesischen Arbeitern und Angestellten. Mancher, der für Chinesenarbeit schwärmte, hat es bitter bereut, die Asiaten beschäftigt zu haben. Sobald diese nämlich ein Handwerk erlernt haben, verlassen sie ihre Arbeitgeber und fangen dasselbe Geschäft erst im kleinen, dann im großen (in Genossenschaften) an, hausieren ihre Waren von Thür zu Thür, verkaufen es billiger als es den Weißen möglich ist und verderben die Preise. Schritt vor Schritt erobern sie das Land und mongolisieren einen Handelszweig nach dem andern. Die Fabrikation von Cigarren, die Waschanstalten, das Herstellen von Schuhen und Pantoffeln und von billigen Kleidungsstücken, das Anfertigen von Kisten, von Blechwaren, Drechslerarbeit, Verfertigen von Tauen, Fußmatten, Besen, Frauen- und Kinderkleidern, Unterzeug u. s. w. sind mehr oder weniger und zum Teil bereits ganz in ihren Händen. In den Fabriken, welche das Eigentum von reichen Chinesen sind, oder wo die Arbeiter selbst in Genossenschaften die Fabrikate anfertigen, wird Tag und Nacht gearbeitet, und zwar von zwei Abteilungen, die sich alle acht Stunden ablösen. Mit einer unverwüstlichen Thatkraft drängen sich die Asiaten in alle Geschäftszweige ein. Tausende von Nähmaschinen werden von ihnen benutzt. Mit Hülfe derselben verfertigen sie die hier zu Lande massenweise gebrauchten blauen Drellüberhosen nud Überhemden und verkaufen dieselben an die Großhändler

zu Preisen, die jede Konkurrenz ausschließen. In leichter Handarbeit leisten sie bei geringerem Lohn dasselbe wie die Weißen; dagegen vermögen sie, infolge ihres meistens schwächlichen Körperbaues, es diesen bei solchen Beschäftigungen, die physische Kraft erfordern, nicht gleich zu thun und müssen bei weniger Arbeitskraft als die Weißen besitzen auch mit weniger Arbeitslohn als diese vorlieb nehmen. Beim Häuserbau in den Quarzminen, Eisengießereien 2c. als Schmiede, Handwerker, Fuhrleute u. s. w. finden die Asiaten hier noch keine Beschäftigung.

Daß die volkswirthschaftlichen Nachteile und Vorteile, welche die Chinesenbevölkerung diesem Lande bringt, außerordentlich verwickelter Natur sind, wird dem Leser wohl bereits einleuchten. Würden sich die hier lebenden Mongolen nur einigermaßen mit ihrer Adoptivheimat identifizieren, wären sie als freie Einwanderer nach Californien gekommen, so konnte man eine Lösung der Chinesenfrage im natürlichen Verlauf der Dinge wohl erwarten; denn ihre Thätigkeit und Anwesenheit unter uns hat in einem Lande der freien Arbeit und unbeschränkten Konkurrenz, wie Amerika doch sein soll, gewiß ihre Berechtigung. Leider ist dies aber durchaus nicht der Fall. Die hier ansässigen Mongolen sind und bleiben ein ganz fremdes, sklavisch gesinntes Volkselement und betrachten dies Land nur als eine fette Weide, die sie abzugrasen hergekommen sind. Ihren ganzen Erwerb senden sie nach China. Fast alles, was sie zum Lebensunterhalt nötig haben, beziehen sie von dort. Ihre Kleidungsstücke, Reis 2c., alles führen sie selbst ein und kaufen von den Weißen nur solche Sachen, die sie aus China nicht erlangen können. Die geringen Abgaben, welche man ihnen abzwingen muß, belaufen sich nicht einmal auf so viel, um die Polizei, die sie unter Aufsicht halten soll, damit besolden zu können. Sämtliche in San Francisco wohnenden Chinesen haben kaum 600,000 Dollars Eigentum zu versteuern, worunter nur etwa 100,000 Dollars Grundbesitz, während das gesamte Steuerkapital dieser Stadt im vergangenen Jahre auf 228 Millionen Dollars abgeschätzt wurde. In Californien besteht $^1/_{10}$ der Bevölkerung aus Chinesen, welche $^1/_4$ Hundertteil der Abgaben entrichten! Für das allgemeine Wohl, für öffentliche und wohlthätige Anstalten, für Verbesserungen und Verschönerungen in Stadt und Land, für alle höheren Zweige der Wissenschaft, Kunst und Industrie thun die Asiaten thatsächlich gar nichts. Fast ihr ganzer Verdienst kommt China zugut, wohin sie den Überschuß ihres Bargeldes entsenden. Allerdings empfängt Californien den Nutzen ihrer billigen Arbeit; aber der ganze Verdienst der Arbeitenden und ihr Kleinhandel für alles und jedes, was sonst die Menschen zum Lebensunterhalte bedürfen, beschränkt sich auf

ihre eigenen Kreise und bleibt diesem Lande auf immer verloren. Wird doch der Gesamtbetrag der während der letzten 25 Jahre von den Chinesen aus Californien nach China gesandten Summen auf 200 Millionen Dollars geschätzt!

Nebst dem Hineindrängen eines unhomogenen fremden und moralisch entarteten Volkselements in die fortschrittliche kaukasische Bevölkerung dieses Landes, mit welcher jenes sich nie und nimmer vereinigen kann und will, ist die Konkurrenz der freien weißen und der asiatischen Massen- und Sklavenarbeit die ernsteste Seite der Chinesenfrage. Die freie Arbeit als solche wird durch die Mitbewerbung der Kuliarbeit heruntergesetzt, der Verdienst so weit geschmälert, daß der Arbeiter nach und nach allen höheren Ansprüchen an das Leben entsagen muß. Die europäische Einwanderung der asiatischen gleichstellen zu wollen, ist unvernünftig. Die europäischen Einwanderer sind von derselben Race und haben dieselben Lebensbedürfnisse wie der Amerikaner, dieser fürchtet nicht ihre Konkurrenz; im Gegenteil, er befürwortet die europäische Einwanderung, weil sich dieselbe hier ganz einbürgert. Die afrikanische Sklavenwirtschaft im Süden der Union war gewiß schlimm genug, aber zehn Mal besser für dieses Land, als die jetzige Kulieinfuhr; denn was die Neger erwarben — für sich oder für ihre Herren — blieb im Lande und mehrte den Nationalreichtum, wogegen bei den Kulis gerade das Gegenteil der Fall ist — ganz abgesehen davon, daß die Neger Familien erziehen und Amerika als ihre Heimat betrachten, während die Asiaten ohne alle Familienbande, nur um Geld zu verdienen, zeitweilig hier leben. Sogar die Knochen ihrer Toten senden sie nach China zurück, da sie diesen keine Ruhestätte im Lande der „Barbaren“ gewähren mögen.

Wie schon bemerkt wurde, vermögen die weißen Arbeiter, die als freie Menschen leben wollen, nicht mit den Asiaten, deren Lebensbedürfnisse lächerlich gering sind, zu konkurrieren; die Frauen und Kinder finden aus demselben Grunde nur mit Mühe Arbeit in den Fabriken. Trotzdem wird der schlaue Mongole die Lohnpreise nie mehr als nötig ist herabdrücken, aber stets etwas unter dem Angebot der weißen Arbeit bleiben. In allen Lagen ist er imstande, billiger als der Weiße zu arbeiten, weil er lebt, wie es kein weißer Arbeiter thun kann. Von, sage, fünfzehn Cents den Tag führt ein Chinese ein behagliches Dasein; er befriedigt seine Bedürfnisse mit ein paar Händen voll Reis und einigen Tassen Thee, betrachtet getrocknete Fische und halbverfaultes Obst und Gemüse als Luxusartikel, unterzieht sich ohne Murren Entbehrungen, die einen Weißen zum Selbstmord bringen würden, und lebt,

ohne Anspruch auf Familie und Häuslichkeit, mit hundert anderen seinesgleichen in Löchern zusammengepferchт.

Man rühmt es den Chinesen nach, daß sie die Central-Pacificbahn gebaut haben; zugegeben! — wären aber 20,000 weiße Arbeiter anstatt der Chinesen, die mit ihrem Erwerb wieder weggezogen sind, beim Eisenbahnbau beschäftigt gewesen, so hätte das Land so viele bleibende Ansiedler gewonnen; und gebaut wäre die Centralpacific und die anderen Pacificbahnen dennoch, wenn sie auch erst einige Jahre später fertig geworden wären. Befänden sich an Stelle der asiatischen Bevölkerung Californiens (ungefähr ein Zehnteil der Gesammtbevölkerung) so viele Weiße im Lande, so würden dafür Zehntausende von Familien hier ein behagliches Dasein führen; ihre ganze Arbeitskraft und ihr ganzer Erwerb käme dem Lande zu gut. Würde die Stelle der in San Francisco lebenden Chinesen durch so viele Weiße eingenommen, so hätten diese hübsche Wohnungen und zahlreiche Familien, wogegen wir jetzt am Chinesenquartier einen Stadtteil besitzen, der allem Familienleben Hohn spricht. Man sage nicht, daß die hier lebenden Chinesen nicht durch Weiße hätten ersetzt werden können. Dies ist durchaus nicht der Fall. Die Asiaten haben Tausende von nützlichen weißen Arbeitern aus den östlichen Staaten und aus Europa von hier fern gehalten; erst seit das „Restriktionsgesetz" in Kraft getreten ist, hat eine stetige Einwanderung von Weißen nach Californien begonnen, nicht von Abenteurern und Goldsuchern, wie in früheren Jahren, sondern von Farmern und Handwerkern.

Es wäre Thorheit zu glauben, daß sich die Chinesen in Amerika je auf die Bildungsstufe der freien weißen Arbeiterklasse emporschwingen, oder daß sie hier je eine ebenbürtige Stellung mit den Weißen einnehmen werden. Sie wollen dies auch gar nicht und haben weder Zuneigung noch Achtung vor unserem Lande und vor der christlichen Religion. Die „Bekehrung der Heiden" welche den frommen Bostonern und dem bekannten Herrn Beecher in Boston so sehr am Herzen liegt, läßt viel zu wünschen übrig. Der in San Francisco wohnende Missionär Loomis hat, nach seiner eigenen Angabe, in sage 17 Jahren 80 Heiden in gute Christen verwandelt, während der Reverend Gibson es in 20 Jahren nur auf 35 für den Himmel gewonnene chinesische Seelen bringen konnte. Dagegen werden die Joshhäuser hier von den Mongolen nach wie vor eifrig besucht. Diese ganze Chinesenbekehrung ist ein Hohn auf den gesunden Menschenverstand! Die „californische Missionsgesellschaft" bemüht sich allerdings, die heranwachsende chinesische Jugend in eigens für dieselben eingerichtete Schulen in der christlichen

Religion zu unterrichten, und behauptet, an 600 Chinesen in gute (hopeful) Christen umgewandelt zu haben; auch rühmen sich die Missionäre der Thatsache, daß mehrere ältere „Bekehrte“ nach China zurückgegangen sind und dort „das Licht des christlichen Glaubens klar und beständig in der heidnischen Finsternis leuchten lassen.“ Hier merkt man bis jetzt noch nichts von dem Glanze jener christlichen Leuchte! Thatsache ist, daß die Sonntagsschulen von den Asiaten nur in der Absicht besucht werden, um dort ein wenig englisch zu lernen; sobald sie soviel davon verstehen, als ihnen nützlich dünkt, lassen sie sich dort nicht mehr blicken.

Die Idee, die Chinesen uns assimilieren zu wollen, ist barer Unsinn. Selbst solche von ihnen, die bereits seit drei Jahrzehnten hier leben, sind fast ganz und gar der Kleidung, den Sitten, der Lebensanschauung ihrer Väter treu geblieben und pflegen mit den Weißen gar keinen Umgang. Die Asiaten denken auch gar nicht daran, sich unsere Civilisation anzueignen; sie bemühen sich nicht im geringsten, die Landessprache zu erlernen und radebrechen davon, mit geringen Ausnahmen, nur so viel, als zum Verständnis unumgänglich notwendig ist. Ihre heidnischen Lebensauschauungen und Gebräuche sind ein sittlicher Skandal in einem Lande christlicher Kultur: sie kaufen und verkaufen ihre Frauen, sie kennen nicht die Heiligkeit des Eides und schwören das Blaue vom Himmel herunter, um einen persönlichen Vorteil zu erlangen oder sich der Strafe der amerikanischen Gesetze zu entziehen, vor denen sie nicht die geringste Ehrfurcht haben. Nur den Schwur auf den zappelnden Leib eines in ihrer Gegenwart geköpften weißen Hahns halten sie für einigermaßen bindend. Ihre Grausamkeit gegen Kranke und Altersschwache ist entsetzlich und ein Seitenstück zu dem in China erlaubten Kindesmord. Einen Totkranken werfen sie herzlos vor die Thür und überlassen der Polizei die Sorge für denselben. Die ganze europäisch-amerikanische Civilisation dieses Landes wäre durch eine fortgesetzte Masseneinwanderung der Asiaten in Frage gestellt worden, deren Anschauung von Recht und Moral der unserigen schnurstracks entgegenläuft. Dabei bilden sie einen Staat im Staate, der mit den amerikanischen Gesetzen fortwährend in Konflikt liegt. Ihre Nationaltugenden, Fleiß und Genügsamkeit, sollen hiermit gewiß nicht unterschätzt werden; aber ihre sittliche Verderbtheit überwiegt jene derartig, daß die Befürwortung einer neuen und unbeschränkten Masseneinwanderung dieses entarteten Volkes in das freie Amerika, die noch dazu mit der Zeit nur Reiche und Sklavenarbeiter hier bestehen lassen könnte, sich blos durch eine gänzliche Unkenntnis der Sachlage entschuldigen läßt.

Der statistischen Nachweis über die Zahl der in den Vereinigten Staaten lebenden Chinesen wird von Interesse sein. Nach der letzten Censusaufnahme (im Jahre 1880) betrug dieselbe — eine verschwindend geringe Zahl von Japanern und Ostindiern eingeschlossen — 105,070, davon 75,122 in Californien und nahe an 100,000 in den pacifischen Staaten und Territorien (Californien eingeschlossen). Vom 1. Juli 1880 (dem Datum der Censusaufnahme) bis zum 1. März 1885 landeten 66,251 Chinesen in San Francisco und 48,360 reisten von hier nach China zurück, was einen Zuschuß von 17,891 Köpfen ausmacht. Dies ergiebt für Californien eine Bevölkerung von 93,013 Mongolen. Hierzu muß die nicht zu kontrollierende Einwanderung von Asiaten aus Mexiko und Britisch Columbia, sowie die, allerdings geringe, natürliche Vermehrung der hier lebenden Chinesen gerechnet werden, von denen wieder die Sterbefälle und die nach dem Osten weitergewanderten Asiaten in Abzug zu bringen sind. Die Zahl der in Californien lebenden Chinesen hat sich im Laufe der letzten zwei Jahre eher vermehrt als verringert, namentlich in San Francisco, wohin alle seit September 1885 aus den Territorien vertriebenen Mongolen zusammenströmten. Die große Anzahl der alljährlich nach China reisenden Asiaten erklärt sich dadurch, daß jeder Chinese, der es nur irgend möglich machen kann, alle paar Jahre nach seiner alten Heimat zu Besuch reist, um dort das heilige Neujahrsfest im Kreise seiner Verwandten zu feiern. 1885 kehrten 9050 Chinesen von einer solchen Besuchsreise aus Hongkong nach San Francisco zurück. Bedenkt man, daß eine genaue Volkszählung im hiesigen Chinesenquartier ein Ding der Unmöglichkeit ist (der V.-St.-Census vom Jahre 1880 giebt die chinesische Bevölkerung von San Francisco auf 21,745 Köpfe an; eine Zahl zwischen 30,000 und 35,000 wird der Wahrheit näher kommen), so wird eine Bevölkerungszahl von 90,000 bis 95,000 für Californien und von mindestens 120,000 für die Vereinigten Staaten wohl die annähernd richtige sein. Ich will hier erwähnen, daß das Zehntel der Gesamtbevölkerung, welches die Asiaten in diesem Staate bilden, ein täuschender Prozentsatz ist, weil jene fast alle Männer und zwar solche von mittlerem Lebensalter sind. Ein genauer Vergleich mit der Zahl der Weißen desselben Geschlechts und Lebensalters würde das numerische Verhältnis der Chinesen zur arbeitenden und produzierenden Gesamtbevölkerung besser veranschaulichen. In den Jahren 1881 und 1882 war die chinesische Einwanderung besonders stark; sie belief sich im erstgenannten Jahre auf 19,231, im Jahre 1882 sogar auf 27,404 Köpfe, während in den zwei Jahren 19,556 nach China zurückreisten. Die Zopfträger bemühten sich, ehe das „Restriktionsgesetz" in Kraft trat, so-

zusagen noch vor Thorschluß, massenweise in das Gelobte Land zu gelangen.

Nach dem V.-St.-Census vom Jahre 1880 lebten dazumal 727 Chinesen in New-York, 80 in Philadelphia, 121 in Brooklyn, 174 in Chicago, 135 in Boston, 56 in St. Louis, 13 in Washington City ꝛc. Obgleich sich jene Zahlen durch die Übersiedelung von Asiaten aus Californien nach dem Osten vielleicht verfünffacht haben, bilden diese doch immer noch einen verschwindend kleinen Prozentsatz zur dortigen Gesamtbevölkerung. Vergleicht man jene Ziffern mit der Zahl der nach derselben Censusaufnahme in den pacifischen Staaten und Territorien lebenden Asiaten, die sich bis 1882 noch erklecklich vermehrt haben (Californien 75,122 — Oregon 9506 — Nevada 5420 — Territorium Idaho 3378 — Territorium Washington 3142), so nimmt es allerdings nicht Wunder, daß das Volk im Osten der Union so wenig von den Chinesen weiß, und für die Chinesenfrage, als eine rein lokale der pacifischen Küste, nur geringes Interesse an den Tag legt.

* * *

Der Leser wird mit Erstaunen fragen: Wie ist es möglich gewesen, daß die Californier diese Chinesenwirtschaft so lange in ihrem Lande geduldet haben? — Leider muß den weißen Bewohnern des gesegneten Goldstaats selbst der größte Teil der Schuld für die Überhandnahme der Chineseneinwanderung zugeschrieben werden, denn es liegt klar auf der Hand, daß diese nie solche Verhältnisse hätte annehmen können, wäre sie nicht von hier aus ermutigt worden. Man fand in den Asiaten bequeme und billige Arbeiter, Hausdiener u. s. w., die man ohne Gewissensskrupel anstellte, man kümmerte sich wenig um den Schaden, den das Gemeinwohl durch die alle Moralität verpestende Nähe des Chinesenviertels in dieser Stadt erleiden mußte; das Kapital, welches stets die billigste Arbeit sucht, war nur auf eigenen Vorteil bedacht; die Sanitätsbehörden der Stadt drückten bereitwillig ein Auge zu, wenn es sich um die mit jedem Jahre schwieriger werdende Reinigung des Augiasstalles im Mongolenghetto handelte; die hochlöbliche Polizei war von jeher lässig in ihrer Pflicht, wenn die Municipalgesetze gegen chinesische Spielhöllen, Opiumhöhlen, überfüllte Logierhäuser, geheime Gerichte, Frauenverkauf und anderen himmelschreienden Unfug ausgeführt werden sollten. Wurde es zu arg damit, so schleppte man allenfalls eine Zeit lang täglich ein paar Dutzend Himmlische bei den Zöpfen zur Belustigung des Publikums ins Gefängnis und schlug einen gewaltigen Lärm in den Zeitungen über die

„gelbe Pest“; aber bald war wieder alles beim alten. Die größten Schreihälse gegen die Kulieinfuhr beschäftigten selbst die Asiaten; das Publikum kaufte die Waaren dort, wo sie am billigsten feilgeboten wurden.

Die Mongolen machten sich selbstverständlich nichts aus den Fußtritten und dem Bewerfen mit Schmutz und Steinen, womit unsere „Hoodlums“ sie in diesem gelobten Lande empfingen, so lange es ihnen durch Mord und Totschlag nicht unangenehmer an den Kragen ging, und ihnen nur der Eintritt in dasselbe frei stand; sie wußten, daß hier Geld zu verdienen sei und daß die Weißen sie trotz aller Schmähungen dennoch beschäftigen würden. Die Versuchung für chinesische Arbeiter, welche daheim zehn Cents den Tag verdienten, in Californien einen Tagelohn von fünfzig Cents bis zu einem Dollar erhalten zu können, war zu verlockend, als daß die Furcht vor schlechter Behandlung sie von hier fortgehalten hätte. Die Chinesen, welche einmal hier sind, und die sich zum größten Teil unentbehrlich gemacht haben, abzuschütteln, war müßige Arbeit. Der pfiffige John kannte seinen Vorteil und war, wie die Folge lehren wird, allen derartigen Attentaten vollständig gewachsen. Es handelte sich nur darum, die fernere Masseneinfuhr von Asiaten zu verhindern.

Leider haben sich die californischen Staatsgesetze als ganz unzureichend gegen den Zuzug der Mongolen bewiesen und gerieten bei fast jedem Versuch, die Chineseneinwanderung zu beschränken, mit den Bundesgesetzen in Widerspruch, da den einzelnen Unionsstaaten nach der Konstitution der Vereinigten Staaten nicht das Recht der Souveränität dem Auslande gegenüber eingeräumt worden ist. Die Vereinigten Staaten haben nämlich seit Jahren einen Vertrag mit China, den sogenannten „Burlingame treaty“, der durch den chinesischen Bevollmächtigten Burlingame, einen geborenen Amerikaner, der als Gesandter der Vereinigten Staaten nach China ging und später dort in chinesische Dienste trat, vermittelt wurde. Nach jenem Vertrag ist es den Amerikanern gestattet, nach China zu gehen und dort in den sogenannten „Vertragshäfen“ (treaty ports) zu wohnen und Geschäfte zu betreiben; das Recht eines freien Handelsverkehrs nach allen Teilen des Himmlischen Reiches ist ihnen aber nicht eingeräumt worden, auch dürfen sie nicht Fabriken in den Vertragshäfen errichten. Dagegen wurde den Chinesen das Recht der Freizügigkeit, des Handels und des Fabrizierens von Waren in Amerika auf breitester Grundlage zugestanden, und ihnen derselbe Schutz der Gesetze gewährleistet, den jeder Bürger oder Nichtbürger in diesem Lande genießt. Kulieinwanderung nach den Vereinigten Staaten ist aber ausdrücklich durch den Vertrag untersagt worden.

Obgleich nun den wenigen in China ansässigen Amerikanern (1884 betrug ihre Zahl, mit Ausschluß der Missionäre, nur 621!) dort gar nicht dieselben Rechte wie den nach Amerika auswandernden Chinesen eingeräumt worden sind, hielt doch die Regierung in Washington an jenem ganz einseitigen Vertrage fest, und es sind bis jetzt alle Anstrengungen der californischen Abgeordneten im Kongreß, einen Widerruf des unliebsamen Vertrags durchzusetzen, ohne Erfolg geblieben. Die Thatsache der Kulieinwanderung wurde von den Philochinesen im Osten der Union nie zugegeben. Die sechs chinesischen Compagnien verstanden es von jeher, den hiesigen Behörden ein X für ein U zu machen; sie haben die Einwanderung der Mongolen nach Californien so geleitet, daß das Hierherbringen der Kulis ihnen nicht bewiesen werden konnte, obgleich kein Vernünftiger hier je daran zweifelte, daß dies der Fall gewesen ist. Kamen die Menschenhändler zu sehr in die Klemme, so riefen sie die Bundesgerichte an, welche fast immer ihre Partei nahmen und die californischen gesetzlichen Bestimmungen wieder umstießen.

Als im Jahre 1873 die Chineseneinwanderung ganz bedenkliche Verhältnisse annahm, ging man in San Francisco zum erstenmal nachdrücklich zu Werke, dieselbe auf ein Maß des Erträglichen einzuschränken. Ohne sich an die Regierung der Vereinigten Staaten um Hülfe zu wenden, versuchten es unsere Stadt- und Staatsbehörden, das Einwandern von Mongolen durch lokale Antichinesengesetze zurückzuhalten, indem sie unseren unbeliebten asiatischen Gästen den Aufenthalt hier möglichst unbequem machen wollten. Unter diesen Erlassen erregte die sogenannte Kubikluft-Verordnung, wonach jedem schlafenden Chinesen 500 Kubikfuß Raum gegeben werden mußte, bei den Asiaten die größte Bestürzung. Unsere hochlöbliche Polizei schien zuerst wie besessen in der Ausübung ihrer Amtspflicht und säuberte eine Anzahl der schlimmsten Schlafquartiere. Ein Beispiel einer solchen Razzia wird genügen, um die Art und Weise, wie die Polizei das neue Gesetz in Kraft setzte, zu kennzeichnen.

In einem finsteren, noch nie gelüfteten Keller an der Jacksonstraße, in welchem der Dunst der hineindringenden Polizeimannschaft fast den Atem fortnahm, einem Raume, der 18 Fuß breit, 45 Fuß lang und 8 Fuß hoch war, also 6480 Kubikfuß maß, nach der Verordnung groß genug für 13 Schlafgäste, fand man bloß sage 55 schlummernde Mongolen. Nachdem der Kubikinhalt der Pesthöhle flüchtig mit Kreide an der schmierigen Wand ausgerechnet worden war und man die erschreckten Insassen aus den mit Lumpen bedeckten Bretterverschlägen gerissen und schnell gezählt hatte, trieb man dieselben ins Freie, band

je fünf und sechs mit den Zöpfen zusammen, um sie am Fortlaufen zu hindern, und schleppte sie nach dem Gefängnis. Jeder von ihnen wurde zu zehn Dollars Strafe oder zu fünf Tagen Brummen verdonnert. In der ersten Nacht wurden auf diese Weise in verschiedenen chinesischen Schlafquartieren 134 Zopfträger dingfest gemacht, von denen 118 das Sitzen mit freier Beköstigung dem Zahlen nebst entsprechender Freiheit vorzogen. Auch 50 chinesische Frauenzimmer erhielten Freiquartiere im Gefängnis. Selbstverständlich wurden die Eigentümer jener Schlafquartiere auch in Strafe gezogen; unter anderen Erzsündern wurde der chinesische Doktor Lo-Ci-Jah, vulgo Loucitat genannt, der Besitzer des berüchtigten „Globe Hotel", wo, wie bereits erwähnt wurde, oft 2500 und mehr Mongolen schlafen, zu 500 Dollars Strafe verurteilt.

Da sich die Stadtgefängnisse schnell mit Chinesen füllten, welche das Sitzen der Geldstrafe entschieden vorzogen, und das Unterbringen der unerwünschten Gefangenen auf diese Weise bald unmöglich sein mußte, so hatte der weise Stadtrat, um die Mongolen zum Zahlen zu bewegen, den klugen Einfall, eine Verordnung zu erlassen, wonach jedem, der ins Gefängnis wanderte, das Haupthaar — aus Gesundheitsrücksichten! — bis auf einen Zoll Länge abgeschnitten werden sollte. Da das Gesetz, um Gültigkeit zu erlangen, keine Ausnahme machen dürfte, so fand es auf alle Klassen, weiße, schwarze, braune und weizengelbe San Franciscoer, Anwendung, war selbstverständlich aber nur auf die letzteren gemünzt. Der Zopf gilt dem Chinesen als ein notwendiges Anhängsel, um in den Himmel zu kommen, nnd er zahlt lieber die Geldstrafe, als sich einstecken zu lassen und den Schmuck des Hauptes schmählich einzubüßen. Außer diesen Verordnungen wurden Municipalgesetze gegen die chinesischen Spielhöllen, Opiumraucher 2c., eine Taxe auf Waschhäuser 2c. erlassen. Im Osten erregte dies scharfe Vorgehen der städtischen Behörden San Franciscos gegen die Asiaten einen Sturm der Entrüstung, obgleich die Taxe auf die Waschhäuser und die Zopf-Verordnung vom City-Mayor mit dem Veto belegt wurden. Die Kubikluft-Verordnung vermochten aber selbst die Bundesgesetze nicht zu beseitigen. Auch auf Privatwegen rückte man damals den Mongolen zu Leibe. Alle guten Bürger wurden aufgefordert, keine Chinesen mehr in Dienst zu nehmen, was auch von vielen geschah. Die Cigarren-, die Schuh- und Stiefelfabriken entließen einen großen Teil ihrer chinesischen Arbeiter und gaben weißen Knaben und Mädchen Beschäftigung.

Die sechs Compagnien, welchen damals der Schrecken in die Glieder ging, beschränkten zeitweilig die Einwanderung ihrer Landsleute; aber bald war es wieder beim alten. Die Fabriken stellten, erst unter der

Hand, dann ganz offen wieder chinesische Arbeiter an. Die hochlöbliche Polizei wurde täglich lässiger. Was nützte es, den Asiaten einzusperren? Ein Quartier im Gefängnis war dem Kuli ein Luxus, und er freute sich darauf, einmal ein paar Tage auf Staatsunkosten faulenzen zu können! Alle Übelthäter einzusperren, ging nicht, denn es fehlte dazu an Platz in den Gefängnissen. Genug, man sah die Unmöglichkeit ein, das Chinesenquartier auf solche Weise zu civilisieren — vielleicht gaben auch die im geheimen an der richtigen Quelle gespendeten Dollars der Compagnien schließlich die annehmbarsten Überzeugungsgründe!

Trotzdem ruhte die Antichinesenbewegung hier nie ganz. Die Tagesblätter besprachen nach wie vor in ausführlichen Leitartikeln die in San Francisco jedermann bekannten Gründe gegen die Mongoleneinwanderung, nur in der löblichen Absicht, ihren Kollegen im Osten der Union ein Licht der Offenbarung anzustecken. Ein Demagoge Namens Dennis Kearny (ein irischer Fuhrmann) hielt tagtäglich auf offener Straße und Sonntags auf demsogenannten „sand lot" (einem freien sandigen Platze vor dem neuen Stadthause) grimmige Reden gegen die mandeläugigen Zopfträger, welche Philippika allemal mit dem Kernspruche „The Chinese must go!" unter dem donnernden Applaus der Zuhörer schlossen. Diese Reden trugen oft einen so revolutionären Charakter, daß alle wohlmeinenden Bürger besorgt den Kopf schüttelten und im stillen wünschten, man möge doch diesem blutdürstigen Mongolenfresser mit Gewalt den Mund stopfen. Aber die Polizei und die Stadtbehörden ließen den hirnverbrannten Kearny reden, was ihm beliebte, in der Hoffnung, daß er seiner ganz erfolglosen Brandreden mit der Zeit von selbst überdrüssig werden würde. Dieser setzte aber seine Philippika noch jahrelang fort und hat sich erst in letzter Zeit zur Ruhe begeben. Sein caeterum censeo: „The Chinese must go!" hat schließlich doch nicht wenig dazu beigetragen, die Antichinesenbewegung lebendig zu erhalten.

Nach einer Zwischenpause von dritthalb Jahren, während welcher Zeit sich der Strom der chinesischen Einwanderung hierher stetig vermehrte, ermannte sich die californische Staatsregierung von neuem und erließ ein Gesetz gegen das Hierherbringen von chinesischen Dirnen, sowie andere besonders gegen die Mongolen gerichtete Anordnungen, um diesen das Einwandern gründlich zu verleiden. Die sechs Compagnien appellierten gegen diese Gesetze, als gegen den Burlingame-Vertrag verstoßend, und das hochweise Obergericht der Vereinigten Staaten zu Washington widerrief im März 1876 alle gegen chinesische Einwanderung gerichteten Gesetze des Staates Californien als unkonstitutionell. Gleichzeitig mit dieser Entscheidung des Oberbundesgerichts, welche uns der asiatischen

Überschwemmung hülflos überlieferte, meldete der Telegraph, daß alle chinesischen Dampfer während der Sommermonate für den Transport von Kulis nach San Francisco im voraus gechartert seien, und daß sogar extra Dampfer und Segelschiffe für die Beförderung von chinesischen Auswanderern in Hongkong gemietet wären. Diese Nachricht warf gleichsam den Funken ins Pulverfaß; jeder Vernünftige in San Francisco sah ein, daß sofort Mittel ergriffen werden müßten, um die uns bedrohende chinesische Masseneinwanderung zurückzuweisen.

Diese zweite Antichinesenbewegung in San Francisco hatte etwas Imposantes in dem nicht mißzuverstehenden Ernste in allen Schichten der Bevölkerung, mit der sie ins Werk gesetzt wurde. Die Behörden gingen einmütig mit dem Volke zusammen planmäßig auf dem Wege des Gesetzes vor. Die sich im Lande befindenden Chinesen sollten nicht belästigt oder gar vertrieben werden; aber die Völkerwanderung neuer asiatischer Horden nach Californien sollte und mußte aufhören! — Man beschloß sich an den Kongreß zu wenden und dort eine Abänderung des Burlingame-Vertrages in einen bloßen Handelsvertrag, oder eine anderweitige Abhülfe gegen die fortgesetzte chinesische Masseneinwanderung zu verlangen. Kein Vernünftiger befürwortete eine gewaltsame Austreibung der unter den Vertragsrechten eingewanderten Asiaten, denen man vielmehr jeglichen gesetzlichen Schutz angedeihen lassen wollte. Jedermann in Californien weiß, daß eine beschränkte Anzahl von Mongolen hier von großem Nutzen ist, daß der Übergang von chinesischer zu weißer Arbeitskraft ein allmählicher sein sollte. Eine Vertreibung der Asiaten wäre gleichbedeutend mit dem Stillstand unserer Fabriken, dem Ruin unserer Ackerbaubezirke und der Schädigung vieler volkswirthschaftlicher Unternehmungen. Kämen aber keine oder nur wenige Chinesen mehr nach dieser Küste, so würde sich der Übergang ohne eine finanzielle und soziale Katastrophe leichter als mancher denken möchte vollziehen, die hier wohnenden Mongolen würden nach und nach aussterben, sich über ganz Amerika verteilen oder nach China zurückkehren und Weiße würden ihre Stelle einnehmen: dies waren die Meinungen, welche von den in offener Straße aufgestellten Rednerbühnen tagtäglich gehört werden konnten.

Die damalige Antichinesenbewegung gipfelte in einer Massenversammlung, bei welcher sämmtliche städtische Behörden San Franciscos zugezogen waren und der Gouverneur des Staates Californien den Vorsitz führte. Der Eindruck, den eine solche Volksdemonstration in Washington City machen mußte, war vorauszusehen, denn durch nichts wird der Amerikaner leichter beeinflußt als durch öffentliche Kundgebungen, die von der Masse des Volkes ausgehen. An den Kongreß wurde eine

Deputation der besten Bürger dieser Stadt geschickt, unterstützt von den Antichinesenbeschlüssen jener Massenversammlung und von ähnlichen Kundgebungen aus jeder Stadt an dieser Küste, mit einer knapp formulierten Auseinandersetzung der Übel der Mongoleneinwanderung, im Namen der gesamten weißen Bevölkerung dieses Landes. Die Kündigung des Burlingame-Vertrags beim Kongreß durchzusetzen, war der Hauptzweck jener Deputation.

Die Chinesen waren, wie sich denken läßt, während jener Tage in furchtbarer Aufregung und Angst; aber niemand belästigte sie in ihrem Viertel, wo am Abende der Massenversammlung der Weißen die Stille des Todes herrschte. Nur wenige Mongolen wagten es, sich während der nächsten Tage außerhalb ihres Quartiers in der Stadt zu zeigen, — eine müßige Vorsicht, da niemand daran dachte, ihnen ein Haar zu krümmen, und selbst die „Hoodlums“ es für gut befanden, die Zopfträger in Ruhe zu lassen! — Die sechs Compagnien erließen ein Manifest an das amerikanische Volk, pochten auf den Burlingame-Vertrag und stellten an die hiesigen Stadtbehörden die sonderbare Anfrage, was ihnen das Recht gebe, so feindlich gegen ihre ehrenwerten Korporationen aufzutreten? In demselben Schriftstück erklärten jene Biedermänner, daß die Chineseneinwanderung nach Californien eine freie sei, daß sie, die sechs Compagnien, von jeher versucht hätten, dieselbe auf alle nur mögliche Weise zurückzuhalten, daß sie hier nur die Stellung barmherziger Samariter einnähmen, um ihren armen Landsleuten zu helfen; und am selbigen Tage sandten sie eine telegraphische Depesche nach Hongkong, worin sie die Chinesenauswanderung nach San Francisco, als zu gefährlich, bis auf weiteres verboten. Dieses Telegramm allein — im Jahre 1873 erließen die Compagnien auch ein solches Manifest an ihre Landsleute in China — würde beweisen, daß die Kulieinwanderung vollständig von den sechs Compagnien in San Francisco kontrolliert wird.

Die vorhin erwähnte Massenversammlung hatte inzwischen schon den V.-St.-Senat in Washington veranlaßt, ein Comité nach San Francisco zu schicken, um sich hier an Ort und Stelle über die Chinesenfrage zu unterrichten. Dasselbe nahm von der Mongolenwirthschaft im vollsten Umfange und aus erster Quelle Kenntnis. Täglich wurden vom Senatscomité Chinesen, Polizisten, städtische Beamte, Ärzte, Missionäre, Reisende und andere, in die Geheimnisse des Chinesenvolks Eingeweihte, unter Eid vernommen. Der Weiberhandel wurde in allen seinen abstoßenden Einzelheiten bestätigt. Hierin zeigten sich die Asiaten überhaupt gar nicht zurückhaltend in ihren Mittheilungen. Die Auseinandersetzungen der Ärzte über die chinesische Prostitution und den verderblichen

Einfluß derselben auf unsere Jugend entziehen sich erklärlicherweise einer eingehenderen Besprechung. Der Distriktsanwalt sagte aus, daß volle sieben Zehntel aller hier lebenden Chinesen sich des Meineids schuldig gemacht haben. Die Präsidenten der sechs Compagnien wurden auch verhört und waren selbstverständlich Muster von Rechtlichkeit und Tugend. Die Kulieinfuhr bestritten sie durchweg. Einer derselben erklärte mit sittlicher Entrüstung unter Eid, daß er nie eine chinesische Prostituirte oder eine chinesische Spielhölle in San Francisco gesehen habe! — Die Arbeiterverhältnisse wurden einer genauen Prüfung unterworfen, nichts wurde übersehen, was auf die der amerikanischen Civilisation feindliche Stellung der fremden Race in unserer Mitte Bezug hatte. Die Herren vom Comité machten selbstverständlich auch verschiedene nächtliche Spaziergänge durch die Mongolenstadt, wobei ihnen der Polizeichef selbst als Führer diente. Den Senatoren wurde dort eine Reihe von Bildern der auserlesensten Spelunken, Opiumhöhlen, Schlafräume ꝛc. vor Augen geführt, die sie gewiß zeitlebens in der Erinnerung behalten haben! —

Der Bericht des Senatcomités, der dem Kongreß am 1. März 1877 in einem umfangreichen Schriftstück vorgelegt wurde, sprach sich entschieden gegen die Chineseneinwanderung aus und schloß sich im allgemeinen der californischen Anschauung an. Damit hatten unsere Vertreter im Kongreß viel gewonnen; wegen der mit ungewohnter Bitterkeit geführten Präsidentenwahl zwischen Tilden und Hayes verschoben sie es aber, die Chinesenfrage wieder in den Vordergrund zu bringen, bis sich die Gemüter etwas beruhigt hätten.

In San Francisco fanden Ende Juli 1877 recht unliebsame Straßenkrawalle statt, welche durch die Arbeiterunruhen im Osten der Union, insbesondere durch die großen Strikes der Eisenbahnarbeiter in Pittsburg und in anderen Städten, veranlaßt wurden und sich hier gegen die Chinesen richteten. Der vorhin genannte Agitator Dennis Kearny trug mit seinen tollen Reden nicht wenig dazu bei, jenen Straßenkrawallen eine gefährliche Ausdehnung zu geben. Die weißen Arbeiter in San Francisco hielten sich jedoch von diesen Excessen ganz fern, welche vielmehr ganz allein von den berüchtigten „Hoodlums" in Scene gesetzt wurden. Nur dem energischen Auftreten der besseren Elemente des hiesigen Bürgerstandes hat diese Stadt es zu verdanken, daß jene ungesetzlichen Ausschreitungen nicht in blutige Kämpfe ausarteten, was die Sympathie des ganzen Landes auf die Seite der Mongolen gebracht hätte. Das weiße Gesindel hütete sich auch wohlweislich, das engere Chinesenquartier, wo die Asiaten sich förmlich verschanzt hatten, anzugreifen, machte da-

gegen andere entlegene Stadtteile durch Brandstiftungen und Straßenunruhen um so unsicherer. Die Hoodlums hatten es namentlich auf die chinesischen Waschhäuser abgesehen, von denen sie eine Anzahl zerstörten. Die Brandstiftungen mehrten sich derart, daß die Feuerwehr bei der bedeutenden Ausdehnung der Stadt gar nicht mehr zu Atem kommen konnte, und die Dampfspritzen bald hierhin, bald dorthin jagten. Als sich das Gerücht verbreitete, daß die Docks der „Pacific Mail Steamship Company" und die dort liegenden großen Seedampfschiffe, welche die verhaßten Zopfträger massenweise hierher brachten, nächstens in Brand gesteckt werden sollten, und daß man ferner den mit einer Kuliladung fälligen Dampfer „Tókio" bei seiner Ankunft erstürmen und alle an Bord befindlichen Chinesen massakrieren wollte, wurde sich die hiesige Bürgerschaft der Gefahr bewußt, welche der Stadt drohte, falls die Bewegung der gesetzlosen Banden nicht sofort energisch unterdrückt würde.

Da die Polizei nicht zahlreich genug war, um die Hoodlums zu bändigen, so bildete sich ein aus etwa 7000 Bürgern bestehendes Sicherheits-Comité. Wie ernst die Sachlage genommen wurde, beweist der Umstand, daß die zur Organisation und zur Bewaffnung der Sicherheitswehr nötigen Geldmittel — an 60,000 Dollars — in einem Nachmittage durch freiwillige Zeichnungen zusammengebracht wurden. Kaufleute, Handwerker, Handlungsdiener, Arbeiter, Angestellte in den Banken, Großhändler, Makler an der Minenbörse, Vertreter aller Stände fanden sich zusammen und stellten sich in Reih und Glied nebeneinander. Der Geist der „alten Zeit" schien plötzlich wieder in San Francisco erwacht zu sein, es hatten ja auch wirklich vielfach dieselben Männer, welche die Anführer des weltberühmten Vigilanzcomités vom Jahre 1856 gewesen waren, die Organisation des jetzigen Sicherheitscomités übernommen. Nur einmal wagte es das Gesindel, einen ernsteren Aufruhr zu beginnen, als ein in der Nähe des Pacific-Mail-Dock gelegenes großes Holzlager und ein mit Öl gefülltes Waarenlager in Brand geraten waren. Die Hoodlums versuchten es bei dieser Gelegenheit, die Feuerwehr von den in Flammen stehenden Holz- und Warenlagern fortzutreiben, und hielten einen in der Nähe der Brandstätte liegenden abschüssigen Hügel besetzt, von wo aus sie einen Steinhagel auf die Löschmannschaften herabschleuderten. Der Hügel wurde jedoch bald von der Sicherheitswehr erstürmt.

Die Stadt San Francisco mußte den Schaden, welchen die chinesischen Waschanstalten und anderes Eigentum erlitten hatten, wieder gut machen, konnte sich aber glücklich schätzen, daß der Aufruhr durch das sofortige Eingreifen der Bürger so schnell unterdrückt wurde. Dies

ist der einzige größere Antichinesen-Krawall, der je in dieser Stadt stattgefunden hat. Die von östlichen Blättern öfters aufgestellte Behauptung, es seien die Chinesen in San Francisco ihres Lebens nicht sicher, ist ganz aus der Luft gegriffen. Selbst die Angriffe des Pöbels und der Straßenjugend haben sich von jeher auf Steinewerfen und Beschimpfungen gegen vereinzelte Mongolen beschränkt. Daß unter ähnlichen Verhältnissen der irische Pöbel z. B. in New-York längst blutige Straßenkämpfe gegen die Asiaten in Scene gesetzt haben würde, leidet dagegen nicht den geringsten Zweifel. Es bewahrheitet sich bei jenen „uns Wilden" von den Philochinesen im Osten so oft und gern erteilten Moralpredigten wieder die alte Geschichte von dem Splitter im Auge des Nächsten und dem Balken im eigenen Auge! Viele Reisende haben ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß sich in den Gesellschaftskreisen, in welchen sie hier verkehrten, kein ausgesprochener Haß, wie sie ihn erwartet hätten, gegen die Chinesen bemerkbar mache, — was ganz richtig ist. Die chinesischen Diener werden stets freundlich behandelt, und es fällt keinem anständigen Menschen ein, einen Asiaten zu beleidigen oder verächtlich auf die Seite zu schieben. Diese bewegen sich in den Hauptstraßen der Stadt mit vollkommenster Sicherheit, sie benutzen die Straßenbahnen (auch die Postkutschen und Eisenbahnen) geradeso wie die Weißen, niemand hat etwas dagegen, in ihrer Gesellschaft zu fahren. Nur die Hoodlums und die nichtswürdige Straßenjugend machen sich in San Francisco ein Vergnügen daraus, die Mongolen — so nach Schulbubenmanier! — zu verfolgen. Wenn ein Straßenjunge sein Mütchen an einem allein gehenden Zopfträger gekühlt hat, so wird dieser in der Regel nur drohend den Arm gegen den schnell Davonlaufenden heben und zum ersten besten weißen Gentleman sagen: „bad boy!" (ein schlechter Junge!). Selten wird er den sich rasch aus dem Staube machenden Buben verfolgen. Anständige Weiße nehmen stets die Partei des Chinesen gegen solche Straßenlümmel, aber es gelingt leider selten, einen derselben in flagranti zu fassen zu bekommen. —

Die erste, dem Kongreß vorgelegt „Bill", um die Einwanderung zu beschränken, ward im Januar 1879 von dem californischen Senator Sargent eingereicht und bestimmte, unter schwerer Strafe gegen die Übertreter, „daß kein Schiff mehr als 15 chinesische Passagiere befördern und in irgend einem amerikanischen Hafen ans Land setzen dürfe". Bereits im August 1878 war eine chinesische Gesandtschaft nach Washington gekommen, um den Chinesenfreunden im Kongreß mit gutem Rat zur Seite zu stehen, durch ihre feinen Manieren neue Freunde zu erwerben und den Bericht des Senatcomités über die Kulieinwanderung rc. ab-

zuschwächen. Trotzdem wurde diese sogenannte „15 Passagiere-Bill“ nach grimmigen Debatten von beiden Häusern angenommen; dieselbe wurde aber am 1. März 1879 vom Präsidenten Hayes mit dem Veto belegt. Hayes erklärte, daß er warme Sympathie mit der Bevölkerung der Pacificküste habe und ihrem Wunsch nach Befreiung von der Mongolenplage gern nachkommen wolle, daß aber erst ein neues den Burlingame-Vertrag abänderndes Abkommen mit der chinesischen Regierung getroffen werden müsse, ehe die Vereinigten Staaten einseitig in dieser Sache vorschreiten dürften. Die Annahme jener Kongreß-Akte würde gleichbedeutend mit dem Abbrechen aller diplomatischen Beziehungen mit China sein. Nach seinem Vorschlag faßte der Kongreß den Beschluß, den Staatssekretär zu beauftragen, mit dem Hofe in Peking Verhandlungen anzuküpfen, um den Burlingame-Vertrag abzuändern und die Chineseneinwanderung zu beschränken.

Es verging fast ein Jahr, bis die Verhandlungen soweit gediehen waren, daß eine aus den drei Bevollmächtigten Angell von Michigan, Swift von Californien und Trescott von Südcarolina bestehende Gesandtschaft am 20. Juni 1880 von San Francisco abreisen konnte, um einen neuen Vertrag mit der chinesischen Regierung abzuschließen. Es gelang jener Gesandtschaft, ein zufriedenstellendes Übereinkommen mit der chinesischen Regierung zu treffen, das am 17. November 1880 in Peking unterzeichnet wurde. Darin wurde den Vereinigten Staaten das Recht zuerkannt, die Chineseneinwanderung zu regulieren, zu beschränken oder zu suspendieren, ohne dieselbe aber absolut verbieten zu dürfen. Die Beschränkung oder Suspension sollte den Umständen angemessen sein und sich nur auf solche Chinesen erstrecken, die als Arbeiter nach den Vereinigten Staaten gehen wollten; alle anderen Klassen sollten nicht davon betroffen sein. Sonst blieb der Burlingame-Vertrag in Kraft, mit Ausnahme einiger Handelsbeziehungen, die darin zur Zufriedenheit beider Kontrahenten amendiert wurden. Am 5. Mai 1881 wurde der neue Vertrag im Senat mit allen Stimmen gegen zwei bestätigt und am 19. Juli 1881 in Peking ausgetauscht.

Fast vier Jahre waren verflossen, seit das Senatscomité die Chinesenfrage in San Francisco zu studieren unternommen hatte, und erst jetzt befanden sich die californischen Abgeordneten in der Lage, im Kongreß mit Aussicht auf Erfolg gegen die Kulieinwanderung vorzugehen. Die endgültigen Bestimmungen konnten nun in Washington getroffen werden, ohne erst weitläufiger Verhandlungen mit dem sich auf diplomatische Kunstgriffe so trefflich verstehenden Hof in Peking zu bedürfen.

Schritt vor Schritt war den Philochinesen der Boden abgerungen worden; aber es blieb noch viel zu thun übrig, um einen gesetzlichen Schutz gegen die Mongolenüberschwemmung zu erlangen. Die tonangebenden Journale in San Francisco ermahnten das Volk der pacifischen Gebiete unermüdlich, sich ja keines Gewaltakts gegen die Asiaten schuldig zu machen, um den so schwer errungenen Vorteil über die falsch verstandene krankhafte Humanität der Anschauung unserer östlichen Brüder nicht zu verscherzen.

Dem californischen Bundessenator General John F. Miller (derselbe starb im März 1886 in Washington City) gebührt das Hauptverdienst, daß eine Antikuli-Bill nach fast unglaublichen Schwierigkeiten endlich auf der Grundlage des neuen Vertrags von beiden Häusern des Kongresses angenommen und vom Präsidenten unterzeichnet wurde. Der mit Recht berühmt gewordene californische Senator verlangte nicht mehr als ihm, wie er glaubte, zu erringen möglich schien. Mit stets schlagfertiger Rede bekämpfte er die nie erlahmenden Angriffe, die sentimentalen Ansichten unserer Gegner und gewann durch seine stets auf den praktischen Kern der Sache eingehenden überzeugenden Auseinandersetzungen endlich den entscheidenden Sieg. Nachdem eine Anzahl von Antikuli-Bills, deren Erfolg ganz hoffnungslos gewesen wäre, zurückgezogen worden war, kam Millers „Bill“ zur Debatte. Die Hauptpunkte derselben sind in folgendem zusammenzufassen:

1. Allen chinesischen Arbeitern (Laborers) ist die Einwanderung nach den Vereinigten Staaten verboten, mit Ausnahme solcher, die vor dem 19. Juli 1881 in den Vereinigten Staaten ansässig waren und nach zeitweiliger Abwesenheit zurückzukehren wünschen. Dagegen ist die Einwanderung Studenten, Kaufleuten und Händlern, Vergnügungs- und Geschäftsreisenden, chinesischen Beamten und deren Dienern gestattet.

2. Chinesen der zuerst genannten Klasse müssen sich vor ihrer Abreise in einem Zollhause der Vereinigten Staaten registrieren lassen. Die bevorzugten Klassen müssen einen Erlaubnisschein ihrer Regierung und eine konsularische Beglaubigung vorweisen, um einwandern zu dürfen.

3. Kein Chinese, ohne Ausnahme, darf ohne Erlaubnis seiner Regierung nach den Vereinigten Staaten kommen.

4. Kein Kapitän eines Schiffes darf Chinesen, ausgenommen accreditierte Beamte der chinesischen Regierung und Schiffbrüchige, ohne einen Erlaubnisschein ihrer Regierung und ohne ein Registrations-Certifikat nach einem Hafen der Vereinigten Staaten befördern.

5. Das Gesetz tritt 60 Tage nach seiner Annahme durch die Regierung der Vereinigten Staaten in Kraft und soll für einen Zeitraum von 20 Jahren Gültigkeit haben.

Eine Anzahl fernerer Paragraphen enthielt die Strafen, denen die gegen das Gesetz verstoßenden Kapitäne verfallen sollten, sowie Verhaltungsmaßregeln für das Registrieren &c. der Chinesen. Einer der Paragraphen verbietet die Naturalisation (das Erlangen des amerikanischen Bürgerrechts) seitens der Chinesen.

Über diese „Bill" wurde mit fast beispielloser Wut im Kongreß debattiert. Unter den Gegnern der Antichinesen-Bill zeichnete sich besonders der Senator Hoar aus Massachusetts aus, der sogar biblische Gründe ins Wortgefecht führte, wie sich überhaupt die Stadt Boston als das Hauptbollwerk der Mongolen erwies und nie ermangelte, mit den Schlagworten der allgemeinen Verbrüderung der Menschheit, des Freiheitsasyls der glorreichen Union und ähnlichen Redensarten ins Feld zu rücken.

Bei der im März 1882 erfolgten Abstimmung waren im Senat 29 Stimmen für und 15 gegen die Antikuli-Bill; im Repräsentantenhause 167 Stimmen dafür und 65 dagegen.

Dem Jubel der Bevölkerung an der pacifischen Küste über diesen Erfolg wurde aber durch das Veto des Präsidenten Arthur ein schnelles Ende bereitet. In seiner Begründung des Vetos sagte dieser: „daß er die 20jährige Klausel als nationalen Vertrauensbruch betrachte, indem dies fast die Dauer eines Menschenalters sei, und eine solche Zeitdauer, nach dem zuletzt mit der chinesischen Regierung vereinbarten Vertrage, nicht als eine Suspendierung der Chineseneinwanderung angesehen werden könne. Für die Länder am Stillen Meere sei die Chinesenarbeit von großem Werte gewesen, und wenn man sie jetzt dort nicht mehr so nötig habe wie ehedem, so gebe es doch vielleicht Landesteile, wo chinesische Arbeiter, ohne mit den Weißen in Konflikt zu geraten, mit Vorteil verwandt werden könnten. Die Botschaft betonte noch außerdem, daß die Eröffnung von China für den Welthandel von unberechenbarem Werte für die Pacificküste sei, und erklärte eine Politik, die uns den Handel mit dem Orient verschließen wolle, für unweise und verderblich."

Wie man sieht, ist Arthur ein warmer Freund der Mongolen. Über die Kulieinwanderung und den verderblichen Einfluß, den die Überhandnahme einer fremden, unserer Civilisation feindlichen Race diesem Lande bringen muß, verliert er kein Wort; dagegen stellt er die sehr zweifelhaften Handelsvorteile ganz in den Vordergrund.

Miller legte sofort eine neue „Bill“ dem Kongreß zur Beratung vor, in welcher die Zeitdauer von 20 Jahren auf 10 Jahre abgeändert worden war. Im übrigen war die neue Antichinesen-Bill fast gleichlautend mit der ersten.

Das Repräsentantenhaus nahm diese „Bill“ mit der überwältigenden Majorität von 201 gegen 37 Stimmen an; der Senat stimmte mit 32 Stimmen dafür, mit 15 dagegen, jedoch mit der Abänderung, daß das Gesetz statt in 60 Tagen erst in 90 Tagen in Kraft treten solle. Dies Amendement wurde vom Repräsentantenhause am 2. Mai 1882 ein-einstimmig angenommen. Präsident Arthur unterzeichnete diese Akte am 8. Mai 1882 ohne jeglichen Kommentar, da er es wohl für weise hielt, nicht ferner mit dem so entschieden ausgesprochenen Volkswillen in Konflikt zu geraten. Hiernach mußte das Antikuligesetz am 4. August 1882, und zwar auf die Dauer von zehn Jahren, in Kraft treten. Die praktische Handhabung des „Restriktionsgesetzes“ — das Ausstellen der Rückkehr-Certifikate, die Kontrolle über die zum Landen in den Häfen der Vereinigten Staaten berechtigten Mongolen rc. — war den V.-St.-Zollhausbeamten, unter den Instruktionen des Schatzamtssekretärs in Washington City, übertragen worden; die Entscheidung streitiger Fälle kam vor das Forum der Bundesgerichte.

Der Jubel in den Staaten und Territorien an der Pacificküste über den endlichen Sieg dieser unserer wichtigsten lokalen Frage war so begeistert, wie nur denkbar, obgleich manche den Kopf schüttelten und die Weissagung laut werden ließen, daß die Chinesen mit Hülfe ihrer östlichen Freunde und der haarspaltenden amerikanischen Gesetze schon ein Loch oder das andere in der Antikuliakte entdecken würden, um sich trotz derselben nach Californien hineinzuschmuggeln.

Die Mongolen, welche sich von San Francisco zu Besuch nach ihrer Heimat begeben wollten, verschafften sich von jetzt an vor ihrer Abreise meistens ein Certifikat, womit sie bei ihrer Rückkehr ihre frühere Anwesenheit in Amerika beweisen konnten. Diese Formulare enthalten Rubriken für das Signalement des Reisenden und eine Bestimmung, laut welcher Änderungen im Certifikat oder eine Übertragung desselben anf andere Personen strafbar gemacht ist. Die Bezeichnung „Arbeiter“ wurde darin so ausgelegt, daß sich dieselbe sowohl auf Handwerker wie auf Tagelöhner zu beziehen habe.

Als die ersten Chinesen zurückzukehren begannen, stellte es sich bald heraus, daß das Paßsystem ganz unzulänglich sei. Die sozusagen hölzernen Gesichter der Zopfträger sehen sich für ein kaukasisches Auge alle einander so ähnlich, wie ein Ei dem andern. War das Maß nur

halbwegs richtig, hatte einer nicht zufällig ein besonderes körperliches Abzeichen, eine Narbe, ein Gebrechen oder dergleichen, so konnten hundert für einen auf jeden gewöhnlichen Paß das Landen verlangen. Wenn Zeugen verlangt wurden, um die Identität festzustellen, so änderte dies nichts an der Sache; Dutzende von hier lebenden Mongolen waren zu jeder Zeit bereit, einen Eid zu leisten, daß der Betreffende schon einmal hier gewesen und der richtige Mann sei. Die Neuankömmlinge standen auf den Formularen, die sie aus China mitbrachten, meistens als Kaufleute und Studenten verzeichnet. Die plötzlich erwachte Lernbegierde der Mongolen war in der That zum Erstaunen! Es kamen in den nächsten zwölf Monaten genug chinesische Studenten nach San Francisco um die Hörsäle einer Universität wie die in Berlin mit Jüngern der Wissenschaft füllen zu können. Wer von den Neuankömmlingen nicht ein Student war, der war sicherlich ein Kaufmann, wenn man ihm auch den Kuli auf hundert Schritt ansehen konnte. Hunderte von diesen Kerlen beschworen, daß sie Teilhaber von hiesigen chinesischen Geschäftsfirmen seien, und hier wohnende mongolische Waschleute und Hausierer in Cigarren, Pantoffeln, Unterkleidern, Obst und Gemüse ꝛc. leisteten unverfroren einen Eid für die Richtigkeit der Behauptung, daß der entsprechende Zopfträger sein Kapital in ihrer Firma angelegt habe und ihr Partner sei. Da es in San Francisco 400 chinesische Waschhäuser und, außer den Hausierern, ca. 500 chinesische Geschäftsfirmen giebt, darunter 95 Cigarrenfabriken, die über 6000 Arbeiter beschäftigen, so hatten jene Kaufmannsaspiranten eine genügende Auswahl, sich als „stillen" Partner einzuschmuggeln.

Die Zollhausbeamten wiesen viele Neuankömmlinge, die offenbar nicht zum Landen berechtigt waren, energisch zurück. Damit wurden nun die gerichtlichen Komödien in optima forma eröffnet, indem die nagelneuen mongolischen Kaufleute und Studenten den Schutz der Bundesgerichte in Anspruch nahmen. Durch einen Habeas-Corpus-Befehl, der sie gegen Bürgschaft auf freien Fuß stellte, bis sie vor den Richter geführt werden könnten, verschafften jene sich vorläufig den Eingang in das Gelobte Land. Vor den Bundestribunalen war es ein Leichtes, chinesische Zeugen herbeizuschaffen, die ohne Gewissensskrupel irgend etwas beschworen. Die Gerichtshöfe waren bald so voll von solchen Applikanten (es warteten oft 200 und 300 Habeas-Corpus-Verfahren auf einmal auf eine Entscheidung!), daß die Richter in die größte Verlegenheit gerieten, alle die Fälle zu bewältigen, die ihrer Weisheit unterbreitet wurden, obgleich kaum ein Fall aus hundert gegen die Zopfträger entschieden wurde. In zweifelhaften Fällen erschienen die Chinesen gar nicht vor

Gericht und verwirkten ihre Bürgschaft, von der es sich dann jedesmal unfehlbar herausstellte, daß sie von „Strohbürgen“ gemacht worden war.

Chinesische Matrosen und Aufwärter, die auf amerikanischen Schiffen dienten, setzten es ohne Schwierigkeit durch, daß ihnen das Kommen und Gehen frei gestattet wurde, denn das Schiff war ja amerikanischer Boden und als solcher ein Theil des Territoriums dieser Republik, den jene Seefahrer nie verlassen hatten! Landeten doch unter dieser richterlichen Entscheidung in zwei Jahren nicht weniger als tausend chinesische Matrosen ohne Certifikate in San Francisco! — Ein new-yorker Solon gab die Entscheidung ab, daß chinesische Köche keine Arbeiter seien und auch keine Handwerker und Tagelöhner wären, folglich wie Kaufleute und Studenten behandelt werden müßten; ein Weisheitsspruch, der unter allen mongolischen Schüsselwaschern große Befriedigung hervorrief. — Ein richterlicher Erlaß besagte, daß jeder hier ansässige chinesische Geschäftsmann seine Söhne aus China kommen lassen dürfe; ein anderer gestattete es jedem hier lebenden Asiaten, seine Gemahlin aus dem Himmlischen Reiche herkommen zu lassen. Infolge dieser Entscheidungen brachten die nächsten Dampfer eine Menge von mandeläugigen Jünglingen aus Hongkong, die hier ihren Papa suchten, und auch leicht einen Landsmann fanden, der zu diesem Namen schwur. Ein Dampfer hatte nicht weniger als 60 chinesische Frauenzimmer an Bord, und für jede derselben fand sich ein Schlitzäugiger, der den Eid leistete, sie sei mit ihm verheiratet! — Das Durchreisen von Chinesen, die aus Cuba, Britisch Columbia Honolulu, Panamá und anderen auswärtigen Plätzen kamen, wurde auch vermittelst eines richterlichen Spruchs gestattet, obgleich es ein Kunststück war, einen Mongolen, der z. B. aus Cuba in New-York anlangte, auch sicher über den Kontinent und ehe er unterwegs verschwand, an Bord eines von San Francisco nach Hongkong fahrenden Dampfers zu lotsen. — Daß Tausende von Kulis ihre Certifikate in China verkauften, war ein öffentliches Geheimnis. Die Personalbeschreibung des Mandeläugigen, der in San Francisco landen wollte, stimmte jedoch fast immer mit seiner Erscheinung; derselbe schwor, ohne die geringsten Umstände zu machen, jeden beliebigen ihm vorgelegten Eid, daß er der rechtmäßige Besitzer des Certifikats sei, — und damit war die Sache erledigt. Ein Mandarin in Canton trieb den Certifikatsschwindel en gros und wurde erst nach längerer Zeit durch den amerikanischen Konsul dazu veranlaßt, sich etwas mehr in acht zu nehmen. Es hat sich herausgestellt, daß 676 Zopfträger mit solchen sogenannten „Canton Certificates“ ohne Beglaubigung der chinesischen Regierung in San Francisco gelandet sind. Es würde zu weit führen, alle die Schliche und Kniffe und

falschen Eide der dem Restriktionsgesetz ein X für ein U machenden Mongolen hier aufzuzählen. Einige Senatoren in Washington sprachen die Meinung aus, daß es unmöglich sein würde, ein Restriktionsgesetz zu formulieren, das von den Chinesen mit Hilfe ihrer falschen Eide und der ihnen liebevoll zugethanen Gerichtshöfe nicht umgangen werden könnte und daß sich stets Hinterthüren finden würden, durch welche die Kulis hereinschlüpfen könnten.

Im December 1883 unternahmen es die californischen Abgeordneten, dem Kongreß einige die Restriktionsakte verschärfende Bestimmungen zur Annahme vorzulegen, um wo möglich dem Zufluß der Mongolen einen festeren Riegel als den alten, ziemlich morsch gewordenen, vorzuschieben. In dieser Vorlage war der Ausdruck Kaufleute genau so definiert worden, daß sich derselbe weder auf Höker noch Hausierer beziehen sollte. Auch war darin vorgesehen worden, daß chinesische Arbeiter, die widerrechtlich nach Amerika gekommen waren, mit demselben Schiffe, auf dem sie angelangt, den Hafen wieder verlassen müßten. Keinem Chinesen sollte es gestattet sein, den Boden der Vereinigten Staaten ohne Paß zu betreten und zu verlassen, und jeder Mongole sollte gezwungen sein, vor seiner Abreise von China dort seinen von den Behörden ausgestellten Paß durch einen amerikanischen Konsul bestätigen zu lassen. Ein Zusatz dieses Gesetzes bestimmte, daß sich dasselbe nicht nur auf Chinesen, die in China wohnen, sondern auch auf solche aus allen andern Ländern beziehen sollte. Der zuletzt genannte Passus war der wichtigste in dieser Vorlage und hatte es namentlich auf das unter englischer Oberhoheit stehende Hongkong abgesehen, den Einschiffungsort aller nach Amerika reisenden Chinesen, in welchem Platze, wie erwiesen worden, die meisten Schwindeleien mit Certifikaten verübt wurden.

Als diese „Bill" am 3. Mai 1884 im Kongreß zur Debatte kam, wurden die alten chinesenfreundlichen Reden dort aufs neue vernommen; einige Abgeordnete nahmen besonderen Anstoß an dem letzten Passus, der, wie sie meinten, Albion beleidigen würde, weil man seinen Unterthanen, und wären dieselben auch Chinesen, den Eintritt in Amerika verbieten wolle. Bei der Abstimmung im Repräsentantenhause wurden 184 Stimmen für und 13 Stimmen gegen die „Bill" abgegeben. Der Senat nahm das Amendementsgesetz am 3. Juli mit 43 gegen 12 Stimmen an, und der Präsident Arthur gab demselben bereits am 5. Juli 1884 durch seine Unterschrift gesetzliche Gültigkeit. John Bull kümmerte sich, wie die Folge lehrte, gar nicht um dies Gesetz und konnte es auch nicht vernünftigerweise thun, da er es erlaubt hatte, daß seine eigenen Kolonien weit schärfere Gesetze gegen die Mongoleneinwanderung als die Vereinigten

Staaten erlassen hatten. In Neu-Süd-Wales und neuerdings auch in der Dominion Canada muß jeder Chinese, der dort landen will, zehn Pfund Sterling Eintrittsgeld bezahlen, was die asiatische Einwanderung nach jenen Ländern faktisch aufgehoben hat.

Die Befriedigung unter der Bevölkerung an der pacifischen Küste über die schnelle Annahme der zweiten verbesserten Restriktionsakte war jedoch nur von sehr kurzer Dauer. Als der Richter Field im September 1884 eine Abtheilung von 86 Mongolen, welche behaupteten, sie hätten schon früher in San Francisco gewohnt, und die sich, ohne ein Certificat zu besitzen, hier einschmuggeln wollten, nolens volens nach Hongkong zurückschicken ließ, appellirten die sechs Compagnien gegen diesen Erlaß an das Oberlandesgericht in Washington, welches endgültig entschied: „daß jeder Chinese, der den Beweis liefern könne, er habe vor der Annahme des Restriktionsgesetzes in den Vereinigten Staaten gelebt, hier auch ohne Certificat zum Landen berechtigt sei, weil er, da er vor der Annahme der Akte hier ansässig war, nicht durch die Bestimmungen derselben getroffen werden könne.“ Nach dieser, vom höchsten Gerichte im Lande mit echt amerikanischer juristischer Haarspalterei gegebenen Entscheidung wurde den Chinesen das Landen noch leichter als früher gemacht, da jeder von ihnen, wie schon auseinandergesetzt worden ist, mit der größten Leichtigkeit einige Landsleute herbeischaffen kann, die seinen früheren Aufenthalt in dieser Stadt eidlich bezeugen. Das Gegenteil davon zu beweisen, ist ganz unmöglich.

Um die Sache noch verwickelter zu machen, erließ der Schatzamtssecretär Mc. Culloch gleichzeitig ein, freilich von seinem Nachfolger wieder beseitigtes Rundschreiben an die amerikanischen Zollhausbeamten, welches die folgenden Bestimmungen enthielt:

> „Chinesische Unterthanen, mit Ausnahme von Arbeitern, welche aus anderen Ländern als China hierherkommen, dürfen landen, wenn sie einen im Ausland von einem amerikanischen Konsul unterzeichneten Paß vorzeigen können.“
>
> „Chinesen, welche sich auf der Durchreise durch die Vereinigten Staaten nach einem anderen Lande befinden, muß die Landung gestattet werden unter der Voraussetzung, daß sie sogleich mit dem nächsten Dampfer das Gebiet der Vereinigten Staaten wieder verlassen.“

Die Mongolen verstanden es trefflich, sich diese Entscheidungen zu Nutzen zu machen. Kulis, die kein Certifikat besaßen, blieben in San Francisco ein paar Tage auf der Durchreise, meistens nach Victoria in British Columbia, und orientierten sich während ihres Hierseins über

die Ortsverhältnisse, das Aussehen der Stadt, Straßennamen u. s. w. In Victoria erzählten sie dem dort wohnenden amerikanischen Konsul, daß sie schon früher in San Francisco gelebt, es aber leider unterlassen hätten, von dort ein Certifikat mitzunehmen, worauf dieser ihnen bereitwillig einen Paß ausstellte, mit dem sie dann mit dem nächsten Dampfer nach San Francisco zurückkehrten und hier unbehelligt landeten. Lief die Sache nicht glatt ab, so ging der Kuli in San Francisco unter einem Habeas-Corpus-Befehl ans Land und brachte mit Leichtigkeit Zeugen vors Gericht, die beschworen, daß er vor dem Datum des Erlasses der Restriktionsakte schon hier gelebt hätte, — und damit war er eines ihm günstigen richterlichen Entscheids fast vollständig sicher. Die von den sechs Compagnien ohne jedwede Überwachung geführten Bücher enthalten allein 11,000 Namen von Chinesen, welche vor dem Inkrafttreten der Restriktionsakte (4. August 1882) von San Francisco nach China abreisten und zur Rückkehr berechtigt sind. Bis zum 31. Juli 1885 landeten 11,162 Asiaten auf der Durchreise in San Francisco, die fast alle hierher zurückgekehrt sind, ehe die Instruktion Mc. Cullochs nach zwölfmonatlicher Gültigkeit von seinem Nachfolger, dem Schatzamtssekretär Manning, im Februar 1886 wiederrufen wurden.

Die Einwanderung der Mongolen nahm denn auch nach dem Entscheid des Oberbundesgerichts und dem Erlaß Mc. Cullochs, wie vorauszusehen war, wieder einen flotten Aufschwung und jeder Dampfer brachte neue Scharen von Asiaten, teils direkt, teils auf der Durchreise, nach San Francisco. Allerdings waren die Gerichte mit Habeas-Corpus-Verfahren, Strohbürgschaften 2c. überlaufen; aber das war und blieb für die schlauen Zopfträger nur eine zeitweilige Unbequemlichkeit, bis sie sich den Eintritt ins Gelobte Land zu verschaffen wußten.

Unsere Nachbarn in British Columbia, welches eine Provinz der Dominion Canada ist, haben seit Jahren einen ähnlichen Kampf wie Californien gegen die Chineseneinwanderung geführt. Im Juli 1885 gelang es ihnen endlich, im canadischen Parlament ein Restriktionsgesetz durchzusetzen, das wie das amerikanische die Einwanderung von Kulis verbietet und die Rückwanderung von Asiaten, die zu Besuch nach ihrer Heimat gehen, gestattet. Die Zahl der chinesischen Passagiere, welche ein Schiff befördern darf, ist durch jenes Gesetz auf einen Passagier für jede 50 Tonnen beschränkt und eine Taxe von 50 Dollars auf jeden Mongolen gelegt, der noch nicht in Canada war und dort einwandern will. Die chinesische Bevölkerung der sehr spärlich bewohnten Provinz British Columbia beträgt etwa 18,000 Köpfe, ein im Vergleich mit Californien noch höherer Prozentsatz von Asiaten zur Gesamtbevölkerung

jenes Landes. Für die amerikanischen Gebiete an dieser Küste ist das canadische Restriktionsgesetz von großem Vorteil gewesen, da es sich als unmöglich herausgestellt hat, die Mongolen vom Überschreiten der ausgedehnten Grenzlinie zwischen British Columbia und dem Territorium Washington zurückzuhalten, so daß eine verminderte Einwanderung von Asiaten nach jener canadischen Provinz allen Länderteilen an dieser Küste indirekt zu gute kommt.

Das Königreich Hawaii hat am 1. April 1886 die fernere Einwanderung von Handel treibenden Chinesen auf 25 Köpfe für jedes Schiff beschränkt, die von Arbeitern ganz untersagt. Dagegen werden solchen Asiaten, die auf den Inseln als Kaufleute ansässig sind, bei ihrer Abreise nach China Pässe gegeben, welche sie berechtigen, von dort nach Honolulu zurückzukehren. Arbeitern werden keine Pässe verabfolgt. Diese Maßregel war durchaus notwendig, um zu verhindern, daß das Inselreich, in dem sich die eingeborene Bevölkerung stetig vermindert, nicht binnen kurzer Zeit ein kleines China werde. 1884 betrug die Einwohnerzahl des Königreichs Hawaii 81,000 Seelen — und zwar 36,000 Eingeborene, 20,000 Weiße, 17,000 Chinesen (deren Zahl sich seitdem ansehnlich vermehrt hat) und 8000 Bewohner vermischten Bluts.

Ich habe in dem Vorhergehenden den Verlauf und die lose Handhabung der in den Vereinigten Staaten erlassenen Restriktionsgesetze eingehend geschildert, um dem Leser einen Begriff von den Schwierigkeiten zu geben, auf dieser Grundlage bei der Verlogenheit der Asiaten, der geschickten Parteinahme ihrer vielen östlichen Freunde und der bekannten Haarspalterei amerikanischer Gerichte eine endgültige Lösung der verwickelten Chinesenfrage zu erreichen. Die Kündigung des Burlingame-Vertrags und das Verbot aller ferneren Einwanderung der Asiaten wäre natürlich die einfachste Lösung; aber dazu wäre der Kongreß schwerlich eher zu bestimmen, als bis die Asiaten in Massen auch die östlichen Großstädte überschwemmen, wozu vorläufig noch wenig Aussicht vorhanden ist. Als im vorigen Jahre der Plan in den hiesigen Zeitungen besprochen wurde, ob es nicht an der Zeit sei, 10,000 oder 20,000 unserer Kulis auf Staatskosten nach dem Osten zu befördern, gerieten dortige tonangebende Journale ganz aus dem Häuschen über das schmähliche Unterfangen, ihnen die Mongolenbanden aufhalsen zu wollen. Natürlich, es ist ein himmelweiter Unterschied, in der sicheren Entfernung von 3000 Meilen den Menschenfreund zu spielen, als die „verfolgten gutmütigen kleinen braunen Leute“ im eigenen Heim aufzunehmen!

Bedenkt man nun, daß seit mehr als 20 Jahren die Agitation gegen die Mongoleneinwanderung unausgesetzt an der pacifischen Küste

stattgefunden hat; daß man während dieser langen Zeitperiode fast kein in San Francisco oder in den Inlandstädten jenes Gebiets erscheinende Zeitung zur Hand nehmen konnte, in welcher nicht lange Leitartikel über die „gelbe Pest“ zu lesen waren und worin, seit dem Erlaß der Restriktionsgesetze, nicht von der losen Handhabung derselben und dem stetigen Sicheinschmuggeln neuer Horden von Asiaten die Rede war; daß die Californier von vielen Journalen im Osten der Union konsequent als Pöbel gebrandmarkt und die Mongolen als Märtyrer hingestellt wurden; daß schriftstellernde Reisende, ohne das geringste Verständnis von der Chinesenfrage zu haben, die entstellendsten Berichte über uns in die Welt hinauszuschicken beliebten, — nimmt man auf diese jedem Californier bekannten Thatsachen Rücksicht, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß sich hier, insbesondere unter der weißen Arbeiterklasse allmählich eine Verbitterung der Gemüter herausgebildet hat und daß, namentlich in entlegeneren Gemeinwesen mit einer mehr selbstgewillten Bevölkerung, der Entschluß zur Selbsthülfe gegen die Mongolenüberschwemmung reif geworden ist. Was die weiße Arbeiterbevölkerung San Franciscos anbelangt, so ist dieselbe weniger zu Excessen geneigt, als die in irgend einer östlichen Großstadt. Die Hauptursache davon ist wohl darin zu suchen, daß in San Francisco unter der arbeitenden Volksklasse keine eigentliche Armut, keine Not herrscht, was wieder teils durch die Verhältnisse des neuen Landes, teils durch das Klima bedingt wird. Ein Winter wie im Osten der Union und Mangel an Nahrung und Kleidung müßten auch hier bald genug zu blutigen Excessen, selbstverständlich gegen die Asiaten, führen, die bei zunehmender Zahl die weißen Arbeiter schließlich doch ganz an die Wand drängen würden. Bis jetzt sind in sage 30 Jahren nicht so viele Chinesen von Weißen an der ganzen Küste getötet worden, als Menschen in einem der „Riots“ in New-York, Chicago, Cincinnati, Pittsburg 2c. ums Leben kamen!

Seit Herbst 1885 hat sich die Antichinesenbewegung in Californien und den angrenzenden Ländergebieten wieder schärfer als je zugespitzt; es wurde die Selbsthülfe aufs Programm gesetzt, denn man war es müde geworden, sich noch länger auf den Schutz der jämmerlichen Restriktionsgesetze zu verlassen. Leider ist eine erkleckliche Anzahl von Ausschreitungen weißer Arbeiter gegen die Mongolen bei dieser Volksbewegung zu verzeichnen, die sich auf keine Weise entschuldigen lassen. Die schmählichste Chinesenhetze fand anfangs September 1885 in den Kohlenbergwerken bei Rock Springs im Territorium Wyoming statt, bei welcher Gelegenheit die wehrlosen Asiaten wie eine Herde Schafe von Wölfen überfallen und ins Gebirge getrieben wurden. 28 Chinesen fanden

dabei ihren Tod, viele wurden verwundet, ihre Hütten wurden niedergebrannt und haarsträubende Excesse verübt. In den Ortschaften am Puget Sund im Territorium Washington wohin sich die Asiaten fortwährend über die Grenze aus British Columbia einschmuggelten, wurde den dort wohnenden Mongolen der Befehl zugestellt, das Land sofort zu verlassen, wobei es in Seattle zwischen der Miliz und den Aufrührern zu einem blutigen Konflikt kam. In vielen Inlandstädten Californiens bildeten sich Bürger-Comités, welche den Chinesen die Weisung gaben, ihre Wohnsitze binnen 24 Stunden zu verlassen, — ein ganz barbarischer Ukas, dem aber die furchtsamen Mongolen stets schleunigst gehorchten. In den unter der direkten Autorität des Bundes stehenden Territorien schritten Militär und Gerichte zum Schutz der Chinesen ein; in den selbständigen Staaten dagegen geschah so gut wie gar nichts zum Schutz der Chinesen. Da es hier nicht zum Blutvergießen kam, so ließ man diesen aufs strengste zu verdammenden Ausweisungen der Asiaten ihren freien Lauf.

In San Francisco unternahm es ein, zu der verantwortlichen Stellung eines Coroners*) erwählter Agitator mit Namen O'Donnell — der sich Doktor tituliert und sogar auf den Gouverneursposten in Californien spekuliert — die Rolle eines Dennis Kearny zu spielen, und hielt wie dieser wahnwitzige Antichinesenreden auf dem „Sand lot“. Ein nichtswürdiger Straßenumzug, wobei die seiner Horde begegnenden friedfertigen Chinesen auf eine ganz schändliche Weise gemißhandelt wurden, war jedoch der ganze Erfolg der aufrührerischen Redeübungen des verrückten Doktors! Vor einigen Jahren reiste derselbe O'Donnell mit chinesischen Aussätzigen im Lande herum. Seine Absicht, eine Rundreise durch die östlichen Staaten mit einer erlesenen Schar jener bejammernswerten Geschöpfe zu machen, wurde nur durch die Weigerung der Pacificbahn, eine derartige Gesellschaft zu befördern, vereitelt. Ich will hier erwähnen, daß die Stadt San Francisco bereits zum dritten Mal sämtliche Aussätzige, die in Californien zu finden waren, auf ihre Kosten nach Hongkong zurückgeschickt hat. Im Jahre 1885 wurden 18,523$^{67}/_{100}$ Dollars für diesen lobenswerten Zweck verausgabt.

Außer den vorhin geschilderten Ausweisungsmaßregeln wurde seit Beginn 1886 durch die nach Tausenden zählenden „Ritter der Arbeit“

---

*) Der „Coroner“ (Leichenbeschauer) beruft bei jedem zu seiner Kenntnis kommenden unnatürlichen Todesfall eine Jury, welche die Art und Weise des Todes festzustellen hat und ihre Meinung abgeben muß, ob ein Mord vorliegt. In diesem Fall müssen die Gerichte sofort einschreiten.

(Knights of labor) der bekannte **Boycott** planmäßig gegen die Chinesen in Scene gesetzt, — d. h. eine Art Vehme, die namentlich gegen die Fabrikbesitzer gerichtet war, welche Asiaten beschäftigten, sowie das Nichtkaufen aller von Chinesen verfertigten Produkte. In den kleinen Ortschaften wurden Dampfwäschereien errichtet, die Besitzer vieler Fabriken fanden es für gut, meistens freiwillig weiße Arbeiter statt der früher beschäftigten Mongolen anzustellen. Unklugerweise wurde der Boycott von den Asiaten selbst bereits im Oktober 1885 in einer hiesigen Cigarrenfabrik zuerst in Anwendung gebracht, indem sie verlangten, daß die daselbst angestellten weißen Arbeiter entlassen werden sollten. Die Folge davon war, daß ungefähr 700 weiße Cigarrenarbeiter aus dem Osten verschrieben wurden (von diesen blieben jedoch nur 400 in San Francisco); man drehte den Spieß einfach um und verschärfte die Maßregel ins hundertfache auf alle möglichen Geschäftszweige, und jetzt ist der sonst allem individuellen Recht und der freien Selbstbestimmung Hohn sprechende Boycott, diese Tyrannei der Masse gegen das Kapital, den Mongolen bereits unbequemer geworden, als alle Restriktionsgesetze. Tausende von Asiaten, welche aus den Fabriken entlassen wurden, liegen mit ihren aus den Inlandstädten verscheuchten Brüdern (die sämtlich nach San Francisco gekommen sind) den sechs Compagnien zur Last, die chinesischen Großhändler der Metropole vermögen fast gar keine Waren mehr an die in den Landstädten wohnenden, durch den Boycott arg geschädigten chinesischen Kleinhändler abzusetzen und Bankerotte unter diesen sind an der Tagesordnung. Der Zufluß von Mongolen aus China hat denn auch infolge jener Vehme bedeutend nachgelassen. Allerdings hat ein Bundesrichter den Boycott bereits als strafbar erklärt; wie aber die Gerichte es anfangen wollen, in Californien Strafen gegen einen Boycott, der speziell gegen Chinesen und deren Arbeitsgeber gerichtet ist, in Ausführung zu bringen, bleibt ein Buch mit sieben verschlossenen Siegeln!

Auf chinesische Hausdiener, sowie auf die in den Agrikulturdistrikten arbeitenden Asiaten ist der Boycott gottlob nicht auf summarische Weise in Anwendung gebracht worden, denn selbst die grimmigsten Mongolenfeinde sehen ein, daß dadurch die für Californien so überaus wichtigen Interessen des Ackerbaus, der Obstzucht, der Weinkultur rc. aufs schlimmste geschädigt werden müßten. Es wäre ganz unmöglich, die vielen Tausende in jenen Zweigen beschäftigten fleißigen und zuverlässigen Chinesen plötzlich durch Weiße zu ersetzen. Auch beköstigen die chinesischen Arbeiter sich selbst, und sie nehmen mit ganz primitiven Wohnstätten vorlieb; mit weißen Arbeitern müssen ganz andere Anordnungen getroffen werden,

die sich nur nach und nach ausführen lassen. Chinesische Köche sind auf den größeren Farmen noch auf lange Zeit hinaus ganz unentbehrlich. Daß die Mongolenaustreibungen und der Boycott durch die elende Handhabung der Restriktionsgesetze direkt veranlaßt worden sind, muß jeder unparteiische Beobachter der letzten Antichinesenbewegung zugestehen; aber durch solche tyrannische Maßregeln wird die Chinesenfrage nie und nimmer gelöst werden, so unbequem dieselben auch den Asiaten sein mögen.

Eine schwierig zu beantwortende Frage ist diese: hat sich die chinesische Bevölkerung in den Vereinigten Staaten seit 1882 vermehrt oder verringert? Erst die nächste Censusaufnahme kann darüber genaue Auskunft ertheilen. (Über die ungefähre Zahl der zur Zeit der Censusaufnahme von 1880, sowie zur Zeit des Erlasses der ersten Restriktionsakte [4. August 1882] in den Vereinigten Staaten lebenden Chinesen habe ich schon früher berichtet.) Ich bin der Ansicht, daß sich die Mongolenbevölkerung im Inlande der pacifischen Gebiete seitdem ansehnlich verringert, daß sie sich dagegen in San Francisco und auch in den östlichen Großstädten vermehrt hat. Am 23. Juni 1886 waren 26,967 Certifikate rückständig, was mit den bereits erwähnten 11,000 Namen auf den Büchern der sechs Compagnien von Chinesen, die vor der Annahme der Restriktionsakte nach China gereist sein sollen, und also ohne Certificate zur Rückkehr berechtigt sind, ungefähr 38,000 Asiaten ausmacht. Sollten diese Mongolen — einerlei ob sie berechtigte Eigentümer von Certifikaten sind, oder in unrechtmäßigen Besitz derselben gelangt sein mögen — noch alle in San Francisco ihr Erscheinen machen, so ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß sich die chinesische Bevölkerung Amerikas seit dem 4. August 1882 eher vermehrt als vermindert haben wird.

Was den Handel Amerikas mit China anbelangt, der den östlichen Philochinesen so sehr am Herzen liegt, so ist die Wichtigkeit desselben bedeutend übertrieben worden. Die Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten nach China belief sich in dem mit dem 30. Juni 1885 endenden Jahre nur auf 6,396,506 Dollars, die Einfuhr aus China — meistens Seide und Thee — auf 16,292,169 Dollars, wogegen England Waren im Betrag von 86 Millionen Dollars nach China sandte und etwa 50 Millionen Dollars Waren von dort bezog. Den Chinesen ist es ganz einerlei, von wem sie kaufen, wenn sie nur billig genug einkaufen können. Von den Engländern sind jene gewiß nicht liebevoll behandelt worden, und trotzdem sind sie vortreffliche Kunden von John Bull. Durch die Restriktionsgesetze hat Amerika sicherlich nichts von seinem Handel mit China eingebüßt! —

Im Sommer 1886 unternahmen es die californischen Abgeordneten nochmals, eine verschärfte Restriktionsakte durch den Kongreß zu bringen, diesmal aber leider ohne Erfolg. Nach dem Wortlaut des neuen Gesetzvorschlags sollte die chinesische Einwanderung auf weitere 10 Jahre suspendiert sein; das Paßsystem war bis in die kleinsten Einzelheiten ausgearbeitet worden, auch Photographien der darin beschriebenen Mongolen sollten in San Francisco zurückbehalten werden; durchreisenden Chinesen war jede Gelegenheit benommen, sich hier einzuschmuggeln; Schiffe durften nur einen chinesischen Passagier für jede 50 Tonnen Gehalt mitnehmen ꝛc. Diese „Bill" wurde vom Senat einstimmig angenommen; im Repräsentantenhause dagegen wurde sie durch die Chinesenfreunde verschleppt und kam vor der Vertagung (6. August) gar nicht zur entscheidenden Abstimmung. Eine von 55,000 „Rittern der Arbeit" unterzeichnete ½ englische Meile lange Bittschrift, worin strengere Maßregeln gegen die Mongoleneinwanderung verlangt wurden, blieb gleichfalls erfolglos. Es waren namentlich die Schandthaten in Rock Springs, das Vertreiben der Chinesen aus vielen Landstädten an der pacifischen Küste, sowie der tyrannische Boycott, die es den Mongolenfreunden im Repräsentantenhause leicht machten, die Entscheidung der „Bill" bis zum nächsten Jahre hinauszuschieben, — dies sind die einfachen Thatsachen! Die Bevölkerung an der pacifischen Küste hat den Mißerfolg im Kongreß diesmal nur sich allein zuzuschreiben!

Die Pflicht der Behörden sowohl als die der gesamten weißen Bevölkerung an dieser Küste ist es nun, alle Gewaltmaßregeln gegen die Chinesen zu vermeiden, dann werden unsere Brüder im Osten der Union wohl allmählich zu der Einsicht gelangen, daß es eine Notwendigkeit ist, die Thore dieses Landes für eine so unhomogene Race, wie jene es sind, ein für allemal, fest zu verschließen. Es ist wahrlich die höchste Zeit, daß die Agitation, welche durch die leidige Chinesenfrage veranlaßt wird, endlich einmal aufhört, damit dies an natürlichen Hülfsquellen so überreiche Land sich in Ruhe auf dem Wege des Fortschritts weiter entwickeln könne! Allerdings ist die Anwesenheit einer beschränkten Anzahl von Asiaten für Californien jetzt noch eine Notwendigkeit; aber auf ein Menschenalter hinaus wird die Zahl der an dieser Küste wohnenden Mongolen allen Bedürfnissen des Landes vollständig genügen. Der Übergang von chinesischer Kuli- und Kontraktarbeit zur freien weißen Arbeit muß, wie schon öfters betont wurde, ein allmählicher sein, und daß dies, wie beabsichtigt wurde, durch passend abgefaßte und mit äußerster Strenge zu handhabende Restriktionsgesetze erreicht werde, ist die klar vorgezeichnete Pflicht der Bundesregierung.

Den Behörden der Stadt San Francisco aber liegt die Pflicht ob, das Mongolenquartier zu säubern, die Spielhöllen, Opiumhöhlen und den ganzen Augiasstall der sich dort breit machenden Verderbnis mit dem eisernen Besen des Gesetzes auszukehren und namentlich die auf ihre Macht pochenden unverschämten reichen sechs Compagnien nicht mehr mit Glacéhandschuhen anzufassen, sondern die Regierung ihres Staates im Staate einfürallemal zu brechen.

Daß die Civilisation der Asiaten sich der kaukasischen nie und nimmer anbequemen wird, indem ihre Ansichten über Moral und Bürgerpflicht, Heiligkeit des Eides, Manneswort, In Ehren halten der Frauen u. s. w. den unsrigen so diametral entgegengesetzt wie nur denkbar sind, und jene bis jetzt nicht im entferntesten daran gedacht haben, ihre Kulturanschauung mit der europäisch-amerikanischen in Übereinstimmung zu bringen, und dabei beharren, hier einen Staat im Staate zu bilden: dies sind, nebst dem fast nicht minder wichtigen Arbeitsproblem, die Kardinalpunkte der leider noch immer nicht zur endgültigen Lösung gebrachten Chinesenfrage in Californien.

Druck von Gebr. Gotthelft in Cassel.





